



# WespA

Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten

Band 17

Wolf Peter Klein, Sven Staffeldt (Hrsg.)

Die Kodifizierung der Sprache

Strukturen, Funktionen, Konsequenzen

# WespA

Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten

Die „Würzburger elektronischen sprachwissenschaftlichen Arbeiten“ sind ein Publikationsforum für Arbeiten, die am oder in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft der Universität Würzburg entstanden sind. Auf diese Weise werden Forschungsergebnisse schnell veröffentlicht, um die sprachwissenschaftliche Diskussion zu intensivieren. Die Herausgeber sind für jede Reaktion dankbar.

Herausgeber:

Wolf Peter Klein, Matthias Schulz, Sven Staffeldt und Peter Stahl

<http://www.spr.germanistik.uni-wuerzburg.de/wespa>

**WespA.** Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten

Nr. 17 (September 2016)

Wolf Peter Klein, Sven Staffeldt (Hrsg.)

**Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen.**

ISSN: 1864-9238

ISBN: 978-3-945459-11-9

URN: urn:nbn:de:bvb:20-opus-138080



Dieses Dokument wird bereitgestellt durch den Online-Publikationsservice der Universität Würzburg.

© Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft

Julius-Maximilians-Universität Würzburg  
Institut für deutsche Philologie  
Am Hubland  
97074 Würzburg  
Tel.: +49 (0) 931 / 31 - 856 30  
Fax: +49 (0) 931 / 31 - 846 16  
<http://www.spr.germanistik.uni-wuerzburg.de>  
Alle Rechte vorbehalten.  
Würzburg 2016.

Universitätsbibliothek Würzburg  
Am Hubland  
97074 Würzburg  
Tel.: +49 (0) 931 / 31 - 859 06  
Fax: +49 (0) 931 / 31 - 859 70  
[opus@bibliothek.uni-wuerzburg.de](mailto:opus@bibliothek.uni-wuerzburg.de)  
<https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/>  
Deckblattgestaltung: Dagmar Rußner-Blank

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Perspektiven der Sprachkodexforschung nach Würzburg <i>Wolf Peter Klein</i> .....	3
<b>Historische und sprachkulturelle Aspekte</b>	
Kodifikation des deutschen Wortschatzes im 17. Jahrhundert Die Wörterbuchpläne der Fruchtbringenden Gesellschaft <i>Sebastian Rosenberger</i> .....	9
Aspekte der Freiheit beim Prozess der sprachlichen Standardisierung und Kodifizierung Am Beispiel des BKMS (Bosnisch/Kroatisch/Montenegrinisch/Serbisch) <i>Vedad Smailagić</i> .....	26
Kodifizierung als Überlebensstrategie? Orthographische Kodifizierungsversuche in Pennsylvania Deutsch <i>Barbara Hans-Bianchi</i> .....	42
<b>Sprachberatung und aktuelle Nutzerforschung im Kontext</b>	
Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung Das Beispiel <a href="http://www.grammatikfragen.de">www.grammatikfragen.de</a> <i>Mathilde Hennig &amp; Dennis Koch</i> .....	70
Sprachberatung im interaktiven Web <i>Eva Breindl</i> .....	85
Rezeptionsorientierter Umgang mit Varianzausdrücken bei grammatischen Zweifelsfällen <i>Stephanie Lotzow</i> .....	110
Präskription durch Deskription? Zur normativen Kraft der Kodizes <i>Patrick Beuge</i> .....	138
<b>Strategien und Muster der Sprachkodifizierung im Fokus</b>	
Modalisierte Assertionen in Kodizes Zu Formulierungsstrategien im Duden-Band 9 „Richtiges und gutes Deutsch“ <i>Franziska Eber &amp; Paul Rössler</i> .....	149
Ignorieren, Markieren, Hierarchisieren Normative Handlungen in deutschen Kodexschriften <i>Dominik Banhold</i> .....	162

Grammatik als Palimpsest Zur Ableitung des Kodex aus intertextuellen und metatextuellen Verweisstrukturen <i>Sebastian Stark</i> .....	177
Zur Verbreitung von Inhalten des Sprachkodex Die Regeln zur Kommasetzung in der Amtlichen Regelung und ihre Vermittlung im Bereich Deutsch als Fremdsprache <i>Eva-Maria Meier</i> .....	194
<b>Zur Kodifizierung von Aussprache und Schreibung</b>	
- <i>ier(en)</i> vs. - <i>ir(en)</i> Die Verbendung und ihre Schreibung in Geschichte und Erwerb <i>Nanna Fuhrhop &amp; Franziska Buchmann</i> .....	212
Das Wałęsa-Syndrom II Einige Überlegungen zur Realisation polnischer Eigennamen mit <ę>, <ą> und <ł> in der deutschen Standardaussprache <i>Robert Skoczek</i> .....	237
Niederländische Aussprachewörterbücher 1970 – 2000 Variation sowie Konzepte und Begriffe für die enthaltene Varietät <i>Sabine Strauß</i> .....	251
<b>Zur Kodifizierung der Syntax</b>	
Syntax der gesprochenen Sprache und Kodifizierung <i>Jan Georg Schneider</i> .....	272
Emissionsverben und Argumentstrukturmuster Empirie und lexikographische Kodifizierung im DaF-Umfeld <i>Meike Meliss</i> .....	285

# **Einleitung:**

## **Perspektiven der Sprachkodexforschung nach Würzburg**

WOLF PETER KLEIN

Die Beiträge in diesem Band gehen auf eine Tagung zurück, die am 26. / 27. Februar 2015 am Institut für deutsche Philologie der Universität Würzburg stattfand. Das Motiv für die Organisation der Tagung basierte auf einer spannungsvollen Ausgangslage. Sie betrifft unsere Kenntnis des Neuhochdeutschen und wurde als Ansatzpunkt für die sprachwissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen bei dem Treffen genommen: Immer wieder liest man nämlich davon, dass die neuhochdeutsche Sprache eine kodifizierte Sprache sei. Demnach gibt es seit spätestens dem 18. Jahrhundert einen Sprachkodex, in dem verzeichnet sein soll, was im Deutschen richtig und falsch ist. In der älteren Zeit gab es noch keine vergleichbare Instanz, durch die das Deutsche einer stetigen und nachhaltigen Bewertung unterworfen worden wäre. Die Eigenschaft der Kodifiziertheit unterscheidet demnach das Neuhochdeutsche fundamental von der alt-, mittel- und frühneuhochdeutschen Sprache, ebenso von vielen anderen Sprachen (und Dialekten), die bis heute über keinen Sprachkodex verfügen. Das alles ist sicher richtig, aber in vielen Details, Strukturen und Auswirkungen erstaunlich wenig erforscht, geschweige denn auf breiter Front theoretisch konzeptualisiert und empirisch erschöpfend erfasst. Mit anderen Worten, wenn es richtig ist, dass die Kodifiziertheit des Neuhochdeutschen eine wesentliche Existenzform dieser Sprache darstellt, dann wissen wir eigentlich viel zu wenig darüber, wie diese Kodifizierung beschaffen ist, zustande kam und zukünftig aussehen sollte. Der gesamte Komplex gewinnt auch deshalb eine besondere Brisanz, weil Kodifizierungen aus sprachwissenschaftlicher Sicht nicht selten als ungerechtfertigte, präskriptive Eingriffe in den natürlichen Entwicklungsweg einer Sprache verstanden und als solche prinzipiell abgelehnt, man könnte wohl auch sagen: verdammt werden.

Im *Call for Papers* für die Würzburger Tagung führten diese Einschätzungen zur (exemplarischen) Auflistung der folgenden Problemkomplexe, die bei dem Treffen bearbeitet werden sollten:

- Was ist ein Sprachkodex? Wie ermittelt man, was warum dazugehört?
- Wer erstellt einen Sprachkodex aus welchen Gründen und mit welchen Zielen? In welcher Beziehung steht die Existenz von Sprachkodizes zur (Entwicklung der) Sprachwissenschaft?
- Welche Normgehalte werden mit welchen Intentionen und Konsequenzen in einem Sprachkodex auf welche Art und Weise formuliert? Welche sprachlichen Phänomene geraten warum und in welcher Intensität in den Blick der Sprachkodifizierung? Wie wirken sich sprachliche Zweifelsfälle aus?
- Wie ist ein Sprachkodex formuliert? Wie entfaltet er seine Wirkung, insbesondere in Relation zu den unterschiedlichen Sprachebenen und in Rücksicht auf verschiedene soziale Gruppen? Welche Rolle spielen nationale Grenzen?
- Wie haben sich Sprachkodizes im Laufe der Zeit verändert? Wie beeinfluss(t)en sie möglicherweise die Entwicklung einer Sprache? Lassen sich positive von negativen Auswirkungen von Sprachkodizes unterscheiden?
- Wie sollten Sprachkodizes sinnvollerweise beschaffen sein? Wie könnte bzw. sollte ihre Zukunft aussehen? Wer sollte Sprachkodizes erstellen? Wer nicht?

Es war sehr erfreulich, dass viele sprachwissenschaftliche Kolleginnen und Kollegen dem Aufruf folgten und an der Würzburger Tagung teilnahmen. Dadurch ist eine Reihe innovativer und weiterführender Forschungsbeiträge zum Tagungsthema entstanden. Sie führen unter anderem zu der Erkenntnis, dass die Erforschung der Sprachkodifizierung aus vielen Perspektiven vorangetrieben werden muss. Wenn Sprachen kodifiziert werden, ist nämlich mit zahlreichen sprachbezogenen Aktivitäten und Konsequenzen zu rechnen. Die kodifizierenden Bewegungen bringen metasprachliche Instanzen hervor, die in der betroffenen Sprachgemeinschaft mannigfaltige Funktionen erfüllen und unterschiedliche Wirkungen nach sich ziehen können. Sie erreichen fast jedes sprechende Individuum, insofern es ein mehr oder weniger reflektiertes Verhältnis zu seiner Sprache besitzt. Und wer hätte das nicht? Mit einem Satz: ein Sprachkodex ist ein vieldimensionales Phänomen, für das folglich mehr als eine Subdisziplin der Sprachwissenschaft zuständig sein muss. Ich nenne hier nur systemlinguistische (phonetisch-phonologische, graphematische, morphologische, syntaktische), soziopragmatische, sprachpolitische, sprachkulturelle, sprachhistorische, lexikographische, sprachbewusstseins- sowie sprachwissenschaftsgeschichtliche Blickrichtungen und Gegenstandskonstitutionen.

Die Referate der Tagung wurden nun ausgearbeitet und schriftlich formuliert. Auch die Diskussionen der Tagung konnten so an vielen Punkten in diesen Band eingehen. Darüber hinaus wurden hier einzelne Beiträge aufgenommen, die aus unterschiedlichen Gründen nicht auf der Tagung präsentiert werden konnten, aber sachlich einschlägig für die Erforschung von Sprachkodifizierungen sind.

Selbstverständlich werden mit den vorliegenden Aufsätzen die oben im *Call for Papers* angesprochenen Fragen und Problemkomplexe nicht in dem Sinne beantwortet, dass nun alles geklärt sei. Manche Fragen aus dem *Call for Papers* wurden zudem mehr oder weniger links liegen gelassen und gar nicht weiter aufgegriffen. An einigen Stellen sind wir nun allerdings zweifellos schlauer als zuvor. Dieser Erkenntniszuwachs lässt sich skizzenhaft in verschiedenen sachlichen Abschnitten verfolgen. Sie wurden wie folgt der Kapitelreihe des vorliegenden Bandes zugrundegelegt. Ganz grob wird man zunächst sagen können, dass sich die Beiträge vom Allgemeinen zum Speziellen, von übergreifenden Aspekten zu Detailstudien bewegen. Es kann dabei nicht genug betont werden, dass auf allen Feldern Forschungsbedarf besteht. Auch die terminologischen Aspekte der Sprachkodexforschung sind noch längst nicht ausreichend (und einheitlich) geklärt. Das zeigt sich schon beim zentralen Begriff *Sprachkodex*. Genau besehen, wird er in den folgenden Beiträgen nicht immer auf dieselbe Art und Weise verstanden. Insgesamt lässt sich vorweg resümieren: Sowohl theoretisch-terminologisch-historische Untersuchungen als auch empirische Spezialstudien mit präzisen Datenerhebungen zu einzelnen Aspekten der Kodifizierung sind für die Forschung von großem Interesse. Erstere finden sich eher zu Beginn dieses Bandes, letztere eher gegen Ende.

SEBASTIAN ROSENBERGER eröffnet den ersten Abschnitt, in dem „Historische und sprachkulturelle Aspekte“ aufgegriffen werden. Er rekapituliert in seinem Aufsatz die frühe lexikographische Kodifizierung des Deutschen im 17. Jahrhundert. Darin wird insbesondere gezeigt, wie verwoben und voraussetzungsreich die lexikographischen Kodifizierungsambitionen waren und auf welche Art und Weise sich die zeitgenössische Diskussion im Laufe der Zeit entwickelte. VEDAD SMAILAGIĆ greift mit dem Beispiel des BKMS (Bosnisch / Kroatisch / Montenegroinisch / Serbisch) einen ganz anderen historisch-kulturellen Kodifizierungskontext auf. Er hebt sich an wesentlichen Punkten deutlich von dem Horizont der deut-

schen Sprache ab. Daraus kann man nicht zuletzt lernen, dass die Mechanismen und Voraussetzungen der Kodifizierung des Deutschen nicht einfach auf andere Sprachen bzw. Sprachbünde übertragen werden dürfen. In allen Fällen ist freilich, vor allem zu Beginn der Kodifizierung, mit einer Durchdringung von sprachbewusstseinsgeschichtlichen und (sprach-)politischen Ambitionen zu rechnen. Die Kodifizierung einer Sprache lässt sich niemals auf die neutrale Dokumentation und Aufarbeitung sprachlicher Tatsachen reduzieren. Davon zeugt auch, wiederum in einem ganz anderen sprachkulturellen Kontext, der Aufsatz von BARBARA HANS-BIANCHI. Dort geht es um das sog. *Pennsylvania Deitsch* und die verschiedenen Stränge und Bewegungen, die im Laufe der Zeit zu seiner Kodifizierung beigetragen haben. Evident wird hier, dass Sprachkodifizierung viel mit Sprachkonservierung und – wenn man so will – Sprachschutz zu tun haben kann.

Mit dem Beitrag von MATHILDE HENNIG und DENNIS KOCH beginnt ein Abschnitt, in dem der Zusammenhang der Sprachkodifizierung mit modernen Formen der Sprachkonsultation thematisiert wird („Sprachberatung und aktuelle Nutzerforschung im Kontext“). HENNIG und KOCH entwickeln die begründete und gut belegte Auffassung, dass die sprachberatenden Aktivitäten, die sie im Rahmen ihres einschlägigen Internet-Forems entfalten, als (Quasi-)Kodifizierungen des Deutschen verstanden werden können. Die Rede ist vom „Kodifizierungspotenzial“ der Sprachberatung. Damit wird der traditionelle Begriff des Sprachkodex um eine realistische, dynamische Bedeutungskomponente erweitert. Sie ergibt sich aus dem interaktiven Zusammenspiel zwischen wissenschaftlichen Sprachexperten und ratsuchenden Laien. Vor diesem Hintergrund sind auch die Ergebnisse der Untersuchung von EVA BREINDL einzuordnen. Sie analysiert aktuelle Internet-Foren, in denen explizit Sprachprobleme und Sprachfragen behandelt werden. Daraus wird deutlich, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Begriffen Laien Sprachprobleme konzeptualisieren. So ergeben sich Anhaltspunkte dafür, wie Sprachkodizes in Zukunft formuliert und strukturiert werden sollten, um nicht an den konkreten Bedürfnissen und Vorkenntnissen der Ratsuchenden vorbeizugehen. STEPHANIE LOTZOW untersucht in ihrer Studie die Ausdrücke zur Bezeichnung von Sprachvarianten, die in einem zentralen Werk der Sprachberatung zum Deutschen (DUDEN-Bd. 9) genutzt werden. Dabei hebt sie vor allem auf die Beantwortung der Frage ab, in welchem Ausmaß und unter welchen Bedingungen sich in der Laien-Wahrnehmung dieser Ausdrücke ein kodifizierendes „Präskriptionspotenzial“ entwickelt. Weiterführend ist sicher der Befund, dass Laien neutrale Varianzausdrücke bevorzugen und präskriptiv-kodifizierende Begriffe dagegen kaum schätzen. PATRICK BEUGE erörtert anhand einiger Fallbeispiele, wie der Blick von Laien auf die Kodifizierung des Deutschen konkret beschaffen ist und sich insbesondere in schriftbasierten Sprachkonzepten des „Hochdeutschen“ verkörpert.

Es folgt ein Abschnitt mit Untersuchungen, in denen die konkrete Gestalt und der Entstehungsprozess sprachkodifizierender Werke erforscht werden. Hier stehen also „Strategien und Muster der Sprachkodifizierung im Fokus“. FRANZISKA EBER und PAUL RÖSSLER analysieren und problematisieren die Formulierungen und Markierungen, mit denen im DUDEN-Bd. 9 („Richtiges und gutes Deutsch“) Informationen über bestimmte sprachliche Einheiten des Deutschen gegeben werden. Sie zeigen, dass in den Wörterbuchartikeln verschiedene „Unschärfemarker“ beobachtet werden können. Ihr schillernder Status muss einerseits mit Blick auf die sprachwissenschaftlichen Autoren des Kodex, andererseits mit Blick auf ihre Rezeption durch nicht-sprachwissenschaftliche Leser bestimmt werden. DOMINIK BANHOLD entwickelt in seinem Beitrag eine Theorie, mit der man die Entstehung einer Ko-

dexschrift als Resultat eines bestimmten Umgangs mit Sprachvarianz modellieren kann. Dazu werden am Beispiel von Schulgrammatiken unterschiedliche „normative Handlungen“ angesetzt, durch die die Sprachvarianten für den Nutzer einer Kodexschrift mit nicht-neutralen – man könnte wohl auch sagen: orientierenden – Gehalten aufgeladen werden. In dem Modell spielen nicht nur die handfesten Bewertungs- und Kontextualisierungsaspekte eine Rolle, sondern auch die bisher nur selten thematisierte Frage, ob Varianten überhaupt in den Blick der Kodifizierer geraten oder nicht (Varianteninklusion vs. Variantenexklusion). SEBASTIAN STARK geht von der Tatsache aus, dass kodifizierende Texte durch zahlreiche (explizite oder implizite) Verweise auf andere (quasi-)kodifizierende Texte ausgezeichnet sein können. Die Relevanz einer einzelnen Kodexinstanz kann sich geradezu aus seinem variierenden Zugriff auf andere metasprachliche Texte ergeben. Diese intertextuelle Verflechtung lässt sich besonders gut an DaF-Grammatiken illustrieren, die in der einen oder anderen Form auf den DUDEN-Bd. 4 („Grammatik“) bezogen sind. Aus den kodextheoretischen Überlegungen Starks lässt sich eine rezeptionsbasierte Strategie zur Identifikation und Evaluation sprachkodifizierender Texte ableiten: Ein einzelner Text steht zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt desto mehr im Zentrum eines Sprachkodex, je mehr andere metasprachliche Texte intertextuell auf ihn verweisen. Den Relationen zwischen metasprachlichen Texten mit kodifizierenden Gehalten im DaF-Kontext ist auch der Aufsatz von EVA-MARIA MEIER gewidmet. Sie untersucht die Frage, wie die Vorgaben der *Amtlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung* zur Kommasetzung in DaF-Lehrwerken aufgenommen, formuliert und verbreitet werden, wie sich also der maßgebliche Kodex-Text zur Orthographie in nachgelagerten Kodex-Instanzen manifestiert. Dabei ist interessant zu sehen, in welchen Formen sich der ursprüngliche Kodex-Text in den folgenden Rezeptionen formal und inhaltlich verändert. Es scheint sogar so zu sein, dass dadurch selbst im relativ stabilen Bereich der Orthographie-Kodifizierung ein heterogener Sprachkodex entstehen könnte.

Die letzten beiden Abschnitte des Sammelbandes setzen sich aus Detail-Studien zur Kodifizierung von Aussprache und Schreibung sowie zur Kodifizierung der Syntax zusammen. NANNA FUHRHOP und FRANZISKA BUCHMANN ermitteln und analysieren, wie die Schreibung des Suffix *-ir(en)* in der jüngeren Orthographiegeschichte des Deutschen kodifiziert wurde. Dieses Detail ist aus verschiedenen Gründen von besonderem Interesse. Zunächst geht es um eine Schreib-Kodifizierung, die im hochsensiblen Spannungsfeld von nativen und nicht-nativen Schreibungen begriffen werden muss. Außerdem steht dieser Fall für eine Kodifizierung, die gegen den zeitgenössischen Usus erfolgte, sich mit der Zeit aber weitgehend flächendeckend durchsetzen und stabilisieren konnte. Das wirft auch die Frage nach den Motiven der Kodifizierer auf, die durch ihre Intervention die Geschichte der Schreibung des Deutschen explizit und bewusst verändert haben. Ihre Kodifizierung könnte im Gegensatz dazu stehen, dass wesentliche Sprachwandelprozesse in der Regel nur als kollektive Prozesse auf den Weg kommen. ROBERT SKOCZEK beschäftigt sich nicht mit einem orthographischen, sondern einem phonetischen Kodifizierungsdetail. Er thematisiert die traditionell problematische Aussprache fremdsprachlicher Wörter am Beispiel polnischer Eigennamen im Deutschen und verbindet damit verschiedene Erwägungen zur Frage, ob und, wenn ja, wie die phonetische Kodifizierung dieser Wörter gelingen kann. Von der phonetischen Kodifikation handelt auch der Beitrag von SABINE STRAUSS, die niederländische Aussprachewörterbücher aus den letzten Jahrhunderten unter die Lupe nimmt und deren Umgang mit der faktisch vorhandenen Sprachvariation analysiert. JAN GEORG SCHNEIDER beschäftigt sich sowohl



grundlagentheoretisch als auch empirisch mit der bisher kaum näher untersuchten Kodifizierung der deutschen Syntax. Insbesondere steht hier im Raum, dass zwei wesentliche konzeptionelle Probleme angemessen beachtet werden müssen, wenn die Kodifizierung mit dem sprachwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt Schritt halten soll: zum einen die Spannung zwischen der mündlichen und der schriftlichen Sprache, zum anderen die Frage nach der Standardsprachlichkeit oder Nicht-Standardsprachlichkeit bestimmter syntaktischer Konstruktionen. Wie eine sinnvolle Kodifizierung in dieser schwierigen Lage beschaffen sein muss, ist sicher keine einfache Aufgabe, aber nach den erhellenden Darlegungen Schneiders ebenso möglich wie nötig. Für den Umstand, dass gerade bei der Kodifizierung der Syntax spezielle, bisher noch kaum systematisch erfasste Schwierigkeiten durchdrungen werden müssen, spricht auch der Aufsatz von MEIKE MELISS. Sie beschäftigt sich mit den komplexen Anforderungen, die die lexikographische Kodifizierung von deutschen Emissionsverben mit sich bringt.

Bleibt zum Schluss nur noch ein Hinweis auf einige Felder der Sprachkodexforschung, die im vorliegenden Band gar nicht oder höchstens am Rand behandelt werden. Auffällig ist zunächst, dass der Kodifizierung in den Bereichen Wortbildung und Textkonstruktion keine Beiträge gewidmet sind. Was die Textdimension angeht, so wäre beispielsweise daran zu denken, dass vor allem für einzelne Textsorten gewisse Traditionen der Kodifizierung vorliegen. Wie man etwa Bewerbungsschreiben formulieren soll, wird in vielen Büchern ausführlich geschildert. Entsprechendes existiert auch für Bewerbungsgespräche. Die Ratgeberregale der Buchhandlungen sind voll mit entsprechenden Anleitungen, wie man sich kommunikativ bei Bewerbungen verhalten sollte, um die jeweiligen Normen zu erfüllen und am Ende erfolgreich zu sein. Ähnliches gilt für Geschäftsbriefe, deren Musterhaftigkeit man faktisch bis zum 15. Jahrhundert verfolgen könnte. Auch die Mechanismen der Wortbildung wurden bisher insbesondere im Rahmen bestimmter Fachkontexte kodifiziert. Für die Abfassung von Geschäftsbriefen und die Entwicklung von Terminologien existieren bekanntlich – wie könnte es in Deutschland anders sein? – DIN-Normen. Einen ähnlichen Charakter besitzen womöglich jüngere Entwicklungen, die zu einer Verbesserung der amtlichen Verwaltungssprache führen und die Kommunikation zwischen Verwaltung und Bürgern optimieren sollen. Auch die zahlreichen Handreichungen, Empfehlungen und Erlässe zur Verwirklichung einer geschlechtergerechten und politisch korrekten Sprache könnten auf dieser Linie als Gegenstände einer systematisch orientierten Sprachkodexforschung aufgenommen werden. Oder gibt es womöglich Gründe dafür, in derartigen text- und wortbildungsbezogenen Texten etwas anderes zu sehen als Sprachkodifikationen? Wirken hier vielleicht grundsätzlich andere Mechanismen als bei der Kodifizierung von Schreibung, Aussprache und Grammatik? Ist es womöglich eine irreführende Ausdehnung des Begriffs der *Sprachkodifizierung*, wenn man ihn auch auf die oben skizzierten Bereiche der Wortbildung und Textkonstruktion anwendet?

Darüber hinaus wäre es sicher wünschenswert, wenn die vergleichenden Perspektiven der Sprachkodexforschung nicht nur gelegentlich angedeutet, sondern tatsächlich systematisch ausgebaut würden. Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede finden sich in den Kodifizierungstraditionen unterschiedlicher Sprachen? Wie wirken sich unterschiedliche historische, soziale, ökonomische, juristische und politische Rahmenbedingungen auf die Inhalte und Formen der Sprachkodifikation aus? Könnte man vielleicht davon sprechen, dass demokratische und undemokratische, liberale und illiberale, konservative und progressive, teure

und billige, gerechte und ungerechte, europäische und nicht-europäische Formen der Sprachkodifikation zu unterscheiden sind?

Über allem schwebt nicht zuletzt die bisher wenig systematisch thematisierte Frage, wie – prinzipiell gesehen – eine gelungene Sprachkodifizierung aussehen könnte. Wie müß(t)en die maßgeblichen Instanzen und Institutionen einer Sprachkodifizierung beschaffen sein, die sowohl sprachwissenschaftlich fundiert als auch hilfreich für Nicht-Sprachwissenschaftler wären? Mit anderen Worten: Mit welchen Formen von Sprachkodifikation könnten sich alle Sprachwissenschaftler positiv identifizieren und zugleich die gerechtfertigten Bedürfnisse und Fragen von Nicht-Sprachwissenschaftlern angemessen bedienen lassen? Wer hier insgesamt skeptisch ist, ob ein solches Ziel überhaupt erreicht werden kann, sollte noch eine tragfähige, realistische Antwort auf die beiden letzten Fragen der Sprachkodexforschung bekommen: Brauchen wir überhaupt einen Sprachkodex? Und, wenn ja, wer wäre dann *wir*?

# Kodifikation des deutschen Wortschatzes im 17. Jahrhundert

## Die Wörterbuchpläne der Fruchtbringenden Gesellschaft

SEBASTIAN ROSENBERGER

### 1 Ziele und Konflikte des Sprachnormierungsdiskurses

Das 17. Jahrhundert markiert aus sprachhistorischer Perspektive den Übergang vom Frühneuhochdeutschen zum frühen Neuhochdeutschen und damit einhergehend den Vorgang einer allmählichen Vertikalisierung des horizontalen Varietätenspektrums, wodurch die zuvor prinzipiell gleichwertigen arealen, sozialen und funktionalen Varietäten durch eine Leitvarietät überdacht wurden, die in der Forschung als ‚Hochsprache‘, ‚Standardsprache‘, ‚neuhochdeutsche Schriftsprache‘ usw. bezeichnet wurde (vgl. dazu Reichmann 1988, 1990 u. ö.). Diese sich entwickelnde Leitvarietät wurde mit zunehmender Ausdifferenzierung seit Beginn des 16. Jahrhunderts in Grammatiken, Wörterbüchern, Sprach- und Rhetoriklehrbüchern, Briefstellern usw., später auch in Poetiken, sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Werken<sup>1</sup> diskutiert, begründet, standardisiert, kodifiziert und distribuiert, bis sie schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts so weit etabliert war, dass sie die grundsichtigen Dialekte und Soziolekte aus der Schriftsprachlichkeit heraus in die Mündlichkeit abgedrängt hatte.

Das 17. Jahrhundert bildet in dieser Entwicklung ein Scharnier, welches das noch von großer schriftsprachlicher Varianz geprägte 16. Jahrhundert mit dem durch eine, zumindest in den oberen sozialen Schichten (sofern sie nicht auf Französisch oder Latein kommunizierten), bereits weitgehend standardisierte Schriftsprache geprägten 18. Jahrhundert verbindet. Damit zeigt sich das 17. Jahrhundert als Übergangsphase, in dem Altes und Neues, Tradition und Progression aufeinandertreffen, koexistieren, sich gegenseitig befruchten und in Konflikte münden. Doch treten die Konfliktlinien, und das ist für den vorliegenden Zusammenhang entscheidend, nicht nur zwischen Alt und Neu auf, sondern sie bilden sich vor allem dann, wenn ein grundsätzlicher Konsens über die Notwendigkeit der Kodifizierung einer leistungsfähigen überregionalen Standardvarietät bereits besteht, wenn also die Frage erörtert wird, welche Form die neu zu schaffende Sprachnorm erhalten soll und nach welchen Kriterien diese zu standardisieren ist. Dies betrifft im Sprachbewusstsein der Zeit insbesondere die Schreibung einschließlich des Graphem-Inventars, die Lautung, den Wortschatz inklusive Flexion und Wortbildung und Fragen der Stilistik. Die Ebene der Syntax wie auch der Semantik ist in den einschlägigen sprachreflexiven Texten der Zeit nur rudimentär präsent, von der Textebene und der Pragmatik<sup>2</sup> ganz zu schweigen.

Der vorliegende Aufsatz konzentriert sich auf die Überlegungen zur Kodifizierung des Wortschatzes in Form eines umfassenden Wörterbuchs, die innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft, der bedeutendsten kulturpatriotischen Sozietät der Zeit, angestellt wurden. Ne-

---

<sup>1</sup> Diese Werke bilden den Sprachkodex im Sinne Kleins (2014: 222). Davon abzugrenzen ist der Begriff der Kodifikation, unter dem in diesem Beitrag der Vorgang der Begründung, der Selektion, der Verschriftlichung und der Verbreitung einer allgemein verbindlichen Standardnorm verstanden werden soll.

<sup>2</sup> Zeitgenössische Textsorten wie Rhetoriken, Briefsteller oder Formularbücher könnte man als Kodifizierungen auf Textebene verstehen. Auf pragmatischer Ebene zeigen sich am Ende des 17. Jahrhunderts erste Ansätze einer adressatenorientierten Rhetorik, wie sie etwa Christian Weises *Politischer Redner* (1683) verkörpert. Es handelt sich hierbei aber um anleitende Texte, die, wie auch die Poetiken, bestimmte Textmuster, durchaus mit präskriptivem Anspruch, beschreiben. In den sprachreflexiven Diskursen der Zeit spielen diese Textsorten als anleitende, häufig aber nicht ideologisch begründende Texte meist eine Nebenrolle.

ben den Problemen der praktischen Bewältigung eines solchen Unterfangens sollen dabei insbesondere die (sprach-)ideologischen Aspekte in den Blick genommen werden, welche sich als für die Diskursakteure handlungsleitend herausstellen.

In seiner 1644 als Anhang zum ersten Teil der *Frauenzimmer Gesprächspiele* publizierten *Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit* entwirft Georg Philipp Harsdörffer das Programm einer umfassenden Beschäftigung mit den Grundlagen der deutschen Sprache. Dieses Programm fasst er in sechs Punkte zusammen:

- I. Daß die Hochteutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande / ohne Einmischung fremder ausländischer Wörter / auf das möglichste und thunlichste erhalten werde.
- II. Daß man sich zu solchem Ende der besten Aussprache im Reden / und der zierlichsten gebunden- und ungebundener Schreibarten befleissige.
- III. Daß man die Sprache in ihre grundgewisse Richtigkeit bringe / und sich wegen einer Sprache und Reimkunst vergleiche / als welche gleichsam miteinander verbunden sind.
- IV. Daß man alle Stammwörter in ein vollständiges Wortbuch samle / der selben Deutung / Ableitung / Verdopplungen / samt denen darvon üblichen Sprichwörtern / anfüge.
- V. Daß man alle Kunstwörter von Bergwerken / Jagrechten / Schiffarten / Handwerkern / u. d. g. ordentlich zusammentrage.
- VI. Daß man alle in fremden Sprachen nützliche und lustige Bücher / ohne Einmischung fremder Flickwörter / übersetze / oder ja das beste daraus dolmetsche (Harsdörffer, *Schutzschrift*: 361 f.).

In Punkt I wird, neben der fremdwortpuristischen Einlassung, bereits das Ideal einer ‚grundrichtigen‘ Sprachnorm angeprochen, das in Punkt II weitergeführt wird. In Punkt VI wird die Übersetzung fremdsprachiger Bücher als Mittel zum Kulturtransfer genannt. Kern des Programms sind jedoch die Punkte III bis V, in denen die Normierung der Sprache durch Grammatiken und Wörterbücher sowie die Normierung der Dichtung durch die Poetik gefordert werden.

Für Ansätze zur grammatischen Normierung hatten innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft bereits Christian Gueintz mit seinem Werk *Deutscher Sprachlehre Entwurf* und Justus Georg Schottelius mit der *Teutschen Sprachkunst* (beide 1641) gesorgt. Während Gueintz' *Entwurf* jedoch bereits von den Zeitgenossen kritisiert wurde und keine breitere Rezeption erfuhr<sup>3</sup>, lieferte Schottelius mit der *Sprachkunst*, insbesondere jedoch mit der erheblich erweiterten Neuauflage *Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache* (1663) für etwa ein Jahrhundert die maßgebliche Grammatik des Deutschen, die als solche erst durch die *Deutsche Sprachkunst* von Johann Christoph Gottsched (1748) abgelöst wurde. Schwerpunkt dieser Grammatiken sind die Wortschreibung, die Flexion sowie, vor allem bei Schottelius, die Wortbildung, während die Syntax eine untergeordnete Rolle spielt.

Im Bereich der Poetik hatte Martin Opitz mit dem *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) den Maßstab für jede Beschäftigung mit der Poesie gesetzt; sein Ansatz erfuhr zahlrei-

<sup>3</sup> Zu den terminologischen, textstrukturellen und darstellerischen Mängeln der Schrift vgl. Hundt (2000: 138-152); vgl. auch Rosenberger (2015: 113 f.).

che Weiterentwicklungen und Fortschreibungen u. a. durch August Buchner (*Anleitung zur deutschen Poeterey*; gedruckt 1665), Philipp von Zesen (*Deutscher Helicon*; erste Auflage 1640) oder Harsdörffer (*Poetischer Trichter*; 3 Teile 1647-1649). In diesen Poetiken wurden, neben der Erörterung der verschiedenen Versmaße oder Reimschemata, auch z. T. detaillierte Vorgaben für eine angemessene dichterische Sprache gemacht. So forderte Buchner, dass die „Rede rein und zierlich“ sein, mit der „rechten deutschen Grammatic“ übereinstimmen und „keine *Soloecismos*“ aufweisen solle (Buchner, *Anleitung*: 20). Beispiele wie dieses zeigen, dass auch Poetiken, insbesondere solche mit präskriptivem Anspruch, zum Sprachkodex gerechnet werden müssen.

Während also die Forderungen, die Harsdörffers Programm stellt, in den Bereichen Grammatik und Poetik zum Zeitpunkt der Veröffentlichung teilweise eingelöst worden waren, stellte die Sammlung der Stammwörter in einem umfassenden Wörterbuch noch ein Desiderat dar.

Das mal mehr und mal weniger explizit formulierte Ziel dieser Bemühungen war die Begründung und Etablierung einer einheitlichen deutschen Sprachnorm, die nicht nur der Vielfalt der regionalen und sozialen Varietäten gegenübergestellt wurde, sondern die vor allem mit dem Lateinischen als der Sprache der Gelehrten und mit den ein größeres Prestige genießenden romanischen Sprachen, besonders dem Französischen, als gleichwertige Hochsprache, die den Ansprüchen einer gelehrten Literatur- und Wissenschaftssprache genüge, konkurrieren konnte. Ein Auslöser für diese Bestrebungen waren die Erfahrungen der politischen, konfessionellen und wirtschaftlichen Fragmentierung des Reiches und insbesondere der Dreißigjährige Krieg, der das Reich zum Schauplatz des Kampfes um die politische und damit auch um die kulturelle Hegemonie in Europa machte. Die Erfahrung der religiösen Spaltung, der politischen Zersplitterung und des kulturellen Rückstands gegenüber den westlichen und südlichen Nachbarn unterstützte das Trachten nach einer Kompensation in der kulturpatriotischen Erneuerung von Literatur und Sprache. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Sprache wurde zum Prestigeobjekt für das gelehrte Bürgertum, auch der Adel erhoffte sich, wie die große Anzahl an adligen Mitgliedern in der Fruchtbringenden Gesellschaft zeigt, durch Förderung und Mäzenatentum ein höheres Ansehen.

Der sprachpatriotische Diskurs des 17. Jahrhunderts entwickelte mehrere Konzepte<sup>4</sup>, welche die Konstitution einer überregionalen, den drei ‚heiligen‘ Sprachen (Hebräisch, Griechisch, Latein) zumindest gleichwertigen und den romanischen Sprachen überlegenen Standardnorm stützen sollten (vgl. dazu umfassend Rosenberger 2015).

- a) Da der zeitgenössischen Auffassung zufolge hohes ALTER<sup>5</sup> mit besonderer Ehrwürdigkeit verbunden ist, wird im Diskurs versucht, die Entstehung der deutschen Sprache so weit wie möglich zurückzudatieren; meist wird ihr Ursprung in der Babylonischen Sprachverwirrung verortet.<sup>6</sup> Ascenas, ein Urenkel Noahs (vgl. 1. Mose 10, 2 f.), in einigen Versionen auch Tuitscho genannt, führte nach der Teilung der Völker die Seinen

---

<sup>4</sup> In Rosenberger (2015) wird in diesem Zusammenhang nicht mit dem Konzeptbegriff, sondern mit dem Theorem der diskurssemantischen Grundfigur operiert. Da in diesem Beitrag jedoch keine diskurssemantischen Zusammenhänge im Mittelpunkt stehen, sondern die Denkfiguren, die für die Akteure des sprachpatriotischen Diskurses handlungsleitend waren, wird der Terminus ‚Konzept‘ im Folgenden in diesem Sinne verwendet.

<sup>5</sup> Die Konzepte werden hier und im Folgenden mit Kapitälchen markiert.

<sup>6</sup> Zum Turmbau von Babel und seiner Interpretation vgl. umfassend Borst (1957-1963); vgl. auch Rosenberger (2015: 379-390).

nach Europa und brachte die deutsche Sprache mit sich. Er ließ sich im Rheinland nieder und sein Volk verteilte sich und damit auch die Sprache in ganz Europa, so dass das Deutsche die Grundlage aller anderen europäischen Sprachen bildet (vgl. z. B. Schottelius, *Arbeit*: 34). Dieser in vielen Versionen erzählte Mythos, der seit dem späten 15. Jahrhundert existiert und auf den sich u. a. Martin Luther, Philipp Melanchthon und Johannes Turmair beziehen (vgl. Gardt 1994: 351 f.), ist ein hervorragendes Beispiel für das Konzept der ‚Invention of Tradition‘ (vgl. z. B. Hobsbawm 2011).

- b) Der deutschen Sprache wird eine besondere REINHEIT zugeschrieben. Im Anschluss an Alan Kirkness (1998) lassen sich zwei verschiedene Begriffe von ‚Reinheit‘ unterscheiden. Der engere Begriff bezieht sich auf Fremdwörter, zu denen sich sehr differenzierte Positionen finden: Während die meisten Autoren bereits seit langem etablierten Lehnwörtern das ‚Bürgerrecht‘ einräumten und nur gegen die ‚alamodischen‘ Fremdwörter vor allem aus dem Französischen polemisierten, beschränkten sich radikale Puristen wie Zesen nicht nur auf das lexikalische Material<sup>7</sup>, sondern erklärten auch einzelne Buchstaben wie das <c> oder das <q> für ‚undeutsch‘ und suchten nach alternativen Schreibmöglichkeiten; diese Radikalität wurde aber von den meisten Diskursakteuren abgelehnt. Der weitere Begriff der REINHEIT bezieht sich auf die für jede Standardisierung notwendige Variantenselektion. Konkret für das 17. Jahrhundert bedeutet dies: Die Sprache habe REIN zu sein von Regionalismen, Archaismen, Vulgarismen oder von Elementen der Gruppensprachen; all diese Phänomene wurden aus dem Ideal einer umfassenden Hochsprache ausgeschlossen. Wichtig ist die Bemerkung, dass dieses Ideal vor allem hochschichtige Varietäten im Sinn hat. So verlangt etwa Buchner, dass sich ein Dichter solcher Wörter enthalten solle, „darob ein reinlich und schamhafter Mensch einen Eckel und Unwillen fassen könnte“ (Buchner, *Anleitung*: 29 f.). Er nennt auch Beispiele für die stilistische Markiertheit einzelner Ausdrücke und gibt damit Empfehlungen für die Wortwahl.
- c) Mit dem REICHTUM ist insbesondere die *copia verborum*, der große indigene Wortschatz einer Sprache, gemeint. Die Sprachpatrioten des 17. Jahrhunderts behaupteten, oft im Anschluss an niederländische Vorbilder, dass die deutsche Sprache über eine besonders große Anzahl von Stammwörtern<sup>8</sup> verfüge und damit selbst das Lateinische und Griechische übertreffe. Der REICHTUM korreliert z. T. mit der REINHEIT, dient die Behauptung einer großen Wortcopia doch als Argument gegen die Entlehnung fremden Wortguts; andererseits zeigt sich an dieser Stelle ein inhärenter Widerspruch, denn von einem REICHTUM an dialektalen oder sozioklektalen Varianten ist nur in Ausnahmefällen die Rede, weil diese dem oben erläuterten Reinheitskonzept zuwiderlaufen.

<sup>7</sup> Zesen verdeutschte u. a. *Adresse* durch *Anschrift* oder *Bibliothek* durch *Bücherei*; gleichwohl sind bereits im Bewusstsein seiner Zeit vor allem umstrittene Ersetzungen wie *Tageleuchter* für *Fenster* oder *Jungferzwinger* für *Nonnenkloster* in Erinnerung geblieben und haben für Spott und Polemik gegen Zesen gesorgt.

<sup>8</sup> Zum Begriff des Stammworts, das zu den zentralen sprachtheoretischen Ideologemen der Zeit gehört, vgl. Gardt (1994: 160-166); vgl. die folgende Stelle mit ausgeprägter biologistischer Metaphorik: „[E]iner jeglichen Sprache Kunstgebäu bestehet gründlich in jhren uhrsprünglichen natürlichen Stammwörtern: welche als stets saftvolle Wurzelen den gantzen den gantzen Sprachbaum durchfeuchten / dessen Spröslein / Ast- und Aderreiche Zweige in schönester Reinlichkeit / steter Gewisheit und unergründender Mannigfaltigkeit / reumiglich und hoch ausbreiten lassen. Nach dem auch eine Sprache an solchen Stammwörtern kräftig und Wurtzelreich ist / kan sie auch schöne / herliche und vielfältige Früchte geben“ (Schottelius, *Arbeit*: 50). Mit den *Früchten* sind die Wortbildungen gemeint.

- d) Das sehr komplexe Konzept der EIGENTLICHKEIT behauptet prinzipiell, dass die deutsche Sprache über eine besondere Nähe zu den Gegenständen der Natur verfüge und damit eine Kongruenz zwischen Sprache und Welt herstelle. Deshalb seien Benutzer der deutschen Sprache in der Lage, in ihr die Dinge EIGENTLICH, d. h. ihrem Wesen nach auszudrücken. Dies wird an den Stammwörtern, insbesondere an Onomatopoeika, an Eigennamen und an Phrasemen festgemacht. Hinter diesem Konzept steht der für das gesamte Zeitalter virulente Glaube an die göttliche Weltordnung, nach dem durch Gottes Willen alles seinen natürlichen Platz in der Welt einnimmt (zum *ordo*-Konzept vgl. Gardt 1994: 189-226). Mit dem Verweis auf diese besondere Eigenschaft der deutschen Sprache wird die Notwendigkeit ihrer Normierung und Kodifikation begründet, denn sie sei aus diesem Grund allen anderen Sprachen fundamental überlegen. Nur dann, so die Argumentation, wenn die in der EIGENTLICHKEIT begründete GRUNDRICHTIGKEIT der deutschen Sprache hergestellt und dokumentiert sei, könne man die Gegenstände ihrem EIGENTLICHEN Wesen nach erfassen. Mit anderen Worten: Die Erforschung und Kodifikation der deutschen Sprache sind die Grundvoraussetzung für wissenschaftliche Erkenntnis, die in keiner anderen Sprache auf diese Weise erreicht werden könne. Dieser Gedankengang setzt ein Sprachkonzept voraus, das eine natürliche Kongruenz zwischen Zeichen und Bezeichnetem annimmt und daher jegliche Arbitrarität des sprachlichen Zeichens leugnen muss.

Über die Notwendigkeit der Normierung und Kodifikation der deutschen Sprache besteht unter den Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft Konsens. Bezüglich der Normierungskriterien zeigt sich jedoch ein differenziertes Bild (vgl. dazu ausführlich Josten 1976; Rosenberger 2015: 93-121). Prinzipiell lassen sich zwei gegensätzliche Standpunkte feststellen, die viel diskutiert wurden. Der Anomalismus, der hauptsächlich durch Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, das erste Oberhaupt der Fruchtbringenden Gesellschaft, und Gueintz vertreten wurde, behauptet, dass die gebildeten Stände Meißens das Normvorbild darstellten, nach deren Gebrauch man sich richten müsse. Daher sei es notwendig, diesen Sprachgebrauch zu systematisieren und über das gesamte deutsche Sprachgebiet zu verbreiten. Diese Position ist insofern problematisch, als die Hauptvertreter den Dialekt ihrer Heimat zum Normprinzip erheben, wodurch die übrigen Dialekte automatisch abgewertet werden. Zudem ignoriert der Anomalismus die Wandelbarkeit des Meißnischen Dialekts als regionaler Soziolekt und blendet damit das Faktum des Sprachwandels aus.

Die Gegenposition ist der Analogismus, für den namentlich Schottelius und Harsdörffer stehen. Für ihn ist die GRUNDRICHTIGKEIT der Sprache selbst inhärent, sie muss durch wissenschaftliche Forschung herausgearbeitet werden. In Zweifelsfällen wird die Ausdrucksform im Hinblick auf analoge Formen festgelegt. Grundsätzlich geht der Analogismus von der Sprache als einer abstrakten, ahistorischen und apragmatischen Größe aus, die zu einer quasi metaphysischen Entität hypostasiert wird, hierarchisch über den einzelnen Varietäten angesiedelt ist und in keiner von ihnen verwirklicht wird. Konsequenterweise ist für Schottelius jeglicher Sprachgebrauch ein potentieller Missbrauch der Sprache:

„Solches misbräuchliches Wesen aber entstehet vornemlich daher / daß man so wol die Letteren einzelnen Wörter verrucket und verderbet / als deroselben künstliche Bindung gar nicht beobachtet [...] sondern ein Gewerf und Gepolter machet / daß die gantze Ordnung nicht anders / als ein unordentlicher wüst-dicker Klumpf ist“ (Schottelius, *Arbeit*: 67).

Die Konflikte, die sich aus diesen gegensätzlichen Sprachauffassungen ergeben, werden vor allem zwischen Harsdörffer und Schottelius auf der einen und Gueintz auf der anderen Seite auf dem Gebiet der Grammatikographie ausgefochten. Sie spielen aber auch, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, in der Lexikographie eine Rolle.

## 2 Die Wörterbuchpläne der Fruchtbringenden Gesellschaft

Erste – noch sehr vage – Überlegungen zu einem Wörterbuch äußert Gueintz in einem Brief an Fürst Ludwig vom 1. März 1640: „[W]eil in Welschland vnd in Frankreich, anietzo die Deutsche Sprach mit großem Fleiß [...] getrieben wird, so were es gut, daß ein wörterbuch (*Lexicon*) wie auch *phrases* oder Redensartbuch mit ehesten aus den besten Schrifften man verfertigt, ans tageliecht keme“ (*Ertzschrein*: 245). Gueintz begründet seinen Vorschlag mit der potentiellen Nachfrage in den Nachbarländern, letztlich also mit dem Argument, dass die Sammlung der deutschen Wörter und Phraseme das internationale Prestige der deutschen Sprache steigern würde.

Im Jahr darauf publiziert Schottelius seine *Teutsche Sprachkunst*, in deren Vorwort er schreibt, dass er ursprünglich ein Wörterbuch habe verfassen wollen, in dem „jedes Wort zu seinem Stamme oder Wurtzel gebracht / und mit beygefügtten guten Exempelen auß allerhand Authoren erklärt würde“ (Schottelius, *Sprachkunst*: 9); letztlich habe er es jedoch für notwendiger gehalten, zunächst die grammatischen Regeln festzulegen.

Konkreter werden die Pläne erst einige Jahre später, als am 23. September 1645 Fürst Ludwig vorschlägt, dass ein Wörterverzeichnis in Gemeinschaftsarbeit erstellt werden soll. Nachdem Schottelius Interesse an einem solchen Projekt signalisiert hatte (vgl. *Ertzschrein*: 296 f.), nennt der Fürst das Wörterbuch von Georg Henisch (*Teütsche Sprach vnd Weißheit*; Augsburg 1616), das aufgrund des Todes Henischs nur bis zum Buchstaben ‚G‘ reicht, als mögliches Vorbild; in der Folge wird über dieses Wörterbuchfragment viel diskutiert.<sup>9</sup>

Am 7. Dezember 1647 teilt Harsdörffer dem Fürsten jedoch Schottelius’ Ausstieg aus dem Wörterbuchprojekt mit, den dieser mit beruflicher Überlastung begründet. Harsdörffer bietet im gleichen Brief an, die Aufgabe selbst zu übernehmen und sich dieser „fast knechtischen bemühung [zu] unterziehen“ (*Ertzschrein*: 385). Im Frühjahr 1648 legt er „das erste ausgearbeitete Konzept für ein deutsches Wörterbuch“ vor (Henne 2001: 20). Der Titel enthält in nuce das gesamte Konzept:

„Des Spielenden [= Harsdörffer] Unvergreiffliches wolgemeintes Bedencken, | Wie ein Teutsches Dictionarium | oder wortbuch Zuverabfassen. | Titel. | Vollständiges Wortbuch | in welchem die | Majestetische Deutsche | Haubtsprache | aus ihren gründen künstfüglich erhoben, nach ihrer angeboren | Eigenschafften eingerichtet, mit ihren stammwörtern, Ablei- | tung und verdopplung ausgezieret, und durch lehrreiche | Sprüche, Hofreden, Gleichnisz und redarten | erklärt, Zum erstenmal an das | licht gesetzt wird. | Allen Geistlichen und weltlichen, Gesanden, Sachwaltern, Rednern, | Poëten und liebhabern unsrer Sprache nöhtig | und nutzlich. | Durch | Etliche Mitglieder der Höchloblichen | Fruchtbringenden Gesellschaft“ (*Ertzschrein*: 387).

Der weitere Text besteht im Wesentlichen aus einer detaillierten Erläuterung dieses Titels:

<sup>9</sup> Zu Henischs Wörterbuchfragment vgl. Wiegand (1998: 653 f.), Haß-Zumkehr (2001: 60-62) und Kämper (2001). Ein weiteres Vorbild ist das *Vocabulario degli Accademici della Crusca* (1612), ein toskanisches Wörterbuch der Accademia della Crusca, die auch Vorbild der Fruchtbringenden Gesellschaft war (vgl. Gardt 1999: 253).



- Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache vollständig erfassen, um ihren Wortreichtum möglichst eindrucksvoll zu demonstrieren, wobei Harsdörffer einschränkt, dass dies im ersten Anlauf wohl nicht möglich sei (vgl. ebd.: 388).
- Aus den auszuwertenden Quellen<sup>10</sup> sollen die Stammwörter sowie Sprüche und Redensarten exzerpiert werden. Bezüglich der Kodifikation werden hier bereits Selektionsmechanismen deutlich, denn *gemeine* Werke und Lexeme, die der REINHEIT nicht entsprechen (Dialektismen, Vulgarismen, Fremdwörter usw.), werden nicht aufgenommen; lediglich die „hochschichtigen Varietäten des Deutschen“ finden Eingang in das Wörterbuch; der „Wortschatz der Sozialdialekte [...] bleibt selbstverständlich ausgeschlossen“ (Reichmann 1989: 232). Hier entsteht ein Widerspruch zur angestrebten Vollständigkeit des Wörterbuchs.
- Die Stammwörter sollen *kunstfölig* erläutert, d. h. es sollen zu jedem Wort die Flexions- und Wortbildungsregeln angegeben werden. Harsdörffer sieht für jeden Artikel sechs Artikelpositionen vor: 1. *Stammwort* (Lemma); 2. Bedeutung(en); 3. Synonyme, die zur Abgrenzung durch lateinische Heteronyme erläutert werden sollen; 4. *Ableitungen* (Derivate); 5. *Verdoppelungen* (Komposita); 6. *Lehren und Redensarten* (Phraseme, Apophthegmata).
- Jedes Wort soll nach seiner „angebore[n] Eigenschaft“ (*Ertzscrein*: 389) erläutert werden, die erstens aus dem Gebrauch und zweitens aus der Analogie erschlossen werden soll. In Zweifelsfällen gibt Harsdörffer analogen Bildungen den Primat, mit der Einschränkung, dass in der Wortbildung keine willkürlichen Erfindungen, die dem Gebrauch entgegenstehen, angegeben werden: „Wan ein ieder nach seinem Hirn grillisiren, und die wort meistern will, ist er billich nicht Zuhören“ (ebd.).
- Durch die Angabe zahlreicher Ableitungen, Komposita und Phraseme soll der REICHTUM, die Wortcopia, illustriert werden.
- Neben den allgemeinsprachlichen Wörtern sollen außerdem Fachwörter aus dem Handwerk, dem Jagdwesen und anderen Fachbereichen aufgenommen werden, so dass – in beschränktem Maße – auch Funktiolekte berücksichtigt werden; auch dies geschieht im Sinne der Demonstration des REICHTUMS der deutschen Sprache.
- Schließlich grenzt sich Harsdörffer von älteren Wörterbüchern ab: Diese (er nennt die Wörterbücher von Pictorius [= Josua Maaler] und Henisch) seien kein Ersatz für das geplante Wörterbuch, weil sie „nur auf das latein gesehen, und den Grund der Sprache nicht untersucht; sondern alles untereinander gemengt“ hätten (ebd.).<sup>11</sup>

Dem Entwurf fügt Harsdörffer einen Probeartikel zum Lemma *brich, brechen* an; dieser Artikel verfügt über folgende Informationspositionen (vgl. ebd.: 390 f.):

- Lemma: *Brich, Brechen*
- Synonyme (z. B. *zerstücken, zertheilen, splittern, spalten*)
- Flexionsangaben mit Hinweis auf die unregelmäßige Flexion: *Jch breche, du brichst [...] ich brach [...] gebrochen*; „Die ungleich fließende Zeitwandlung gehet durch alle Stimmer (*vocales*) brich, breche, brach, bruch, gebrochen“ (ebd.: 390).

<sup>10</sup> Harsdörffer ist hier relativ unspezifisch, er nennt ohne weitere Erläuterung die Reichsabschiede, Goldast, die Schriften Luthers und *die Poeten* (vgl. *Ertzscrein*: 388).

<sup>11</sup> Zur Lexikographie des 16. Jahrhunderts vgl. grundlegend Müller (2001).

- Phraseme mit Bedeutungsangaben (z. B. „Den stab brechen, bedeutet des verurtheilten Tod“ (ebd.)).
- Wortbildungen mit *brechen* als Erstglied in verschiedenen Ablautstufen (z. B. *brach*, *brachfeld*, *Bruch*, *brüchig*, *brechhaft*, *gebrechlich*, *brechung*)
- Weitere Wortbildungen mit *brechen* als Zweitglied (z. B. *Eidbruch*, *Schiffbruch*, *Siegelbrüchig*)
- Präfixbildungen (z. B. *abbrechen*, *aufbrechen*, *erbrechen*, *zerbrechen*, *Durchbruch*)

Zum Abschluss seines Entwurfs stellt Harsdörffer einige Überlegungen zur praktischen Umsetzung des Wörterbuchs an: Etwa 20 Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft sollten sich bereit erklären, je einen Buchstaben zu bearbeiten und das Ergebnis bis zum Ende des Jahres 1648 nach Köthen zu Fürst Ludwig zur Endredaktion zu schicken.<sup>12</sup>

Am 18. März 1648 schickte der Fürst Harsdörffer ein Gutachten zu, das verschiedene Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft unter seiner Federführung über den Entwurf verfasst hatten (vgl. *Ertzschrein*: 395-397). In diesem Gutachten wird der theoretische Status der Stammwörter in Zweifel gezogen. Vor allem geht es um die Frage, ob die Stammwörter tatsächlich, wie von Schottelius propagiert, einsilbig seien. Zudem hätte es unter den Gutachtern Diskussionen über die Lemmatisierung des Verbs gegeben: Manche folgten Schottelius und Harsdörffer, welche den Imperativ (in der zeitgenössischen Terminologie: die *Gebietungsweise*) als Lemmaform ansetzen; andere wollten die 1. und 3. Person Indikativ Präsens (*Anzeiungsweise der gegenwärtigen Zeit*), wieder andere das Imperfekt (*fast vergangene Zeit*) ansetzen, schließlich wurde auch der Infinitiv (*urendige Weise*) vorgeschlagen. Das Gutachten enthält sich einer Entscheidung und empfiehlt, zunächst die flektierbaren Stammwörter zu sammeln und gründlich zu untersuchen; erst dann könne das Wörterbuch seinen Zweck der Kodifikation des deutschen Wortschatzes in seiner REINHEIT und in seinem REICHTUM wirklich erfüllen.

Harsdörffers Wörterbuchplan wurde niemals praktisch ausgeführt. Die Forschung nennt mit guten Gründen den Tod Fürst Ludwigs am 7. Januar 1650 als Hauptgrund. Dies wird durch einen Brief Schottelius' an Georg Neumark aus dem Jahr 1656 wahrscheinlich:

„Ich erinnere mich, daß Fürst Ludwig zu Anhalt hochsel. Gedächtnis Willens und im Begriff gewesen, die Verordnung unter den Gesellschaftern zu thun, damit in der Teutschen Hauptsprache ein rechtes vollständiges Lexicon mochte dermaleinst verfertigt werden, ist deshalb auch wol vor 10 und mehr Jahren mit H. Harsdörfer u. H. Cäsio und H. Gueintzio und andern communicirt, meine unvorgreifliche Meinung davon habe ich auch in der zehenden Lobrede, so der Sprachkunst anderer Edition vorgesetzt, zu verstehen gegeben, es ist aber alles wegen des Werkes Weitläufigkeit und mühsamer Arbeit ersitzen geblieben“ (zitiert nach Schneider 1995: 105).

Mit dem Oberhaupt und der Identifikationsfigur, über die ein Großteil der Korrespondenzen lief (vgl. dazu Hundt 2000: 110 f.), verlor die Fruchtbringende Gesellschaft ihr Zentrum, auf das hin alles ausgerichtet war. Fürst Ludwigs Nachfolger zeigten bei weitem nicht sein Engagement und seine Kenntnisse in sprachtheoretischen wie in literarischen Fragen, so dass es keine Übertreibung ist, wenn man feststellt, dass mit seinem Tod die Blütezeit des Palmordens endete. Zudem ist zu vermuten, dass es mit dem Rückzug Schottelius' aus der Wörterbucharbeit schlicht und einfach auch an der Kompetenz mangelte, eine solche Aufgabe zu

<sup>12</sup> Jedem, der einmal selbst als Lexikograph gearbeitet hat, dürfte klar sein, wie optimistisch diese Prognose ist.

bewältigen, denn außer Schottelius verfügten nur Harsdörffer, Gueintz (der nur wenige Monate nach dem Fürsten verstarb) und der umstrittene Zesen über die nötigen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse.

Obwohl Schottelius die praktische Wörterbucharbeit aus Zeitgründen abgelehnt hatte, verfasste er in der Hoffnung, dass doch noch jemand die Aufgabe übernehmen würde, einen eigenen Plan für ein umfassendes Stammwörterbuch, den er 1651 in der zweiten Auflage der *Teutschen Sprachkunst* publizierte und in der *Ausführlichen Arbeit* noch erweiterte. Die folgende Skizze ist der *Ausführlichen Arbeit* (S. 159-166) entnommen.

Zunächst stellt Schottelius fest, dass viele, sogar die Ausländer, das Fehlen eines vollständigen Wörterbuchs der deutschen Sprache beklagten, da aus diesem Grund ein Hilfsmittel zum Verständnis deutscher Texte und somit zum Erlernen der deutschen Sprache fehle. An Henischs Wörterbuch kritisiert er nicht nur den Umstand, dass es nur die ersten sieben Buchstaben des Alphabets abdeckt, sondern, grundsätzlicher, dass Henisch die „*derivatio* und *compositio* oftmals übergangen und misgesetzt“ habe (Schottelius, *Arbeit*: 159). Damit ist bereits ein grundlegender Zug von Schottelius' Sprachtheorie angesprochen, die Wortbildung, die für ihn nicht nur Zeugnis für den immensen REICHTUM der deutschen Sprache ist, sondern auch durch ihre nahezu unendlichen Kombinationsmöglichkeiten erstens die Entlehnung fremder Wörter weitgehend überflüssig macht und es zweitens ermöglicht, das Wesen der Dinge durch die Kombination passender Ausdrücke EIGENTLICH zu erfassen.<sup>13</sup> Aus diesem Grund spielt die Wortbildung in Schottelius' Wörterbuchkonzept eine wichtige Rolle.

Nach seinen Vorstellungen müssen folgende Informationspositionen in den Wortartikeln gefüllt werden:

- Sämtliche Stammwörter müssen gesammelt und aufgelistet sowie mit lateinischen und griechischen Heteronymen erklärt werden; dabei schließt Schottelius niederländische Stammwörter ausdrücklich mit ein.
- Bei jedem substantivischen Stammwort müssen das Genus, die Genitivform und die Form des Nominativ Plural angegeben werden; so können Wortbildungen leichter erschlossen werden; bei verbalen Stammwörtern muss angezeigt werden, ob sie regulär oder irregulär flektiert werden; außerdem sollen als Stammformen die 1. und 2. Person Indikativ Singular, das Imperfekt und das Partizip angegeben werden; als Lemmaform setzt Schottelius den Imperativ an. Die grammatischen Angaben sind also recht detailliert.
- Zu jedem Stammwort werden die Derivate (einschließlich der Präfixbildungen) und Komposita vollständig aufgelistet; hier gerät Schottelius in einen Widerspruch, denn wenn die Wortbildungsmöglichkeiten der deutschen Sprache nahezu unbegrenzt sind, dann ist es utopisch, sämtliche Wortbildungen auflisten zu wollen, zumal jederzeit weitere Wörter gebildet werden können.<sup>14</sup>

<sup>13</sup> „Denn dieses muß gestanden werden / daß eine jede Sprache eine gewisse / und nur eine wenige Anzahl Stammwörter habe / gegen der grossen Menge derer Dinge / so da unterschiedlich zubehalten seyn [...]. Zu dem / weil die Stammwörter durch und in sich allein fast keine / oder gar eine geringe Rede machen können / als muß jhnen die hülfliche Hand stets gebohten werden von jhren abgeleiteten und verdoppelten Wörtern“ (Schottelius, *Arbeit*: 74).

<sup>14</sup> Nach dem von Harsdörffer entworfenen *Fünffachen Denckring der Teutschen Sprache* sind durch die Methode der Kombinatorik mehr als 97 Millionen deutsche Wortbildungen möglich, von denen nur ein Bruchteil tatsächlich im Gebrauch ist (vgl. dazu Gardt 1999: 124–126).

- Die Wörter sollen „aus dem Grunde Teutscher Deutung erkläret“ werden (Schottelius, *Arbeit*: 160), d. h. es gehört zu den Aufgaben des Lexikographen, aus den deutschsprachigen Büchern den Gebrauch der GRUNDRICHTIGEN Formen herauszuarbeiten. Welche Quellen zu exzerpieren sind, sagt Schottelius aber nicht.
- Schließlich sollen neben den allgemein gebräuchlichen Stammwörtern auch Wörter aus verschiedenen Fach- und Kommunikationsbereichen (Schottelius nennt u. a. das Handwerk, das Bergwerkswesen, die Schifffahrt, die Fischerei und den Buchdruck) berücksichtigt, aufgelistet und erklärt werden; darüber hinaus sollen auch Sprichwörter und Redensarten in das Wörterbuch aufgenommen werden.

An dieses Programm schließt Schottelius zwei lange Listen mit Wortbildungen und Phrasemen zu den Verben *brechen* und *laufen an* (vgl. ebd.: 161-165); diese Listen haben den Charakter von Probeartikeln, sie weisen auch grammatische Angaben sowie lateinische Heteronyme zur Worterklärung auf.

Das Wörterbuch ist für Schottelius jedoch kein Selbstzweck, sondern dient der kulturpatriotischen Erhöhung der deutschen Sprache. Denn mit diesem Wörterbuch würde

„die überaus grosse Menge Teutscher Wörter / und wundersame Füglichkeit der Teutschen Sprache / solcher massen erst zu Tage kommen / daß auch die jenige / welche jhr nur ein saures Unvermögen und grobe Armut zueignen / werden bekennen müssen / wie ungütlich man mit dieser Sprache handele / und daß jhr erlaubet und möglich seyn könne / alles das / was die Natur und Kunst uns will gelehrt haben / verständlich und kunstmässig mit Wollaut anzudeuten“ (ebd.: 165).

Daneben betont Schottelius auch eine pädagogische Komponente: Das Wörterbuch soll „der Teutschen Jugend [...] mit rechter Lust und Erlernung der redlichen Teutschen Sprache / auch Lust zur Redlichkeit / Treu und Tugend mit einpflanzen“ (ebd.: 166).<sup>15</sup>

Beide Zitate verweisen auf zahlreiche Ideologeme, die sich im sprachpatriotischen Diskurs des 17. Jahrhunderts feststellen lassen (vgl. dazu ausführlich Rosenberger 2015). Neben dem Gedanken, dass sich in der deutschen Sprache die Natur in besonderer Weise offenbare (EIGENTLICHKEIT), wird auch die *Teutsche Redlichkeit* und Treue angesprochen, die im Diskurs der Selbstaufwertung dient und stereotyp der französischen ‚Flutterhaftigkeit‘ und ‚Unwahrhaftigkeit‘ gegenübergestellt wird.<sup>16</sup> Bereits hier wird deutlich, dass in diesem Diskurs Sprachtheorie und Patriotismus kaum voneinander zu trennen sind.

### 3 (Sprach-)ideologische Konzepte in den Wörterbuchplänen

Fasst man Anlage und Ziele der vorgestellten Wörterbuchkonzepte zusammen, ergibt sich folgendes Bild:

<sup>15</sup> Nur erwähnt sei, dass Schottelius in der *Ausführlichen Arbeit* (S. 1277–1450) selbst eine umfangreiche Stammwortliste vorgelegt hat, diese aber ausdrücklich nicht als Wörterbuch verstanden wissen wollte, sondern als vorläufiges Substitut und ausbaufähige Basis für das angestrebte vollständige Wörterbuch; diese Liste bildete die Grundlage für das Wörterbuch von Kaspar Stieler (vgl. Abschnitt 4; zu Schottelius’ Stammwortliste vgl. detailliert Neuhaus 1991).

<sup>16</sup> Vgl. noch am Ende des Jahrhunderts Leibniz, für den es ein Vorzug der deutschen Sprache ist, „dass sie nichts als rechtschaffene dinge sage“, weshalb sie ein „Probierstein der Gedancken“ sei: Was sich in der deutschen Sprache ohne entlehnte oder ungebräuchliche Wörter sagen lasse, sei rechtschaffen, was aber „leere Worte [sein], da nichts hinter, und gleichsahm nur ein leichter Schaum müssiger Gedancken“, das lasse sich im Deutschen gar nicht ausdrücken (Leibniz, *Gedanken*: 535).

Die Ausrichtung des Wörterbuchs ist erstens synchronisch-normativ (vgl. Henne 2001: 21). Es geht darum, neben der grammatischen Normierung einen einheitlichen, von Regionalismen, Vulgarismen und Xenismen möglichst freien Wortschatz der deutschen Dichtungs- und Wissenschaftssprache zu etablieren (Konzept der REINHEIT); diese soll durch stetigen Gebrauch und Unterricht allmählich in die Alltagssprache übergehen. Dabei wird grundsätzlich der Sprachgebrauch herangezogen, in Zweifelsfällen entscheidet jedoch die Analogie; es wird also ein Kompromiss zwischen den gegensätzlichen Positionen angestrebt. Die historisch-diachrone Dimension spielt nur eine untergeordnete Rolle und dient höchstens dem Zweck, das ALTER der deutschen Sprache zu belegen. Sprachgeschichte im heutigen Sinne liegt jedoch nicht im Interesse der Sprachpatrioten und rückt überhaupt erst mit dem Aufkommen der Historischen Sprachwissenschaft gegen Ende des 18., vor allem aber mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts nach der Entdeckung der indoeuropäischen Sprachverwandtschaft durch William Jones, Franz Bopp und Rasmus Rask in den Fokus der Forschung.

Das Wörterbuch ist zweitens als Stammwörterbuch angelegt. Die Stammwörter sind URALT, geben in ihrer lautlichen Gestalt wie in ihrer Semantik das Wesen dessen wieder, was sie bezeichnen (EIGENTLICHKEIT) und sie sind in der deutschen Sprache in besonders großer Zahl vorhanden (REICHTUM), wodurch die deutsche Sprache in der Sprachenhierarchie einen oberen Platz einnimmt (vgl. Schottelius, *Arbeit*: 51, 61 u. ö.). ALTER und EIGENTLICHKEIT sollen durch Etymologie nachgewiesen werden. Die gleiche Funktion erfüllt auch die Aufnahme von Phrasemen und Sprichwörtern, aus denen ursprüngliche Verwendungen der Wörter geschlossen werden sollen.<sup>17</sup> Um den REICHTUM und die vielfache Verwendung der deutschen Sprache zu demonstrieren, wird der Wortschatz aus den verschiedensten Fachgebieten berücksichtigt.

Die geplanten Wörterbücher haben drittens das Ziel, die Einzelwörter primär grammatisch zu beschreiben und damit das Lexeminventar der angestrebten Hochsprache in seinen grammatisch-systematischen Dimensionen zu erfassen. Daher stehen Flexion und Wortbildung im Zentrum der Artikelkomposition. Dies impliziert im Umkehrschluss, dass die Wortbedeutungen eine geringe Rolle spielen: Semantische Angaben werden auf die Unterscheidung von Homonymen begrenzt und durch lateinische Interpretamente wiedergegeben. Dies ist, so Helmut Henne (2001: 21), selbst „in der Sicht moderner Konzeption [...] ein methodisch korrekter Ansatz.“

Viertens sind die Wörterbuchkonzepte ein Ausdruck des zeittypischen Systemdenkens (*ordo*-Konzept, vgl. oben), nach dem alle Lebensbereiche einem bestimmten Ordnungsprinzip folgen. Dieses Konzept begünstigt die Sprachnormierungsbestrebungen und spiegelt sich insbesondere in den analogistischen Konzeptionen wider, die Harsdörffer und vor allem Schottelius vertreten. Ausdruck dieses Ordnungsdenkens ist der REICHTUM an Wortbildungsmöglichkeiten, der sich aus dem Umstand ergibt, dass sich mit einer begrenzten Anzahl von Affixen und Wortbildungsregeln ein nahezu unerschöpfliches Reservoir an möglichen Bildungen eröffnet.

Hervorzuheben ist fünftens die Betonung der Gemeinschaftsarbeit, vor allem durch Harsdörffer. Nach seinem Vorschlag soll das Wörterbuch von bürgerlichen wie adligen Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft gemeinsam erarbeitet werden. Daraus lässt sich

---

<sup>17</sup> Dabei verkennen Schottelius und Harsdörffer, dass Phraseme meist auf übertragener Verwendung beruhen, also gerade nicht den ‚ursprünglichen‘ Wortgebrauch tradieren.

der Gedanke einer überständischen Gemeinschaftsproduktion zum Wohl der gesamten Nation ableiten. Damit wäre das Modell der Wörterbuchkonzeption wie -produktion als ein Vorläufer der Zweckgerichtetheit von Wörterbüchern als ‚nationale Aufgabe‘ interpretierbar, die am *Deutschen Wörterbuch* der Brüder Grimm am deutlichsten wird (vgl. Reichmann 2012: 74 f.).<sup>18</sup>

Aus der oben zitierten Passage aus der *Ausführlichen Arbeit* ist sechstens zu entnehmen, dass der Kulturpatriotismus, der die normativen Bestrebungen auf dem Gebiet der Sprache und Dichtung motiviert, wesentlich auf der Basis eines kulturellen Unterlegenheitsempfindens beruht. Insbesondere in der Romania war die Vereinheitlichung einer überregionalen, ‚nationalen‘ Schreibnorm sehr viel weiter fortgeschritten als im Reichsgebiet. Angesichts des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen, der ungewissen politischen und wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands, der konfessionellen Spaltung und der sich immer deutlicher abzeichnenden politischen und kulturellen Hegemonie Frankreichs befürchteten die Sprachpatrioten den Verlust der politischen Souveränität und der kulturellen Identität. Wenigstens in der Kultur sollte mit einer am lateinischen Humanitätsideal orientierten deutschsprachigen Dichtung und Wissenschaft ein Gegengewicht gegen diese Entwicklungen hervorgebracht werden. Voraussetzung dafür war jedoch eine einigermaßen feste Sprachnorm und, damit einhergehend, ein allgemein anerkannter Sprachkodex.

Damit ist schließlich siebtens ein pädagogischer Aspekt verbunden, wie ebenfalls aus dem angesprochenen Zitat hervorgeht: Das Wörterbuch sollte wie die Grammatik der Anleitung der Jugend zur ‚Redlichkeit‘ und Tugend dienen.

Diese sieben Punkte machen deutlich, wie sprachtheoretische Grundauffassungen und kulturpatriotische Zielsetzungen in der Konzeption eines Wörterbuchs miteinander eine unauflösbare Verbindung eingehen. Das Wörterbuch, wie es Harsdörffer und Schottelius geplant hatten, spiegelt eine mit kosmologischen Vorstellungen kongruente Auffassung einer URALTEN, REINEN, REICHEN, GRUNDRICHTIGEN und EIGENTLICHEN Sprache wider, welche nicht nur den unterschiedlichen Varietäten des Deutschen, sondern durch die behauptete Kongruenz von Wort und Sache als einziger sachadäquater Zugang zur Welt den anderen Sprachen gegenübergestellt wird. Die eigene, einheitliche Sprache wird den innersprachlichen Varietäten ebenso vorgezogen wie den fremden Sprachen. Identität und Alterität sind die Eckpfeiler dieses kulturpatriotischen Projekts, das zahlreiche Dichtungen, Grammatiken, Poetiken, Sprachsatiren, Rhetoriklehrbücher usw. hervorgebracht hat, vorläufig jedoch kein Wörterbuch, das den eigenen Vorstellungen entspricht.

#### **4 Das Wörterbuch von Kaspar Stieler und das Wörterbuchprojekt von Gottfried Wilhelm Leibniz**

1691, fünfzehn Jahre nach Schottelius' Tod, veröffentlichte Kaspar Stieler das Wörterbuch *Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs*. Es enthält etwa 60 000 Stichwörter auf 2672 Kolumnen (Zahlen nach Ising 2001: 81) und baut wesentlich auf Schottelius' Plänen auf, auf die sich Stieler in der *Vorrede* ausdrücklich beruft: Er hätte versucht, „des vortreffli-

---

<sup>18</sup> In gewisser Hinsicht ist es nicht verwunderlich, dass das Wörterbuch der Fruchtbringenden Gesellschaft niemals verwirklicht wurde: Alle auf Teamarbeit angelegten Wörterbuchprojekte sind gescheitert, „[a]lle in der Geschichte des Deutschen fertiggestellten Wörterbücher [...] sind Individualleistungen oder von Autoritäten initiierte und bestimmte Leistungen“ (Reichmann 1989: 242).

chen Suchenden [= Schottelius] wolausgesonnenen Vorschlägen ein völliges Genügen [zu] thun“ (Stieler, *Stammbaum*: fol. )()() ij). An gleicher Stelle zählt er die vielfältigen Kenntnisse und Voraussetzungen auf, über die ein Lexikograph verfügen muss, um ein vollständiges Wörterbuch schreiben zu können: Kenntnisse der Sprachgeschichte und der alten Schriften, der verschiedenen deutschen Mundarten und vieler Fremdsprachen sowie viel Zeit und Muße samt gesichertem Einkommen, Scharfsinn und Erfahrung, zugleich aber auch Jugend und Fleiß (vgl. ebd.). Bei diesen Anforderungen sei es kein Wunder, dass sich bisher niemand gefunden hätte, die Aufgabe zu übernehmen. Auch wenn diese Passage rhetorisch unter die Kategorie ‚Captatio benevolentiae‘ fällt – im Kern dürfte sie vielen Lexikographen aus der Seele sprechen.

Mit der Berufung auf Schottelius und der Nennung seines Gesellschaftsnamens ‚Der Spate‘ anstelle des Autorennamens stellt sich Stieler ganz in die Tradition der Fruchtbringenden Gesellschaft, die zu diesem Zeitpunkt praktisch nicht mehr existierte. Das Wörterbuch kann daher als spätes Produkt der Diskussionen gelten, die in den 40er Jahren des 17. Jahrhundert geführt wurden; es ist „ohne die vorbereitenden Erörterungen [...] im Kreise dieser Sprachgesellschaft kaum denkbar“ (Ising 2001: 81).

Stieler greift nicht nur auf Schottelius’ Wörterbuchkonzept zurück, sondern er übernimmt auch zentrale Elemente aus dessen Sprachtheorie wie den Begriff der Analogie und den der Grundrichtigkeit. Dieser theoretische Hintergrund erklärt das wohl auffälligste Merkmal des Wörterbuchs, das besondere Gewicht auf der Wortbildung. Stieler nimmt keineswegs nur bekannte und gebräuchliche Derivate und Komposita auf, sondern es finden sich auch zahlreiche Bildungen, die den Regeln gemäß und sprachsystematisch korrekt sind, die jedoch niemals im aktiven Gebrauch gewesen sein dürften, z. B. die Verben *bebrechen*, *gegenbrechen* oder *verabbrechen* (Beispiele nach Henne 2001: 19). „Die Grenze zwischen dem, was im Sprachgebrauch geläufig und eingebürgert ist, und dem, was nach den Regeln des Sprachbaus möglich ist, erscheint hier aufgehoben“ (Ising 2001: 86). Gerade in dieser Wortbildungsfähigkeit zeigt sich für Stieler jedoch die Vorrangstellung, welche die deutsche Sprache einnimmt:

„Und hierinnen thut es die Teutsche Sprache allen Sprachen in der Welt / ja auch so gar ihrer Eltermutter / der Hebraeischen / vor / und ist hierüm billig vor die vornemste und fürtrefflichste Hautsprache zubeehren / als welche einfach / selbsteigen / lauter und rein ist / und nicht allein alles / was die Welt begreiftet / ohne Beyhülfe einer andern Sprache / deutlich und vernemlich nennen / sondern auch denjenigen Dingen / so noch täglich anderer Orten erfunden oder erdacht werden / solch einen beqvemen Namen geben kan / der so bald von dem geringsten Menschen / Weibern und Kindern / wann sie denselben nur einmal hören / verstanden werden mag“ (Stieler, *Stammbaum*: fol. )()() iiij).

Schottelius’ Analogismus wirkt aber noch in anderer Hinsicht: Stielers Versuche, die Wörter mittels etymologischer Spekulationen auf ihren Ursprung zurückzuführen, führt auf der Grundlage bloßer Assonanzen zu teilweise abenteuerlichen Etymologien, welche „dem heutigen Leser als die merkwürdigsten Auswüchse einer Sprachalchimie erscheinen wollen“ (Ising 2001: 87). Gleichwohl befindet sich Stieler hier in guter Gesellschaft, denn derartige Etymologien waren im 17. Jahrhundert durchaus üblich (vgl. dazu auch Klein 1999); sie finden sich u. a. bei Schottelius, der das Wort *deutsch* aus griech. *θεός* und lat. *deus* herleitet, bei Zesen und bei Leibniz und spiegeln das Konzept der EIGENTLICHKEIT, nach dem Sprache und Welt eng miteinander verbunden sind, wider.

Hinter Wortbildung und Etymologie tritt die Semantik zurück, die sich bei Stieler weitgehend auf die Angabe lateinischer Heteronyme beschränkt. „Von einer systematischen Durchdringung der Bedeutungsstruktur eines Wortes kann man noch nicht sprechen“ (ebd.: 88).

Anhand von Stielers Wörterbuch zeigen sich grundsätzliche Probleme der Stammwortlexikographie, die insbesondere Fragen der praktischen Benutzbarkeit aus der Rezipientenperspektive betreffen. So muss man als Benutzer wissen, dass *rollen* zum Stammwort *Rad* gehört und deshalb unter diesem Lemma zu suchen ist (Beispiel nach Haß-Zumkehr 2001: 80). Ebenso ist das Wort *Pöfel* (>Pöbel<) zwischen die Stammwortlemmata *Volk* und *Voll* einsortiert, so dass hier semantische Beziehungen den Ausschlag geben (Beispiel nach Wiegand 1998: 655). Damit ist für diese Art von Wörterbüchern ein Index unumgänglich, der das Findeproblem durch zeitaufwändiges mehrfaches Nachschlagen nur unbefriedigend behebt. Dies ist wohl einer der Gründe, warum das Wörterbuch ein „Ladenhüter“ blieb (ebd.).<sup>19</sup>

Eine deutliche konzeptionelle Weiterentwicklung dieser Grundlagen bedeutet das Wörterbuchprojekt, das Leibniz in seinen *Unvorgreiflichen Gedancken* (§§ 32-41, 47-48 und 77-79) entwickelt. Das Wörterbuch ist für Leibniz Teil einer groß angelegten varietätenlinguistischen Untersuchung der deutschen Sprache: Zunächst sollen alle deutschen Wörter aufgelistet werden; danach sollen systematisch alle Teilbereiche des deutschen Wortschatzes untersucht werden, nicht nur der Alltagswortschatz, sondern auch alle Dialekte, Fach- und Gruppenschatze sowie die Lehnwörter in allen germanischen Sprachen; hinzu kommt die Untersuchung aller früheren Sprachstufen, vom Gotischen und Altisländischen über das Altfränkische bis zum Althochdeutschen. Leibniz schwebt also nichts weniger vor als eine umfassende Untersuchung aller dialektalen, soziolektalen, funktiolektalen und historiolektalen Wortschatze aller germanischen Sprachen, ausgehend vom Deutschen.

Leibniz ist bewusst, dass diese gewaltige Aufgabe nicht auf einmal gelöst werden kann. Deshalb schlägt er drei Arten von Wörterbüchern vor: Ein Wörterbuch für den Alltagswortschatz, das er „Sprach-Buch“ oder „Lexicon“ nennt (Leibniz, *Gedanken*: 542), ein Wörterbuch für den Fachwortschatz (*Sprachschatz, cornu copiae*) und ein Wörterbuch, das Dialektismen, nicht mehr gebräuchliche Wörter usw. enthält und das er als „Glossarium, oder Sprach-Quell“ bezeichnet (ebd.). Letzteres sei als etymologisches Wörterbuch angelegt und diene vor allem „zur Zierde und Ruhm unserer Nation, und Erklärung des Alterthums und der Historien“ (ebd.: 545).

Das *Lexicon* soll dem Zweck dienen, die Bedeutung eines Wortes nachzuschlagen, weshalb es alphabetisch geordnet sein soll. Hier steht das Wort vor der Sache. Der Fachwortschatz soll dagegen als Nomenklatur angelegt sein, in der die Wörter nach den Gegenständen, die sie bezeichnen, geordnet sind. Auf diese Weise sollen sachlich zusammengehörige Wörter sich gegenseitig besser erklären können; zur besseren Benutzung soll ein alphabetisches Wortregister beigegeben werden. Hier steht die Sache vor dem Wort. In moderner Terminologie soll also das *Lexicon* ein semasiologisches, die Nomenklatur ein onomasiologisches Wörterbuch sein.

Angesichts des hohen Anspruchs, den Leibniz hier stellt, ist es kein Wunder, dass auch dieses Projekt niemals verwirklicht wurde. Die Begründung der verschiedenen Wörterbuchtypen für verschiedene Darstellungszwecke wurde jedoch, auch wenn er sich hier auf zahlreiche

<sup>19</sup> Dennoch fand der Typus des Stammwörterbuchs seine Fortsetzung, etwa in Matthias Kramers *Deutsch-Italiänischem Dictionarium* (1700/02) oder im *Mittelhochdeutschen Wörterbuch* von Benecke/Müller/Zarncke (1854–1866).



Vorbilder stützen konnte (vgl. dazu Müller 2001), richtungsweisend für die weitere Diskussion um ein gesamtsprachbezogenes Wörterbuch, an der sich neben Leibniz u. a. Johann Bödiker, Ernst Jablonski und Johann Leonhard Frisch beteiligten (vgl. dazu ausführlich Reichmann 1989: 233-236). Dass das etymologische Wörterbuch der *Zierde* und dem *Ruhm unserer Nation* dienen soll, verweist jedoch zurück auf die barocken Sprachtheorien.

## 5 Schlussbetrachtungen

Die Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft, mittels eines umfassenden Stammwörterbuchs den Wortschatz der deutschen Sprache zu dokumentieren und zu kodifizieren, stellen zugleich die ersten metalexikographischen Diskussionen dar über Ziele, Gegenstand, Methodik und Umsetzung eines deutschen Wörterbuchs, die von mehreren Gelehrten in Gemeinschaftsarbeit geführt wurden. Sie gehen einher mit umfassenden Bestrebungen, eine deutsche Hoch- und Schriftsprache zu entwickeln, zu kodifizieren und zu etablieren. Neben Grammatiken, didaktischen, dichterischen und satirischen Texten wurde in der Wörterbucharbeit ein weiteres wichtiges Mittel auf dem Weg zu diesem Ziel gesehen. Auch wenn die Diskussionen dieser Zeit erst lange nach dem Tod ihrer Protagonisten in Form von Stiellers Wörterbuch ihre praktische Umsetzung fanden, markieren sie doch einen Meilenstein in der Geschichte der deutschsprachigen Lexikographie und wirken in einzelnen Elementen in ihr weiter.

## 6 Literatur

### Quellen

- Buchner, August (1665; 1966): Anleitung zur deutschen Poeterey. Hrsg. von Marian Szyrocki. Tübingen.[= *Anleitung*]
- Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert. Hrsg. von Gottlieb Krause. Hildesheim, New York 1973. (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1855) [= *Ertzschrein*]
- Gottsched, Johann Christoph (1762; 1978): Ausgewählte Werke. Hrsg. von P. M. Mitchell. Bd. 8: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst [...]. Bearbeitet von Herbert Prenzl. Berlin, New York.
- Gueintz, Christian (1641; 1978): Deutscher Sprachlehre Entwurf. Hrsg. von Monika Rössing-Hager. Hildesheim, New York.[= *Entwurf*]
- Harsdörffer, Georg Philipp (1644; 1968): Schutzschrift für Die Teutsche Spracharbeit und Derselben Beflissene: zu Einer Zugabe / den Gesprächspielen angefüget. durch den SPIELENDEN. In: Georg Philipp Harsdörffer: Frauenzimmer Gesprächspiele. Hrsg. von Irmgard Böttcher. I. Teil. Tübingen, S. 339-396.[= *Schutzschrift*]
- Harsdörffer, Georg Philipp (1647-1649; 1969): Poetischer Trichter. Reprografischer Nachdruck der Originalausgabe Nürnberg 1650 (= Erster Teil), Nürnberg 1648 (= Zweiter Teil) und Nürnberg 1653 (= Dritter Teil). Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.
- Henisch, Georg (1616; 1973): Teütsche Sprach vnd Weißheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae. Nachdruck der Ausgabe Augsburg 1616. Hildesheim, New York.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1697-1712; 2008): Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache. In: Gottfried Wilhelm Leibniz: Politische Schriften. Hg. von der Leibniz-Editionsstelle Potsdam der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Sechster Band 1695-1697. Berlin, S. 528-565.[= *Gedanken*]

- Opitz, Martin (1624; 1978): Buch von der Deutschen Poeterey. In: Martin Opitz: Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Bd. II: Die Werke von 1621 bis 1626. 1. Teil. Stuttgart, S. 331-416.
- Schottelius, Justus Georg (1641): Teutsche Sprachkunst. Braunschweig.[= *Sprachkunst*]
- Schottelius, Justus Georg (1663; 1967): Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache 1663. Nachdruck. Hrsg. von Wolfgang Hecht. Tübingen. 2 Bände.[= *Arbeit*]
- Stieler, Kaspar (1691; 1968): Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Mit einer Einführung und Bibliographie von Gerhard Ising. 2 Bde. Hildesheim.[= *Stammbaum*]
- Weise, Christian (1683; 1974): Politischer Redner, das ist Kurtze und eigentliche Nachricht, wie ein sorgfältiger Hofmeister seine Untergebenen zu der Wohlredenheit anführen soll [1683]. Kronberg/Taunus. Faksimiledruck nach einem Exemplar der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.
- Zesen, Philipp von (1641; 1971): Deutscher Helicon (1641). In: Philipp von Zesen: Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid herausgegeben von Ferdinand van Ingen. Bd. 9. Berlin u. a.: de Gruyter.

### Forschungsliteratur

- Borst, Arno (1957-1963): Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker. Stuttgart: Hiersemann.
- Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin, New York: de Gruyter. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 108).
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter.
- Haß-Zumkehr, Ulrike (2001): Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte. Berlin, New York: de Gruyter.
- Henne, Helmut (2001): Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jahrhundert. In: Henne (Hrsg.), S. 3-37.
- Henne, Helmut (Hrsg.) (1975, <sup>2</sup>2001): Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts. Einführung und Bibliographie. Hildesheim, Zürich, New York: Olms. (Documenta Linguistica 2).
- Hobsbawm, Eric (1983, <sup>17</sup>2009): Introduction: Inventing Traditions. In: Eric Hobsbawm / Terence Ranger (Hgg.): The Invention of Tradition. Cambridge: Univ. Press, S. 1-14.
- Hundt, Markus (2000): ‚Spracharbeit‘ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin, New York: de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica 57).
- Ising, Gerhard (2001): Einführung und Bibliographie zu Kaspar Stieler, Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz (1691). In: Henne (Hrsg.), S. 75-93.
- Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, Sprachimmanente Argumentation. Bern, Frankfurt a. M.: Peter Lang. (Europäische Hochschulschriften 152).
- Kämper, Heidrun (2001): Einführung und Bibliographie zu Georg Henisch, Teutsche Sprach und Weißheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae (1616). In: Henne (Hrsg.), S. 39-73.
- Kirkness, Alan (1998): Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch [...], S. 407-416.
- Klein, Wolf Peter (1999): Die ursprüngliche Einheit der Sprachen in der philologisch-grammatischen Sicht der frühen Neuzeit. In: Coudert, Allison P. (Hrsg.): The Language of Adam. Die Sprache Adams. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 25-56.

- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. In: Albrecht Plewina und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin, Boston: de Gruyter, S. 219-242. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013).
- Müller, Peter O. (2001): Deutsche Lexikographie des 16. Jahrhunderts. Konzeptionen und Funktionen frühneuzeitlicher Wörterbücher. Tübingen: Niemeyer. (Texte und Textgeschichte 49).
- Neuhaus, Gisela M. (1991): Justus Georg Schottelius. Die Stammwörter der deutschen Sprache: samt dererselben Erklärung und andere die Stammwörter betreffende Anmerkungen: eine Untersuchung der frühneuhochdeutschen Lexikologie. Göppingen: Kümmerle. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 562).
- Reichmann, Oskar (unter Mitwirkung von Christian Burgi, Martin Kaufhold und Claudia Schäfer) (1988): Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Horst Haider Munske, Peter von Polenz, Oskar Reichmann, Rainer Hildebrandt (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zu seinem 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin, New York: de Gruyter, S. 151-180.
- Reichmann, Oskar (1989): Geschichte lexikographischer Programme in Deutschland. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. 3 Teilbde. Berlin, New York: de Gruyter, S. 230-246.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät: ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Sprachgeschichte des Deutschen? In: Werner Besch (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 141-158.
- Reichmann, Oskar (2012): Historische Lexikographie. Ideen, Verwirklichungen, Reflexionen an Beispielen des Deutschen, Niederländischen und Englischen. Berlin, New York: de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica 111).
- Rosenberger, Sebastian (2015): Satirische Sprache und Sprachreflexion. Grimmelshausen im diskursiven Kontext seiner Zeit. Berlin, Boston: de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica 121).
- Schneider, Rolf (1995): Der Einfluss von Justus Georg Schottelius auf die deutschsprachige Lexikographie des 17./18. Jahrhunderts. Frankfurt/Main, New York: Peter Lang. (Theorie und Vermittlung der Sprache 21).
- Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. von Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger. 5 Teilbde. Berlin, New York: de Gruyter, 1998-2004.
- Wiegand, Herbert Ernst (1998): Historische Lexikographie. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch [...], S. 643-715.

# **Aspekte der Freiheit beim Prozess der sprachlichen Standardisierung und Kodifizierung Am Beispiel des BKMS (Bosnisch/Kroatisch/Montenegrinisch/Serbisch)**

VEDAD SMAILAGIĆ

## **1 Einleitung**

Vielen Linguisten<sup>1</sup> und insbesondere Soziolinguisten oder Linguisten, die sich etwas mehr für Sprachpolitik interessieren, wird der Fall der einst *Serbokroatisch* genannten Sprache bekannt sein. Es ist eine südslawische Sprache, die heute in den vier ehemaligen Ländern Jugoslawiens, Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Montenegro und Serbien, die offizielle Amtssprache ist, allerdings unter unterschiedlichen Bezeichnungen, die ich hier alphabetisch nenne: Bosnisch, Kroatisch, Montenegrinisch und Serbisch. Dass die Bezeichnungen und die Unterschiede für Fachleute aus slawistischen und linguistischen Kreisen ein Problem darstellen, ist nachvollziehbar. In diesem Sinne äußert sich bspw. Ulrich Engel und schreibt folgendes:

„Allerdings ist das Bosnische, obwohl von Regierungsseite zur Staatssprache erhoben, in meinen Augen überhaupt keine autonome Sprache im international üblichen Sinn, sondern allenfalls eine regionale Variante des ehemals so genannten Serbokroatischen. Die Bosnier sprechen entweder Kroatisch oder Serbisch (treffender: Ijekavisch oder Ekavisch) oder eine Mischform aus beidem. Das Serbische und das Kroatische sind so eng miteinander verwandt, dass sich die Angehörigen beider Sprachgruppen mühelos verständigen können, wenn jeder die eigene Sprache spricht. Zwar gibt es Unterschiede, erstens und hauptsächlich in der Aussprache (des langen *e*), zweitens und in überschaubarem Maße im Wortschatz, drittens und in geringem Grade in der Syntax. Aber ein Kroatete braucht, wenn er einen serbischen Film sieht, keine Untertitel; Vertreter der westlichen und der östlichen Variante verstehen sich weit besser als Niedersachsen und Schweizer oder Mecklenburger und Österreicher.“ (Engel 2006: 1218)

Selbst jemand wie der Germanist Ulrich Engel, der sich in der Region auskennt, tappt in die Falle und spricht von dem Serbischen und dem Kroatischen, als wären es doch zwei Sprachen und vom Bosnischen als von keiner autonomen Sprache, sondern von einer regionalen Variante. Mit den Varianten und Varietäten der Sprache in Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Montenegro und Serbien hat sich der amerikanische Linguist Robert D. Greenberg in seinem Buch *Language and Identity in the Balkans* sehr ausführlich beschäftigt. Doch auch er schlussfolgert am Ende seines Buches: „The nature of the Bosnian and Montenegrin standards remains unclear [...]“ (Greenberg 2008: 181), als wären gerade die zwei ‚Sprachen‘ etwas Neues und zu Definierendes, das Serbische und Kroatische dagegen nicht. Die Regionalität, was Engel vom Bosnischen und dementsprechend wohl vom Montenegrinischen behauptet, ist auch ein Merkmal des Serbischen und Kroatischen – denn auch sie sind bloß regionale Varianten einer gemeinsamen Sprache, deren Bezeichnung zugegebenermaßen ein Problem ist – allerdings ein politisches und kein sprachliches. Doch diese regionalen Varianten haben die gleiche Grammatik und praktisch keine unterschiedlichen Lexeme, die im Bereich der Standardsprache(n) von jeweils anderen Sprechern nicht verstanden werden, auch wenn es einzelne Lexeme gibt, die einzelnen Sprechern unbekannt sein mögen, z.B. *hiljada* vs. *Tisuća* für ‚Tausend‘. Das sind linguistische und insofern wohl die wichtigsten Beweise dafür, dass es sich

---

<sup>1</sup> Gemeint sind immer Linguistinnen und Linguisten.

um eine Sprache handelt, die ich in diesem Text fortan in der Form einer Abkürzung BKMS bezeichne. Die Bezeichnungen Bosnisch, Kroatisch, Montenegrinisch und Serbisch können benutzt werden, um die jeweiligen Standardvarietäten in den einzelnen Ländern zu bezeichnen. Auf die häufige Frage, warum diese eine Sprache so viele Namen hat, kann kurz mit einem Zitat von Elberfeld geantwortet werden: „Verschieden politisch motivierte Bezeichnungen, aber doch eine Sprache“ (Elberfeld 2013: 391). Es steht also jedem Volk und jeder Sprachgemeinschaft frei, die Bezeichnungen für die Realien (hier: ihre Sprache) zu benutzen, die sie möchten, so lange innerhalb dieser Sprachgemeinschaft ein Konsensus über die Bezeichnung herrscht, denn sonst wäre die Kommunikation nicht möglich. Und so wie die Österreicher ihre Sprache *österreichisches Deutsch* nennen und die Schweizer *Schwizerdütsch* und auch *Amerikanisch*<sup>2</sup> nicht selten zu finden ist, so dürfen Bosnier, Kroaten, Serben und Montenegriner, jede Sprachgemeinschaft für sich, ihre Sprache auch so nennen, wie sie es möchten. Es ist also nicht die Sprachwissenschaft, die die Grundlage für die Sprachbezeichnungen bildet, sondern die Freiheit, auf die sich eine Sprachgemeinschaft beruft, wenn sie ihre Sprache benennt. Damit rückt die Freiheit in den Fokus sprachwissenschaftlicher Überlegungen.

Im Folgenden möchte ich am Beispiel des BKMS und seiner Geschichte von den Anfängen der Standardisierung und Kodifizierung im Jahr 1850 bis heute einige wichtige freiheitliche Aspekte aufzeigen, die mit der Sprache und der Sprachpolitik eng verbunden sind. Gezeigt werden soll, dass der Prozess der politischen Freiheit, der mit dem Recht auf politische und nationale Selbstbestimmung begründet wurde, unter anderem durch den sprachlichen Ausgleichsprozess unterstützt werden sollte, der die Schaffung einer gemeinsamen Standardsprache bedeutete und die Entstehung von Schriften, zunächst Sprachratgebern, Wörterbüchern in der Funktion der Kodizes voraussetzte. 150 Jahre später kam es bei den Südslawen im ehemaligen Jugoslawien zum gewollten sprachlichen Differenzierungsprozess, der ebenso mit dem Recht auf politische und nationale Freiheit und Selbstbestimmung begründet wurde, und der ebenso neue Schriften im Sinne der Kodizes hervorbrachte, die wiederum zu Orientierungsschriften für die Sprachgemeinschaft werden sollten.

Weiter ist mein Anliegen in diesem Text, auf einen anderen Aspekt der sprachlichen Freiheit einzugehen, nämlich auf den sprachlichen Freiheitsaspekt eines Individuums im Sinne des Rechts auf Selbstbestimmung. Bei diesem Freiheitsaspekt kann gesehen werden, dass gerade bei der Sprache und anscheinend nur bei der Sprache die Tradition stärker verteidigt wird als das Recht eines Einzelnen auf seinen freien Sprachgebrauch.

## 2 Die historische Sprachsituation bei den Südslawen auf dem Balkan

Die Standardisierung des BKMS beginnt in dem historischen Moment, in dem die Südslawen auf dem Balkan nicht frei sind. Ihre Lage auf dem Balkan ist kulturell und sprachlich sehr komplex, denn gegen Mitte des 19. Jahrhunderts leben die Südslawen in fremden Kaiserrei-

---

<sup>2</sup> Das populärwissenschaftliche Buch von Bill Bryson „Eine kurze Geschichte von fast allem“ wurde laut Titelangaben bspw. aus dem *Amerikanischen* ins Deutsche übersetzt. Auch im Duden Universalwörterbuch steht zu *Amerikanisch*: „*amerikanisches Englisch*. Eine Übersetzung aus dem Amerikanischen“ (Duden 2011: 134). Nicht selten sind auch englischsprachige Bücher, die *American* im Titel haben z.B. *American Grammar. Sound, Form, and Meaning* von Carl Mills erschienen, z.B. 1990 bei Peter Lang in der Reihe *American University Studies*. Doch wird unter *American* in den meisten Fällen *American English* im Unterschied zum *British English* verstanden.

chen wie Österreich-Ungarn (Kroatien und seit 1878 Bosnien-Herzegowina) oder im Osmanischen Reich (Serbien und Bosnien-Herzegowina bis 1878 und Montenegro). Einen Weg zu ihrer politischen Freiheit werden sie Mitte des 19. Jahrhunderts in der gemeinsamen Kulturpolitik sehen, deren Grundlage eine gemeinsame Sprache bzw. Sprachpolitik sein sollte. Bis zur Mitte des 19. Jahrhundert benutzen die Südslawen lateinische (Kroaten und Slowenen), kyrillische (Serben, Montenegriner) und arabische (bosnische Muslime) Schriftzeichen, sie gehören drei unterschiedlichen Religionen an: katholische Kroaten, muslimische Bosniaken und orthodoxe Serben und Montenegriner. Doch trotz aller religiösen, nationalen, regionalen und kulturhistorischen Unterschiede entsteht bzw. herrscht im 19. Jahrhundert ein starkes Bewusstsein dafür, dass die Südslawen eine gemeinsame Sprache haben (sollten), was dem Bedürfnis geschuldet ist, miteinander zu kommunizieren und sich zu verstehen. Es ist eigentlich die Idee von der Sprache als dem Grundstein einer Nation, die Herder im 18. Jahrhundert klar formulierte, und für die er den slawischen Völkern als Prophet galt (Schulze 2004: 171).

Das sieht man deutlich an den Formulierungen der Wiener Schriftsprachen-Vereinbarung aus dem Jahr 1850<sup>3</sup>, die von serbischen und kroatischen Schriftstellern und Philologen unterzeichnet worden ist und die als Beginn einer gemeinsamen Sprachpolitik, der Standardisierung und Kodifizierung, bezeichnet werden kann. Die Vereinbarung beginnt mit einem impliziten Bekenntnis dazu, dass die Südslawen ein Volk sind, das ein Schrifttum benötigt:

„Im Wissen, dass ein Volk ein Schrifttum benötigt und mit einem bedauerlichen Blick darauf, wie unser Schrifttum zerstückelt ist, nicht nur in Bezug auf die Buchstaben, sondern auch auf die Sprache und die Rechtschreibung, sind wir, die Unterzeichnenden, in diesen Tagen zusammengetroffen, um uns darüber zu unterhalten, was wir vorerst unternehmen könnten, um unser Schrifttum zu vereinheitlichen und zu vereinigen.“ (Wonisch 2012: 25)<sup>4</sup>

In diesem Textabschnitt lesen wir, dass die Südslawen durch die Vereinheitlichung des Schrifttums eine Vereinigung anstreben bzw. dass sie sich über die gemeinsame Sprache selbstbestimmen möchten. Die Betonung und Stärkung einer gemeinsamen Sprache ist für die Südslawen des 19. Jahrhunderts ein Weg zur kulturellen und politischen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, die in wenigen Jahrzehnten folgen sollte. Die national-kulturellen Befreiungsprozesse in der K.u.K.-Monarchie und dem Osmanischen Reich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sollten nur möglich sein, indem sich die südslawischen Völker aufeinander verlassen und unter anderem durch gemeinsame Kulturpolitik zur Einheit finden. Dafür war ein sprachlicher Ausgleichsprozess notwendig, der durch die sog. *Reform der Sprache* des Serben Vuk Stefanović Karadžić angestoßen wurde.

Philologische Tätigkeiten im südslawischen Raum gibt es freilich schon vor der Wiener Vereinbarung, so z.B. die erste serbische Grammatik (1814) oder das Wörterbuch des Serbischen (1818) von Vuk Karadžić, das Rechtschreibregelwerk des Kroaten Ljudevit Gaj (1830) oder auch andere Texte wie das bosnisch-türkische Wörterbuch des Bosniaken Muhamed Uskufi von 1631, das wie viele andere Schriften in der osmanischen Zeit in arabischer Schrift verfasst worden ist und somit bei den Philologen des 19. und 20. Jahrhunderts keine Beachtung fand. Aber erst das Jahr 1850 gilt als der Anfang eines Standardisierungsprozesses von BKMS. Schon sechzehn Jahre später, also 1866, wurde in Bosnien-Herzegowina, also noch

<sup>3</sup> Gemäß dem Text aus „Hrvatski književni“ list Nr. 13. Juni 1969.

<sup>4</sup> Wonisch hat in seinem Buch den Originaltext ins Deutsch übersetzt. Das Original ist zu finden unter: [https://sh.wikipedia.org/wiki/Be%C4%8Dki\\_knji%C5%BEevni\\_dogovor](https://sh.wikipedia.org/wiki/Be%C4%8Dki_knji%C5%BEevni_dogovor).

im Osmanischen Reich, die erste Druckerei errichtet, damit die ersten Kulturzeitschriften gedruckt werden konnten. Spätestens in diesem Moment war eine standardisierte Sprache samt einem Kodex notwendig. Das war zunächst vielleicht nur aus praktischen Gründen der einheitlichen Satzherstellung in der Druckerei notwendig, später aber auch aus pädagogischen Gründen, denn 1867 wurde in Bosnien-Herzegowina eine Art Schulbuch publiziert, wodurch die Standardsprache offiziell eingeführt wurde. 1868 wurde in Serbien und 1877 in Kroatien die neue Standardsprache auch offiziell. Die damals noch sehr hohe Anzahl an Analphabeten und der gleichzeitige Gebrauch dreier Schriften (Lateinisch, Kyrillisch und Arabisch) waren ein großes Hindernis auf dem Weg zur sprachlichen Einheit. Deshalb erwies sich das Rechtschreibprinzip von Adelung „Schreib wie du sprichst“, das noch heute gilt, als günstig, weil man dadurch die Standardisierung der Sprache parallel in der Schrift umsetzen konnte. Mit diesem Prinzip konnte relativ schnell alphabetisiert werden, weil man – allerdings nur scheinbar – die Schreibung einzelner Wörter nicht auswendig lernen mussten. Dort wo die Aussprache einzelner Sprecher dem geschriebenen Wort nicht entsprach, musste die Aussprache dem Geschriebenen angepasst werden. Dieses Prinzip schuf jedoch bis heute in vieler Hinsicht ungelöste Probleme in der Standardsprache: Sie sind deshalb wichtig, weil gerade die ungelösten Probleme nach dem Zerfall der gemeinsamen Sprachpolitik für (sprach)politische Zwecke instrumentalisiert werden sollten.

### **3 Die Sprachpolitik im gemeinsamen Staat**

Vor dem Wiener Sprachabkommen war jegliche philologische Tätigkeit immer auf jeweils ein Gebiet begrenzt. Der Ausgleichsprozess nötigte notwendigerweise die Sprachbenutzer dazu, dass sie bis dahin bekannte Formen und auch sprachliche Regeln einheitshalber opfern und dafür neue erwerben mussten. Weil aber die aktivsten Verfechter einer kultur- und sprachintegrierenden Politik aus Kroatien und Serbien stammten, werden sich im Laufe der Geschichte zwei sprachpolitische Pole etablieren, der kroatische und der serbische, sowie zwei zu integrierende Idiome: das bosnische und das montenegrinische. Da der Ausgleichsprozess im südslawischen Raum keinen Orientierungstext hatte, der in seiner Bedeutung mit der Lutherbibel vergleichbar wäre, entstehen Sprachratgeber als wichtigste Publikationen zur Stützung des Ausgleichsprozesses und Minimalisierung der Unsicherheit. Deshalb existieren relativ viele Sprachratgeber, viel mehr als Grammatiken und Wörterbücher, die es in dem Moment nicht gibt; auch systematische linguistische Untersuchungen existierten noch nicht. Die Aufgabe der Sprachratgeber war sicherlich einerseits, die Non-Standard-Formen aus dem Sprachgebrauch zu eliminieren, andererseits die zahlreichen Dubletten in der Sprache zu erklären, zu rechtfertigen und etwas Klarheit zu verschaffen. Somit sind gerade die Sprachratgeber die wichtigsten Kodizes im BKMS-Raum.

Ich nenne hier exemplarisch nur einen kroatischen Sprachratgeber, nämlich den von Tomislav Maretić aus dem Jahr 1924. In diesem Buch spricht er ausschließlich von Kroaten und Serben und kritisiert die damalige Sprachpolitik als verantwortungslos, als böse, chaotisch und anarchisch, sowie die Freiheit im Sprachgebrauch, also die Missachtung der Regeln. Er unterstellt jedoch allen Sprachen Unvollkommenheit, Mängel, Fehler und Ähnliches. In diesem Sprachratgeber werden viele Wörter oder Phrasen genannt, bewertet und ihr Gebrauch kommentiert. Den Grund für die Probleme der (wie der Autor sie nennt) Literatursprache seiner Zeit sieht er in der Tatsache, dass die Serben und Kroaten für das Gleiche unterschiedliche

Wörter benutzen z.B.: *čas - ura* ‘Stunde’ oder *pozorište - kazalište* ‘Theater’. Wohl deswegen steht bei vielen Einträgen die deutsche Übersetzung. Außerdem nennt der Autor Wörter, die er ursprünglich für falsch gehalten hat, bei denen er aber sein Urteil jetzt korrigiert und die Variante nun für gut hält: *akademski* ‘akademisch’, *hodočasnik* ‘Pilger’, *oporba* ‘Opposition’ und weiter auch manche Wörter, die andere Autoren zwar für falsch halten, er aber für gut: *Afrikanac* ‘Afrikaner’, *Amerkinac* ‘Amerikaner’, *dnevnik* ‘Tagebuch’, *iznos* ‘Betrag’, *par-obrod* ‘Dampfschiff’ oder *poznat* ‘bekannt’. Über Neologismen sagt er, dass es nicht nur schlechte, sondern auch gute gebe. Die guten seien: *dvopek* ‘Zwieback’, *računovodstvo* ‘Rechnungshof’, *stotinka* ‘Hundertstelsekunde’. Er kritisiert als geschmacklos, dass manche serbischen Schriftsteller deutsche Wörter gebrauchen, die es 20 Jahre zuvor noch gar nicht gegeben hatte: *bina* ‘Bühne’, *kit* ‘Kitt’, *pelc* ‘Pelz’, *tepih* ‘Tepich’, *veš* ‘Wäsche’ usw. (Maretić 1924: V-XII). Eindeutig ist es die Lexik, die die Sprachpfleger am meisten beschäftigt. Das betrifft sehr stark auch die Fremdwörter, für die Maretić vorschlägt, dass man mit ihnen „vernünftig“ umgehen soll. Und er empfiehlt, dass Wörter, deren Herkunft nicht bekannt ist, nicht gebraucht werden z.B. *Fasan*, oder das Wort für *Pottwal* ‘ulješura’ (1924: V-XII). Maretić hält es an gleicher Stelle weiter für ein Unding, Wörter zu gebrauchen, deren Herkunft nicht bekannt ist, und meint weiter, dass das in anderen Sprachen auch nicht möglich sei. Offensichtlich sieht man zur damaligen Zeit in den Fremdwörtern eine Gefahr, eine mögliche Ursache für die Verfremdung der eigenen Nation. In den Fremdwörtern wird ein Feind erkannt, den es zu bekämpfen gilt und zwar in einem Kampf gegen sich selbst, gegen den eigenen spontanen Sprachgebrauch, indem bspw. nicht das deutsche Fremdwort *bina* gebraucht werden sollte, sondern das einheimische *pozornica*.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden im sozialistischen jugoslawischen Staat im Zuge einer Stärkung der Einheit der jugoslawischen Völker Bemühungen um eine gemeinsame Sprachpolitik weiterhin intensiv fortgesetzt. So kam es 1954 zum zweiten Sprachabkommen, dem sogenannten Abkommen von Novi Sad, dessen Ergebnis die 1960 erschienene und verbindliche Orthografie war. Bereits 1959 erschien der erste Band des großen Wörterbuchs. Es entstehen auch neue Grammatiken, allerdings alle in Serbien und Kroatien. In Bosnien-Herzegowina erlebt die Philologie eine Umwandlung von einer „orientalistischen“ zu einer „westlichen“, was etwas Zeit in Anspruch nahm – bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Laut Baotić gilt die Zeit zwischen 1970 und 1990 als eine Zeit der aktiven Beschäftigung mit der Sprache und der Sprachpolitik in Bosnien-Herzegowina (Baotić 2012: 339). Allerdings wurden in Bosnien-Herzegowina und Montenegro weder Kodizes geschrieben noch wurde das orientalistisch geprägte Schrifttum in Bosnien-Herzegowina zur Grundlage oder zum Teil der Grundlage einer gemeinsamen Sprache erhoben.

Charakteristisch für die ganze Zeit bis zu den 90er Jahren ist eine ständige sprachpolitische Beschäftigung von Linguisten und Schriftstellern, die so intensiv war, dass die eigentliche Aufgabe, die Sprachforschung, darunter leiden musste. Kico (2001: 106) sagt, dass sich die jugoslawische Sprachwissenschaft unter der ideologischen Last primär mit dem sprachlichen Ausgleich beschäftigte anstatt mit der Deskription der Objektsprache. Eigentlich prägen die sprachpolitischen Probleme, die man für soziolinguistische Probleme hält (siehe Baotić 2012: 257), wie *Standardsprache*, *Sprachbezeichnung*, *zahlreiche Dubletten*, *der Gebrauch von Fremdwörtern aus ganz unterschiedlichen Sprachen* u.Ä. die ganze Zeit der jugoslawischen Sprachwissenschaft. Die Folge ist, dass es nur vereinzelte Grammatikbücher und Wörterbücher gibt; und außerdem keins, das bspw. mit der Duden-Grammatik vergleichbar wäre und



auch keine Grammatik, die den Anspruch erhebt, für den Ausländerunterricht gemacht worden zu sein. Das lässt den Sprechern auch keine Wahlmöglichkeit zwischen Grammatiken, Wörterbüchern und Rechtschreibregelwerken.

Der sprachliche Ausgleichsprozess bzw. die jugoslawische Sprachpolitik ist von vielen Kompromissen geprägt worden, die einerseits durch Zulassung vieler lexikalischer Dubletten die Freiheit der Sprecher ermöglichten, aber die doch viele Probleme nicht gelöst, sondern sehr oft den Schülern und auch erwachsenen Sprachbenutzern viele Probleme bereitet haben, auf die ich weiter unten zurückkomme. Doch diese Art der sprachlichen Freiheit, zwischen zwei Lexemen immer wählen zu dürfen, wurde von den meisten Sprachbenutzern, wohl aus Gründen der sprachlichen Ökonomie, eher als aufgezwungene Last empfunden.

#### **4 Sprachliche Kodifizierungsprobleme und ihr „Missbrauch“ zwecks Differenzierung – Der Zerfall einer gemeinsamen Sprachpolitik**

Nach dem Zerfall Jugoslawiens am Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts kommt es auch zum Zerfall der gemeinsamen Kultur- und Sprachpolitik. Die Sprachpolitik bzw. die Sprachwissenschaft wird zum politischen Instrument, das fast 150 Jahre nach dem Beginn einer gemeinsamen Sprach- und Kulturpolitik der Südslawen diese gemeinsame Sprachpolitik beenden sollte. Es soll jetzt um die Selbstbestimmung der einzelnen Volksgruppen gehen: Bosniaken, Kroaten, Montenegriner und Serben. Diese Entwicklung zur staatlichen Autonomie erfolgt zunächst und sehr stark in Kroatien, dann in Bosnien-Herzegowina und Montenegro und zwar durch eine Neustandardisierung der Sprache in den einzelnen Nachfolgerstaaten, die die sprachliche Differenzierung von den anderen Varietäten vorantreiben sollte. Wichtig dabei werden all die Sprachphänomene, von denen ich manche bereits oben als Probleme während der gemeinsamen Sprachpolitik beschrieben habe: die unterschiedlichen Sprachbezeichnungen, Aussprache, Betonung von regionaler Lexik und Tilgung von Fremdwörtern sowie die Rechtschreibung.

Auch jetzt werden wieder Sprachratgeber in Form von Büchern zur Etablierung der (Neu)Standardisierung im Sinne eines richtigen Kroatisch oder richtigen Bosnisch publiziert. Während die Sprachratgeber in der jugoslawischen Zeit dazu dienten, die Unterschiede zu minimieren, sie zu erklären, zu rechtfertigen und die Sprecher auf sprachliche Freiheit hin zu sensibilisieren, haben die kroatischen Sprachratgeber aus den 90er Jahren die Funktion, Kroatisch in seinem Unterschied zum Serbischen neu zu kodifizieren. So schreiben die Autoren des kroatischen Sprachratgebers von 1999 Barić et al., die sich übrigens in ihrem Buch explizit zum Purismus bekennen, so etwas wie Serbokroatisch gebe es nicht und habe es nie gegeben. Es gebe lediglich zwei konkrete Muttersprachen, zwei Standardsprachen: Kroatisch und Serbisch. Jeder Text sei entweder in Kroatisch oder Serbisch geschrieben, es gebe keinen Text, der gleichzeitig in beiden Sprachen verfasst worden sei, während noch 1987 Milan Šipka, ein Linguist aus Sarajevo, in seinem Sprachratgeber schreibt, dass die ganzen Varianten eine Sprache sind. Er begründet das damit, dass alle Dialekte in Kroatien, Bosnien, Serbien und Montenegro Dialekte einer Sprache seien, die Sprachstruktur der vier standardsprachlichen Varianten fast 100% identisch sei und diese Varianten im ganzen Sprachraum alle problemlos verstanden würden (Šipka 1987: 17). Die kroatischen Autoren aber definieren den Unterschied zu den ähnlichen Regelwerken aus den 70er Jahren und sagen, dazwischen gebe es lediglich einige Ähnlichkeiten und viel mehr Unterschiede, und zwar

wichtige (Barić et al. 1999: 9). Ihre Sprachratgeber sehen sie nicht nur als ein Werk, das Zweifelsfälle kommentiert und Sprachfehler beseitigt, sondern als Modell und Grundlage für die bevorstehende Neustandardisierung und Neukodifizierung des Kroatischen (Barić et al. 1999: 9ff). Dem Beispiel der kroatischen Kolleginnen und Kollegen folgte man in Bosnien-Herzegowina und Montenegro.

#### 4.1 Die differenzierenden Phänomene

Die sprachlichen Phänomene, die zwecks Differenzierung von Standardsprachen neu reguliert werden, sind in erster Linie Phänomene der Aussprache, der Rechtschreibung und der Lexik. Die Probleme der Aussprache und Rechtschreibung sind die Folge des Adeling-Prinzips, man soll schreiben, wie man spricht, und lesen, wie es geschrieben steht. Praktisch bedeutet das im BKMS-Raum, dass jedem Laut ein Buchstabe entsprechen soll, dass ein Buchstabe<sup>5</sup> immer als ein und der gleiche Laut ausgesprochen wird. Es ist nicht möglich, dass man für einen laut zwei Schreibweisen hat, wie z.B. im Deutschen der Laut [ʃ] in *Schule, Staat, Spiel* u.Ä. Dieser Laut wird immer durch den Buchstaben <š> repräsentiert. Für den Kodifizierer bedeutet das, dass die Kodifizierung der Aussprache immer mit der Kodifizierung des Geschriebenen einhergeht. Oder anders gesagt, wird die Schreibung eines Wortes anders definiert, muss auch die Lautung dementsprechend angepasst werden. Ein Beispiel im Bereich der Präfigierung: Wird das Präfix <iz> [iz] ‘aus’ mit dem Wort <pitati> [pitati] ‘fragen’ kombiniert, wird der Laut [z] zu [s], also stimmlos ausgesprochen und das entsprechende Wort wird <ispitati> geschrieben. Wenn dieses Präfix mit dem Wort wie <baviti> [baviti] ‘tun, machen’ kombiniert wird, entsteht das Wort [izbaviti], das auch dementsprechend geschrieben wird <izbaviti> ‘retten’. Die Idee ist: „Hör zu, welche Laute du sprichst, dann schreibe die entsprechenden Buchstaben einfach nieder“.

Aber das Prinzip versagt, wenn die Sprecher bei den nicht eindeutigen Lautkombinationen die Laute nicht genau hören können und somit Probleme in der Schreibung haben. Im Folgenden nenne ich die wichtigsten Probleme in der Aussprache und somit in der Schreibung:

- Aussprache und Schreibung von [ɪe], [je], [i], [e] <ije, je, i, e>
- Aussprache und Schreibung von [tʃ], [tɛ], [dʒ], [dʒ] <č, ć, đ, dž>
- Aussprache und Schreibung von [h] <h>

#### 4.2 Aussprache und Schreibung von <ije, je, i, e>

Die Verschiebung des alten slawischen Jat-Lauts ergab in den südslawischen Ländern drei unterschiedliche Laute bzw. Lautgruppen: [i] im Westen (Westkroatien, Westbosnien-herzegowina), [e] im Osten (Serbien) und dazwischen in Ostbosnien-Herzegowina und Montenegro [ɪe]<sup>6</sup>. Ich nenne hier exemplarisch das Wort für *Milch*: <mliko / mleko / mljeko > [mliko / mleko / mlɛko]. Dialektal betrachtet unterscheiden sich gerade dadurch drei große Dialektgruppen: **Ikavisch**, **Ekavisch** und **Ijekavisch**. Diese Lautveränderung ist der Punkt, zu dem der Ausgleichsprozess gekommen ist und den der Ausgleichsprozess nicht überwinden

<sup>5</sup> Es gibt allerdings drei Ausnahmen, wo offiziell ein Buchstabe aus zwei gebildet wird: <dž, lj, nj>. So in der lateinischen Schrift, in der kyrillischen steht auch dort immer jeweils ein Buchstabe <џ, љ, њ>.

<sup>6</sup> Die Lautgruppe, die als <ije> geschrieben wird, kann auch als Diphthong verstanden werden, was mit phonetischer Schreibung [iɛ] dargestellt wird.

konnte, so dass der Standardisierungsprozess in jugoslawischer Zeit zu zwei Standardvarietäten der – offiziell – einen Standardsprache führte: Ijekavisch (Kroatien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro) und Ekavisch (Serbien), das Ikavische blieb auf dem Niveau des Dialekts und hat heute immer noch viele Sprecher. Meines Wissens gab es nie Versuche, auch diesen Punkt auszugleichen und nur einen Standard im ganzen Raum zu etablieren.

Die Probleme mit diesem Laut bzw. diesen Lauten ergeben sich im Ijekavischen in der Aussprache und der Schreibung, wenn die Rechtschreibung der Lautung entsprechen sollte und der Sprachbenutzer nicht genau hört, was gesagt wird. Ekavisch (also Serbisch) hat in dieser Hinsicht weniger Probleme. So ist z.B. im Ekavischen <sljedeći> [slede<sup>̂</sup>t̪ei] (der Nächste) kein Problem, denn es ist nur diese eine Variante möglich. Im Ijekavischen gibt es bei diesem Beispiel zwei Möglichkeiten <sljedeći> [slede<sup>̂</sup>t̪ei] oder <slijedeći> [slie<sup>̂</sup>d̪et̪ei]. Beide können ausgesprochen und auch geschrieben werden, aber wollen wir nur eine Möglichkeit standardisieren, muss eine Entscheidung getroffen werden und eine Variante zur Standardvariante erklärt werden. Oft ist es nicht einfach zu hören, ob es ein [le] oder [lie] ist, was dann zu einer häufigen Fehlerquelle in der Schreibung wird. Im Ijekavischen wird das Ganze insofern noch komplizierter, als es auch Wörter gibt, in denen weder [je] noch [ie], sondern tatsächlich nur ein [e] ausgesprochen wird und dementsprechend geschrieben werden sollte. Ein Beispiel dafür ist <greška> [greʃka] ‘Fehler’. Ein anderes die Pluralform von <brijeg> [br̪ieg] ‘Berg’ also <bregovi> [bregovi] ‘Berge’, die im Singular ijekavisch und im Plural ekavisch ausgesprochen wird. Gerade bei diesen seltenen, aber für die Rechtschreibung sehr problematischen Fällen, in denen weder [ie] noch [je], sondern ein [e] erhalten bleibt, sahen zunächst die kroatischen und dann auch die bosnischen Kodifizierer eine weitere Differenzierungsmöglichkeit und empfahlen bspw. die Aussprache [ie] statt [e] und die Schreibweise mit <ije>. D.h. anstatt <bregovi> [bregovi] sollte man <brijegovi> [br̪iegovi] schreiben und aussprechen, weil auch im Singular <brijeg> stehe. Ein Extremfall, der allerdings nur von einzelnen kroatischen Kodifizierern vorgeschlagen worden ist, ist <griješka> anstatt <greška>, was den Redefluss sehr stark beeinträchtigen würde. Es handelt sich bei diesen Beispielen um die Wörter, die im Ekavischen und Ijekavischen gleich geschrieben und ausgesprochen werden. Die ijekavischen Kodifizierer wollten mit ihren Vorschlägen auch dort einen klaren Unterschied zum Ekavischen etablieren.

### 4.3 Aussprache und Schreibung von *h*

Im BKMS entsprechen dem Buchstaben <h> die Laute [h, X]. Dabei ist das Problem nicht, welcher, sondern ob überhaupt ein Laut ausgesprochen und dementsprechend geschrieben wird. Das wurde schon beim Wiener Abkommen als Problem definiert. Die Laute werden tatsächlich zusammen als ein h-Laut verstanden, eine Auffassung, der ich hier auch folge. Charakteristisch für diesen Laut ist, dass er in der serbischen Variante selten oder gar nicht vorkommt, aber andererseits häufiger Bestandteil in Fremdwörtern – sei es deutscher oder orientalischer Herkunft – und auch in Flexionsmorphemen mancher Formen z.B. im Aorist [rekoX] ist. Im Wiener Abkommen wurde beschlossen, dass der h-Laut immer ausgesprochen und geschrieben wird, wo er etymologisch hingehört sowie als Flexionssuffix von Verben, aber dass er in den Flexionssuffixen der Substantive nicht ausgesprochen und nicht geschrieben wird: \*[zema<sup>̂</sup>ljaX], \*[ota<sup>̂</sup>tsaX] (Genitive von ‘Land’ und ‘Vater’). Im An- und Inlaut darf der Laut entweder ausgelassen (z.B.: [hi<sup>̂</sup>storija / istorija] ‘Geschichte’) oder durch andere Lau-

te ersetzt werden (z.B.: [muha / muva] ‘Fliege’, [kuXati / kuvati] ‘kochen’). Es wurden also Dubletten in der Aussprache und Schreibung zugelassen.

Im Zuge der Neukodifizierung der BKMS-Sprache werden unter anderem gerade der Buchstabe <h> und die entsprechenden Laute [h, X] zu dem sprachlichen Phänomen, das als „typisch Bosnisch“ verstanden wird und auf das die Kodifizierer des Bosnischen bestehen: das standardisierte [lako] ‘leicht’ wird im Bosnischen [laXko] <lahko>, was schon immer kolloquial in Bosnien-Herzegowina gebraucht wurde, aber was immer als Non-Standard bezeichnet worden ist. Die Grammatiker des Bosnischen (2000) klagen jedoch zu Recht, vor allem die „typisch bosnische“ Aussprache und die Schreibung der Laute [X, h] sei in der jugoslawischen Zeit unkodifiziert gewesen, außerdem die Schreibung von Namen arabischer, persischer und türkischer Herkunft (Jahić/Halilović/Palić 2000: 62f). Das Interessante an diesem Laut ist, dass er von manchen bosnischen Philologen oder Hobbyphilologen zum Laut der eigenen Identität erklärt wird. Die Bosnisch-Sprecher mussten lange um den Laut „kämpfen“, der vor allem den Serben so fremd war und den sie so ungern sprachen. Deshalb kann die Vorliebe für diesen Laut als eine Art Bekenntnis zum Bosnischen und auch zur orientalistisch-islamischen Tradition verstanden werden, weil der h-Laut im Arabischen oft vorkommt und es sogar unterschiedliche h-Laute gibt (vgl. Deutsch [h, ç, X]). Die Stimmung in Bosnien nach dem Zerfall der gemeinsamen Sprachpolitik war so, dass der Laut auch dort eingesetzt werden durfte, wo er nie war. Es galt die Parole: im Zweifelsfall für den h-Laut.

Zu Beginn der Neustandardisierung des Bosnischen, 1990-1996, bestanden die Kodifizierer darauf, dass [laXko] richtig sei, und das wurde zur verpflichtenden Regel in den Schulen im Bosnischunterricht. Doch das Publikationswesen in Bosnien-Herzegowina hat diese Regeln nicht komplett übernommen, bzw. mehrheitlich nicht praktiziert, was zunächst von Bosniaken als schlechtes Bosnisch bezeichnet wurde, um schließlich mit den neuen Wörterbüchern und Sprachratgebern als Dublette bezeichnet zu werden (Čedić 2013:73). Nichts erklärt besser den Umgang mit diesem Laut und seine angebliche Bedeutung für die nationale Identität von Bosniaken, Serben und Kroaten wie das Wort für *Kaffee*, das im Bosnischen [kahva], im Kroatischen [kava] und im Serbischen [kafa] heißt. Auch wenn die sprachlich Liberalen in Bosnien in der Regel [kafa] sagen, ist das Wort [kahva] sehr markiert und bedeutet viel mehr als nur ein Getränk, was bei [kafa] der Fall wäre, sondern auch ein Wohlgefühl, eine besondere Stimmung oder einen besonderen Geschmack.

#### 4.4 Schreibung und Aussprache von <č>, <ć>, <d>, <dž> / [tʃ], [tɕ], [dz], [dʒ]

Eine Besonderheit der Orthoepie und Rechtschreibung des BKMS sind die Laute [tʃ], [tɕ] bzw. [dz], [dʒ], die von einem Teil der Bevölkerung, vor allem von im Westen des Sprachraums lebenden Bosniaken und Kroaten nicht ausgesprochen werden können und folglich in der Rechtschreibung große Schwierigkeiten bereiten, während alle Serben und Montenegriner, aber auch viele Bosniaken und Kroaten die Aussprache dieser Laute problemlos beherrschen. Das Problem der unsicheren Aussprache schafft das Problem der unsicheren Schreibung der Wörter mit diesen Lauten. Jedefalls bilden diese Laute keine Minimalpaare, so dass Linguisten praktisch Wörter schöpfen, die nur als Beweis gelten sollen, dass [tʃ / tɕ] ein Minimalpaar sind, aber die gar nicht gebraucht werden: <spavaćica> [spavateitsa] – <spavačica> [spavatʃitsa] ‘Nachthemd – Schlafende’. Vor allem in den Wörtern wie <ćevapčići> [tɕevapʃitɕi] ergeben sich Schwierigkeiten sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben, die einem schon beim Sprach- und Schrifterwerb bewusst gemacht werden.

Diesbezüglich steht im Rechtschreibwerk von 1962 eine merkwürdige Empfehlung: Denjenigen, die den Unterschied zwischen [tʃ] und [tɕ] nicht machen (kennen), wird empfohlen, die richtige Aussprache einzustudieren, indem sie es beim Lesen guter literarischer Texte üben (Matica 1962: 130). Und im Schulunterricht gab es schon immer bestimmte Übungen, mit denen man durch häufige Wiederholungen die Aussprache dieser Laute erlernen soll.

*Čiča čvorak čuva četvu čavki*

*Čik čvorče čukni čavki čvok*

Das Gleiche gilt für das Buchstaben-Lautpaar <dž> / <đ> [dʒ] / [dʒ̣].

Zum Status der problematischen Buchstaben und Laute <č, ć, dž, đ> gab es immer wieder kritische Stimmen aus linguistischen Reihen, aber keine Kodifizierer in Bosnien, Serbien oder Kroatien haben eine Veränderung in dieser Sache gewagt. Nur die montenegrinischen Kodifizierer sollten eine tiefgreifende Veränderung vornehmen. Sie veränderten das bis dahin kodifizierte Lautsystem sowie die bisherige Rechtschreibung, indem sie das Standardlautsystem um zwei Laute und somit die Buchstabenzahl um zwei erhöhten. Das wurde in der offiziellen und auf der Internetseite des montenegrinischen Bildungs- und Wissenschaftsministeriums<sup>7</sup> publizierte Rechtschreibung und auch in der Grammatik des Montenegrinischen öffentlich und bindend. Aus den Allophonen der Laute [ʃ, ʒ], die [ʃ̣, ʒ̣] lauten, haben sie zwei weitere Phoneme geschaffen – und auch zwei neue Buchstaben <ṣ̌>, <ẓ̌>, die sie mit folgenden Beispielen begründen: <sjever> ‘Norden’ soll nicht mehr [sjever] ausgesprochen wie bisher, sondern [ʃ̣jever] und aus Lexemen wie <zjenica> ‘Iris’ machten sie [ʒ̣jenica] im Vergleich zu <ženica> [ʒenica] ‘kleine Frau’. Außerdem haben sie auch die umgangssprachlich als [tɕ] realisierte Buchstabenfolge <tj> z.B. bei <tjelesa> [tjelesa] ‘Körper’ als mögliche Variante zugelassen: *tjelesa / čelesa* [tjelesa / tɕelesa] oder es wird auch außer <gdj, dj> [gdj, dj] ein dialektales oder bisher umgangssprachliches [dz] möglich: [gdje > dze] ‘wo’ oder [djed > dzed] ‘Opa’.

Damit kodifizierten die Montenegriner die (bislang) umgangssprachliche Aussprache mancher Laute bzw. Lautgruppen und gliederten ihre Standardsprache im Bereich der Laute und Rechtschreibung aus dem gemeinsamen Standard aus. Diese Regeln gelten als bindend für die Schule und den öffentlichen Rundfunk sowie die Gesetzgebung. In dieser Hinsicht ist die Neukodifizierung des Montenegrinischen am radikalsten von allen.

#### 4.5 Lexik

Die Südslawen auf dem Balkan wurden in Folge der Eroberungen unterschiedlicher Mächte kulturell ganz unterschiedlich geprägt. Die zahlreichen Eroberer (Italien, Österreich-Ungarn, Osmanisches Reich) und dazu noch unterschiedliche Religionen (Islam, Katholizismus und das orthodoxe Christentum) beeinflussten die Lexik der südslawischen Völker jeweils anders. Zum richtigen Problem wird das aber erst beim Ausgleichsprozess, der auch die Lexik betreffen sollte. Die Folge dieses gewollten Sprachausgleichsprozesses und des sehr intensiven Kultur- und Menschaustausches, insbesondere in der Freiheit nach dem Ersten Weltkrieg, sind im gesamten BKMS-Sprachraum viele lexikalische Dubletten, die in der Regel von der mittleren und oberen Bildungsschicht problemlos verstanden werden, aber doch einen starken individuellen Charakter der Sprecher aufweisen konnten. Ich nenne hier exemplarisch nur einige:

<sup>7</sup> <http://www.gov.me/files/1248442673.pdf>

*tisuća* – *hiljada* ‘Tausend’

*hlaće* – *pantalone* ‘Hose’

*sahrana* – *đenaza* ‘Beerdigung’ *sahrana* für Christen und Atheisten und *dženaza* für Muslime,

oder als Merkmale unterschiedlicher Religionen:

*Amidža* (Muslime) – *stric* (Christen) ‘Onkel väterlicherseits’

in der Aussprache von Fremdwörtern (hier Germanismen):

[ʃporet] – [ʃparet] ‘Sparherd’

[tsèker] – [tséger] ‘Sackerl’

Solche Dubletten schaffen einerseits sehr viel Unsicherheit bei den Sprechern, die sich ständig fragen, was jetzt eigentlich richtig ist, aber andererseits werden die Sprecher dadurch für den sprachlichen Reichtum und die innersprachlichen Unterschiede sensibilisiert. Zumindest in Bosnien-Herzegowina herrschte und herrscht eine Art Freiheit, die jedem ermöglicht, sich sein eigenes Wort auszusuchen und es zu gebrauchen, aber auch große Unsicherheit, die eigentlich ein Begleitphänomen dieser Freiheit ist. Jedenfalls dienten solche Dubletten oft zur Selbstbestimmung einzelner Sprecher. So konnten sich bspw. „konservative“ und „liberale“ Muslime durch den Gebrauch orientalischer oder slawischer Wörter für Verwandtschaftsbezeichnungen voneinander unterscheiden z.B. *stric* (*slawisch*) – *amidža* (*orientalisch*).

Schon zu Beginn der Krise Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts begannen die kroatischen Linguisten neue Grammatiken, Wörterbücher und Rechtschreibbücher zu publizieren, die zunächst durch Betonung von *Kroatisch* und Tilgung von *Serbisch* ein Zeichen setzen sollten. Dazu kam aber auch die Betonung von Unterschieden, die seit Jahrzehnten präsent und unter Linguisten bekannt und als Dubletten zugelassen waren, um zu zeigen und zu beweisen, dass Kroatisch eine selbstständige Sprache sei, die am liebsten nicht einmal als ein entfernter Verwandter des Serbischen verstanden werden sollte. In den Zeiten des starken kroatischen Nationalismus erfüllte das die Sprecher zunächst mit Stolz, aber machte sie gleichzeitig unsicher in ihrem täglichen Sprachgebrauch, weil plötzlich jedes Wort, auch jenes, das sie nur als solches kennen, zu einem Serbismus erklärt werden konnte, um den Sprecher damit als „Jugonostalgiker“ oder „Serbensympathisant“ oder gar „Serben“ abzustempeln. Dieser Nationalismus brachte den Kroatischsprechern so viel Unsicherheit und Angst, ob ihre Sprache „richtig“ sei, dass immer wieder Sprachratgeber geschrieben werden. Der kroatische Sprachpurismus betraf in erster Linie die Lexik, die von den sog. Serbismen und Turzismen gesäubert werden sollte. Dafür wurde die alte und längst vergessene kroatische Lexik aus der Erinnerung geholt oder ganz neue Wörter geschaffen. Während dessen wurden im Zuge des kroatischen Purismus der 90er Jahre neue Kodizes publiziert, in denen manche Entscheidungen erklärt und begründet werden. So wird z.B. in Babić et al. (<sup>8</sup>2004) erläutert, dass darin die sog. Serbismen keinen Platz gefunden haben. Dass es in diesem Wörterbuch Turzismen gibt, wird dadurch begründet, dass es darunter sehr viele Wörter mit sonst problematischen Lauten [tʃ], [tɕ], [dʒ], [dz] gibt und dass sie von kroatischen Autoren benutzt werden. Dann werden die Autoren genannt, die alle bosnisch-muslimische Autoren sind, deren Schrifttum aus Bosnien-Herzegowina stammt und in früheren Kodizes sonst nicht berücksichtigt worden ist. Es handle sich dabei um Randwörter und Archaismen.

## 5 Neukodifizierung zwecks Freiheit und Selbstbestimmung

Offensichtlich haben die Völker in Ex-Jugoslawien 150 Jahre nach dem Beginn der gemeinsamen Sprachpolitik in der sprachlichen Kodifizierung einen Weg gesehen, sich selbst zu bestimmen, indem ihre Kodifizierer die kleinen sprachlichen Unterschiede zu großen und bedeutenden machten. Das geschah parallel mit dem Prozess der politischen Befreiung von der angeblich aufgezwungenen jugoslawischen Union bzw. dem Bund aller mit allen. Wir können auch beobachten, wie die sprachliche Neustandardisierung Hand in Hand mit dem Prozess der politischen Neuordnung geht. Dieser ganze Prozess um die Standard- und Ausgleichssprache mit abschließender Dissolution im BKMS-Raum scheint eine politische Sache gewesen zu sein. Auch wenn man das zunächst nicht so explizit sieht, ist dieser Prozess m.E. sehr stark von der(n) Idee(n) der Freiheit geprägt. Der ganze Prozess der Standardisierung einer Sprache und der Entstehung von begleitenden Kodizes wie Wörterbüchern, Grammatiken und Rechtschreibregelwerken sowie die Überlegungen zu diesem Prozess sollten aus meiner Sicht unter dem Aspekt der Freiheit diskutiert werden, insbesondere weil gerade heute in einer modernen Gesellschaft ständig die Rede von ganz unterschiedlichen und immer neuen Freiheiten ist, die dann gesetzlich reguliert werden bspw. die *Freedom of Speech*. Es entsteht nicht selten der Eindruck, dass in manchen demokratischen und liberalen Gesellschaften die Freiheit zu sagen, was man möchte, mehr gilt, als die Freiheit zu sagen, wie man es möchte. Man wird viel schneller korrigiert, wenn man spricht, wie man will, als wenn man spricht, was man will. In der Literatur finden sich, wenn auch spärlich, Hinweise auf die Bedeutung der Freiheit in sprachpolitischen Prozessen. In seinem Text über Kodizes, in dem die sprachliche Kodifizierung mit der Kodifizierung von Gesetzen in Verbindung gebracht wird, impliziert Klein mit dem Hinweis auf *Verbote* und später auf die Bibel, dass die Regulierung bzw. Normierung, wie Kodifizierung oft wahrgenommen wird, eine Einschränkung der Freiheit ist (vgl. Klein 2014: 221), auch wenn sie in Deutschland nicht staatlich reguliert ist. Ähnlich lässt ein weiterer Gedanke Kleins in der Kodifizierung die Freiheit erkennen, nämlich wenn er über den Kodex sagt:

„Für die Aufnahme in den Kodex sind nämlich die faktische Reichweite und der tatsächliche Gebrauch innerhalb einer Sprachgemeinschaft von entscheidender Bedeutung. Es muss also Hinweise darauf geben, dass eine bestimmte, der Sprache gewidmete Schrift in orientierender Absicht von vielen Menschen benutzt wird.“ (Klein 2014: 223)

Aufgrund ihrer Freiheit wählen die Sprecher, was als Orientierungstext dient, so dass dabei die Verhältnisse der freien Marktwirtschaft herrschen, wo laut Klein (2014: 223) die Auflage, also die Zahl der gedruckten und verkauften Bücher, ein Beweis für die Resonanz und Relevanz eines Textes im Kontext der Kodifizierung einer Sprache darstellt. Natürlich kann auch der Staat den Kodex-Text den Sprachbenutzern aufzwingen z.B. in der Verwaltung oder in der Schule, aber auch hier ist die Freiheit präsent, nämlich indem sie eingeschränkt wird, oft mit der Begründung, dass man lernen muss, richtig (oder gar schön) zu sprechen. Selbst ein expliziter Vergleich bzw. eine Gleichsetzung mit der Religion, die Van Parijs macht, soll im Sinne der Freiheit und nicht als Gebot und Verbot verstanden werden:

„In der Regel wird die Sprache wie der religiöse Glaube innerhalb einer Gesellschaft von einer Generation an die nächste weitergegeben, und zwar als ein wesentlicher Bestandteil und bestimmender Faktor der Kultur jener Gemeinschaft, aber auch als ein wesentliches Merkmal der individuellen und kollektiven Identität der Menschen. Wie die Religion, die Menschen aus freien Stücken ausüben, scheinen auch die Sprache(n) oder die Dialekt-

oder Idiolektvariante(n), die Menschen aus freien Stücken gebrauchen, wenn sie sprechen oder schreiben, singen oder schreien, senden oder publizieren, offensichtlich durch die Freiheitsbedingungen geschützt.“ (Van Parijs 2013: 172)

Bezogen auf die sprachliche Situation im BKMS-Raum kommt die Freiheit ganz klar ins Spiel mit der Kodifizierung der Sprache beim bosnisch-herzegowinischen Linguisten Josip Baotić, und zwar wenn er glaubt, es seien die demokratischen Freiheiten, die die wichtigste Ursache für den Zerfall der gemeinsamen Sprachpolitik seien und nicht unbedingt die Nationalismen (2012: 308). Für ihn ist die Freiheit der eigentliche Grund für die sprachliche Dissolution, zu der es auch ohne die politische Dissolution des gemeinsamen Staates gekommen wäre. Eine Bestätigung dafür sieht er in Gaks Beobachtung, dass es seit den 80er Jahren in Europa zur Stärkung der Regionen und damit der Regionalsprachen zuungunsten des Zentrums und damit der sprachlichen Norm gekommen war. Unabhängig davon, ob wir Baotićs Meinung teilen oder nicht, lehrt uns die oben kurz dargestellte Geschichte der Kodifizierung und Standardisierung des BKMS, dass die sprachlichen Standardisierungs- und Kodifizierungsprozesse bei den Südslawen unverkennbar von der Idee der nationalen Freiheit und der Selbstbestimmung, beides Ideen mit hohem Stellenwert in der modernen Gesellschaft, geprägt werden. Und dabei denke ich nicht an die Freiheit von Literaten, die laut Maretić ihre „literarische Freiheit“ verteidigen, wenn sie ablehnen, so zu schreiben, wie es sich manche Sprachkritiker wünschen (Maretić 1924: VI). Das ist nur ein Aspekt der sprachlichen Freiheit. Es lassen sich noch weitere Aspekte der Freiheitsidee unterscheiden.

Im politischen Sinne ist es die nationale Freiheit, die die Südslawen mit dem im 19. Jahrhundert angestoßenen Kodifizierungsprozess anstrebten. 60 Jahre später ist es für Milan Šipka die Freiheit, die es den Sprechern des BKMS, vor allem in Bosnien-Herzegowina, ermöglicht, z.B. eine der Dubletten zu wählen, aber auch seinen ganzen sprachlichen Ausdruck und Stil im Rahmen der „erlaubten“ Möglichkeiten zu gestalten. Es ist auch die nationale Freiheit und das demokratische Recht auf Selbstbestimmung, mit der die Loslösung aus Jugoslawien begründet wird, die zur Neustandardisierung zwecks Differenzierung führte. Der Prozess der Neukodifizierung des BKMS gegen Ende des 20. Jahrhunderts ist im Grunde ein freiheitlicher Prozess. Die politischen, kulturellen und sprachlichen Gemeinden der Bosnier, Kroaten, Montenegriner und Serben, die sich über 100 Jahre lang um einen sprachlichen Ausgleichsprozess bemühten, sahen in ihren neuen, demokratischen Freiheiten ihr Recht auf politische, kulturelle und sprachliche Selbstbestimmung und setzten den Prozess der Kodifizierung zwecks Differenzierung in Gang. Hier arbeiteten Politiker und Sprachwissenschaftler zusammen. Die angeblich unterschiedlichen Sprachen waren ein Argument für von jetzt an unterschiedliche und getrennte politische Wege der Südslawen. Doch die demokratische Freiheit galt nur für die Staaten, nicht für den einzelnen Sprachbenutzer und es entstand eine sehr restriktive, puristische und für den einzelnen Sprachbenutzer sehr aggressive Sprachpolitik. Die Kodifizierer haben sich nämlich die Freiheit genommen, ihre eigenen Sprachgemeinschaften durch Neukodifizierung selbst zu bestimmen und sie aus einer größeren Sprachgemeinschaft auszugliedern, gleichzeitig aber führen sie, um die Neukodifizierung durchzusetzen, eine diskriminierende Politik gegenüber allen, die den neuen Standard nicht akzeptieren. Somit werden Sprachwissenschaftler zu Sittenwächtern.

Aber die politische Demokratisierung in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens brachte die Publikationsfreiheit, unter anderem auch sprachwissenschaftlicher Texte, mit sich – mit der Folge, dass in diesem Zeitraum mehr als zehn unterschiedliche Sprachratgeber in Kroatien



publiziert wurden. In der Öffentlichkeit entstand allmählich ein Gefühl von Unsicherheit und ein skeptischer Blick auf die angeblich schlechte Situation des Kroatischen und seines Standards. Die postsozialistische gesellschaftliche Liberalisierung wurde somit einerseits fatal für die gemeinsame Sprachpolitik in Ex-Jugoslawien, andererseits sorgte sie unter den Sprachbenutzern nicht nur in Kroatien, sondern auch in Bosnien-Herzegowina und Montenegro für viel Unsicherheit, weil die politische Elite – unterstützt von treuen Linguisten – nicht damit gerechnet hatte, dass Sprecher, Verlage, Herausgeber und oppositionelle Politiker sich manchmal auch frei fühlen, die neuen Kodizes abzulehnen.

## **6 Sprachliche Freiheit für den Einzelnen**

Wie eine ganze Nation, ein Volk, eine Sprachgemeinschaft ihre Sprache benutzt, soll sie für sich entscheiden. Außer Situationen, in denen eine fremde Macht, ein Besatzer einer okkupierten Gesellschaft seine Sprache aufzwingt – wofür es sehr viele Beispiele auch auf dem Balkan gibt: Türkisch, Deutsch, Ungarisch, Italienisch – ist mir kein Fall bekannt, in dem jemand von außen so etwas versucht hätte. Doch innerhalb einer Gesellschaft gibt es immer einige Sprecher, die sich die Freiheit nehmen, allein oder in streng kontrollierten Kreisen darüber zu entscheiden, was zum gemeinsamen Sprachstandard gehören sollte und was nicht – praktisch für alle zu entscheiden, wie sie zu sprechen und zu schreiben haben. Dass das möglicherweise als Einschränkung der Freiheit eines Einzelnen interpretiert werden kann, bleibt unberücksichtigt. Die meisten Sprachbenutzer gehen darauf ein und opfern ihre persönliche Freiheit in Wortwahl, Grammatik und Aussprache zugunsten einer politischen und kulturellen Einheit. Es ist immer eine Kodifizierung zwecks Unifizierung. Das sehen wir sehr gut am Beispiel des BKMS und seiner Geschichte von 1850 bis heute. Es sind immer die einzelnen Sprecher, die den „Preis bezahlen müssen“ – oft ungewollt. Van Parijs schreibt dazu:

„Das Recht einer jeden Gemeinschaft, gleiche Wertschätzung durch die Einführung zwingender Regeln zum Schutz ihrer Sprache zur Geltung zu bringen, kann als rein formale Freiheit beschrieben werden, denen für einige unter ihnen – aus Gründen, die sich ihrem Einfluß entziehen – keine wirkliche Freiheit entspricht.“ (Van Parijs 2013: 329)

Das interessante Phänomen für mich ist die Bereitschaft der meisten Sprecher, die Richtlinien aus den Kodizes unreflektiert und oft unmündig zu befolgen. Warum machten die einzelnen Kroaten, Bosnier, Montenegriner und Serben mit, und, natürlich, warum machen die Sprecher anderer Sprachen mit? Ausgenommen seien hier jene, die die Standardsprache weder in Schrift noch in der Lautung beachten; davon gibt es sicherlich auch nicht wenige. Hier sind in erster Linie diejenigen gemeint, die sich in der Regel um den Gebrauch der Standardsprache bemühen. Heute leben wir in der Zeit, in der das Recht auf Selbstbestimmung auf immer mehr Lebensbereiche ausgedehnt wird: politische, religiöse, sexuelle usw. Dabei denke ich in erster Linie an den gesellschaftlichen Raum, den ich als öffentlich definiere, d.h. den Raum, für den der Staat bürgt, dass alle Menschen ihre persönlichen Freiheiten genießen und ausleben dürfen, sofern davon die anderen nicht betroffen werden. Wie kommt es dann, dass in solch einer immer moderner und liberaler werdenden Gesellschaft das Recht auf freien Sprachgebrauch insofern eingeschränkt wird, als die Sprache bzw. der Sprachgebrauch immer wieder neu reguliert wird und von manchen, meistens sind das die Lehrer, als richtig oder falsch bewertet wird? Im Laufe der Zeit ist selbst in der Schule ein liberaler Raum entstanden, in dem es möglich ist, die Haarfarbe oder Kleidung als Ausdruck der Selbstbestimmung zu definieren. Die

sprachlichen Abweichungen, selbst wenn sie aus Überzeugung gemacht werden z.B. die Reaktion von manchen Präpositionen wie etwa *u vezi* in BKMS, werden nicht unbedingt einfach akzeptiert, sondern kritisiert oder sanktioniert.

Die Tradition wird zum Schutz des Sprachverfalls erklärt. Immer wieder bemühen sich Sprachpfleger aller Sprachen um den Schutz der Sprache vor dem Verfall. Interessant ist, dass man die Veränderung nur als Verfall und nicht als Verbesserung versteht. Ein Argument, das heute oft genannt wird und das vermutlich auch ein ‚offizielles‘ ist, lautet, dass ‚gute‘ bzw. ‚richtige‘ Sprache eine Voraussetzung für einen guten Job sei, bzw. ‚gute Sprache‘ die Marktchancen eines/einer Jobsuchenden erhöhe. Somit haben wir es mit einem Paradoxon zu tun: für gute Sprache, also für die Tradition, werden liberale wirtschaftliche Argumente genannt. Dabei zeigt uns das Beispiel des BKMS eigentlich, dass eine sprachliche Toleranz, auch wenn sie manchmal für Unsicherheit bei den Sprachbenutzern sorgt, gelebt werden kann. Am deutlichsten war das und ist es immer noch in Bosnien-Herzegowina zu sehen:

„Das Bosnische galt in dieser Konzeption als die Unterschiede der Varianten integrierender, Toleranz während der schriftsprachlicher Ausdruck der Serben, Kroaten und Muslime in Bosnien, denen also die Wahl der Variante freigestellt war: dazu kamen zahlreiche bosnische Besonderheiten, vor allem Turzismen in der Sprache der Serben (auch in Serbien) und mehr noch der Bosniaken. Diese Toleranz wurde praktiziert.“ (Rehder 2002: 467)

## 7 Fazit

Das Beispiel der Neukodifizierung im ehemaligen Jugoslawien zeigt, wie der Prozess der Standardisierung für die Entstehung eines gemeinsamen Staates und 150 Jahre später für seine Dissolution gebraucht bzw. missbraucht wurde. Aber trotz der langjährigen Arbeit an der Differenzierung durch Neukodifizierung hat die Verständigung zwischen einzelnen Sprachgemeinschaften darunter gar nicht (oder nur vorübergehend) gelitten und sie wurde bald wieder im vollen Umfang hergestellt. Die wichtigste Folge der Neukodifizierung in den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens ist die Sensibilisierung für die Sprache als nationales Identitätsmerkmal und das gestiegene Interesse vieler Sprachbenutzer für richtige und falsche Sprache, nicht etwa um durch richtigen Sprachgebrauch den eigenen gesellschaftlichen Stellenwert zu erhöhen, sondern in erster Linie um sich selber national aufzuwerten. Trotz jahrelanger Neukodifizierung und Standardisierung im ehemaligen Jugoslawien verstehen sich die Bosniaken, Montenegriner, Kroaten und Serben nach wie vor sprachlich sehr gut. Außerdem hat die Missachtung der kodifizierten Norm in den neuen Medien (Chat, Mails) wie bspw. Kleinschreibung, Verkürzung, Fremdwortgebrauch nicht zur Destabilisierung der Verständigung geführt, weil der menschliche Wunsch bzw. das Bedürfnis danach, von anderen verstanden zu werden, so stark ist, dass alle menschlichen Versuche, die Verständigung zu reduzieren, unbedingt scheitern müssen. Genauso muss jeder Versuch scheitern, die kodifizierten Regeln gänzlich durchzusetzen und eine allgemeine Akzeptanz der Kodizes zu erreichen. Das macht dann die Kodizes zu nichts mehr als zu Sprach- und Schreibratgebern, von denen es schon sehr viele in den meisten Sprachen gibt und die allein durch ihre Plausibilität und Nachvollziehbarkeit akzeptiert werden können.

Betrachten wir die sprachliche Tätigkeit wie jede andere menschliche Tätigkeit, so müsste vielleicht der längst formulierte kategorische Imperativ in seiner angepassten Form folgen-

dermaßen lauten: „Spreche und schreibe nur nach derjenigen Regel, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“.

## **8 Literatur**

- Babić, Stjepan, Božidar Finka und Milan Moguš (<sup>8</sup>2004): Hrvatski pravopis. Zagreb: Školska knjiga.
- Baotić, Josip (2012): Približavanje jeziku ili približavanje jezika. Sarajevo: Slavistički komitet.
- Barić, Eugenija et al. (1999): Hrvatski jezički savjetnik. Institut za hrvatski jezik i jezikoslovlje. Zagreb: Školske novine.
- Čedić, Ibrahim (2013): Jezički savjetnik. Sarajevo: Institut za jezik.
- Elberfeld, Rolf (<sup>2</sup>2013): Sprache und Sprachen. Eine philosophische Grundorientierung. München: Verlag Karl Alber.
- Engel, Ulrich (2006): Ein deutsch – bosnisch-/kroatisch-/serbisches Valenzlexikon. – In: Ágel, Vilmos et al. (Hrsg.): *Dependenz und Valenz*. 2. Halbband. Berlin/Boston: de Gruyter Mouton. (= HSK 25.2). S. 1217-1228.
- Greenberg, D. Robert (2004): *Language and Identity in the Balkans*. Oxford: Oxford University Press.
- Kico, Mehmed (2001): *Bosanski jezik i njegovi baštinci*. Sarajevo: Kalem.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin: de Gruyter. (= IDS-Jahrbuch 2013). S. 219-242.
- Maretić, Tomo (1924): *Hrvatski ili srpski jezični savjetnik*. Zagreb: JAZU.
- Matica Hrvatska/Matica srpska (1962): *Pravopis hrvatskosrpskog jezika*. Zagreb/Novi Sad. (= Matica).
- Parijs, van Philippe (2013): *Sprachengerechtigkeit. Für Europa und die Welt*. Berlin: Suhrkamp.
- Rehder, Peter (2002): Serbokroatisch. – In: Okuka, Milos (Hrsg.): *Wieser-Enzyklopädie des Europäischen Ostens 10: Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens*. Klagenfurt: Wieser. S. 461-471.
- Šipka, Milan (1987): *Književnojezička politika i jezička kultura*. Sarajevo: Izdavačka djelatnost.
- Schulze, Hagen (<sup>2</sup>2004): *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*. München: Beck.
- Wonisch, Arno (2012): *Das Pronominalsystem des Bosnischen/Bosniakischen, Kroatischen und Serbischen*. Wien: Lit Verlag.

# Kodifizierung als Überlebensstrategie?

## Orthographische Kodifizierungsversuche in Pennsylvania Deitsch

BARBARA HANS-BIANCHI

„[...] the true environment of a linguistic theory – ecological or otherwise – is the society in which it can be put to use for the general good.“  
(Vandenbussche/Jahr/Trudgill 2013: 12)

### 1 Fragestellungen und Zielsetzung

In der vorliegenden Untersuchung soll anhand des Pennsylvaniadeutschen gezeigt werden, wie sich die besonderen Existenzbedingungen einer Sprachminderheit auf die Ausbildung und Kodifizierung einer Sprachnorm<sup>1</sup> auswirken können und wie sich unterschiedliche sprachideologische Haltungen insbesondere auf der Ebene der Rechtschreibung niederschlagen.

Die zentrale Rolle der Rechtschreibung auf dem Weg zur Standardisierung einer Sprache wurde bereits von Kloss hervorgehoben, der in der „Vereinheitlichung der Rechtschreibung“ den ersten Schritt beim Ausbau einer Sprache erkennt (Kloss 1978: 37). Ohne ein chronologisches Primat implizieren zu müssen, darf man doch davon ausgehen, dass die Kodifizierung einer Sprache zwangsläufig einen gewissen (aber nicht unbedingt vollständigen) Grad der Rechtschreibnormierung mit sich bringt.<sup>2</sup>

Anhand eines Korpus aus 11 lexikographischen Werken (siehe Abschnitt 3.1) möchte ich im Folgenden verschiedene Normierungsansätze im Bereich der pennsylvaniadeutschen Orthographie beschreiben und der Frage nach dem Stand ihrer Kodifizierung nachgehen. Der Korpusauswahl liegt zunächst die Überlegung zugrunde, dass explizite Normierungs- und Kodifizierungsversuche dort verortet werden können, wo Sprache – losgelöst vom kommunikativen Zweck – in einer metalinguistischen Perspektive präsentiert wird, wie das beispielsweise in Wörterbüchern und Grammatiken der Fall ist. Um das Korpus möglichst homogen zu gestalten, beschränke ich es auf lexikographische Schriften, die zudem erlauben, einen recht weitgespannten Zeitraum von ca. 130 Jahren abzudecken. Obgleich bei der Wörterbucherstellung die Erfassung und Nutzbarmachung der Lexik im Vordergrund steht, ist die Festlegung einer graphischen Sprachform eine Vorbedingung der lexikographischen Arbeit und kann je nach Haltung des Lexikographen stark in den Vordergrund gerückt werden (siehe besonders Abschnitt 3.4). Nicht zu verkennen ist darüber hinaus der Gesichtspunkt der Sprachgemeinschaft, für die „die Festlegung der Orthographie die wichtigste Aufgabe des Wörterbuches [ist], ja oft sogar gleichbedeutend mit Lexikographie schlechthin.“ (Sjölin 1990: 509, unter Verweis auf Ferguson).

Ich werde die Normierungsintention des Autors und die Normierungswirkung der betrachteten Werke in der Sprachgemeinschaft soweit wie möglich rekonstruieren, um festzustellen, inwiefern hier tatsächlich ein Anspruch auf (Rechtschreib-)Kodifizierung erhoben werden kann. Das Korpus ist demnach als Sammlung *potentiell* kodifizierender Schriften zu verste-

---

<sup>1</sup> Unter Normierung verstehe ich hier die Ausbildung eines mehr oder minder vollständigen Regelsystems auf einer Sprachebene (hier die Rechtschreibung). Der Begriff der Kodifizierung bezieht sich auf die Erstellung explizit normierender und zumindest in Teilen der Sprachgemeinschaft anerkannter Schriften.

<sup>2</sup> Vgl. Klein (1985: 24): „Es ist nicht unmöglich, eine gesprochene Sprache zu normieren. Aber es ist unmöglich, sie zu normieren, ohne sie aufzuschreiben.“

hen, deren Rolle bei der Normsetzung und der Normvermittlung im Folgenden erst überprüft werden soll (siehe Kap. 4).<sup>3</sup>

Bei der Untersuchung sollen, je nach Quellenlage, möglichst viele Dimensionen der Sprachkodexforschung, wie sie Klein (2014: 227f.) modelliert, Berücksichtigung finden:

- Wer sind die Verfasser und welche Zielsetzungen stehen hinter ihrer lexikographischen Arbeit? (s. insbesondere die Abschnitte 3.1 und 3.2)
- Wer sind die (anvisierten) Rezipienten und wie groß ist die Resonanz in der Öffentlichkeit und in der Fachdiskussion? (s. insbesondere Abschnitt 3.3)
- Wie sehen die vorgeschlagenen Rechtschreibnormen konkret aus und welchen Schreibprinzipien und Verschriftungsmodellen folgen sie? (s. insbesondere die Abschnitte 3.4 und 3.5)
- Welche Argumente werden in der Normdiskussion vorgebracht? Wie nachdrücklich wird ein Normanspruch erhoben und inwieweit wird dieser von anderen anerkannt? (s. Abschnitte 3.4 und 4)

Abschließend wird die im Titel provokatorisch gestellte Frage wieder aufgegriffen, ob und inwieweit die vorgestellten Kodifizierungsversuche von dem Überlebenskampf der Minderheitensprache beeinflusst sind (s. Kap. 5).

## 2 Pennsylvania Deitsch

Um den in 1 genannten Fragestellungen fundiert nachgehen zu können, darf die Existenzweise dieser Minderheitensprache im komplexen mehrsprachigen Bezugsgefüge nicht außer Acht gelassen werden. Jede implizit oder explizit kodifizierende Spracharbeit ist eingebettet in das sprachökologische<sup>4</sup> Umfeld und ergibt erst vor diesem Hintergrund ein schlüssiges Bild.

Pennsylvania Deitsch (PD) – auch Pennsylvania German oder Pennsylvania Dutch genannt – zählt derzeit zwischen 250 000 und 300 000 Sprecher<sup>5</sup>, die über zahlreiche, mehr oder minder große Gebiete in verschiedenen US-Staaten und Kanada (Ontario) versprengt leben.<sup>6</sup> Die Fachliteratur bietet verschiedene Begrifflichkeiten an, mithilfe derer, je nach der relevanten Forschungsperspektive, unterschiedliche Akzente bei der Beschreibung des PD gesetzt werden. Im Rahmen seiner Abhandlung zu den neueren germanischen Kultursprachen beschreibt Heinz Kloss das PD als „eine typische dachlose Außenmundart“<sup>7</sup> (Kloss 1978: 129) und betont dadurch einerseits seinen Dialektstatus gegenüber der im Mutterland gültigen Hochspra-

<sup>3</sup> Unter Normsetzung verstehe ich hier die erste veröffentlichte Festlegung einer Norm, während alle weiteren Werke, die ebendiese Norm verwenden, nach dieser Definition als Normvermittlungsinstanzen fungieren.

<sup>4</sup> Der Begriff der Sprachökologie als „the study of interactions between any given language and its environment“ geht auf Haugen 1972 zurück, vgl. auch Vandenbussche/Jahr/Trudgill 2013.

<sup>5</sup> Diese Schätzungen finden sich bei Keiser (2012: 1) und Werner (2010: 101). Demgegenüber kommt die Datenerhebung Census 2000 in den USA lediglich auf 83 720 Sprecher ([http://www.usefoundation.org/userdata/file/Research/Languages/pennsylvania\\_dutch.pdf](http://www.usefoundation.org/userdata/file/Research/Languages/pennsylvania_dutch.pdf) und <http://www.usefoundation.org/userdata/file/Research/disclaimer.pdf> [zuletzt am 24.7.2015]). Louden (2006: 90) geht davon aus, dass es dank der hohen Geburtenraten der heute dominanten religiösen Gruppierungen gegen Ende des 21. Jh.s etwa eine Million Sprecher geben wird.

<sup>6</sup> Die US-Staaten mit den größten PD-Sprecherzahlen sind Pennsylvanien (27 125), Ohio (11 370) und Indiana (6 640). Diese Daten entstammen der Datenerhebung Census 2000, s. [http://www.usefoundation.org/userdata/file/Research/Languages/pennsylvania\\_dutch.pdf](http://www.usefoundation.org/userdata/file/Research/Languages/pennsylvania_dutch.pdf) [zuletzt am 24.7.2015].

<sup>7</sup> „Darunter sind Dialekte zu verstehen, deren Sprecher in ihren Volksschulen nicht die ihrem Dialekt linguistisch zugeordnete, gleichzeitig aber in einem anderen Lande, dem „Kernland“ der Sprachgemeinschaft, als Amts- und Schulsprache verwendete Hochsprache zu erlernen Gelegenheit haben, so daß diese Mundarten gleichsam ohne das schützende Dach dieser Hochsprache bleiben und somit den Einwirkungen einer unverwandten Hochsprache stärker ausgesetzt sind als ihre ‚überdachten‘ Schwestermundarten.“ (Kloss 1978: 60). An anderer Stelle wird PD auch als „Halbsprache“ bzw. „Ausbaudialekt“ bezeichnet (Kloss 1978: 57).

che und andererseits seine Instabilität: aufgrund des fehlenden „Daches“ der ihm sprachlich zugeordneten Hochsprache ist der Dialekt dem Druck der ihn umgebenden Fremdsprache sozusagen ‚schutzlos‘ ausgeliefert.

PD begegnet des Weiteren als Gegenstand der Sprachinselforschung (vgl. Keel und Mattheier 2003). Nach Mattheier (2003: 16) ist die Sprachinsel „als Sprachminderheit von ihrem Sprachmutterland geographisch getrennt“ und weist eine besondere „soziopsychische Sprachinselmentalität“ auf, die als „Ursache für eine verhinderte oder verzögerte sprachlich-kulturelle Assimilation an die Kontaktgesellschaft“ gilt. Bei diesem Ansatz werden u. a. Aspekte wie die Größe der sie konstituierenden Kommunikationsgemeinschaften oder die Typologie der Sprachminoritäten erörtert (Mattheier 2003: 17f.).

Der Begriff der „Minderheitensprache“, wie er von Knipf-Komlósi (2011: 73ff.) in Bezug auf die deutsche Minderheit in Ungarn verwendet wird, zeigt in zahlreichen Punkten Parallelen zur Situation des PD: die Minderheitensprache wird distanzsprachlich von der Landessprache überdacht, welche durch die Minderheitensprecher als L2 erworben wird; die Kommunikationspraxis in der Minderheitensprache spielt sich fast ausschließlich im Nähebereich ab; Wechsel und Mischung der Sprachen L1 und L2 müssen in der Sprachgemeinschaft der Minderheitensprache als unmarkiert angesehen werden; die Landessprache L2 beeinflusst die Minderheitensprache L1 auf mehreren Ebenen und kann sie auch in bestimmten Gebrauchskontexten ganz verdrängen.

In Bezug auf den Status von PD unterscheidet Jeroen Van Pottelberge zwischen einem dialektologischen und einem soziologischen Gesichtspunkt:

„Dialektologisch kann man das PD nach wie vor als deutschen Dialekt einstufen, weil es nicht stärker von der deutschen Standardsprache oder den übrigen Varietäten abweicht als viele andere deutsche Dialekte. Unter soziologischem Gesichtspunkt ist das PD jedoch nicht länger eine Ausgleichs- oder Siedlungsmundart des Deutschen in Amerika, sondern stellt eine selbstständige Sprache dar, weil sie jeglichen Kontakt zum deutschen Dialekt verloren hat.“ (Van Pottelberge 2004: 298).<sup>8</sup>

Ungeachtet ihrer unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen suggerieren die verschiedenen Begriffe eine Einheitlichkeit der Sprache und der Sprechergemeinschaft, die den Gegebenheiten des heutigen PD nicht (mehr) entspricht.<sup>9</sup> Wo Buffington und Barba die erstaunliche Homogenität des Dialekts hervorheben<sup>10</sup>, haben vor allem neuere Forschungsarbeiten verstärkt die Variabilität der Sprache unter die Lupe genommen. Als unumstritten gilt derzeit die diastratische Spaltung der Sprache in „Plain“ und „Non-Plain“ Pennsylvania German (P-PD: PD der sektiererischen Religionsgruppen Alter Ordnung – Amische und Mennoniten – gegenüber dem NP-PD: PD der übrigen Sprecher, meist Angehörige der Lutheranischen oder Reformierten Kirchen), wobei nur noch die erstere Varietät an die zukünftigen Generationen weitergegeben wird.<sup>11</sup> Während die „Plain“-Varietät innerhalb einer stabilen Diglossie mit dem Englischen fortbesteht – und dessen Einfluss auf allen Sprachebenen verstärkt ausgesetzt

<sup>8</sup> Allerdings ist wohl davon auszugehen, dass die Sprecher selbst PD mehrheitlich als Mundart, d. h. als nicht gleichwertig mit den Standardsprachen Englisch oder Deutsch, ansehen.

<sup>9</sup> Zur Herausbildung des PD siehe die Ausführungen in Van Pottelberge (2004: 294-301).

<sup>10</sup> „As these various Middle and South German dialects intermingled in Pennsylvania they passed through a leveling process which has resulted in a fairly homogeneous dialect (popularly referred to today as „Pennsylvania Dutch“).“ (Buffington und Barba 1954: 137-138). S. auch Burr ridge (1988: 94).

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Huffines 1980, Loudon 2003, Van Pottelberge (2004: 299).

ist – haben die „Non-Plain“-Sprecher ihre Sprache weitestgehend aufgegeben, so dass sie heute nur noch in Form einer Reliktsprache<sup>12</sup> Bestand hat.

„A familiar fact about the sociolinguistic situation of Pennsylvania German (PG) is that it is alternatively being maintained and lost. Members of the Old Order Amish and Old Order Mennonite sects continue to use the dialect actively side-by-side with English and transmit it to their children. Among nonsectarian Pennsylvania Germans, however, the shift to English monolingualism is nearly complete. [...] the youngest fluent nonsectarian PG-speaker is likely to be over fifty. Clearly, then, within the next generation, Old Order sectarians are positioned to be the sole speakers of PG.“ (Louden 2003: 121-122)

Die Distanz zwischen den beiden soziokulturellen Großgruppen schlägt sich, dank der unterschiedlichen Sprachhaltung und des Sprachgebrauchs, unweigerlich in der Ausprägung der Varietäten selbst nieder: während die „Non-Plain“-Varietät – dort, wo sie überhaupt noch Verwendung findet – „konservativ“ auf ihrem überkommenen Stand verharret, erweist sich die „Plain“-Varietät als eher „innovativ“, mit starker Tendenz, ihre Strukturen zunehmend denen des Englischen anzunähern (vgl. Van Pottelberge 2004: 300-301):

„For sectarian PG speakers, the stability of their language, as a symbol of their way of life, does not hamper the gradual structural convergence toward English. As long as their socio-religious community remains separate and distinctly ‚Dutch‘, PPG will continue to survive, and language shift will not occur. Yet while Plain communities continue to resist assimilation to the American culture surrounding them, the language of the Plain seems unable to resist convergence toward English, the mainstream language of their surroundings.“ (Fuller 1996: 511)

Eine weitere Dimension der Variabilität steht seit dem Wortatlas-Projekt von Reed und Seifert (1954; s. Seifert 2001; Louden 2001) im Fokus der Forschung: die diatopisch-areale Variation. Abgesehen von den seit den Anfängen durch die Siedlungsgeschichte gegebenen Varianten (vgl. Learned 1889: 19-20), führt die Verbreitung der Sprache über weite Distanzen dazu, dass Neuerungen nicht überall gleichermaßen angenommen werden und bestimmte Varianten auf ein begrenztes Gebiet beschränkt bleiben. Derzeit werden zwei Hauptdialektgebiete postuliert: das PD in Pennsylvanien (PPD) und das PD im Mittleren Westen<sup>13</sup> (MPD) (vgl. Keiser 2012).<sup>14</sup> Es gibt aber auch zahlreiche Varianten innerhalb von Pennsylvanien, wie Seifert 2001 belegt. Die dialektologischen Studien haben sich bislang hauptsächlich auf Wortschatz und Lautung konzentriert, wo die auffälligsten Unterschiede verortet werden.<sup>15</sup> Die verschiedenen areal und soziokulturell geprägten Varietäten ergeben – trotz der wiederholt postulierten Homogenität und der weitgehenden gegenseitigen Verständlichkeit – ein diffe-

<sup>12</sup> Darunter ist hier eine nur rudimentär ausgebildete Sprachkompetenz der nachrückenden Generationen zu verstehen, die nur wenige bis gar keine aktiven Sprachkenntnisse erwerben bzw. beibehalten (vgl. Mattheier 1980). Michael Werner spricht in diesem Zusammenhang von zwei unterschiedlichen Tendenzen: Tendenz zur Assimilierung im Plain-PD gegenüber der Tendenz zur Folklorisierung im Non-Plain-PD (<http://www.heimat-pfalz.de/auswanderung/1019-zur-geschichte-und-zukunft-des-pennsylvaniadeutschen-in-den-usa.html> [zuletzt am 25.7.2015]).

<sup>13</sup> Die folgenden Staaten gehören nach dem U.S. Census Bureau zum sogenannten Midwest: Illinois, Indiana, Iowa, Michigan, Minnesota, Missouri, Ohio, Wisconsin, North Dakota, South Dakota, Nebraska, Kansas.

<sup>14</sup> „Pennsylvania German is a language that has outgrown its name. [...] A new Midwestern dialect of Pennsylvania German has emerged and with it a new sense of regional identity [...] The dialect divergence [...] consists primarily of a small set of phonological changes along with a few lexical differences [...]: there is a high degree of – indeed almost complete – mutual intelligibility across the dialects, yet a few phonological and lexical features are socially salient and diagnostic of regional identity.“ (Keiser 2012: 1). Keiser 2012 beleuchtet auch das Zusammenspiel von diastratischer und diatopischer Variation.

<sup>15</sup> Man beachte jedoch, dass die Variation auch andere Ebenen wie z. B. die Syntax erfasst, was Van Pottelberge in Bezug auf die Progressivkonstruktion mit *am* aufzeigt (Van Pottelberge 2004: 301ff.).

renziertes und dynamisches Bild von PD als Diasystem, das seinerseits in einem mehrsprachigen Kontext angesiedelt ist. Teile dieses Systems sind von Sprachabbau und Sprachverlust überschattet, in anderen Bereichen treibt der hohe Sprachkontaktdruck eine tiefgreifende Konvergenzentwicklung voran.<sup>16</sup>

Folgende Charakteristiken des PD sind im vorliegenden Zusammenhang besonders hervorzuheben:

- PD ist – trotz der seit ca. 1850 in beachtlicher Zahl vorhandenen Schriftzeugnisse – nach wie vor eine weitestgehend im mündlichen Nähebereich angesiedelte Sprache ohne eine allgemein anerkannte Schrift- und Standardvarietät.
- Der vollkommene Wegbruch des Hochdeutschen als Dachsprache hat den Druck der Landessprache Englisch auf die Minderheitensprache PD stark erhöht und einen partiellen Sprachverlust begünstigt.
- Gleichzeitig jedoch ist erst durch den Wegfall der Distanzsprache Hochdeutsch die prinzipielle Möglichkeit zur Emanzipation des PD von der ‚Mundart‘ zur ‚Sprache‘ gegeben, denn erst so wird ein Aufrücken in Domänen kommunikativer Distanz denkbar.

Diese ‚Aufstiegsmöglichkeit‘ konnte vom PD nicht in vollem Maße genutzt werden, wie das beispielsweise im Falle des Afrikaans durch die Zurückdrängung des Niederländischen als Distanzsprache geschehen ist (Van Pottelberge 2004: 299), da der Assimilierungsdruck vom Englischen – besonders im kommunikativen Distanzbereich – bereits zu groß war.

In Ermangelung eines anerkannten Standards und offizieller Institutionen ist die Suche nach einem institutionell verbürgten Kernkodex<sup>17</sup> von vornherein zum Scheitern verurteilt. Durchaus sinnvoll erscheint hingegen unter diesen Bedingungen die Frage nach einem Parakodex, der Schriften mit explizit kodifizierender Intention und einer gewissen Breitenwirkung umfasst.

### 3 Die Rechtschreibung in der Lexikographie

#### 3.1 Die untersuchten Werke und ihre Autoren

Keiner der – auch außerhalb von jedwedem Normierungsbestreben – zahlreichen Ansätze, PD im Schriftbild festzuhalten<sup>18</sup> findet auf einer *Tabula rasa* statt, ausnahmslos alle knüpfen an dem an, was den Sprechern bzw. Schreibern bekannt und vertraut ist: Nicht nur das Grapheminventar samt Zuordnung der Lautwerte wird weitgehend von einer der beiden dominanten Schriftsprachen Deutsch und Englisch übernommen, auch deren Graphemkombinationsregeln, Distributionsregeln usw. beeinflussen die vorgeschlagenen Schreibungen des PD. Gleichzeitig kommen immer wieder neue und kreative Lösungsvorschläge ins Spiel, so dass jeder Verschriftungsansatz im Zusammenspiel seiner verschiedenen Komponenten die jeweils ihm eigene Prägung erhält.

Da der pennsylvaniadeutsche Wortschatz einen deutschen Erbwortschatz und einen englischen Lehn- und Fremdwortschatz<sup>19</sup> umfasst und dadurch bereits zwei unterschiedliche Bezugspunkte in sich vereint, rückt die bevorzugte Ausrichtung an einer der beiden Vorbild-

<sup>16</sup> Genaueres hierzu z. B. bei Fuller 1996; Hans-Bianchi 2013.

<sup>17</sup> Ich folge in der Terminologie Klein 2014 (v. a. S. 224).

<sup>18</sup> Die ersten Schriftzeugnisse in *Deitsch* gehen auf die erste Hälfte des 19. Jh.s zurück, ein wahrer Boom an kleinen und größeren literarischen Werken ist nach der Jahrhundertmitte zu verzeichnen, vgl. Haag 1988.

<sup>19</sup> Mark Loudon geht von ca. 10-15% Lehngut im gesprochenen PD aus (Louden 2008: 688-689).



orthographien gewissermaßen den anderen Teil des Gesamtwortschatzes in die Peripherie des Systems und positioniert PD auf diese Weise im mehrsprachigen Bezugsgefüge.

Die hier untersuchten lexikographischen Werke decken eine Zeitspanne von ca. 130 Jahren, von 1875 bis 2004, ab und umfassen fast die gesamte lexikographische Entwicklung des PD.<sup>20</sup> Anhand dieser Wörterbücher bzw. umfangreichen Wortlisten<sup>21</sup> lässt sich ein weites Spektrum an Verschriftungsmethoden und orthographischen Normierungsversuchen aufzeigen.<sup>22</sup> Manche Wörterbücher stützen sich zudem auf Vorbilder, so dass bei ihnen anknüpfend weitere potentielle Sprachkodexwerke in die Betrachtung miteinbezogen werden können (s. Kap. 4).

---

<sup>20</sup> „The history of Pennsylvania German lexicography has its roots in 1870, when Benjamin Bausman added a 245 word list to *Harbaugh's Harfe*. This is the first Pennsylvania German word list known at this time.“ (Beam und Brown 2004: ii).

<sup>21</sup> Bei einigen der untersuchten Werke handelt es sich nicht um Wörterbücher i. e. S., sondern um längere Wortlisten innerhalb einer umfangreicheren Publikation (Nr. 2, 4, 5).

<sup>22</sup> Einige dieser Wörterbücher werden derzeit im Rahmen des durch die *Fondazione Cassa di risparmio della Provincia dell'Aquila* finanzierten Forschungsprojektes *ThePaGe – Thesaurus of Pennsylvania German. A Digital Thesaurus of Pennsylvania Deitsch* an der Universität L'Aquila ausgewertet. Dabei steht der Aspekt der – nicht nur orthographischen – Variation im Fokus (s. [http://scienzeumane.univaq.it/fileadmin/user\\_upload/ScienzeUmane/PaGerman.pdf](http://scienzeumane.univaq.it/fileadmin/user_upload/ScienzeUmane/PaGerman.pdf)).

Ref. Nr.	TITEL	AUTOR	Escheinungs-ort und -jahr	Übersetzungs-richtung <sup>23</sup>	Meta-sprache	Umfang des Werkes
1	Pennsylvania Dutch Hand-book / Pennsylvania Deitsh Hond-Booch	Rauch, Edward H.	Mauch Chunk (Carbon) PA – 1879	PD ↔ EN	EN & PD	5000 Wörter
2	Grammatic Notes and Vocabulary of the Pennsylvania German Dialect <sup>24</sup>	Hoffman, Walter J.	Philadelphia PA – 1888	PD → EN	EN	ca. 6500 Wörter
3	Common Sense Pennsylvania German Dictionary: with supplement, revised and enlarged; containing nearly all the Pennsylvania German words in common use	Lins, James C.	Reading (Berks) PA – 1895 (2. Aufl., 1. Aufl. 1887)	PD → EN	EN	ca. 9000 Wörter
4	Horne's Pennsylvania German Manual	Horne, Abraham R.	Allentown (Lehigh) PA – 1910 <sup>25</sup>	PD → EN+HD EN → PD	EN	5522 Wörter
5	Pennsylvania German. A Selection of Poetry and Prose	Miller, Daniel	Reading (Berks) PA – 1911	EN → PD+HD	EN	1200 Wörter
6	A Dictionary of the Non-English Words in the Pennsylvania-German Dialect	Lambert, Marcus B.	Lancaster (Lancaster) PA – 1924	PD → EN+HD	EN	16438 Wörter
7	A Glossary of 6167 English words and expressions and their Berks county PA Dutch equivalents	Snader, Howard Benjamin	Reading (Berks) PA – 1948	EN → PD	EN	ca. 6000 Wörter
8	Pennsylvania Dutch dictionary and handbook, with special emphasis on the dialect that was, and is, spoken in York County, Pennsylvania	Danner, Edward Russell	York (York) PA – 1951	EN → PD	EN	ca. 20000 Wörter
9	Pennsylvania German dictionary: Pennsylvania German-English, English-Pennsylvania German	Stine, Eugene S.	Ephrata (Lancaster) PA – 1996	PD ↔ EN	EN	mehr als 21000 Wörter
10	Pennsylvania Deitsh dictionary: Deitsh to English, English to Deitsh	Beachy, Thomas	Sugarcreek (Tuscarawas) OH – 1999	PD ↔ EN	EN	ca. 2000 Wörter
11	The Comprehensive Pennsylvania German Dictionary (vol.1: A)	Beam, C. Richard & Brown, Joshua R.	Millersville (Lancaster) PA – 2004	PD → EN	EN	ca. 2900 Wörter <sup>26</sup>

Tabelle 1: Chronologisch geordnete Liste der 11 untersuchten lexikographischen Werke<sup>27</sup>

<sup>23</sup> PD = Pennsylvania Deitsch; EN = (Amerikanisches) Englisch; HD = Hochdeutsch. Die Pfeile geben die Richtung der Übersetzung an.

<sup>24</sup> Diese lexikographische Aufstellung erschien als Aufsatz in den American Philosophical Society Proceedings (Bd. 26/1889).

<sup>25</sup> Es handelt sich um den zweiten Druck der dritten, erweiterten Auflage, die erste Auflage ist bereits im Jahr 1875, also vor Rauchs Handbuch (Nr. 1), erschienen (<http://www.indiana.edu/~liblilly/shorttitle/dictionary.html> [zuletzt am 25.8.2015]).

<sup>26</sup> Es handelt sich hier wohlgermerkt nur um den ersten von insgesamt 12 Bänden, der 161 Seiten umfasst. Der letzte Band ist im Jahr 2011 erschienen, Bd. 2 – 12 sind von Beam und Trout herausgegeben. Insgesamt wird ein Wortschatz von weit über 20 000 Lemmata erfasst.

<sup>27</sup> Es existieren noch weitere lexikographische Werke, die nicht in die Untersuchung aufgenommen wurden, z. B. ein anonym verfasstes Werk mit dem Titel: A Pennsylvania-Dutch dictionary: Pennsylvania Dutch words translated into English, Quakertown, PA: Meredith Publishing, 1. Auflage 1920/2. Auflage 1949. Außerdem das

Die chronologischen Phasen der Lexikographie (s. Tab. 1) zeigen tendenziell unterschiedliche Vorlieben in Bezug auf die vorherrschende Übersetzungsrichtung. Dabei orientieren sich die Autoren an den Bedürfnissen der anvisierten Leserschaft, wie in Abschnitt 3.2 noch näher erläutert wird. Das Hochdeutsche wird nur selten mitberücksichtigt, meist wird nur das Sprachenpaar Englisch – PD betrachtet.

Hervorzuheben ist, dass keines der Wörterbücher einsprachig konzipiert ist und meines Wissens hat es auch bislang keinen Versuch gegeben, eine einsprachige pennsylvaniadeutsche Lexikographie ins Leben zu rufen. Dieses Phänomen wurde in der Dialektlexikographie unter den Begriff „lexikographische Überdachung“ (Wiegand 1986: 206) gefasst – in diesem Falle durch die Metasprache Englisch.

Im Text, der die Lemmata jeweils begleitet, verwenden alle Autoren die englische Sprache, nur Rauch (Nr. 1) stellt das PD dem Englischen als Metasprache gleich.<sup>28</sup> Erstaunlicherweise widerspricht die Sprachwahl bisweilen den deklarierten Zielen der Verfasser, wie im folgenden Abschnitt 3.2 deutlich wird.

Der Umfang der lexikographischen Aufstellungen variiert stark. Die 10 000-Wörter-Hürde wird erstmals 1924 von Lambert überstiegen und Stine verbucht 1996 zum ersten Mal über 20 000 Einträge.

Ref. Nr.	AUTOR	Tätigkeitsfelder des Autors	Herkunft, Wohnorte
1	Rauch, E. H. (Pit Schwefelbrenner) <sup>29</sup>	Autor, Drucker und Verleger	geboren 1820 in Lancaster County (PA), gestorben 1902 in Carbon County (PA)
2	Hoffman, Walter J. <sup>30</sup>	Arzt, Ethnologe	geboren 1846 in Lehigh County (PA); praktizierte in Berks County (PA), gestorben 1899
3	Lins, James C. <sup>31</sup>	Drucker	tätig in Berks County (PA)
4	Horne, A. R. <sup>32</sup>	Lehrer, Schulleiter, Lutherischer Pastor	geboren 1834, in Bucks und Berks County (PA) tätig, gestorben 1902 in Lehigh County (PA)
5	Miller, Daniel <sup>33</sup>	Drucker, Autor	1843 in Lebanon County (PA) geboren, in Berks County (PA) tätig, gestorben 1913
6	Lambert, Marcus B. <sup>34</sup>	Lehrer	geboren 1862 in Northampton County (PA), ab 1892 in Brooklyn tätig
7	Snader, Howard Benjamin <sup>35</sup>	[unbekannt]	geboren 1886 in Lancaster County (PA)

im Selbstverlag publizierte Wörterbuch von Allan M. Buehler: *The Pennsylvania German dialect. Pennsylvania German-English dictionary and Pennsylvania German proverbs and sayings, and short conversations, with English translations. Also the life story of a Pennsylvania German boy growing up, and what life is like as an: Old Order Mennonite*, Cambridge, Ontario, 1977.

<sup>28</sup> Diese Gleichstellung betrifft das Vorwort, welches bei ihm rigoros zweisprachig abgefasst ist.

<sup>29</sup> Rauchs seit 1868 regelmäßig unter dem Pseudonym Pit Schwefelbrenner veröffentlichte Mundartkolumnen in der Zeitung „Father Abraham“ waren sehr beliebt (Reichard 1918: 76-77).

<sup>30</sup> Ab dem Jahre 1879 arbeitete Hoffman für das Smithsonian's Bureau of American Ethnology. Lambert schreibt, Hoffman sei „a proficient linguist and ethnologist“, und er habe die Wortliste aus der Erstauflage von Hornes Pennsylvania German Manual unter Hinzufügung einiger Einträge aufgegriffen (Lambert 1924: XI).

<sup>31</sup> Es waren leider keine genaueren Angaben zur Person zu finden.

<sup>32</sup> In eine Mennonitenfamilie hineingeboren, wurde Horne später Lutherischer Pastor. Er nahm gezielt Einfluss auf die Entscheidungsträger in der Schulpolitik (vgl. Donner 2000; <http://www.stmarkswilliamsport.org/history/pastors/horne.htm> [zuletzt am 25.8.2015]).

<sup>33</sup> Vgl. <https://hiwwewiedriwwe.wordpress.com/2011/05/10/daniel-miller-pennsylvania-german-vol-1-1904/>, [zuletzt am 25.8.2015].

<sup>34</sup> Marcus Bachman Lambert war Mitglied der Pennsylvania German Society (<http://www.jstor.org/stable/27702865>; <http://www.mocavo.com/Whos-Who-in-New-York/100945/539> [beides zuletzt am 25.8.2015]).

8	Danner, Edward Russell <sup>36</sup>	Lehrer	1899 geboren, tätig in York (PA)
9	Stine, Eugene S. <sup>37</sup>	Lehrer, Schulische Verwaltung, Autor	geboren 1932 in Lehigh County (PA), wohnhaft in Carbon County, gestorben 2007
10	Beachy, Thomas <sup>38</sup>	(Lehrer?)	geboren in Holmes County, Ohio
11	Beam, C. Richard <sup>39</sup> & Brown, Joshua R.	(Hochschul-) Lehrer, Linguisten	Beam: geboren 1925 in Lancaster County (PA), tätig in Lancaster (PA) Brown: geboren 1982 in Allentown, Lehigh County

**Tabelle 2: Die Autoren, ihre Tätigkeitsfelder und ihre Herkunft**

Es ist nicht immer möglich gewesen, genauere Angaben zum soziokulturellen Umfeld der Verfasser zu finden. Immerhin aber sind deren Berufsfelder in fast allen Fällen bekannt, wobei Tätigkeiten im Erziehungswesen dominieren. Einige Autoren tun sich als Mitglieder von dezidiert pennsylvaniadeutschen Vereinigungen und Forschungsinstitutionen hervor (Nr. 6, 9, 11).<sup>40</sup> Nur wenige Autoren verfügen über einen wissenschaftlichen Hintergrund (Nr. 1 und 11).

Aus Tabelle 2 geht hervor, dass fast alle Lexikographen in den angestammten pennsylvaniadeutschen Bezirken im Südosten Pennsylvaniens beheimatet sind; nur ein Autor (Nr. 10) stammt aus dem amischen Siedlungsgebiet in Ohio. Es wird sich zeigen, dass sich dieser Umstand durchaus auf die hier relevanten Fragestellungen bezüglich der orthographischen Kodifizierung auswirkt.

<sup>35</sup> Über Howard Benjamin Snader war nicht mehr als sein Geburtsort zu erfahren (<http://archiver.rootsweb.ancestry.com/th/read/PABERKS/2004-09/1095092038> [zuletzt am 25.8.2015]). 1965 publizierte er außerdem: *The English Pennsylvania Dutch dictionary. A glossary of English words and expressions with their Pennsylvania Dutch equivalents together with an illustrated compilation of many unique and fascinating facets of the wonderful Pennsylvania Dutch people and their historical background, including their culture and customs, arts and crafts, folklore and folkways*, Reading: Culinary Arts Press.

<sup>36</sup> Vgl. Danner 1951.

<sup>37</sup> Eugene S. Stine war Lehrer, Doctor of Education in School Administration and Supervision und Mitglied der Pennsylvania German Society. Er arbeitete auch an einem dreisprachigen Wörterbuch *Pennsylvania German-Standard German-English Dictionary* und schrieb Mundartkolumnen für verschiedene Zeitschriften (vgl. <http://boards.ancestry.com/localities.northam.usa.states.pennsylvania.easternpa/56458/mb.ashx> [zuletzt am 25.8.2015]). Bereits 1990 war Stines *Pennsylvania German to English Dictionary* im Selbstverlag erschienen.

<sup>38</sup> Die Information, dass Thomas Beachy als Lehrer in einer Amischen Gemeinde in Ohio tätig sei, konnte nicht mit Sicherheit bestätigt werden.

<sup>39</sup> C. Richard Beam, Deutschlehrer, ist derzeit Leiter des Center for Pennsylvania German Studies in Millersville, Lancaster ([http://pdc.wikipedia.org/wiki/Richard\\_Beam](http://pdc.wikipedia.org/wiki/Richard_Beam) [zuletzt am 25.8.2015]). Er hatte bereits mehrere Wörterbücher verfasst: *Kleines pennsylvaniadeutsches Wörterbuch: Abridged Pennsylvania German dictionary* (1970), *Abridged Pennsylvania German dictionary* (1993); *Pennsylvania German Dictionary: English to Pennsylvania Dutch* (1982, 1985, 1989); *Revised Pennsylvania German Dictionary: English to Pennsylvania Dutch* (1991). Beams Schüler, Joshua R. Brown, hat in Germanistischer Linguistik promoviert und ist derzeit als Assistant Professor an der Universität Wisconsin-Eau Claire tätig (<http://www.uwec.edu/flang/facstaff/brown.htm> [zuletzt am 25.8.2015]).

<sup>40</sup> Zur Pennsylvania German Society (Nr. 6, 9): „Founded in 1891, the Pennsylvania German Society is a non-profit, educational organization devoted to the study of the Pennsylvania German people and their 325+ year history in America.“ (<http://www.pgs.org/> [zuletzt am 24.8.2015]). Zum Center for Pennsylvania German Studies (Nr. 11): „The Center for Pennsylvania German Studies was established at Millersville University in 1986 as a center for the study of the Pennsylvania German culture in America and as a clearing house for information on the Pennsylvania Germans. The focus on the activities and collections of the Center will be [...] chiefly on the non-sectarian groups, the Lutheran, Reformed (now United Church of Christ) and the Moravian church groups.“ (<http://www.millersville.edu/forlang/germanstudies.php> [zuletzt am 24.8.2015]).

### 3.2 Die lexikographische Zielsetzung und Konzeption

Die meisten Autoren geben explizit – wenn auch in eher allgemeiner Form – an, an welches Publikum sie sich mit ihrem Werk richten und für welchen Gebrauch es primär gedacht ist. In Tabelle 3 werden die entsprechenden Äußerungen der Verfasser im Überblick zitiert<sup>41</sup> und die anvisierte Leserschaft daraus abgeleitet.

Werk	Äußerungen der Verfasser	Ziellerschaft
1- Rauch 1879	„[...] especially for business men who are located among Pennsylvania Dutch speaking people“; „[...] for the many thousands of native Pennsylvania girls and boys who [...] almost exclusively speak the Pennsylvania Dutch language at home and in the community“	in PA beschäftigte EN-Sprecher; PD-Sprecher mit geringen Englischkenntnissen
2- Hoffman 1888	keine expliziten Angaben	(Ethno-) linguistisch interessiertes Publikum
3- Lins 1895	„[...] aid such PG as are anxious to acquire a knowledge of the English language“	PD-Sprecher, die EN lernen möchten
4- Horne 1910	„[...] those who speak PG only“	PD-Sprecher ohne Englischkenntnisse
5- Miller 1911	„[...] persons who wish to acquire a knowledge of the dialect“	interessierte EN-Sprecher
6- Lambert 1924	im Auftrag der PG Society, keine expliziten Angaben	?
7- Snader 1948	„[...] you may often locate the pronunciation of a forgotten word that used to be familiar to you in your early years“	(ehemalige) PD-Sprecher
8- Danner 1951	Arbeit angeregt durch „PD program offered for adults“	PD-Lerner
9- Stine 1996	„[...] to meet the needs of students studying the language, and our constituent members and friends interested in reading and translating the dialect“ <sup>42</sup>	PD-Lerner und Interessierte
10- Beachy 1999	„[...] helpful tool for users of <i>Es Nei Teshtament</i> and other PD writings; both native speakers of PD and of English“	Leser des Neuen Testaments auf PD
11- Beam & Brown 2004	„[...] scholars, both here and abroad“	internationale Forschungsgemeinschaft

Tabelle 3: Von den Autoren anvisierte Leserschaft im Überblick

Im Falle von Lins (Nr. 3) und Horne (Nr. 4) erscheint die Wahl des Englischen als Metasprache widersprüchlich, sollten die Leser tatsächlich keine Englischkenntnisse besitzen. Vermutlich hielten die Autoren die pennsylvaniadeutsche Sprache für (noch) nicht ausreichend ausgebaut, um den Ansprüchen eines solchen Textes zu genügen.<sup>43</sup> Anders als sie hat Rauch (Nr. 1) konsequent PD in seinem Buch auf dieselbe (Meta-)Ebene wie Englisch gestellt und das Vorwort in beiden Sprachen abgefasst – sein früher Vorstoß blieb jedoch ohne Nachahmer.

<sup>41</sup> Die in den Tabellen 3 bis 6 zitierten Aussagen finden sich in den untersuchten Werken selbst, zumeist im Vorwort.

<sup>42</sup> So steht es im Neudruck der von der Pennsylvania German Society geförderten Ausgabe von 2008 (gemeint sind die Mitglieder der PGS).

<sup>43</sup> In diese Richtung weist folgende Stellungnahme von Horne aus dem Vorwort zur zweiten Auflage seines *Pennsylvania German Manual*: „[...] they [the PA Germans] are required to learn a new language the moment they enter the school room. This is imperatively necessary, since Pennsylvania German has no written language, no grammar, no fixed forms of orthography, but very little literature and in all probability will always remain a colloquial rather than a written language.“

Werk	Zielsetzung der Autoren nach eigener Aussage
1- Rauch 1879	„[...] assure uniformity of spelling Pennsylvania Dutch words. [...] this work will be pronounced a very good beginning—a healthy plant of a practical Pennsylvania Dutch literature.“
2- Hoffman 1888	„[...] to give a vocabulary of such words as are at present employed by such of them as are not familiar with any other language.“
3- Lins 1895	„[...] facilitate the acquisition of the English language, [...], for the use in schools and families.“
4- Horne 1910	„To render such assistance to those who speak PG only, as will enable them the more readily to acquire the English, has induced us to prepare this Manual.“ <sup>44</sup>
5- Miller 1911	„[...] to present the PA German dialect in what I conceived to be its proper form.“
6- Lambert 1924	im Auftrag der PG Society, keine expliziten Angaben
7- Snader 1948	„Being very much concerned about the possibility that the Dialect may become lost to future generations for lack of use from day to day, it occurred to me that a Glossary [...] would make a [...] contribution toward the preservation of the Dialect.“
8- Danner 1951	„[...] to set up a comprehensive list of Pennsylvania Dutch words and a representative list of PD phrases [...] to suggest a spelling pattern which will enable PD to assume its proper place as a written dialect“
9- Stine 1996	„[...] need to help preserve the language and to meet the needs of students studying the language, and [those] interested in reading and translating the dialect“ <sup>45</sup>
10- Beachy 1999	„[...] at a request of Hank Hershberger [...] The dictionary is meant to accompany <i>Es Nei Teshtament</i> “
11- Beam & Brown 2004	„[...] we intend to produce a scholarly dictionary [...] This effort should present our Mudderschprooch in a dignified and worthy garb.“

Tabelle 4: Die lexikographischen Zielsetzungen der Autoren im Überblick

Die Äußerungen der Lexikographen in Tabelle 4 zeigen ihre persönliche Haltung und spiegeln gleichzeitig die Situation der Sprachminderheit zum jeweiligen Zeitpunkt wider. So ist das Ziel, den Erwerb des Englischen seitens der PD-Sprecher zu erleichtern, nur in einer bestimmten Entwicklungsphase der Sprachinselsituation relevant (Nr. 3, 4) und verschwindet wieder, nachdem die Sprachgemeinschaft vollständig zweisprachig geworden ist. Die Hoffnung, einen Beitrag zum Erhalt der Sprachinsel leisten zu können, tritt seit der Mitte des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund (Nr. 7, 9). Bisweilen entstehen die Wörterbuchprojekte im Auftrag einer Person oder Organisation (Nr. 6, 10). Ein zentraler Aspekt, der durch die ganze lexikographische Geschichte hindurch immer wieder genannt wird, ist jedoch die Vereinheitlichung und somit die Normierung der Rechtschreibung (Nr. 1, 5, 8, 11). Dahinter steht oft der Wunsch, der Sprache eine – subjektiv – als geeignet empfundene schriftliche Darstellungsform zu verleihen, wie die Attribute „proper, worthy, dignified“ zum Ausdruck bringen.

Werk	Varietätenselektion	Variantenquotient
1- Rauch	keine Angaben	1,3
2- Hoffman	„[...] dialect, as it is spoken chiefly in the northern portions of Berks, Lehigh, and Northampton counties“	1,9
3- Lins	keine Angaben	1,9
4- Horne	keine Angaben	1,9
5- Miller	„Variation in words, mostly between Lebanon and Berks Counties“	1 <sup>46</sup>
6- Lambert	„[...] the PG dialect is quite homogeneous“	2,1
7- Snader	„[...] the sound of the mother tongue indigenous of Berks County where I grew to manhood“	1,4

<sup>44</sup> Aus dem Vorwort der 2. Auflage.

<sup>45</sup> S. Fußnote 42.

<sup>46</sup> Miller stellt dem eigentlichen Wörterbuchteil eine kurze Liste von gleichbedeutenden Variantenpaaren nach.

8- Danner	„[...] with special emphasis on the dialect that was, and is, spoken in York County, Pennsylvania“ (im Titel)	1
9- Stine	„[...] a descriptive and not a prescriptive dictionary, in which the Lehigh-Northampton County variant of Pennsylvania German is the dominant version of the dialect. The author has taken care, however, to include significant differences from other areas, such as the Lancaster-York County and Schuylkill-Dauphin County regions. This dictionary documents, as much as possible, and even celebrates, regional variations in pronunciation and usage.“	2,4
10- Beachy	„[...] Pennsylvania Deitsh as spoken in Holmes Co., Ohio“	2,1
11- Beam & Brown	„Throughout the dictionary, users will find regional variants in pronunciation.“	2,6

Tabelle 5: Varietätenselektion

Nicht alle Verfasser geben Auskunft darüber, welche Varietät(en) sie in ihrem Werk berücksichtigen (s. Tab. 5). Entsprechende Hinweise betreffen ausschließlich regionale Varianten, von diastratischen oder gar diaphasischen Varianten ist nirgendwo die Rede. Auch diejenigen Autoren, die verschiedene Varianten erfassen<sup>47</sup>, machen keine Angaben zu deren regionaler Verteilung.<sup>48</sup> Es ist kein expliziter Standardisierungswille im Bereich der Varietäten zu erkennen.

Der in Tabelle 5 angegebene Variantenquotient errechnet sich aus der Anzahl der jeweils angeführten pennsylvaniadeutschen Wörter, die 10 ausgewählten Ausgangsbedeutungen entsprechen<sup>49</sup>: ein Quotient von 1 ergibt sich dort, wo für jede Bedeutung nur eine Variante erscheint, alle höheren Zahlen deuten auf die mehr oder minder häufige Berücksichtigung verschiedener (regionaler) Synonyme hin. Die Mehrzahl der Werke verzeichnet die häufigsten regionalen Varianten, besonderes Augenmerk widmen Beam und Brown sowie Stine der Variantenfrage. Auf den Umgang mit dem lexikalischen Lehngut aus dem Englischen komme ich in Abschnitt 3.5 zurück.

Sehr wenige Autoren stützen sich explizit – ganz oder teilweise – auf ein Textkorpus als Grundlage für ihre Lemmatasammlung.<sup>50</sup> Beachy 1999 ist diesbezüglich ein besonders markanter Fall, da er einen einzelnen Text – nämlich die von Hank Hershberger geleitete Übersetzung *Es Nei Teshtament* (Hershberger/Committee for Translation 1993) – als Korpus heranzieht und nur gelegentlich, wohl aufgrund des eigenen Sprachwissens, ein Wort hinzufügt.

Viele der hier aufgeführten Texte sind als alphabetisch geordnete Listen von ‚Wortgleichungen‘ ohne weitere Angaben konzipiert (Nr. 1, 3, 4, 5, 7, 10) und suggerieren dadurch eine völlige semantische und pragmatische Isomorphie der beiden gegenübergestellten Sprachen Englisch und PD.<sup>51</sup> Lambert 1924 ist das erste Wörterbuch, das systematisch wenige Grundinformationen zur Aussprache und zur Grammatik in den Einträgen erfasst; Gebrauchskontexte und Beispielsätze werden erst von Beam und Brown 2004 eingebracht. Im Anhang geben kurze Ausschnitte einen Einblick in die lexikographische Konzeption der verschiedenen Werke (Abb. 1-11).

<sup>47</sup> Diese Varianten werden aber häufig nicht durch Verweise als solche kenntlich gemacht, so dass man sie nur entdeckt, wenn man in verschiedenen Einträgen sucht.

<sup>48</sup> Leider werden solche Informationen auch von Beam und Brown 2004 nur sehr sporadisch gegeben, ein Beispiel: „hocke = sitze, which is more common among the OOA“ [= Old Order Amish].

<sup>49</sup> Um die Varietätensensibilität der Autoren stichprobenartig zu testen, habe ich die Entsprechungen folgender 10 Ausgangsbedeutungen (in Form der englischen Übersetzung) ausgewählt: ‘bucket/pail’, ‘autumn’, ‘meadow’, ‘fly’, ‘car’, ‘lawn’, ‘through’ (nach Keiser 2004: 268;) und ‘to jump’, ‘to sit’, ‘to weep’ (nach Miller 1911). Vgl. außerdem die Karten 12 (pail), 16 (meadow), 48 (car), 102 (autumn), 109 (to sit) in Seifert 2001.

<sup>50</sup> Beam und Brown 2004 explizieren systematisch ihre Belegquellen.

<sup>51</sup> Vgl. Sjölin (1990: 511).

### 3.3 Die Rezeption

Die Frage nach der Breitenwirkung der hier untersuchten Wörterbücher in der Sprecher-gemeinschaft sowie in der Fachwelt ist sehr schwer zu beantworten, weil es an zuverlässigen Daten fehlt. Als Hinweis auf eine breite Rezeption durch das Publikum kann eine Neuauflage gelten. In diesem Sinne können Horne<sup>52</sup>, Lins<sup>53</sup>, Stine<sup>54</sup> und Beam<sup>55</sup> als die erfolgreichsten Lexikographen angesehen werden, da ihre Werke wiederholt aufgelegt wurden, z. T. in revidierter und erweiterter Version.<sup>56</sup>

Vereinzelte Rezensionen oder Stellungnahmen zu einzelnen Werken geben Aufschluss über deren Rezeption und die fortschreitende Fachdiskussion. So schreibt Donner über Hornes Buch:

„The Manual enjoyed some popularity as a general reference book among Pennsylvania Germans and went through four editions. [...] It was probably not used extensively in schools [...]. It was an imaginative way to help students learn English. At the same time the Manual became the first comprehensive resource for Pennsylvania German culture, language, and history. [...] Horne’s book is an example of a rising consciousness and pride in ethnic identity, and in this sense is a very modern book. It is also a book that is about 100 years ahead of its time in its bilingual educational strategy of using a child’s home language as a means to learn a national language.“ (Donner 2000: 534)

Lambert 1924 rezipiert alle wichtigen Vorgänger und nimmt in seinem ausführlichen Vorwort zu deren Arbeit kritisch Stellung, v. a. in Bezug auf die Schreibung des PD. So kann er seine eigene Verschriftungsmethode positiv gegen die Vorläufer abheben und seine Position begründen. Lamberts Werk wird seinerseits in der Rezension von Fogel kritisch kommentiert:

„In spite of the many errors, omissions and blunders, Mr. Lambert has given us by far the most comprehensive Pennsylvania dictionary yet published [...].“ (Fogel 1925: 278)

Die vor Lambert verfügbaren Wörterbücher beurteilt er nur lapidar:

„The vocabularies of PG hitherto published are only meagre word lists and, at best, most unsatisfactory.“ (Fogel 1925: 273).

Beam und Brown machen nach eigenen Angaben verschiedene vorgängige lexikographische Erfahrungen für ihr umfassendes Projekt fruchtbar, allerdings keine mit englischbasierter Schreibung.<sup>57</sup> Es ist anzunehmen, dass auch andere Lexikographen die Arbeit des ein oder anderen ihrer Vorgänger rezipieren, obgleich sie es nicht ausdrücklich anmerken. Um die Konzeption der Wycliffe Bible Translators ohne sonstige Einflüsse konsequent anzuwenden, blendet Hershberger hingegen die vorangegangene Schriftgeschichte des PD bewusst aus, was ihm dann auch zum Vorwurf gemacht wird (s. Kap. 4, Zitat Beam 1998).

<sup>52</sup> „In 1875 Horne published his best known book, the Pennsylvania German Manual, while he was principal at Keystone. A second expanded edition was published in 1896, and two other editions were printed by one of his sons, after his death, in 1905 and 1910.“ (Donner 2000: 533)

<sup>53</sup> „First published in 1887, this second edition of 1895 is considerably enlarged with the addition of a 6 page supplement as well as additions and revisions within the original text.“ (<http://www.abebooks.com/Common-Sense-Pennsylvania-German-Dictionary-Supplement/3267836835/bd> [zuletzt am 25.8.2015]).

<sup>54</sup> S. Fußnote 37.

<sup>55</sup> S. Fußnote 39.

<sup>56</sup> Zum gegenwärtigen Einsatz von Wörterbüchern im PD-Unterricht verweise ich auf die interessanten Ausführungen in Schlegel 2012.

<sup>57</sup> Sie geben als lexikographische Quellen Lambert 1924 und Kyger 1986 an, außerdem eine unveröffentlichte Arbeit von Harry Hower: Pennsylvania German – English Dictionary (1922).



### 3.4 Verschriftungsmethoden und -modelle

Je nach der Zielsetzung ihres Werkes ist die Haltung der Lexikographen gegenüber ihrer eigenen Rolle bei der Rechtschreibnormierung sehr unterschiedlich.

Werk	Zielsetzung (bzgl. der Verschriftung)	Verschriftungsmodell <sup>58</sup>
1- Rauch	„[...] assure <i>uniformity</i> of spelling PD words“	„[...] strictly according to <i>English rules</i> “
2- Hofman	„[...] simple, intelligible orthographic system, to reproduce the <i>exact sounds</i> “	„[...] alphabet adopted by the <i>Bureau of Ethnology</i> , at Washington, D.C“
3- Lins	„[...] I do <i>not</i> claim this work to be a <i>standard</i> “	„The spelling is taken from the <i>English</i> “
4- Horne	„[...] PD will always remain a <i>colloquial</i> rather than a written <i>language</i> “	„[...] an alphabet of <i>sounds</i> , using the <i>English</i> characters“
5- Miller	„[...] present the PD dialect in [...] its <i>proper form</i> “	„The dialect is <i>German</i> , [...] an English form will do violence and injustice to it“
6- Lambert	„Very few have been <i>consistent</i> with themselves in writing PD words“	<i>Deutsch</i> mit Zusatzzeichen
7- Snader	„[...] <i>preservation</i> of the Dialect“	„I have resorted to <i>phonetical spelling</i> “
8- Danner	„[...] suggest a spelling pattern which will enable PD to assume its <i>proper place as a written dialect</i> “	„[...] common sense spelling patterns; [...] <i>phonetic spelling</i> “ (nur engl. Lehnwörter behalten ihre Schreibweise)
9- Stine	„It is hoped that students and writers will adopt this spelling system as a <i>standard</i> “	<i>B-B System</i> <sup>59</sup> : „available for over 50 years“
10- Beachy	„[...] <i>helpful tool</i> for users of Es Nei Teshtament and other PD writings“	Verschriftungssystem von Hank Hershberger (nach <i>Wycliffe Bible Translators</i> <sup>60</sup> )
11- Beam & Brown	„[...] present our Mudderschprooch in a <i>dignified and worthy garb</i> “	<i>B-B-B-System</i> <sup>61</sup> : „ <i>accepted standard</i> throughout the field of PG studies“

Tabelle 6: Zielsetzungen und Methoden der Verschriftung im Überblick<sup>62</sup>

Die Angaben der Lexikographen zu ihren Verschriftungsmodellen (s. Tab. 6) lassen vier Phasen erkennen:

1. Orientierung am englischen Vorbild (Nr. 1 bis 4 – Ausnahme Nr. 2);
2. Orientierung am deutschen Vorbild (Nr. 5 und 6);
3. Orientierung an der Lautung durch sog. „phonetische Schreibung“ (Nr. 7 und 8);
4. Rückgriff auf ein bereits bestehendes System (Nr. 8 bis 10).

Zu welchen konkreten Ergebnissen die Autoren im Einzelnen – jenseits der scheinbar übereinstimmenden Positionen – gelangen, werde ich weiter unten genauer illustrieren. Die Fachdiskussion dreht sich zuvorderst darum, welche Vorbildorthographie am angemessensten und sinnvollsten sei. Schon Rauchs Handbook entfachte einen regen Streit<sup>63</sup>, der im Prinzip bis

<sup>58</sup> Als Verschriftungsmodell kann eine Vorbildorthographie (Englisch oder Deutsch) fungieren oder auch eine bereits für PD existierende Norm.

<sup>59</sup> Es handelt sich um das von Buffington und Barba (1954) verwendete System, das sich stark am Hochdeutschen orientiert.

<sup>60</sup> Hank Hershberger folgt in Es Nei Teshtament den Grundsätzen der Wycliffe Bible Translators „adopting the orthography of the national language.“ (Metzger 1998: 1309).

<sup>61</sup> Beam verwendet das Buffington-Barba-System und ergänzt es zum Buffington-Barba-Beam-System: „[...] we have reexamined the B-B system in the realm of German rootwords and the AE [American English] system of loanwords.“ (Beam und Brown 2004: vii).

<sup>62</sup> Der Kursivdruck dient der Hervorhebung der hier relevanten Aspekte.

<sup>63</sup> „Rauch’s publication sparked great debates within the community about spellings that still exist today among those who follow the American English orthography and those who subscribe to German methods of spelling.“ (<http://www.psypress.org/books/titles/978-0-271-04883-3.html> [zuletzt am 24.8.2015]).

heute fort dauert und nicht nur objektive, sondern vielfach auch sehr emotionale Züge trägt, wie auch aus den folgenden Äußerungen ersichtlich wird.<sup>64</sup>

Das Hauptargument für das Englische als Verschriftungsmodell ist seine weite Verbreitung als Schulsprache und die dadurch gewährleistete unaufwändige Nutzbarmachung seiner Orthographie für das PD. Lins begründet beispielsweise seine Wahl wie folgt:

„The spelling is taken from the English, that being much more simple than the German, as the English language, practically or exclusively is taught in our common schools, thus making it very simple or easy for anyone who has a fair knowledge of the English language to pronounce the words correctly.“ (Lins 1895: 8)

Lambert hingegen kritisiert die englischorientierten Schreibweisen von Rauch, Horne, Lins und anderen als der Sprache nicht angemessen:

„As it [the PG dialect] is fundamentally a German dialect, it goes without saying that German orthography should be made the basis of spelling it.“ (Lambert 1924: x).

Ebenso äußert sich Miller:

„The dialect in question is German, not English, and all attempts to present it in an English form will do violence and injustice to it, and fail to secure honor for it.“ (Miller 1911: iii)

Allerdings werden auch die deutschorientierten Systeme durchaus kritisch gesehen. Lambert (1924: 12) kritisiert Millers Orthographiesystem beispielsweise deshalb, weil es die deutschen Umlaute <ö> und <ü> übernimmt, obwohl PD die entsprechenden gerundeten Vorderzungenvokale gar nicht kennt. An Lamberts Verschriftungssystem wiederum beklagt Fogel die vielen Ungereimtheiten:

„The system which he, however, finally adopted is neither scientific nor accurate, for no one, unless he be a Pennsylvania German, can even approximately pronounce the words as spelled in this dictionary [...] The inconsistencies in spelling are so numerous that one cannot help but wish that a trained proofreader had gone over the manuscript and corrected the glaring errors.“ (Fogel 1925: 274)

Aus diesen wenigen kritischen Kommentaren wird ersichtlich, dass die Entscheidung für die eine oder andere Vorbildorthographie – trotz ihrer identitätsstiftenden Relevanz – noch wenig über die konkrete Ausprägung eines komplexen Rechtschreibsystems aussagt. Im Folgenden zeige ich anhand einiger Wortschreibungen, wie unterschiedlich die beiden Grundpositionen „englischbasiert“ vs. „deutschbasiert“ im Detail umgesetzt worden sind.

### 3.5 Schreibungen und Schreibprinzipien

Lambert stellt in seinem Vorwort lapidar fest:

„No two persons have ever written the words of the PG dialect alike. Very few have been consistent with themselves in writing them.“ (Lambert 1924: x)

Das ist in dieser extremen Formulierung zwar sicher übertrieben, trifft aber doch den Kern der Sache. Bezeichnenderweise entgeht auch Lamberts eigenes System nicht dem Vorwurf der Inkonsistenz (s. obiges Zitat aus Fogel 1925).

<sup>64</sup> Ausführlicheres hierzu in Hans-Bianchi (2014: 126-131).

Aber wie sehen nun die verschiedenen Verschriftungsansätze aus? Zur Illustration habe ich zunächst acht einfache und frequente Erbwörter verschiedener Wortarten ausgewählt und ihre jeweiligen Schreibungen zum Vergleich herausgesucht (s. Tab. 7).<sup>65</sup>

	ARBEIT	AUGE	HEIRA- TEN	JUNG	KLEIN	NIRGENDS	SPRACHE	WORT
Text	[arvət/ævvət]	[ɔ:k]	[haɪrə/ haɪərə] <sup>66</sup>	[jɔŋ]	[glɛ/glɛ̃]	[ˈnɛrjets/ˈnɑrjets/ ˈnɑjets]	[ʃbro:x/ ʃbro:ˈx]	[vat]
1	arwet	awg	hira	yoong	klæ	narryiats	shproach	wardt
2	ärwet	âk	heiarā	yuñg	glē <sup>n</sup>	näryeds	shbrōch	ward
3	Arwet	Awg	Heira	Yoong	Gla	Narriets	Shproach	Wærd
4	arwet	awg	heira	yung	glā/kla	nargedts	shbroch	<b>word</b>
5	erwet	aag	heiere	<b>jung</b>	klee	–	–	<b>wort</b>
6	ærwet/ ærewet	âk	hei(e)re	<b>jung</b>	glee <sup>-</sup> /klee <sup>-</sup>	nærjets	schproch	wart
7	arawid	awg	<b>higher</b>	yung	glay	–	schproch	wadd
8	aravet	awk	heire	yuung	glay	naiiryets	schproech	waat
9	Arewet(t)	Aag	hei(e)re	yung	glee	naryets	Schprooch	Watt
10	eahvet	awk	heiyahra	yung	glay	neiyetz	shprohch	vatt
11	Arewet	Aag	(heiere)	yung	glee	nariyets(wu)	Schprooch	Watt
Var.	<b>10/13</b>	<b>5/11</b>	<b>7/13</b>	<b>5/11</b>	<b>9/13</b>	<b>9/9</b>	<b>7/10</b>	<b>10/11</b>

Tabelle 7: Die Verschriftung einiger ausgewählter Erbwörter im Überblick <sup>67</sup>

Ohne in der hier gebotenen Kürze eine umfassende Analyse der vorgestellten Verschriftungssysteme leisten zu können, möchte ich die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass kleine und große Unterschiede auf verschiedenen Ebenen festzumachen sind:

- Das alphabetische Zeicheninventar ist unterschiedlich groß (das Basisinventar wird z. B. durch weitere Buchstaben und/oder diakritische Zeichen erweitert: <â, æ, ñ>).
- Die Phonem-Graphem-Korrespondenzen (PGK) sind verschieden gestaltet (z. B. <sh> vs. <sch> für [ʃ], <v> vs. <w> für [v]).
- Die beiden Schreibprinzipien Phonographie und Logographie kommen in unterschiedlicher Gewichtung zum Tragen: das phonographische Prinzip ist i. A. vorherrschend<sup>68</sup>, das logographische Schreibprinzip (z. B. graphische Morphemkonstanz, etymologisch

<sup>65</sup> Ich danke Mark Loudon für seine vielen nützlichen Hinweise, v. a. in Bezug auf die Aussprachevarianten.

<sup>66</sup> In Lancaster (PA) begegnet die monophthongierte Variante [he:re] (mit retroflexem /r/) [persönliche Mitteilung von Mark Loudon]. Diese findet aber in den hier vorliegenden Schreibungen keinen Niederschlag.

<sup>67</sup> In der letzten Zeile von Tabelle 7 und 8 („Var.“) erscheint die Anzahl der verschiedenen Varianten gegenüber der Gesamtzahl der Belege. Eine eher geringe phonologische Varianz steht einer auffällig großen graphischen Varianz gegenüber: Im Durchschnitt findet man ca. 6,9 graphische Varianten auf 10 Belege.

Bei Hoffman (Nr. 2) verzichte ich auf die Akzente und Silbifizierungskennzeichnungen des Autors. Bei Lins (Nr. 3) handelt es sich um Großschreibung am Zeilenanfang. Bei Snader (Nr. 7) wird im Original die betonte Silbe mit Großbuchstaben markiert, so wie in Fußnote 68 und in Abbildung 7 zu sehen.

<sup>68</sup> Ein gegenläufiges Beispiel ist Snader (Nr. 7), wo beispielsweise der Diphthong /aɪ/ von Fall zu Fall anders wiedergegeben wird: 1) <MONSleit> /-laɪt/ 'men folk', 2) <HIGHer> /'haɪ(rə)/ 'marry', 3) <EYESa> /'aɪzə/ 'iron'. Hinter Schreibungen wie 2) und 3) steht m. E. eine von der Bedeutung völlig losgelöste lexikalisch-phonologische Bezugnahme zum Englischen, die die sonst geltenden Phonem-Graphem-Korrespondenzen wie in 1) überschreiben können. Insofern wird hier die stark lexikalisch-logographisch orientierte Orthographie des Englischen nachgeahmt, jedoch auf semantisch irreführende Weise. Eine ausführlichere Charakterisierung der englischen und deutschen Orthographie ist in Hans-Bianchi (2014: 119-120) zu finden.

motivierte Schreibungen, Substantivgroßschreibung usw.) kommt deutlich seltener zum Einsatz, und ist dann zumeist direkt aus dem Vorbildsystem übernommen.<sup>69</sup>

- d) Der Grad an Systematizität, an Kohärenz und Stringenz ist sehr unterschiedlich, die Rechtschreibregeln werden in verschiedenem Umfang expliziert und begründet.<sup>70</sup>

Tabelle 8 zeigt acht ausgewählte englische Lehnwörter mit ihren jeweiligen Schreibungen.<sup>71</sup> Der Varianzdurchschnitt liegt bei ca. 6,4 Varianten auf 10 Belege und damit nur etwas niedriger als bei den Erbwörtern, wo der Durchschnitt bei 7 / 10 liegt.

	(TO) BOTHER	TO CHOO- SE	FENCE	JOB	(OF) COURSE	(TO) WATCH	TO WEAR	PARTI- CULAR
WB	[ˈbɒd(ə)rə/ ˈbɒdɐ]	[ˈtʃuːsə]	[fɛns]	[tʃɒp]	[kɔːrs]	[ˈvɒtʃə]	[ˈvɛːrə]	[pəˈtɪklə]
1	–	<b>choosa</b>	–	<b>job</b>	uf course	watsha	<b>weara</b>	<b>particular</b>
2	badrä	–	fens	–	–	watsha	–	–
3	Bodder	<b>Choosa</b>	Fens	(Jobba)	Uf course	Wotcha	<b>Weara</b>	–
4	bodra	–	fëns	–	–	(wotch) <sup>72</sup>	–	–
5	–	–	fenz	–	--	<b>watch</b>	–	–
6	baddere	–	fens	–	ofkours	watsche	<b>weare</b>	–
7	bodder	–	fens	chop	--	<b>watch</b>	<b>weare</b>	partickler
8	botter	–	<b>fence</b>	chop	of kourse	<b>watch</b>	waiire	–
9	baddere	–	Fens	–	–	–	waere	–
10	baddahra	–	fens	–	–	vatsha	veahra	patiklah
11	baddere	tschuuse	Fens	Tschab	uff kors	watsche	waere	petickler
Var.	<b>6/9</b>	<b>2/3</b>	<b>5/10</b>	<b>3/5</b>	<b>4/5</b>	<b>5/10</b>	<b>5/8</b>	<b>4/4</b>

Tabelle 8: Die Verschriftung einiger ausgewählter Lehnwörter im Überblick

Will man der kleinen Stichprobe eine gewisse Aussagekraft zubilligen, scheinen Übernahmen von ganzen Wortschreibungen<sup>73</sup> bei den Lehnwörtern aus dem Englischen häufiger vorzukommen, als es beim Erbwortschatz gegenüber dem Hochdeutschen geschieht.<sup>74</sup> Diese Tendenz wird vor allem bei neueren Entlehnungen auch im aktuellen Gebrauch bestätigt<sup>75</sup>, d. h.

<sup>69</sup> Morphemkonstanz liegt bspw. bei der Vernachlässigung der Auslautverhärtung in der Singularform <aag> vs. <aage> im Vergleich zur rein phonographisch orientierten Schreibung <awk> vs. <awga> vor. Die Schreibung <wort> mit <r> ist etymologisch begründet, der Laut wird nicht gesprochen. Mehr zum Thema in Hans-Bianchi 2014.

<sup>70</sup> Rauch begnügt sich bspw. damit festzustellen: „Any one who can read English, can also read Pennsylvania Dutch as I have it recorded, and give it, in nineteen out of twenty cases, the correct pronunciation.“ (Rauch 1879: 4). Beam und Brown (2004) stellen hingegen ihrem Wörterbuch 8 Seiten Erläuterungen zu Aussprache und Schreibung voran.

<sup>71</sup> Die ausgewählten Entlehnungen sind schon seit den Anfängen der PD-Lexikographie nachgewiesen und sind – wie an der Transkription zu erkennen ist – phonologisch assimiliert. Allerdings ist die Haltung der Autoren gegenüber dem Lehnwort sehr unterschiedlich. Interessanterweise verbuchen alle Autoren wenigstens einige dieser Lehnwörter, Lambert – der bereits im Titel seines Wörterbuchs betont, dass er nur den Erbwortschatz berücksichtigen will – führt über die Hälfte davon auf. Die meisten sind auch bei Learned (1889) in einfacher oder kombinierter Form belegt: fərbədərə (< to bother), eɪ fɛnsə (< fence), ʊfkɔːrs (< of course), wɛtʃə (< to watch), ɛbwaərə (< to wear). Auch hier gelten die Anmerkungen in Fußnote 67.

<sup>72</sup> Der Beleg stammt nicht direkt aus dem Wörterbucheil, sondern aus folgender Bemerkung des Autors: „Words, which are the same in Pennsylvania German as in English, are omitted, as wotch, watch.“ (Horne 1910: 220).

<sup>73</sup> In Tab. 7 und 8 kennzeichnet Fettdruck die aus dem Englischen übernommenen Wortschreibungen, kursiver Fettdruck die Wortschreibungen aus dem Deutschen.

<sup>74</sup> Die Orientierung am Deutschen betrifft vorwiegend die Phonem-Graphem-Korrespondenz-Regeln, wesentlich seltener finden auf höheren Ebenen direkte Übernahmen statt. Das hängt wohl mit dem Bedürfnis nach Kenntlichmachung der pennsylvaniadeutschen Aussprache zusammen, die sich von der des Hochdeutschen deutlich abhebt.

<sup>75</sup> Zum Thema der orthographischen Integration von Lehnwörtern s. Coulmas (1996: 107-108).

der Bereich des Lehn- und Fremdwortschatzes – der Übergang vom Fremdwort zum integrierten Lehnwort ist in der zweisprachigen Sprechergemeinschaft naturgemäß fließend – hat einen gewissen Sonderstatus gegenüber dem allgemeinen Regelsystem:

- Die Schreibungen <all right, realized, impressed, gebored, forward> finden sich bspw. in einem narrativen Text<sup>76</sup>, der ansonsten der Rechtschreibung nach Buffington-Barba-Beam folgt.
- Auf der pennsylvaniadeutschen Wikipedia-Seite<sup>77</sup> finden sich die Wörter <concerts, tourists, category, some comments, gepublisht>, wo im übrigen Text das Rechtschreibsystem nach Hershberger/Wycliffe verwendet wird.

#### 4 Normsetzung und Normvermittlung

Aus den zusammengetragenen Daten wird ersichtlich, dass sich im Laufe der orthographischen Normierungsgeschichte des PD zwei Normstränge herauskristallisiert haben: einerseits die deutschorientierte Rechtschreibnorm nach Buffington und Barba, andererseits das am Englischen angelehnte Verschriftungssystem nach Hershberger. Beide Systeme sind nicht im Kontext einer lexikographischen Arbeit entstanden, sondern einerseits in der Grammatikschreibung und andererseits im Zusammenhang mit dem Modelltext der Bibelübersetzung.<sup>78</sup> Diese Vorschläge wurden dann von der Lexikographie aufgegriffen und zum Teil ergänzt<sup>79</sup>, wodurch sie als Normsetzung anerkannt wurden. Die Lexikographen selbst treten als Normvermittler in Erscheinung und tragen zusammen mit Lehrbuchautoren und anderen Normautoritäten zur Verbreitung des jeweiligen Normmodells bei. Tabelle 9 zeigt die Entwicklung seit der Normsetzung beider Normstränge anhand relevanter Publikationen in Lexikographie und Sprachlehre:

	Autor(en), Jahr	Titel	Typologie	Verschriftungssystem
A	Buffington & Barba 1954	A Pennsylvania German Grammar	(Lehr-) Grammatik	an die deutsche Orthographie angelehntes System (B-B) <sup>80</sup>
	Stine 1996	Pennsylvania German dictionary	Wörterbuch	B-B-System
	Beam & Brown 2004	The Comprehensive Pennsylvania German Dictionary	Wörterbuch	Buffington-Barba-Beam-System
	Brown & Madenford 2009	Schwetz mol deutsch!	Lehrbuch	B-B-B-System
	Stoltzfus 2013	Speaking Amish	Lehrbuch	B-B-B-System mit wenigen Zusätzen <sup>81</sup>

<sup>76</sup> Es handelt sich um *Der glee Prins* von A. de Saint Exupéry in der Übersetzung von Mark Loudon (Neckarsteinach: Edition Tintenfass, 2006).

<sup>77</sup> Vgl. <https://pdc.m.wikipedia.org/wiki/Hauptblaett> [zuletzt am 27.8.2015].

<sup>78</sup> Zu den verschiedenen Normautoritäten s. Hundt (2009: 123).

<sup>79</sup> Das gilt hauptsächlich für Beam und Brown (2004).

<sup>80</sup> Dieses System wurde bereits 1939 auf einer Konferenz von Schriftstellern und Wissenschaftlern in Hershey, Pennsylvanien, ausgearbeitet.

<sup>81</sup> Hier handelt es sich interessanterweise um das Lehrbuch einer Amischen Autorin aus Pennsylvanien: „It came as a pleasant surprise to see that the author chose to use the modern German-based, Buffington-Barba-Beam standardized spelling system for the Pennsylvania German dialect in her text instead of the more popular but highly inconsistent English-based varieties of spelling the dialect that others, including some Amish, have tended to use when trying to write in the dialect. She is to be commended for this decision.“ (Keith “Butch” Reigart, <http://www.speakingamish.com/review/> [zuletzt am 31.8.2015]).

<b>B</b>	Hershberger 1993	Es Nei Teshtament	Übersetzung	Verschriftungsmethode nach Wycliffe Bible Translators
	Beachy 1999	Pennsylvania Deitsh dictionary	Wörterbuch	Hershberger-Wycliffe-System
	Miller 2014	Vitt Du Deitsh Shvetza?	Lehrbuch	Hershberger-Wycliffe-System

**Tabelle 9: Die beiden konkurrierenden Rechtschreibnormen (A und B): Normsetzung und Normvermittlung<sup>82</sup>**

Die Situation des PD ist mit einem „double standard of orthography“ (s. Subačius 2002) vergleichbar, denn die beiden Normen werden von verschiedenen Gruppen mit unterschiedlichen Sprachgebrauchsbedingungen getragen. Allerdings sind die beiden Normierungswege, wie an Tabelle 9 abzulesen ist, bislang nicht im selben Maße ausgebaut.

Das Buffington-Barba-Beam-System ist – vereinfacht gesagt – der „Non-Plain“-Varietät in Pennsylvanien zuzuordnen, wo PD nur noch als Reliktsprache fungiert, aber verstärkt aktive Sprachpflege betrieben wird. Diese Norm blickt auf eine längere Tradition zurück und kann zahlreiche Publikationen für sich verbuchen (darunter auch die meisten der in PD abgefassten Internetseiten<sup>83</sup>). Zu den oben genannten Vermittlern des B-B-(B-)Systems gesellt sich auch die Pennsylvania German Society, die es offiziell als Rechtschreibnorm für ihre Veröffentlichungen anerkennt.<sup>84</sup>

Das Hershberger-Wycliffe-System ist hingegen eher der „Plain“-Varietät und dem Midwest zugehörig, wo PD im (fast ausschließlich mündlichen) Sprachgebrauch noch bei vielen Sprechern lebendig ist. Diese Norm kam erst in den 90er Jahren als relativ eigenständiger und kohärenter Verschriftungsansatz auf, und es gibt erst wenige, wenn auch einflussreiche Publikationen (wie den Modelltext der Bibelübersetzung<sup>85</sup>). Immerhin ist die Wikipedia-Hauptseite doppelt, d.h. in beiden orthographischen Normen abgefasst, doch die einzelnen Artikel verwenden fast ausschließlich die B-B-B-Rechtschreibung.

Der stärkste Normanspruch wird zweifelsohne derzeit vonseiten der Vertreter der B-B-B-Norm erhoben. So kritisiert Beam Hershbergers Rechtschreibung vehement:

„[...] The translation committee set for itself an impossible goal. [...] It ignored the ses-  
quicentennial history of the PG letters. Unfortunately, the orthography developed for Es  
Nei Teshtament is „beyond consideration,“ for it definitely creates more problems than it  
solves.“ (Beam in: Pennsylvania German Words in Context, 1998, zitiert nach [http://  
home.ptd.net/~tconrad1/dutch\\_history.html](http://home.ptd.net/~tconrad1/dutch_history.html))

Hershberger setzt demnach, wie die Wycliffe-Methode es für bislang unverschriftete Sprachen vorsieht, bei der gesprochenen Sprache an und ignoriert die bereits bestehende Schrifttradition, die ja weitgehend unabhängig von den sektiererischen Sprechergruppen und anscheinend fern von deren Sprachempfinden entstanden ist. Trotz der intensiven Auseinandersetzung mit der Verschriftungsproblematik scheint er aber doch nicht ganz überzeugt von seinem Rechtschreibsystem zu sein, wie einer seiner Kollegen berichtet:

„Hershberger wrestled long and hard with the orthographic issue, and realizes that he has not solved it. However, since his original vision was to produce a truly popular version

<sup>82</sup> Die Normsetzung ist durch graue Unterlegung hervorgehoben.

<sup>83</sup> Beispielsweise: <https://pdc.m.wikipedia.org/wiki/Haaptblatt>; <https://hiwwewiedriwwe.wordpress.com> [beides zuletzt am 27.8.2015].

<sup>84</sup> Vgl. [http://www.pgs.org/dialect\\_column.asp](http://www.pgs.org/dialect_column.asp) [zuletzt am 27.8.2015].

<sup>85</sup> Die Übersetzung des Alten Testaments ist 2013 bei TGS International erschienen: *Di Heilich Shrift: The Holy Bible, Pennsylvania Deitsh un English*.

for the Amish community, he felt that an English-based system was the way to go.“  
(Rothermel 1993: 3)

Die zukünftige Entwicklung steht und fällt mit der Frage, ob sich im lebendigen Sprachgebrauch der „Plain“-Varietät überhaupt ein verstärktes Bedürfnis entwickeln wird, die Sprache auch in schriftlicher Form zu verwenden. Dann erst könnten die Sprecher eine Schriftnorm benötigen und annehmen.

## 5 Kodifizierung als Überlebensstrategie?

Aus der Diskussion um eine angemessene Rechtschreibung wird deutlich, dass jede Norm gleichzeitig ein bestimmtes Bild der Minderheitensprache Pennsylvania Deitsch vermittelt und ihr einen Platz im komplexen sprachlich-kulturellen Umfeld zuweist. Es geht offenkundig um mehr als um Schreibregeln und Lautbezüge, Orthographie besitzt immer auch eine politisch-kulturelle und identitäre Tragweite, weshalb die Diskussion bisweilen durchaus emotional geführt wird und Begriffe wie „violence, injustice, honor, dignity“ einbringt (s. Abschnitt 3.4).<sup>86</sup>

Für Beam ist PD eine deutsche Mundart, die sich zu einer gewissen Eigenständigkeit emanzipiert hat, aber durchaus noch in diesen ursprünglichen Entwicklungsbogen einzuordnen ist. Hershberger hingegen betrachtet PD als eine Minderheitensprache im englischsprachigen Umfeld, ohne ihren Ursprung als deutsche Mundart zu berücksichtigen, und verschriftet sie konsequent ganz so wie es bei unverschrifteten Minderheitensprachen gehandhabt wird.

Die Geschichte der Verschriftungsansätze im PD zeigt, dass ein expliziter Normanspruch im Bereich der Rechtschreibung erst in neuerer Zeit und mit besonderem Nachdruck gerade dort erhoben wird, wo die gesprochene Sprache schon nicht mehr voll lebendig ist. Dadurch entsteht der Eindruck, dass der Sprachschwund in den angestammten PD-Gebieten von Pennsylvanien das Bedürfnis verstärkt, den drohenden Sprachtod mittels einer *kodifizierten* geschriebenen Sprache gewissermaßen zu überwinden. Gerade wo es um die Spracherhaltung geht, kommt der Sprachnormierung und -kodifizierung eine besonders wichtige Rolle zu (s. Sjölin 1990). Zu dieser Interpretation passen auch die folgenden Gesichtspunkte, die in Beams Argumentation auftauchen:

- Das sprachlich-kulturelle Selbstbild wird in dem genannten Kontext verstärkt mit dem Schriftbild in Verbindung gebracht: so wird es besonders wichtig, *to present our Muddersprooch in a dignified and worthy garb* (Beam und Brown 2004: vii).
- Die orthographische Normierung und Kodifizierung stellt ein unverzichtbares Instrument im Dienste der internationalen Sprachforschung dar, wie ebenfalls von Beam und Brown (2004: vi) betont wird. Der praktische Wörterbuchgebrauch gerät hingegen eher in den Hintergrund.

Bei Hershberger stehen solche Aspekte nicht im Vordergrund, vielmehr liegt es ihm am Herzen, den Abstand der Schrift zum realen mündlichen Sprachgebrauch, wie er bei den Amischen und Mennoniten in Ohio besteht, möglichst gering zu halten. Hershbergers Regelsystem beschreitet neue Wege im Vergleich zur traditionsbewussten Norm von Beam, und entspricht so ganz dem Geiste des „Plain“-PD im Mittleren Westen, das auch in Grammatik und Lautung innovative Entwicklungstendenzen gegenüber dem konservativeren „Non-Plain“-PD in Pennsylvanien zeigt (s. Kap. 1).

<sup>86</sup> Vgl. hierzu bspw. Schieffelin und Doucet (1994); Jaffe (1999); Sebba (2012); Hans-Bianchi (i.D.).

Die im Titel aufgeworfene Frage nach einem Zusammenhang zwischen dem Überlebenskampf der Minderheitensprache und deren Kodifizierung kann hier nur eine partielle und vorläufige Antwort erhalten, da der Untersuchungsradius auf Teilaspekte eines Parakodex begrenzt ist. Das hier untersuchte lexikographische Korpus und die dargestellte Entwicklung der Orthographiediskussion hat gezeigt, dass gerade in den am stärksten vom Sprachschwund betroffenen Gebieten der Normanspruch mit mehr Nachdruck erhoben wird und die Rechtschreibkodifizierung weiter fortgeschritten ist. Dies stützt die These, dass Normierung und Kodifizierung eine Überlebensstrategie darstellen können, um die bereits aus dem alltäglichen Gebrauch verschwundene Sprache – wenn auch in verwandelter Form – zu erhalten.

## 6 Literatur

### 6.1 Korpus lexikographischer Werke

- Beachy, Thomas (1999): Pennsylvania Deitsh dictionary: Deitsh to English, English to Deitsh. Sugar creek: Carlisle.
- Beam, C. Richard und Joshua R. Brown (2004): The Comprehensive Pennsylvania German Dictionary. Bd.1: A. Morgantown: Masthof.
- Danner, Edward R. (1951): Pennsylvania Dutch dictionary and handbook, with special emphasis on the dialect that was, and is, spoken in York County, Pennsylvania. Spring Grove: Dispatch Publishing.
- Hoffman, Walter J. (1888): Grammatic Notes and Vocabulary of the Pennsylvania German Dialect. – In: Proceedings of the American Philosophical Society 26. S. 187-285.
- Horne, Abraham R. (<sup>3</sup>1910): Horne's Pennsylvania German Manual. Allentown: Horne.
- Lambert, Marcus B. (1924): A Dictionary of the Non-English Words in the Pennsylvania-German Dialect. Pennsylvania German Society. Lancaster: Lancaster Press.
- Lins, James C. (<sup>2</sup>1895): Common Sense Pennsylvania German Dictionary: with supplement, revised and enlarged; containing nearly all the Pennsylvania German words in common use. Reading: Lins.
- Miller, Daniel (1911): Pennsylvania German. A Selection of Poetry and Prose. Reading: Miller & Beaver.
- Rauch, Edward H. (1879): Pennsylvania Dutch Hand-book / Pennsylvania Deitsh Hond-Booch. Mauch Chunk: Rauch.
- Snader, Howard Benjamin (1948): A Glossary of 6167 English words and expressions and their Berks county PA Dutch equivalents. Reading: Reading Eagle.
- Stine, Eugene S. (1996): Pennsylvania German dictionary: Pennsylvania German-English, English-Pennsylvania German. Kutztown: Pennsylvania German Society.

### 6.2 Sonstige Literatur

- Buffington, Albert F. und Preston A. Barba (1954): A Pennsylvania German grammar. Allentown: Schlechter.
- Brown, Joshua R. und Douglas J. Madenford (2009): Schwetz mol deitsch! An Introductory Pennsylvania Dutch Course. Morgantown: Masthof Press.
- Burridge, Kate (1988): „Separate and peculiar“ – the survival of ‚Pennsylvania Dutch‘ in Ontario, Canada. – In: La Trobe working papers in linguistics 1. S. 91-106.
- Coulmas, Florian (1996): Orthographie und Graphemik. – In: Goebel, Hans u. a. (Hrsg.): Kontaktlinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York: de Gruyter. (= HSK 12.1). S. 104-109.



- Donner, William W. (2000): „We Are What We Make of Ourselves“: Abraham Reeser Horne and the Education of Pennsylvania Germans. – In: *The Pennsylvania Magazine of History and Biography* 124/4. S. 521-546. Zugänglich unter: <http://www.jstor.org/stable/20093400>.
- Fogel, E. M. (1925): A Dictionary of the Non-English Words of the Pennsylvania-German Dialect by Marcus Bachman Lambert. – In: *The Journal of English and Germanic Philology* 24/2. S. 273-278.
- Fuller, Janet M. (1996): When Cultural Maintenance Means Linguistic Convergence: Pennsylvania German Evidence for the Matrix Language Turnover Hypothesis. – In: *Language in Society* 25/4. S. 493-514.
- Haag, Earl C. (1988) (Hrsg.): *A Pennsylvania German Anthology*. Susquehanna: Associated University Press.
- Hans-Bianchi, Barbara (2013): Die geborgte Grammatik. Zum Phänomen kontaktinduzierter Grammatikalisierung am Beispiel des Pennsylvania Deitsch. – In: Hans-Bianchi, Barbara, Camilla Miglio, Daniela Pirazzini, Irene Vogt und Luca Zenobi (Hrsg.): *Fremdes wahrnehmen, aufnehmen, annehmen – Studien zur deutschen Sprache und Kultur in Kontaktsituationen*. Frankfurt a.M.: Peter Lang. S. 195-214.
- Hans-Bianchi, Barbara (2014): Pennsylvaniadeutsch: Wege der Verschriftung einer Minderheitensprache. – In: Baig VII. S. 113-131. Zugänglich unter: [http://www.associazioneanazionaleitalianagermanistica.it/images/bollettini/9\\_Hans-Bianchi\\_113-131\\_DEF.pdf](http://www.associazioneanazionaleitalianagermanistica.it/images/bollettini/9_Hans-Bianchi_113-131_DEF.pdf)
- Hans-Bianchi, Barbara (i.D.): Das Schriftbild als Selbstbild. Zur Konstruktion von Identität in Pennsylvania Deitsch. – In: Grotek, Edyta und Katarzyna Norkowska (Hrsg.): *Sprache und Identität*. Berlin: Frank&Timme.
- Haugen, Einar (1972): The ecology of language. – In: *The ecology of language. Essays by Einar Haugen*. (Selected and introduced by Anwar S. Dil). Stanford: University Press. S. 325-339.
- Hershberger, Hank und Committee for Translation (1993): *Es Nei Teshtament*. Special Pennsylvania Dutch – English edition. South Holland: The Bible League.
- Huffines, Marion Lois (1980): English in Contact with Pennsylvania German. – In: *The German Quarterly* 53/3. S. 352-366.
- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. – In: Konopka, Marek und Bruno Streckert (Hrsg.): *Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 117-140.
- Jaffe, Alexandra (1999): *Ideologies in Action: Language Politics on Corsica*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Keel, William D. und Klaus J. Mattheier (2003) (Hrsg.): *Deutsche Sprachinseln weltweit: Interne und externe Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Keiser, Steven Hartman (2004): *Pennsylvania German in Ohio*. Zugänglich unter: <http://www.ling.ohio-state.edu/~bjoseph/Ling311/Keiser1.pdf>.
- Keiser, Steven Hartman (2012): *Pennsylvania German in the American Midwest*. Durham: Duke University Press.
- Klein, Wolfgang (1985): *Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache*. – In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 59. S. 9-35.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2013). Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Kloss, Heinz (1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth (2011): *Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn*. Stuttgart: Steiner.

- Kyger, M. Ellsworth (1986): *An English – Pennsylvania German Dictionary: A Working Manuscript*. 3 Bde. Birdsboro: Pennsylvania German Society.
- Learned, Marion Dexter (1889): *The Pennsylvania German Dialect*. Baltimore: Isaac Friedenwald.
- Louden, Mark L. (2001): *The Development of Pennsylvania German Linguistics within the Context of General Dialectology and Linguistic Theory*. – In: Seifert, Lester W. J.: *A Word Atlas of Pennsylvania German*. Hrsg. v. Mark L. Loudon, Howard Martin und Joseph C. Salmons. University of Wisconsin-Madison: Max Kade Institute. S. 7–52.
- Louden, Mark L. (2003): *Minority Language „Maintenance by Inertia“: Pennsylvania German among Nonsectarian Speakers*. – In: Androutsopoulos, Jannis K. und Evelyn Ziegler (Hrsg.): *„Standardfragen“*. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt a.M.: Peter Lang. S. 121-137.
- Louden, Mark L. (2006): *Pennsylvania German in the Twenty-first Century*. – In: Berend, Nina und Elisabeth Knipf-Komlósi (Hrsg.): *Sprachinselwelten. Entwicklung und Beschreibung der deutschen Sprachinseln am Anfang des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 89-107.
- Louden, Mark L. (2008): *Synthesis in Pennsylvania German Language and Culture*. – In: Raab, Josef und Jan Wirrer (Hrsg.): *Die deutsche Präsenz in den USA*. Berlin: Lit. S. 671-699.
- Mattheier, Klaus J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Mattheier, Klaus J. (2003): *Sprachinseltod: Überlegungen zur Entwicklungsdynamik von Sprachinseln*. – In: Keel, William D. und Klaus J. Mattheier (Hrsg.): *Deutsche Sprachinseln weltweit: Interne und externe Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, S. 13-31.
- Metzger, Bruce M. (1998): *The first translation of the New Testament into Pennsylvania Dutch (1994)*. – In: Krašovec, Jože (Hrsg.): *The Interpretation of the Bible. International Symposium in Slovenia*. Sheffield: Sheffield Academic Press. S. 1305-1313.
- Miller, D. (2014): *Pennsylvania German: Vitt Du Deitsh Shvetza? Basic Grammar Book*. Deitsh Books LLC.
- Reichard, Harry H. (1918): *Pennsylvania-German Dialect Writings and their Writers*. Lancaster: Pennsylvania German Society.
- Rothermel, Mark I. (1993): *The Pennsylvania Dutch New Testament*. – In: *Der Reggeboege* 27/1. S. 1-6.
- Schieffelin, Bambi B. und René C. Doucet (1994): *The ‚real‘ Haitian Creole: ideology, metalinguistics and orthographic choice*. – In: *American Ethnologist* 21. S. 176-200.
- Schlegel, Jennifer (2012): *Orthography in Practice: A Pennsylvania German Case Study*. – In: Jaffe, Alexandra, Jannis Androutsopoulos, Mark Sebba und Sally Johnson (Hrsg.): *Orthography as Social Action. Scripts, Spelling, Identity, and Power*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 177-202.
- Sebba, Mark (2012): *Orthography as social action: Scripts, spelling, identity and power*. – In: Jaffe, Alexandra, Jannis Androutsopoulos, Mark Sebba und Sally Johnson (Hrsg.): *Orthography as Social Action. Scripts, Spelling, Identity, and Power*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 1-19.
- Seifert, Lester W. J. (2001): *A Word Atlas of Pennsylvania German*. Hrsg. v. Mark L. Loudon, Howard Martin und Joseph C. Salmons. University of Wisconsin-Madison: Max Kade Institute.
- Sjölin, Bo (1990): *Lexikographie im Dienste der Spracherhaltung*. – In: Magay, T. und J. Zigány (Hrsg.): *BudaLEX '88 Proceedings Papers from the 3rd International EURALEX Congress, Budapest, 4-9 September 1988*. Budapest: Akadémiai Kiadó. S. 507-515. Zugänglich unter: [http://www.euralex.org/proceedings-toc/euralex\\_1988](http://www.euralex.org/proceedings-toc/euralex_1988).
- Stoltzfus, Lillian (2013): *Speaking Amish: A Beginner's Introduction to Pennsylvania German for Ages 10 to 100*. Bird-in-Hand (PA): Eckschank Publishing. 2. Auflage.
- Subačius, Giedrius (2002): *Perspectives of a History of European Standard Languages*. – In: *Lituanus. Lithuanian Quarterly Journal of Arts and Sciences* 48/1. Zugänglich unter: [http://www.lituanus.org/2002/02\\_1\\_02.htm](http://www.lituanus.org/2002/02_1_02.htm).

- Van Pottelberge, Jeroen (2004): Der *am*-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklung in den kontinental-westgermanischen Sprachen. Tübingen: Narr.
- Vandenbussche, Wim, Ernst Håkon Jahr und Peter Trudgill (2013): The ecology of language in the twenty-first century. – In: Dies. (Hrsg.): Language Ecology for the 21st Century: Linguistic Conflicts and Social Environments. Oslo: Novus Press. S. 9-12.
- Werner, Michael (2010): „Mer schwetze noch die Mudderschprooch!“: Zur Geschichte und Zukunft des Pennsylvaniadeutschen in den USA. – In: Keel, William D. und C. Richard Beam (Hrsg.): The Language and Culture of the Pennsylvania Germans: A Festschrift for Earl C. Haag. Topeka: Society for German-American Studies. S. 101-112.
- Wiegand, Herbert E. (1986): Dialekt und Standardsprache im Dialektwörterbuch und im standard-sprachlichen Wörterbuch. – In: Friebertshäuser, Hans und Heinrich J. Dingeldein (Hrsg.): Lexikographie der Dialekte: Beiträge zu Geschichte, Theorie und Praxis. Berlin/New York: de Gruyter. S. 185-210.

## Anhang: Ausschnitte aus den untersuchten lexikographischen Werken

SONG.	70	STABBING.
Song, song.		Spider, shpin.
Soon, bol.		Spike, shpike.
Sore, woond, waias.		Spill, fershitt.
Sorrow, trower.		Spilling, fershitta.
Sorry, trowrich.		Spin, shpin.
South, seed.		Spire, torm.
Soul, sæl, soul.		Spirit, geisht.
Sound, sound.		Spit, shpau.
Soup, soup.		Spite, shpite, neid.
Sour, sour.		Spittoon, shpit-box.
Southern, seedlich.		Splash, spritza.
Sow, loee.		Splice, shplice.
Snade, shnawd.		Snlinter, shlitter.

Abbildung 1: Ausschnitt aus Rauch 1879 (Nr. 1)

<i>für'-dä'-ra</i> , to dry ; to spoil by drying too much.	<i>far-felsh'-ä</i> , to falsify, to counterfeit to adulterate.
<i>für-darsht</i> , famished ; perished from want of water.	<i>far-fnsh'-der-a</i> , to obscure.
<i>far-där'-wa</i> , to spoil, to ruin.	<i>fär-fī'-ra</i> , to seduce, to lead astray.
<i>far-dau'-a</i> , to digest ; to assimilate.	<i>fär-fī'-rer</i> , a seducer.
<i>far-dau'-iñg</i> , digestion.	<i>far-fīr'-ich</i> , deceptive, seductive.
<i>far-dē'-la</i> , to divide, to apportion.	<i>fär-fluch-a</i> , to curse.
<i>fär'-dich</i> , done, finished.	<i>fär-fres'-sä</i> , 1. given to eat gluttonously.
<i>fär'-dich-a</i> , to bring to completion ; to finish.	2. to lose possessions through dissipations in eating.
<i>fär-dī'-na</i> , to earn.	<i>fär-frir'-ä</i> , to become frozen.

Abbildung 2: Ausschnitt aus Hoffman 1888 (Nr. 2)

FERSHTELL,	49	FERUHRSOCH D
Fershtell. disguise		Fersicher. make secure
Fershtella. disguising.		guarantee.
Fershtendlich, † sensible.		Fersichera, guaranteeing. se-
Fershtennich. †		curing.
Fershtick, suffocate.		Fersicher'd. secured. guaran-
Fershticka, to suffocate.		teed.
Fershtick'd. suffocated.		Fersindicha, to sin.
Fershtimpla. to spoil.		Fersindiched. sinned.

Abbildung 3: Ausschnitt aus Lins 1895 (Nr. 3)

sčns	shbonpët
sčns, scythe, sense	shbawd, spade, spaten
sčnswürf, snath, sensengriff	shbawda, spavin, spaht
ses, sweet, suess	shbar, brake, sperre, sperren
sesflash, sweet bread, pancreas, [suessfleisch]	shbawra, to save, spare, sparen
seshuls, licorice root, suessholz	shbärgrös, asparagus, spargel
seslich, somewhat sweet, sueszlich	shbarit, spirits, spiritus [hemmkette]
sčsmënt, assessment, assessment	shburket, brake chain, log chain,
ses'r, assessor, assessor	shbarlich, scarce, spaerlich
set, seta, should, sollte, sollten	shbarling, sparrow, sperling [sam]
setla (wak), road bed settling, nie-	shbawrsom, saving, frugal, spar-
dersinken	shbärwlä, persimmons, mispeln
sha, beautiful, pretty, schoen	shbedla, to mock. spoetteln
shad, sheath, scabbard, scheide,	shbedlich, mockingly, spoettelnd
futeral	[scheiden shbeds'l, sparrow, sperling, spatz]

Abbildung 4: Ausschnitt aus Horne 1910 (Nr. 4)

10	PENNSYLVANIA GERMAN.	
already	schun	schon
altogether	zamme	zusammen
always	alsfort	immer
amend	verännere	abändern
among	unner	unter
ample	plenty	häufig
anchor	anker	anker
angel	engel	engel
anger	zorn	zorn
angry	bös	zornig
animal	dier	thier
announce	bekanntmache	anzeigen
annual	jährlich	jährlich
another	annerer	anderer

Abbildung 5: Ausschnitt aus Miller 1911 (Nr. 5)

4		The Pennsylvania-German Society	
<p><b>â"blaudre</b>(<sup>---</sup>), pp â"geblaudert, to persuade (some one) to buy or accept (something). G an+plaudern.</p> <p><b>ablauere</b>(<sup>---</sup>), pp abgelauert, to watch for, lie in wait for, listen in secret. G ablauern.</p> <p><b>ablause</b>(<sup>---</sup>), pp abgelauert, to gain a thing by craft or sharp practice. dG ablausen.</p> <p><b>abbeddre</b>(<sup>---</sup>), pp abgebeddert, to give a good flogging. G abledern.</p> <p><b>abbejele</b>(<sup>---</sup>), pp abgebejelet, to deny, shift blame to another. G ableugnen.</p> <p><b>ablehne</b>(<sup>---</sup>), pp abgelehnt, to refuse, deny. G ablehnen.</p> <p><b>ableie</b>(<sup>---</sup>), pp abgeleijet, to be idle temporarily. Lit. trans. of E lay (lie) off.</p> <p><b>â"bleiwe</b>(<sup>---</sup>), pp â"gebliuwe, to remain in place. G anbleiben.</p> <p><b>ableje</b>(<sup>---</sup>), pp abgelekt, to cast aside, discharge (temporarily). G ablegen.</p> <p><b>ablese</b>(<sup>---</sup>), pp abgelese, to read off, pick off, recite. G ablesen.</p> <p><b>â"blick</b>(<sup>---</sup>) m. aspect, sight. G Anblick.</p>	<p>graph, wane (of the moon), grow shorter (of the days); nix —, to refuse to accept any compensation; im —(n)de, in the wane of the moon. G abnehmen.</p> <p><b>abnemmes</b>(<sup>---</sup>), <b>abnemmede</b>(<sup>---</sup>), n, mirasmus, waning, wasting away. dG abnemme.</p> <p><b>abnewwie</b>(<sup>---</sup>), pp abgenewwelt, to lift (of a fog), clear off. G abnebeln.</p> <p><b>â"bohre</b>(<sup>---</sup>), pp â"gebohrt, to tap, bore. G anbohren.</p> <p><b>abpalde</b>(<sup>---</sup>), abgepalde, to keep off: der hut —. G abbehalten.</p> <p><b>abpäre</b>(<sup>---</sup>), pp abgepärt, to pair off. G abpaaren.</p> <p><b>abpetze</b>(<sup>---</sup>), pp abgepetzt, to pinch off; eess —, to take a nip (drink). G ab+dG petze.</p> <p><b>abquesele</b>(<sup>---</sup>), pp abgequarsit, sich, to overwork, fret, worry. G abquälen.</p> <p><b>â"braham</b>, <b>â"weesham</b>(<sup>---</sup>), m, Abraham. G Abraham.</p> <p><b>abrethme</b>(<sup>---</sup>), pp abgeräht, to take the steam from with —. G abraham.</p>		

Abbildung 6: Ausschnitt aus Lambert 1924 (Nr. 6)

<p style="text-align: center;">A</p> <p>abandon—fer <i>LUSS</i></p> <p>abatoir—<i>SCHLACHT</i> hoes</p> <p>abdomen—bauch</p> <p>ability—kann; kunscht</p> <p>abjure—<i>OB</i> g'schwö</p> <p>abort—<i>OB</i> g'schaft</p> <p>about—bowt</p> <p>above—<i>O</i> wa drato; <i>O</i> wa</p> <p>abrasion—fer <i>GROTZ'D</i></p> <p>abroad—<i>OWS</i> land</p> <p>abrogate—<i>UFF</i> g'schwisse a</p> <p>abrupt—<i>BLETZ</i> hek</p> <p>abscence—<i>g'SCHWAR</i> a</p> <p>abscond—<i>DARR</i> ich gang a</p> <p>absence—<i>WEG</i> g'blie wa</p>	<p>administrator—<i>AD</i> waon <i>NISHT</i> er</p> <p>admira—gleich</p> <p>admit—<i>RYE</i> lass a</p> <p>admitted—<i>RYE</i> ge lass'd</p> <p>admonish—ge <i>WONND</i></p> <p>adolescent—<i>YUNG</i> es</p> <p>adorable—<i>LEEB</i> hek</p> <p>adult—<i>UFF</i> ge waon a</p> <p>advance—<i>FAHR</i> sich</p> <p>advantage—<i>PADD</i> el</p> <p>advertise—<i>AT</i> sey tise</p> <p>advice—<i>FOE</i> g'sag't</p> <p>advise—<i>WISS</i> a</p> <p>advised—<i>WISS</i> a lass a</p> <p>adz—odz</p> <p>serate—<i>heft</i> <i>GEW</i> wa</p> <p>afar—<i>WIDER</i> fou blote</p>
---	--

Abbildung 7: Ausschnitt aus Snader 1948 (Nr. 7)

<p>grandmother—memi —granma —groeszmunmi —groeszmuuter</p> <p>grandmothers—memies —granmas —groeszmummies —groeszmuuter</p> <p>grandnephew—groesz nephew</p> <p>grandnephews—groesz nephews</p> <p>grandniece—groesz niece</p> <p>grandnieces—groeszniece-e</p> <p>grandpa—pappi —granpap</p> <p>(grandpas—pappies —granpaps)</p> <p>grandparents—groeszelde-re</p> <p>grandson—kinndts-buu —kinndts-suu</p> <p>grandsons—kinndts-buue —kinndts-say</p>	<p>gratitude (I have—in my heart)—Ich hop donnk in meim hotz.</p> <p>gratuity (I received a—)—Ich wawr eppas chenkt.</p> <p>grave, n.—grawb (graves—grayver)</p> <p>grave, adj.—ruuich</p> <p>gravedigger—grawbmacher</p> <p>gravel—feinie shtay</p> <p>grave-stone—grawb-schtay</p> <p>graveyard—grawb-hoef —keirich-hoef —doedtes-blotz</p> <p>graveyards—grawb-hayf —keirich-hayf —doedte-bletz</p> <p>gravy—dippy</p> <p>gravy (Please pass the—)—Dayscht's dippy haair lunge.</p> <p>gray—groe</p> <p>gray beard—groe-er borrdt</p> <p>gray coat—groe-er ruck</p>
---	--

Abbildung 8: Ausschnitt aus Danner 1951 (Nr. 8)

<b>Schoss</b> (der)n. 1.gust; 2.jar; 3.jog 4.knock; 5.push; 6.thrust	<b>Schtreichler</b> , n. pretzel
<b>Schosseise</b> (es)n. tool used in digging graves to secure a straight edge	<b>Schtreichrieme</b> (der)n. strop
<b>Schtosswoi</b> (der)n. chicken hawk	<b>schtreide</b> , v.; gschtridde, pp. 1.argue; 2.contend; 3.dispute; 4.litigate; 5.quarrel; 6.wrangle
<b>schtottere</b> , v.; gschtottert, pp. 1.stammer; 2.stutter	<b>Schtreidere</b> (die)n. (continued) quarrelling or wrangling
<b>schtotterich</b> , adj. 1.stammering; 2.stuttering	<b>schtreidich warre</b> , adj. quarrel
<b>schtowwelich</b> , adj. obstinate	<b>schtreidich</b> , adj. quarreling
<b>schtowwerich</b> , adj. 1.obstinate; 2.stubborn	<b>schtreidich</b> , adv. (at) odds
<b>Schtraal</b> (der) n.; Schtraale, pl. 1. beam (ray); 2. bolt (of lightning)	<b>Schtreiss</b> (die)n., pl. 1.plumes on a lady's hat; 2.tassels
<b>schtraale</b> , v.; gschtraalt, pp. radiate	<b>Schtreissel</b> (es)n. 1.narrow twisted strip of dough (on top of a pie); 2.nosegay; 3.pretzel; 4.small round cakes; 5.small tassel; 6.sprig
<b>schtraallich</b> , adj. 1.radiant; 2.ray like	<b>Schtreit</b> (der)n. 1.quarrel; 2.strike; 3.wrangle
<b>schtrack(s)</b> , adj. 1.straight; 2.erect; 3.slender; 4.straightaway	<b>schtreng</b> , adj. 1.rigorous; 2.severe; 3.strict
<b>schtraee</b> , v.; gschtraet, pp. 1.bed (a stable or cattle); 2.spread; 3.strew	<b>schtreng</b> , v.; gschtrengt, pp. 1.exert; 2.strain; 3.wrench
<b>schtraehe</b> , v.; gschtraet, pp. spread (bed a stable or cattle)	<b>schtribbe</b> , v.; gschtrippt, pp. (sich --) strip off (clothing)
	<b>Schtrich</b> (der)n. 1.ropes; 2.streak; 3.strip; 4.stripe
	<b>Schtriche</b> (der)n.; Schtriche, pl. 1.line; 2.stroke; 3.teat (of a cow)

Abbildung 9: Ausschnitt aus Stine 1996 (Nr. 9)

PENNSYLVANIA DEITSH DICTIONARY	
fa'gay (faganga)* (iv)	to disappear or evaporate
fa'gayshla (fagaysheld)	to lash or whip
fa'geesa (fagossa)	to pour out, spill
fa'gelshtahra (fagelshtaht)	to surprise or shock
fa'gessa (fagessa)	to forget
fa'gevva (fagevva) (ss)	to forgive
fa'gifta (fagift)	to poison
fa'glawwa (faglawkt) (ss)	1. to accuse or scold; 2. to complain about
fa'gleicha (faglicha)	to liken to
fa'gleichnis (f)	1. likeness; 2. parable; fagleichnissa (pl)
fa'globba (faglobt)	to beat up
fa'grawbnis (neu)	grave; fagrawbnissa (pl)
fa'grawwa (fagrawva) (ss)	1. to bury; 2. to dig around in the ground
fa'grefticha (fagreflicht)	1. to strengthen; 2. to emphasize by using expletives

Abbildung 10: Beachy 1999 (Nr. 10)

**aeckde, pp gaeckt** - <Engl to act, behave. **Er aeckt dumm.** He acts dumb, *i.e.* he behaves in a stupid manner. JWF. **Sie faulenze yuscht darich ihr ganz Lewe lang/Un duhn grossfielich ~/As eb alles fer sie allee waer.** They are lazy lifelong, and act “big-feeling” as if everything was for them alone. Hark: *En Handvoll Färsh*,30. **cf sich aaschicke, sich andlich aaschicke, sich bedraage, sich beheefe**

**Aedarmich, m, pl ~e** - “one gut or entrail,” applied generally to persons of such loose bowels that food would come in one end only to go out the other (Lanc). [The green heron, on arising, usually evacuates a white stream,12-20" in length. (Beck) Rupp,75.] = **Scheisspok.** *cf* **Fischroier, Scheidpok, Scheisser, Scheissvogel, Schisser**

**aergere** - to vex. *cf* **grenke, greppe, baddere, gwaehle, petze, veraergere, verdriesse, verzanne.** KYG,2139

Abbildung 11: Beam & Brown 2004 (Nr. 11)

# Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung

## Das Beispiel [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de)

MATHILDE HENNIG & DENNIS KOCH

### Abstract

Mit

„In unseren Antworten auf [Grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) wollen wir niemandem einen bestimmten Sprachgebrauch vorschreiben, sondern wir möchten dem Fragesteller bei der Entscheidung für eine der möglichen Varianten behilflich sein, indem wir Daten und Fakten [...] zusammentragen“ (Löber 2011)

umreißt Melanie Löber in Reaktion auf einen unzufriedenen Kommentar eines Nutzers zu *gewinkt/gewunken* das Selbstverständnis dieses linguistischen Angebots zur Klärung grammatischer Zweifelsfälle. Insofern ist das auf [Grammatikfragen](http://www.grammatikfragen.de) spezialisierte Sprachberatungsangebot nicht als Sprachkodex im Sinne von Klein (2014) intendiert. Allerdings – und das wissen wir spätestens seit Wolf Peter Kleins präzisierender Darstellung zum Begriffspaar ‘Deskription-Präskription’ (2004) – ist das Deskriptionsbekenntnis eines linguistischen Autors einer grammatischen Beschreibung noch keine ausreichende Grundlage für die Einordnung einer Beschreibung als deskriptiv oder präskriptiv: Neben der Text- und Datendimension muss vor allem auch die Rezipientendimension berücksichtigt werden. Auch in seiner Sprachkodexdefinition weist Klein ja darauf hin, dass entscheidend ist, was als Norminstanz wahrgenommen wird.

Mit unserem Beitrag verfolgen wir das Ziel einer Bestandsaufnahme der in den bislang ca. 1300 Redebeiträgen zu ca. 600 [Grammatikfragen](http://www.grammatikfragen.de) geäußerten Kodifizierungserwartungen. Wir erhoffen uns davon genauere Kenntnisse über die Diskrepanz zwischen unserem Deskriptionsanspruch und den Kodifizierungserwartungen der Nutzer und hoffen, damit einen Beitrag zur Sprachkodexforschung leisten zu können.

Im Gegensatz zu Grammatiken, die als abgeschlossene Nachschlagewerke nur eine sehr eingeschränkte Interaktion mit den Rezipienten ermöglichen, bietet eine interaktive Plattform wie [Grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) uns die Möglichkeit, mehr über das erwartbare Präskriptionsbedürfnis der Rezipienten zu erfahren. Die Nutzer der Seite werden ausdrücklich darum gebeten, ihre Fragen zu begründen. Außerdem nutzen sie teilweise auch die Möglichkeit einer Reaktion auf eine gegebene Antwort. Da die Nutzer in diesen Beiträgen nicht selten persönliche Einschätzungen geben oder auch klar Stellung zu der von ihnen präferierten Variante beziehen, bietet es sich an, die persönlichen Anmerkungen neben den eigentlichen Fragen auf Hinweise zu den implizierten oder konkret formulierten Kodifizierungserwartungen zu untersuchen.

## 1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Rolle der Sprachgemeinschaft bei der Kodifizierung einer Einzelsprache. Den theoretischen Ausgangspunkt für diese Fragestellung bildet die Begriffsbestimmung des Kodex von Klein, in der er der Sprachgemeinschaft eine wichtige Rolle zuspricht: „In den meisten Fällen besteht der Kodex also aus einer Reihe von Schriften, die von der Sprachgemeinschaft in Normfragen von Fall zu Fall als Normautorität-



ten wahrgenommen und konsultiert werden.“ (Klein 2014: 223) Dem ist zu entnehmen, dass ein Kodex erst dadurch zum Kodex wird, dass er als solcher rezipiert wird. Diese mehrdimensionale Betrachtung des Kodifizierungspotentials einer metasprachlichen Schrift war bereits angelegt in Kleins Auseinandersetzung mit dem Begriffspaar ‚präskriptiv vs. deskriptiv‘ (2004). Auch dort ging Klein bereits davon aus, dass die Rezipientendimension mindestens ebenso zum Charakter einer Grammatik beiträgt wie die Dimension des Autors und die des Texts (Klein 2004: 384ff.).<sup>1</sup> In der hier zitierten Begriffsbestimmung des Sprachkodex wird die Rolle der Sprachgemeinschaft als eine eher passive Rolle beschrieben: Der Kodex existiert und wird von der Sprachgemeinschaft als solcher wahrgenommen. Wir möchten hier jedoch die These vertreten, dass der Sprachgemeinschaft durchaus eine aktive Rolle am Kodifizierungsprozess zugeschrieben werden kann: Erst durch die Erwartungen der Sprachgemeinschaft an eine Kodifizierung und durch die Wahrnehmung bestimmter metasprachlicher Schriften als Kodizes werden diese überhaupt zu Kodizes.<sup>2</sup> Kodifizierung wird also als ein dynamischer Prozess betrachtet, für den die Wahrnehmung einer Schrift als Kodex mindestens ebenso konstitutiv ist wie die Schrift selbst.

Die empirische Basis des vorliegenden Beitrags bietet das Sprachberatungsforum [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de). Es geht hier also auch um das Kodifizierungspotential von Sprachberatung, also um die Frage, welchen Beitrag Sprachberatung zur Kodifizierung leistet. Das zentrale Anliegen des Beitrags besteht aber darin, die Sprachberatung sozusagen als Fenster zur Betrachtung der Bedürfnisse der Sprachgemeinschaft in die Kodexforschung einzubeziehen. Das Forum [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) eignet sich dabei gerade deshalb als empirischer Gegenstand, weil es im Gegensatz zu ‚herkömmlichen‘ Formaten der Sprachberatung eine interaktive Struktur aufweist.<sup>3</sup> Im Forum sind nicht nur die Fragen und Antworten als solche dokumentiert, sondern es bietet den Nutzern auch die Möglichkeit der Bewertung der Antworten sowie der Reaktion. Der vorliegende Beitrag macht es sich vor diesem Hintergrund zur Aufgabe, aus der Formulierung der Fragen und aus dem Umgang mit den Antworten Rückschlüsse auf die Kodifizierungserwartungen der Nutzer und somit auf ihren Anteil am Kodifizierungsprozess zu ziehen.

## 2 Das Sprachberatungsforum [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de)

Das auf grammatische Zweifelsfälle spezialisierte Sprachberatungsangebot besteht seit 2011 und wird von der Autorin Mathilde Hennig geleitet; der Koautor Dennis Koch ist seit 2014 als Berater in diesem Forum tätig. Es ist im Kontext der Bemühungen um eine Grammatikbenutzungsforschung entstanden (Hennig 2010; Hennig/Löber 2010). In diesem Kontext besteht das Ziel des Sprachberatungsangebots darin, über die eigene Gestaltung von Antworten auf Nutzerfragen mehr über die Möglichkeiten einer nutzergerechten Grammatikschreibung zu

<sup>1</sup> In seinem Beitrag zum Sprachkodex geht Klein ebenfalls von verschiedenen Dimensionen aus, die er als „Dimensionen der Sprachkodexforschung“ bezeichnet (Klein 2014: 227). Auch hier gehören die Dimensionen ‚Autor‘ und ‚Rezipient‘ dazu. Wir gehen hier darüber hinaus, indem wir die Dimension ‚Rezipient‘ nicht nur als Forschungsperspektive betrachten, sondern als konstitutiv für den Kodex.

<sup>2</sup> Vgl. auch Hundt: „Ich denke, dass der Sprachproduzent (zwar nicht als Individuum aber qua wiederholter Nutzung neuer Sprachmuster) durchaus auch eine Norminstanz ist“ (Hundt 2009: 122).

<sup>3</sup> Dies ist nicht als Kritik an anderen Formen der Sprachberatung gemeint (zu einem Überblick siehe Riegel 2007: 38ff.). Die Einrichtung eines solchen Forums setzte natürlich die entsprechende mediale Entwicklung voraus. Wir vermuten eher, dass die Sprachberatung insgesamt die Möglichkeiten des Internets immer stärker nutzen wird.

erfahren. Da im Forum alle Fragen und Antworten für alle Nutzer dauerhaft sichtbar bleiben, hat das Forum mittlerweile den Status einer kleinen Datenbank zu grammatischen Zweifelsfällen angenommen. Für die Zwecke des vorliegenden Beitrags wurden die Daten von 610 Fragen in SPSS erfasst und ausgewertet (Erhebungszeitpunkt: Februar 2015). Diese lassen sich den folgenden Themengebieten zuordnen:

<b>Themengebiet</b>	<b>Absolute Häufigkeit</b>	<b>Relative Häufigkeit</b>
Satzebene	198	32,5 %
Weitere Wortarten (Pronomen, Artikel, Präpositionen)	102	16,7 %
nicht-grammatisch	89	14,6 %
metasprachlich	81	13,3 %
Verb	64	10,5 %
Substantiv	36	5,9 %
nicht zuzuordnen	23	3,8 %
Adjektiv	17	2,8 %
Total	610	100 %

**Tabelle 1: Verteilung der Themen auf [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de)**

Der hohe Anteil an Fragen zur Satzebene ist dadurch zu erklären, dass Fragen zu syntagmatischen Relationen (bspw. Rektion von Präpositionen, Kongruenz zwischen Subjekt und finitem Verb, Kongruenz in der Nominalgruppenflexion) als Fragen auf Satzebene gewertet und nicht etwa den betroffenen Wortarten (Präposition, Verb, Adjektiv) zugeordnet wurden. Nicht-grammatische Fragen sind meist Fragen zur Orthographie. Als metasprachlich wurden Fragen zur Satzanalyse oder Terminologiefragen eingeordnet, die also zwar durchaus Fragen zur Grammatik sind, aber kein objektsprachliches grammatisches Phänomen und somit auch keinen grammatischen Zweifelsfall betreffen. Betrachtet man nur die grammatischen Zweifelsfälle im engeren Sinne (vgl. Klein 2003), so ergibt sich die folgende Hitliste an zentralen Themengebieten:

<b>Themenbereich</b>	<b>Absolute Häufigkeit</b>	<b>Relative Häufigkeit</b>
Rektion von Präpositionen	64	12,3 %
Nominalgruppenflexion	52	10,0 %
Kongruenz	49	9,4 %
Apposition	27	5,2 %
Wahl der Präposition	26	5,0 %
Genus des Nomens	21	4,0 %
Tempus	20	3,8 %
Rektion des Verbs	18	3,5 %
Artikelgebrauch	16	3,1 %
Modus	14	2,7 %

**Tabelle 2: Hitliste der grammatischen Zweifelsfälle**

Da sich diese Hitliste weitestgehend mit der Hitliste grammatischer Fragen in Hennig (2010: 40) deckt, dürfen wir wohl davon ausgehen, dass sie tatsächlich ein adäquates Bild von den Zentralbereichen grammatischen Zweifels bietet.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Zu einem Überblick über Sprachberatungsfragen im Allgemeinen sowie zur Rechtschreibung siehe Riegel (2007: 58ff.).

Eine andere Form der Hitliste bietet die folgende Zusammenstellung der am häufigsten aufgerufenen Fragen:

Frage	Anzahl Aufrufe
Komma nach „Ich hoffe“?	76.451
Sagt man "Mann oh Mann" oder "Man oh man" oder "Mann oh man" oder "Mannomann" oder "Manoman" oder wie auch immer?	54.753
„Ende dieses Jahres“ oder „Ende diesen Jahres“?	34.756
Heißt es am Freitag, den 21. Mai, wollen wir feiern oder am Freitag, dem 21. Mai?	27.672
Ist "Verdienst" männlich oder sächlich?	21.319
Frage zur Großschreibung: »zum einen« oder »zum Einen« (und analog »zum a/Anderen«, »zum z/Zweiten« usw.)?	21.700
Heißt es ich bin im Urlaub oder bin in Urlaub	18.332
Des Wegs oder des Weges	17.010
"Bei Herrn XY" oder "Bei Herr XY"?	17.428
auf dass alle deine Wünsche in Erfüllung gehen	16.079
Ist es so mittlerweile auch richtig?: Ich würde mich freuen, wenn du kommst!	15.260

**Tabelle 3: Häufig aufgerufene Fragen (Stand: 10.02.2015)**

Zahlen dieser Art sind deshalb relevant für die hier verfolgte Fragestellung, weil die „faktische Reichweite“ laut Klein (2014: 223) für die „Aufnahme in den Kodex“ (ebd.) von Bedeutung ist. M.a.W.: Von einer Kodifizierung kann erst ab einer gewissen Verbreitung gesprochen werden. Nun sind die hohen Trefferzahlen allerdings mit Vorsicht zu genießen, da hierbei alle Aufrufe des Themas aufgezeichnet werden, also auch solche von Suchmaschinen-Crawlern, die kontinuierlich das Web nach neuen Inhalten durchsuchen, um diese zu indizieren. Auch wird es sich bei vielen Themen häufig so verhalten, dass ein nicht zu vernachlässigender Anteil der Besucher die Seite nach weniger als 10 Sekunden wieder verlässt, weil er über eine Suchmaschine auf die Seite gelangt ist, sie aber doch nicht der Gegenstand seiner Suche zu sein scheint. Ein etwas präziseres Bild kann durch die Einbindung einer Analyse-Software gewonnen werden. Die folgenden Daten wurden mit Google Analytics erhoben:<sup>5</sup>

Erhebungszeitraum	28.01.-11.02.2015
Sitzungen	7.982
Nutzer	7.677
Seitenaufrufe	10.061
Durchschnittliche Sitzungsdauer	00 : 01 : 19
Neue Sitzungen	96,09 %
Absprungrate	90,10 %

**Tabelle 4: Analytische Daten zur Seitennutzung**

Zwar sprechen auch diese Daten für eine hohe Fluktuation im oben beschriebenen Sinne; wenn man aber aus der Absprungrate von ca. 90% schlussfolgert, dass umgekehrt ca. 10% auf der Seite geblieben sind, dann sind das ca. 800 Sitzungen in 14 Tagen. Diese doch beachtliche

<sup>5</sup> Für die Erhebung der Daten, die Erläuterungen zum Verständnis der Daten und überhaupt die mustergültige Betreuung des Forums danken wir Björn Barz.

Zahl stärkt die Vermutung, dass sich mit einem Internetforum möglicherweise eine größere Reichweite erzielen lässt als mit anderen Formen der Sprachberatung.

In den Tabellen 1 und 2 erfolgte zunächst eine Klassifikation der Fragen nach grammatischen Themengebieten. Im Folgenden sei noch eine Klassifikation nach Arten von Zweifelsfällen vorgestellt. Wir gehen von den folgenden vier Typen von Zweifelsfällen aus: ECHTER ZWEIFELSFALL, INDIVIDUELLER ZWEIFEL, VARIETÄTENBEZOGENER ZWEIFEL und KOMPLEXITÄTSPROBLEM.<sup>6</sup> ECHTE ZWEIFELSFÄLLE sind Zweifelsfälle im engeren Sinne insofern, als eine sprachsystematische Rekonstruktion hier zu der Einschätzung führt, dass das Sprachsystem tatsächlich mehrere Varianten zulässt. Folglich ist es bei der Beantwortung dieser Fragen auch nicht möglich, eine eindeutige Klärung des Zweifelsfalls herbeizuführen; dieser kann lediglich erklärt werden. Außerdem verfolgt [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) die Strategie, den Nutzern mit Daten zum Sprachgebrauch für solche Fälle eine Entscheidungsbasis anzubieten. Dass hier sprachsystematisch mehrere Varianten möglich sind, lässt sich mit dem von Ágel (2008) eingeführten Konzept der ‚konfligierenden Teilsysteme‘ erklären: Häufig lässt sich eine Variante A auf ein Teilsystem A zurückführen und eine Variante B auf ein Teilsystem B. Beispiele für in diesem Sinne konfligierende Teilsysteme sind etwa die Teilsysteme der Modalverben und Halbmodale (Modalitätsverben), die im Fall von *brauchen* zu Zuordnungskonflikten führen, oder die Teilsysteme der schwachen und starken Adjektivflexion, die ursächlich für viele Zuordnungskonflikte im Bereich der Nominalgruppenflexion sind. Das folgende Beispiel einer Nutzerfrage soll den Typ ECHTER ZWEIFELSFALL illustrieren:

ECHTER ZWEIFELSFALL: Heißt es *mit trockenem nordischem Humor* oder *trockenem nordischen Humor*? (12.08.2014<sup>7</sup>)

Hier konkurrieren quasi die Teilsysteme der schwachen und starken Adjektivdeklinations einerseits sowie das Prinzip der Monoflexion und das der Parallelflexion andererseits.

Dass Zweifelsfälle dieser Art überindividuell sind, belegt die hohe Anzahl vergleichbarer Fragen zum Bereich der Nominalgruppenflexion. Für Klein (2003) und auch Dürscheid (2011: 159) ist das überindividuelle Zweifeln eine notwendige Bedingung für die Annahme eines Zweifelsfalls. So unterscheidet Dürscheid terminologisch zwischen ‚Zweifelsfall‘ und ‚Zweifel‘. Laut Klein ist „darauf zu achten, dass nicht jeder individuelle Akt des Zweifels über Sprache zur Folge haben kann, dass das jeweilige Objekt als Zweifelsfall kategorisiert wird“ (Klein 2003: Abschnitt 2.2). So sind auch im Forum [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) INDIVIDUELLE ZWEIFEL belegt. Diese sind daran erkennbar, dass eine eindeutige Antwort, also eine klare Aussage zur sprachsystematisch zu bevorzugenden Variante möglich ist. Hier ist also im Gegensatz zu echten Zweifelsfällen nicht die Varianz sprachsystematisch begründbar, sondern eine vom Nutzer ins Spiel gebrachte Variante kann sprachsystematisch ausgeschlossen werden. Man kann somit sagen, dass es sich hierbei eher um ein Kompetenzproblem handelt. Das folgende Beispiel soll diesen Fragentyp illustrieren:

INDIVIDUELLER ZWEIFEL: „heißt es „ohne einer Tasse Kaffee“ oder „ohne eine Tasse Kaffee“.“ (24.06.2013)

<sup>6</sup> Die Typisierung von Zweifelsfällen versteht sich als Ergänzung zu vorliegenden Klassifikationsansätzen wie etwa Klein (2003) und Ágel (2008).

<sup>7</sup> Alle nachfolgenden Beispiele, deren Kurzverweise nur aus einem Datum bestehen, sind der Seite [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) entnommen und wurden hinsichtlich orthographischer und grammatischer Auffälligkeiten nicht verändert. Auf der Seite sind sie aufgrund der einstellbaren chronologischen Sortierung schnell auffindbar.

Hier lässt die Reaktion der Präposition *ohne* eindeutig nur eine Variante zu und es liegen auch keine mit obigem Beispiel vergleichbaren Konflikte von Teilsystemen vor.

Bei den hier als echte Zweifelsfälle kategorisierten Fragen handelt es sich um Zweifelsfälle innerhalb des Systems der Standardsprache, also um Zweifelsfälle ohne Bezug zu diasystematischer Variation. Davon zu unterscheiden sind VARIETÄTENBEZOGENE ZWEIFELSFÄLLE. So stellen laut Elspaß und Maitz „Varietätenkontakt und [...] Varietätenvielfalt [...] die Quelle vieler Unsicherheiten und Zweifelsfälle dar [...]“ (Maitz/Elspaß 2007: 518). Auch für varietätenbezogene Zweifelsfälle gilt, dass die Existenz mehrerer Varianten sprachwissenschaftlich erklärbar ist, allerdings konfliktieren hier nicht die Teilsysteme innerhalb eines Systems, sondern die Systeme mehrerer Varietäten (vgl. Hennig i. Dr.). Die folgende Frage illustriert einen Klassiker dieses Bereichs:

VARIETÄTENBEZOGENER ZWEIFELSFALL: „kann man den satz sagen „weil er will lernen“???“ (05.11.2011)

Hier geraten offenbar die Systeme der geschriebenen Standardsprache und der gesprochenen Standardsprache (im Sinne von Schneider i. d. B.) in Konflikt.

Der letzte Typ, das KOMPLEXITÄTSPROBLEM, ist ein Zweifelsfall, der im Grunde sowohl echt als auch individuell sein kann. Ausschlaggebend für seine Zuordnung ist allerdings, dass das Problem nur in syntaktisch komplexen Umgebungen auftritt. Meist kann man davon ausgehen, dass der Zweifel hauptsächlich der Komplexität der Satzumgebung geschuldet ist und bei einfacher überschaubaren Konstruktionen gar nicht aufgetreten wäre.

KOMPLEXITÄTSPROBLEM: „Wie muss der folgende Satz richtig lauten? „Der Zinssatz wird gegenüber dem Vorjahr unter Berücksichtigung der Vergleichsdaten der Objektlage und -ausstattung, der beschriebenen Anknüpfungstatsachen sowie dem (?) Zustand des Objektes angehoben&a“ (05.08.2012)

Der Fragende hat hier offenbar Probleme, die komplexe Koordinationsstruktur der Attribution zu durchschauen und das Kongruenzprinzip adäquat anzuwenden. Dass es sich bei Komplexitätsproblemen dieser Art tatsächlich um überindividuelle Kompetenzprobleme handeln könnte, belegen die Daten in Hennig (2015).

Die hier eingeführten vier Typen von Nutzerfragen verteilen sich wie folgt auf die objektsprachlichen grammatischen Fragen des Belegkorpus:

Fragentyp	Absolute Häufigkeit	Relative Häufigkeit
Echter Zweifelsfall	205	57,1 %
Individueller Zweifel	123	34,3 %
Varietätenbezogener Zweifelsfall	16	4,5 %
Komplexitätsproblem	15	4,2 %
Total	359 <sup>8</sup>	100 %

Tabelle 5: Verteilung der Fragen auf Typen von Zweifel

Von besonderer Relevanz für die Frage nach der kodifizierenden Wirkung von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) ist die Gruppe der ECHTEN ZWEIFELSFÄLLE, da diese, wie bereits dargestellt wurde, immer zum Ergebnis haben, dass es nicht nur eine einzige richtige Antwort im Sinne einer möglichen Variante gibt, sondern eben mehrere potentiell infrage kommen.

<sup>8</sup> Die Diskrepanz zwischen der Zahl der systematisch erfassten Fragen von 610 und den hier aufgeführten 359 Fragen erklärt sich durch eine Vielzahl von Nutzerbeiträgen, die sich auf nicht-grammatische Themen beziehen.

Die Kodifizierungserwartung hinsichtlich der Entscheidung für eine von Autorensseite ausgewählte richtige Variante kann daher bei diesen Fällen grundsätzlich nicht befriedigt werden.

### 3 Kodifizierungserwartungen: Von der Frage bis zur Antwort

„Aus der Sicht des Anfragers handelt es sich bei einer Sprachberatungsstelle um nichts anderes als ein Hilfsmittel, eine Art Nachschlagewerk, welches ihm bei der Beschaffung von Informationen zu sprachlichen Phänomenen dient“ (Riegel 2007: 211). Wichtig für die Wahrnehmung des Angebots von Sprachberatungsstellen ist es demnach, dass es in erster Linie um Informationsbeschaffung geht. Unklar ist hier allerdings noch, wie die Informationen auszu-sehen haben, damit das Angebot als gut oder brauchbar wahrgenommen wird. Es stellt sich also die Frage nach den Erwartungen der Personen, die Anfragen formulieren. Sucht jemand die Seite [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) auf, ist dies im Allgemeinen durch das Bedürfnis nach Informationen motiviert. Kann dieses Bedürfnis aber befriedigt werden, wenn „nur“ eine Empfehlung ausgesprochen wird? Und wird diese Empfehlung überhaupt als solche interpretiert oder eventuell als Vorschrift umgedeutet (im Sinne von Klein 2004)? Dem Selbstbild von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) wäre es zumindest zuträglich, wenn das Angebot als Empfehlung aufgefasst würde, da zu dieser gehört, „dass sie etwas nahelegt, nicht aber vorschreibt, daß also der Beratene die letztendliche Entscheidung selbst trifft, welche Alternative, ja ob er überhaupt eine wählt“ (Stetter 1995: 38). So ist es doch ein Unterschied, ob man mehrere Varianten als möglich bezeichnet und somit legitimiert oder Varianten klar ausschließt und auf diese Weise eine Art Verbot ausspricht. In letzterem Fall ergibt sich stärker das Bild einer normierenden Autorität. Da es zur Arbeitsweise der Seite gehört, auf der Basis von Gebrauchsdaten nahezu legen, sich der Mehrheit anzuschließen, ist die gegebene Antwort noch nicht in Stein gemeißelt. Es wird deutlich gemacht, dass es auch die Option gibt, sich gegen die Empfehlung zu entscheiden, was teils honoriert und teils abgelehnt wird, wie die folgende Rückmeldung illustriert:

„Mein Bedürfnis, eine klare, mit richtig oder falsch bewertete Entscheidung zu bekommen, konnten leider nicht erfüllt werden. Wir (alle Sprecher der deutschen Sprache) haben keine Sprachakademie (mehr), keine normende und bewertende Autorität, wie es früher einmal der DUDEN war. Heutzutage wird nirgends noch eine Norm definiert, überall werden Tendenzen behauptet.“ (25.04.2013)

Hier wird exakt auf den Punkt gebracht, was dem vermuteten Bedürfnis der Personen, die Sprachberatungen nutzen, entspricht. Die Entscheidung zwischen Richtig und Falsch soll angenommen und eine Norm festgelegt oder bekräftigt werden. Die Enttäuschung, die in dieser Form der Rückmeldung zum Ausdruck kommt, lässt sich in vielen Fällen bereits aufgrund der Formulierung der Ausgangsfrage prognostizieren. So sind zuverlässig immer diejenigen am unzufriedensten, die am wenigsten das bekommen, was sie erwartet hatten.

#### 3.1 Erwartungshaltungen in Fragen

Im Sinne der in der Einleitung angesprochenen Fragestellung soll im Folgenden nun versucht werden, aus dem Nutzerverhalten der Nutzer von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) Rückschlüsse auf ihre Kodifizierungserwartungen zu ziehen. Das Datenmaterial bietet die folgenden Zugriffsmöglichkeiten auf diese Fragestellung:

- Kodifizierungserwartungen in der Formulierung der Fragen
- Kodifizierungserwartungen in Rückmeldungen zu Antworten
- Rückschlüsse auf Kodifizierungserwartungen aus Fragebogendaten

Der Schwerpunkt wird auf der Rekonstruktion von Kodifizierungserwartungen aufgrund der Fragenformulierung liegen, da Rückmeldungen zu den Antworten nur in begrenztem Umfang vorliegen. Das lässt sich an folgendem Zahlenmaterial ablesen: Am 18. Februar 2015 enthielt das Forum insgesamt 654 Themen, die jeweils mindestens einen Beitrag von Nutzerseite, also eine Frage, und einen Beitrag von Autorensseite, die Antwort, beinhalten. Die Gesamtzahl der Beiträge belief sich hingegen auf 1495. Zu den insgesamt 1308 Beiträgen, die die Fragen und Antworten an sich umfassen, kamen also lediglich 187 weitere Beiträge hinzu. Das bedeutet, dass die Nutzer von der prinzipiellen Möglichkeit, auf eine Antwort zu reagieren, nur in geringem Umfang Gebrauch machen. Das Forum wird also ganz offenbar als Expertenforum wahrgenommen und unterscheidet sich darin von Diskussionsforen, für die gerade die breite Diskussion eines Themas konstitutiv ist (vgl. Breindl i. d. B.). So bieten die Rückmeldungen zu den Antworten zwar interessantes Material für die Rekonstruktion von Kodifizierungserwartungen, reichen aber nicht als alleinige Herangehensweise aus. Auch die vorliegenden Fragebogendaten bieten keine ausreichende Quelle, weil der von den Nutzern fakultativ zu bearbeitende Fragebogen zum Zeitpunkt der Konzeption des Forums aus der Perspektive der Grammatikbenutzungsforschung erstellt wurde und nicht systematisch auf die Fragestellung des Beitrags zugeschnitten ist.

Wenn es nun im Folgenden um die Frage geht, was sich die Fragenden von den jeweiligen Antworten erhoffen, so werden die Fragen selbst genauer analysiert, um auf dieser Grundlage Rückschlüsse auf die Kodifizierungserwartungen zu ziehen. Fehlinterpretationen können dabei natürlich nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden. Nichtsdestotrotz ließen sich die Fragen überwiegend aufgrund ihrer eindeutigen Formulierungen nach den folgenden Kriterien gruppieren. Zum einen sind die Fragen danach sortiert, ob der Nutzer eine Auswahl aus mehreren von ihm ins Spiel gebrachten Varianten treffen möchte oder ob er lediglich eine Rückmeldung zu einer sprachlichen Form erbittet, also die Frage der Varianz gar nicht im Raum steht. Zum anderen wird unterschieden, ob von Nutzerseite eine Tendenz besteht, eine Variante für richtig oder falsch zu halten, oder eine Präferenz, eine Variante zu bevorzugen. Hieraus ergeben sich die Erwartungshaltungen **BESTÄTIGUNG**, **EINSCHÄTZUNG**, **BEWERTUNG 1** und **BEWERTUNG 2**.

Einstellung	Tendenz/Präferenz	Keine Tendenz/Präferenz
Fragentyp		
Mehrere Varianten	<b>Bestätigung</b>	<b>Einschätzung</b>
Keine Varianz	<b>Bewertung 1</b>	<b>Bewertung 2</b>

Abb. 1: In Fragen ausgedrückte Erwartungshaltungen der Nutzerinnen und Nutzer

Bei Fragen, die auf eine **BESTÄTIGUNG** zielen, handelt es sich um Zweifelsfälle in dem Sinne, dass mehrere Varianten zur Auswahl stehen. Außerdem wird von den Fragenden eine Variante präferiert. Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass die Motivation, eine Grammatikfrage zu stellen, darin besteht, die eigene Annahme fachlich fundiert bestätigt zu bekommen:

BESTÄTIGUNG: „wie lautet die 2. person singular, präsens von ‚backen‘ ? ich fand die beiden Formen ‚du bäckst‘ und ‚backst‘, wobei erstere die favorisiertere zu sein schien – andererseits: bei ‚du bäckst‘ da sträuben sich mir die haare.“ (27.04.2012)

Fragen, die nach einer EINSCHÄTZUNG verlangen, sind ebenfalls Zweifelsfälle im Sinne der in Abschnitt 2 vorgestellten Typen. Allerdings besteht keine Präferenz für eine der vorgeschlagenen Varianten. Ganz im Gegenteil steht die fragende Person der möglichen Antwort wertneutral entgegen. Ob also gehofft wird, dass eine bestimmte Variante richtig ist, lässt sich anhand der Formulierung der Frage nicht erkennen, weshalb es naheliegt, davon auszugehen, dass dies für die Fragenden hier nicht von Relevanz ist:

EINSCHÄTZUNG: „Ist ‚Verdienst‘ männlich oder sächlich? [...] Nun frage ich mich, ob man die beiden Verdienste semantisch voneinander abgrenzen kann oder ob es sich um fakultative Varianten beim Artikel handelt.“ (18.04.2011)

Wird eine BEWERTUNG 1 gewünscht, geht es nicht um einen Zweifelsfall im Sinne des Vorliegens mehrerer Varianten. Anders als bei diesen Zweifelsfällen gibt es hier (d. h. in der Frageformulierung) nur eine fragliche Variante. Es muss daher nicht entschieden werden, welche Variante die bevorzugte oder richtige ist, sondern es ist zu bewerten, ob die eine dargestellte Konstruktion grammatisch oder ungrammatisch ist. Darüber hinaus drückt die fragende Person unmissverständlich aus, ob sie den Ausdruck selbst für richtig oder falsch hält:

BEWERTUNG 1: „[...] , denn die Veranstaltung i s t auch für Künstler angeboten. [...] ‚Ist ... angeboten‘, erscheint m i r ohne konkretes Wissen als fehlerhaft unvollständig. Ist dieser Nebensatz mit der Form "ist ... angeboten" möglich?“ (13.03.2014)

Um eine BEWERTUNG 2 geht es, wenn ebenfalls kein Zweifelsfall im engeren Sinne vorliegt, da wieder nur eine Variante als unsicher in Bezug auf ihre Richtigkeit im Raum steht. Jedoch macht die Person, die sich Gewissheit durch eine grammatisch begründete Bewertung erhofft, deutlich, dass bei ihr keine Tendenz vorhanden ist, die Konstruktion als richtig oder falsch anzusehen. Stattdessen zeigt sie offen, dass sie sich im Unklaren befindet:

BEWERTUNG 2: „Ist es richtig, nach einem Possessivpronomen das Numerale ‚ein‘ adjektivisch zu gebrauchen? (z.B. sein eines Bein) [...] Ich habe bisher keine Grammatikregel der deutschen Sprache bezüglich der Verwendung von ‚mein eines Bein‘ oder ‚deine eine Tasche‘ oder Ähnlichem finden können, deshalb bleibt mir der Zweifel bezüglich der Richtigkeit.“ (11.12.2013)

Neben den bereits angeführten Erwartungen der Nutzerinnen und Nutzer, die sich in das Schema *mehrere Varianten/keine Varianz* und *Tendenz/keine Tendenz* einordnen lassen, gibt es auch Fragen, die sich dieser Systematisierung entziehen, was vor allem daran liegt, dass sie vom Kerngeschäft von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de), den grammatischen Zweifelsfällen, in unterschiedlicher Form abweichen. Diese werden, sofern sie thematisch noch in den Bereich der Grammatik fallen, unter der Erwartungshaltung AUSKUNFT zusammengefasst. Hierzu zählen besonders Anfragen zu Satzanalysen, zur Formenbildung und zu Begriffserklärungen. Da sich aus diesen zumeist metasprachlichen oder terminologischen Themen keine Effekte auf den Sprachgebrauch ergeben, also keine Antworten entstehen, die als Empfehlungen für systemgerechte, grammatisch wohlgeformte Sprache angesehen werden könnten, werden sie auch bei der Frage nach der kodifizierenden Wirkung der Seite nicht weiter berücksichtigt. Wie sich auch am folgenden Beispiel zeigt, entstehen diese Fragen oft in schulischen Kontexten, was vermuten lässt, dass es selten Fragen sind, die sich die Nutzer selbst stellen. Vielmehr wird es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit um Aufgaben handeln, die ihnen von Lehr-



kräften gestellt wurden. Entsprechend kann man davon ausgehen, dass eigentlich nur eine prägnante Antwort gewünscht wird, bei der weitere Erklärungen als weniger relevant oder sogar störend wahrgenommen werden, da das vorrangige Ziel die Aufgabenerledigung und nicht das Verständnis ist:

AUSKUNFT: „Kann mir jemand das Subjekt und Prädikat bei dem folgenden Satz sagen? [...] ich brauche das Subjekt und Prädikat beim folgenden Satz in weniger als 20 Minuten!<sup>9</sup> Satz: Inmitten einer Reihe alter Fachwerkhäuser findet der Besucher dann das Gasthaus Zum Goldenen Löwen.“ (23.02.2012)

Schließlich gibt es noch eine Restgruppe von Fragen, die ebenfalls im Weiteren völlig außer Acht gelassen wird, da diese Fragen überhaupt nicht grammatischer Natur sind, sondern teilweise anderen sprachwissenschaftlichen Disziplinen wie der Semantik, Orthographie oder Stilistik zugeordnet werden können oder mitunter sogar gänzlich unklar in ihrer Formulierung sind. Diese Fragen werden auch mit dem Verweis auf das Abweichen vom Beratungsangebot versehen und, sofern es uns überhaupt möglich ist, kurz beantwortet:

SONSTIGES: „Ist „nichtsdestotrotz“ ein Unwort? Ich finde es ist ein solches, nämlich eine grausliche morphematische Komposition aus „nichtsdestoweniger“ und „trotzdem“. Gleichwohl, obgleich ist m.E. korrekt. Trotzdem steht das Unwort im Duden (?).“ (03.05.2011)

Einen großen Teil am Gesamtbestand der Fragen machen die EINSCHÄTZUNGEN aus, was einerseits auf die Beispiele für grammatische Fragen zu Zweifelsfällen auf der Startseite von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) zurückzuführen sein könnte und andererseits auch dokumentiert, dass das Forum als Expertenforum wahrgenommen wird. BESTÄTIGUNG und EINSCHÄTZUNG zusammen bilden sogar die Mehrheit der Fragen, worin sich zeigt, dass das Angebot, grammatische Zweifelsfälle zu klären, verstanden und angenommen wird. Dies ist insofern von Bedeutung, als es bei der vorgenommenen Auswertung der Fragen hinsichtlich ihrer zugrundeliegenden Erwartungen darum geht, Rückschlüsse von der Wahrnehmung der Rezipienten auf den Status von [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) als kodifizierende Institution zu ziehen. Wären den Nutzerinnen und Nutzern überwiegend nicht klar, dass es sich um ein qualifiziertes Beratungsangebot und kein Forum zum allgemeinen Austausch zu sprachlichen Themen handelt, könnte die Frage nach sprachlicher Kodifizierung direkt zurückgewiesen werden, da der Seite in diesem Fall keine normgebende Autorität zugesprochen würde. Die folgende Tabelle fasst die Verteilung der Erwartungshaltungen zusammen:

<sup>9</sup> Die Dringlichkeit der Antwort dürfte sich in diesem Fall durch den vom Nutzer angegebenen Kontext der Frage erklären. Einige Nutzer machen beim Stellen ihrer Frage Gebrauch von der Möglichkeit, anzugeben, wie sie auf ihre Frage gestoßen sind; hierzu wurde folgende Angabe gemacht: „deutsch Klassenarbeit/diktat“.

<b>Erwartungshaltung</b>	<b>Absolute Häufigkeit</b>	<b>Relative Häufigkeit</b>
Einschätzung	286	46,9 %
Bestätigung	56	9,2 %
Bewertung 1	18	3,0 %
Bewertung 2	17	2,8 %
Auskunft	132	21,6 %
Sonstiges <sup>10</sup>	101	16,6 %
Total	610	100 %

**Tabelle 6: Verteilung der in Fragen ausgedrückten Erwartungshaltungen der Nutzerinnen und Nutzer**

Von den Erwartungen an die Antworten an sich kann man bislang allenfalls bedingt Aussagen zur möglichen Rolle von Grammatikfragen.de am Sprachkodex ableiten. So „präsupponieren [Fragen zu Zweifelsfällen doch immer] die Existenz einer Norm, von der her sie abschließend „richtig“ zu beantworten wären“ (Stetter 1995: 40). Klar ist daher, dass dem Beratungsangebot unterstellt wird, diese Anforderung, die sich aus den vorgestellten Erwartungen ergibt, bedienen zu können. In welcher Weise die Antwort letztlich wahrgenommen und angenommen wird, geht daraus selbstverständlich noch nicht hervor. Dennoch bietet uns die Zuordnung der Fragen zu den Typen von Erwartungshaltungen ein differenzierteres Bild von tatsächlichen Kodifizierungserwartungen.

Aufschlussreich ist noch ein Blick auf die Anteile der ECHTEN und INDIVIDUELLEN ZWEIFELSFÄLLE an den Erwartungshaltungen EINSCHÄTZUNG und BESTÄTIGUNG:

	Einschätzung	Bestätigung	Total
Echter Zweifelsfall	170	35	205
Individ. Zweifelsfall	105	18	123

**Tabelle 7: Verteilung der Fragen zu echten und individuellen Zweifelsfällen auf die Erwartungshaltungen der Nutzerinnen und Nutzer**

Dies ist deshalb von Interesse, weil sich hier eine Gruppe herauskristallisiert, die entsprechend ihrer Erwartung unzufrieden mit oder sogar enttäuscht von der gegebenen Antwort sein müsste. Die Rede ist von den 35, die auf Bestätigung ihrer präferierten Variante hoffen, aber keine eindeutige Antwort, die eine Variante als richtig und eine als falsch herausstellt, erhalten, weil es sich um einen auf konfligierenden Teilsystemen basierenden Zweifelsfall handelt. In solchen Fällen werden zwar zum Teil Tendenzen zur Bevorzugung einer Variante aufgezeigt, aber ein abschließendes Urteil bleiben die Antworten schuldig. Geht man also davon aus, dass viele Nutzerinnen und Nutzer wie bei einer klassischen Sprachberatung „nicht wissen [wollen], was man in der betreffenden Situation besser täte, sondern, wie es im betreffenden Fall „richtig heißt““ (Stetter 1995: 39), müsste grundsätzlich eher Unzufriedenheit mit den Antworten bestehen, da es nur bei den 123 INDIVIDUELLEN ZWEIFELSFÄLLEN, also knapp einem Fünftel der 610 Fragen, eine eindeutige Antwort gibt. Ob sich nun der aus den Fragen gewonnene Eindruck, dass die Nutzer nicht einfach nur pauschal präskriptive Auskünfte erwarten, weiter untermauern lässt, soll mithilfe der Rückmeldungen und Bewertungen untersucht werden.

<sup>10</sup> Die Kategorie SONSTIGES bei den Erwartungshaltungen entspricht größtenteils dem Themengebiet nicht-grammatisch, das in Abschnitt 2 vorgestellt wurde. Bei den Erwartungshaltungen fließen zusätzlich noch einige Fragen ein, die sich keinem Themengebiet zuordnen ließen.

### 3.2 Rückmeldungen auf und Bewertungen von Antworten

Dass es überhaupt Rückmeldungen in Form von weiteren Beiträgen gibt, ist keine Selbstverständlichkeit, da nicht dazu aufgefordert wird, sich – über einen Fragebogen zur Bewertung der Antwort hinaus – in irgendeiner Weise dazu zu äußern, ob man zufrieden ist oder nicht. Es kann also angenommen werden, dass es denjenigen, die sich erneut melden, besonders wichtig ist, ihre Eindrücke zum Nutzen und der Qualität der Beratung mitzuteilen. Obwohl diese Antworten nicht zahlreich sind, haben sie dennoch einen besonderen Stellenwert, da sie erkennen lassen, inwiefern Kodifizierung gewünscht wird und ob [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) als normierende Autorität wahrgenommen wird.

Rückmeldungen, die POSITIV ausfallen, insofern Anerkennung, Dankbarkeit und Lob ausgedrückt werden, nehmen oft direkt Bezug auf die Erklärungen, die besonders aufgrund ihrer Ausführlichkeit und differenzierten Darstellung als hilfreich empfunden werden. Die wenigen NEGATIVEN Rückmeldungen hingegen bemängeln genau diese Punkte. Diesen enttäuschten Nutzerinnen und Nutzern wäre es meist lieber, eine kurze, eindeutige und leicht verständliche Antwort zu bekommen. RÜCKFRAGEN, die als Anschlussfragen, Fragen zum Verständnis und neue Fragen zu gegebenen Antworten auftreten können, sagen zwar unmittelbar nichts über die Zufriedenheit aus, sind aber dennoch ein Hinweis darauf, dass das Angebot der Diskussion und Interaktion verstanden wird. Ebenfalls für die Diskursivität der Seite sprechen die KORREKTUREN, bei denen meist registrierte Nutzerinnen und Nutzer auf Fehler in Antworten hinweisen. Abgesehen von kleineren Ungenauigkeiten in Beispielen oder orthografischen Mängeln, die vereinzelt aufgespürt werden, kommt es auch vor, dass Moderatorenantworten grundsätzlich von Nutzerinnen und Nutzern in Zweifel gezogen werden, weil diese ihrem eigenen Sprachgefühl mehr vertrauen. Anhand dieser wenigen Einsprüche wird wie an den WEITEREN ANTWORTEN, die auf bereits beantwortete Fragen gegeben werden und als Ergänzung gedacht sind, deutlich, dass die Empfehlungen zumindest zum Teil so wahrgenommen werden, dass sie keinen Anspruch erheben, die einzig gültigen Antworten zu sein. Vielmehr scheint dieses selbstbewusste Auftreten ein Anzeichen dafür zu sein, dass zumindest in den besagten Fällen die Beantwortung der Grammatikfrage eher als eine Art Aushandlungsprozess aufgefasst wird, in dem nicht stillschweigend alles akzeptiert werden muss, was mit fachlicher Autorität präsentiert wird.

Art der Rückmeldung	Absolute Häufigkeit	Relative Häufigkeit
Positiv	24	23,5 %
Negativ	6	5,9 %
Rückfrage	22	21,6 %
Korrektur	4	3,9 %
Weitere Antworten	46	45,1 %
Total	102 <sup>11</sup>	100 %

Tabelle 8: Art der Rückmeldungen der Nutzerinnen und Nutzer auf Antworten

Unabhängig von der Art ist allen Rückmeldungen eins gemein: Sie zeigen, dass verstanden wurde, dass ein deskriptiver Ansatz bei der Beantwortung der Fragen gewählt wird. Die eine Gruppe äußert sich dazu eben nur abfällig, während die andere Gruppe genau diese Möglich-

<sup>11</sup> Um eine Vergleichbarkeit herzustellen, wurden nur die unmittelbaren Rückmeldungen auf Autorenantworten erfasst. Weitere Rückmeldungen, die sich mitunter auf vorangegangene Rückmeldungen beziehen, indem sie sie inhaltlich kritisieren, loben oder ergänzen, tauchen in der Zählung nicht auf.

keit, sich selbst zu positionieren, schätzt. So kann festgehalten werden, dass die Rückmeldungen gegen die Wahrnehmung der Seite als Kodifizierungsinstanz sprechen, wenn man eine Kodifizierungsinstanz als eine den Sprachgebrauch nicht nur erklärende, sondern auch regulierende Instanz begreift.

Auch die Rückmeldungen, die als Kurzbewertungen über ein Punktesystem erfolgen, bei dem maximal fünf Sterne für eine Antwort gegeben werden können, die als *sehr hilfreich* empfunden wird, und mindestens ein Stern für eine *überhaupt nicht hilfreiche* Antwort, belegen, dass das Selbst- und Fremdbild der Seite nicht besonders weit auseinanderliegen können:

	Echter Zweifelsfall		Individueller Zweifelsfall	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Sehr hilfreich	118	57,6 %	74	60,2 %
Überwiegend hilfreich	48	23,4 %	22	17,9 %
Etwas hilfreich	13	6,3 %	5	4,1 %
Wenig hilfreich	3	1,5 %	2	1,6 %
Überhaupt nicht hilfreich	5	2,4 %	1	0,8 %
Ohne Bewertung	18	8,8 %	19	15,4 %
Total	205	100 %	123	100 %

**Tabelle 10:** Punktebewertung der Antworten durch Nutzerinnen und Nutzer im Hinblick auf echte und individuelle Zweifelsfälle

Die in Abschnitt 3.1 formulierte These, Nutzerinnen und Nutzer müssten mit den eindeutigen Antworten bei INDIVIDUELLEN ZWEIFELSFÄLLEN zufriedener sein als mit den Antworten bei ECHTEN ZWEIFELSFÄLLEN, kann widerlegt werden. Die positiven Bewertungen *sehr hilfreich* und *überwiegend hilfreich* sind zusammengenommen mit 81,0 % bei den ECHTEN ZWEIFELSFÄLLEN und 78,1 % bei den INDIVIDUELLEN ZWEIFELSFÄLLEN nahezu gleichmäßig verteilt. Die Antworten sorgen also in ähnlichem Maße für Zufriedenheit. Daraus ergibt sich, dass die Existenz mehrerer korrekter Varianten im Hinblick auf grammatische Zweifelsfälle akzeptiert und diese Art der Information als hilfreich empfunden wird.

## 4 Fazit

Als wir 2011 das Sprachberatungsangebot [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) ins Leben gerufen haben, war dies nicht durch die Absicht motiviert, kodifizierend zu wirken oder gar eine Sprachkodexschrift zu verfassen. Wenn wir nun die Begriffsdefinition des Sprachkodex von Klein auf unser Angebot anwenden, müssen wir uns eingestehen, dass das Forum Kodifizierungspotential hat: Die hier vorgestellten Befunde deuten darauf hin, dass das Forum als metasprachliche Schrift und die Autoren als Normautoritäten wahrgenommen werden. Dabei – und das ist aus unserer Sicht eine gute, wenn nicht hervorragende Nachricht – bedeutet ‚Wahrnehmung als Normautorität‘ eben nicht automatisch ‚Wahrnehmung als den Sprachgebrauch regulierende Autorität‘, sondern kann durchaus auch als ‚Wahrnehmung als sprachsystematische und sprachgebrauchsbedingte Varianz erklärende Autorität‘ bedeuten. Natürlich ist [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) keine *Schrift* im klassischen Sinne, also nicht vergleichbar mit systematischen Grammatiken. Es handelt sich aber möglicherweise tatsächlich – wenn man das aus der überwiegend positiven Resonanz und der hohen Reichweite schlussfolgern möchte – „um eine Reihe von Texten [...], die für das kommunikative Orientierungsbewusstsein einer Sprachgemeinschaft eine maßgebliche [?] Rolle spielen“ (Klein 2014: 225). Im Gegensatz zur klassischen Grammatik in Buchform ist [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) ein emergentes

Gebilde an Erklärungsansätzen zu zentralen Bereichen grammatischen Zweifels. Wenn nun unser Sprachberatungsangebot als potentieller Bestandteil des Sprachkodex betrachtet wird, dann kann aus unserer Sicht klar geschlussfolgert werden, dass sich das aus der Beteiligung der Nutzer des Angebots am Kodifizierungsprozess ergibt.

## 5 Literatur

- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. – In: InfoDaF. S. 64-84.
- Breindl, Eva (i.d.B.): Sprachberatung im interaktiven Web.
- Dürscheid, Christa (2011): Zweifeln als Chance? Zweifeln als Problem? Sprachliche Zweifelsfälle im Deutschunterricht. – In: Köpcke, Klaus-Michael und Arne Ziegler (Hrsg.): Grammatik – Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik des Gegenwartsdeutschen. Berlin/New York: de Gruyter (Reihe Germanistische Linguistik 293). S. 155-173.
- Hennig, Mathilde (2010): Plädoyer für eine Grammatikbenutzungsforschung. Anliegen, Daten, Perspektiven. – In: Deutsche Sprache 38. S. 19-42.
- Hennig, Mathilde (2015): Grammatisches Wissen und literale Kompetenz. – In: Köpcke, Klaus-Michael (Hrsg.): Deutsche Grammatik in Kontakt. Deutsch als Zweitsprache in Schule und Unterricht. Berlin/Boston: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen 64). S. 27-62.
- Hennig, Mathilde (i.Dr.): Grammatik und Variation in Grammatikforschung und Grammatikschreibung. – In: Fuß, Eric und Angelika Wöllstein: Ars grammatica. Grammatiktheorie und Grammatikschreibung.
- Hennig, Mathilde und Melanie Löber (2010): Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken. In: Fest-Platte für Gerd Fritz. Hrsg. und betreut von Iris Bons, Thomas Gloning und Dennis Kaltwasser.  
Zugänglich unter: [http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig\\_loeber\\_2010\\_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf](http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig_loeber_2010_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf) [28.07.2015].
- Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Norm. – In: Konopka, Marek und Bruno Strecker (Hrsg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2008. Berlin et al.: de Gruyter. S. 9-22.
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. – In: Linguistik online 16/2013. Zugänglich unter: [http://www.linguistik-online.de/16\\_03/klein.html](http://www.linguistik-online.de/16_03/klein.html) [28.07.2015].
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. – In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 32. S. 376-405.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Sprachkodex des Neuhochdeutschen und wenn ja, wie viele? Oder Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2013. Berlin et al.: de Gruyter. S. 219-242.
- Löber, Melanie (2011): Ergänzungen zum Thema „gewinkt“ vs. „gewunken“. In: Grammatikfragen.de. Zugänglich unter: <http://www.grammatikfragen.de/showthread.php?47-Gewinkt-oder-gewunken> [02.03.2015].
- Maitz, Péter und Stephan Elspaß (2007): Warum der „Zwiebelfisch“ nicht in den Deutschunterricht gehört. – In: Info DaF 34. S. 515–526.
- Riegel, Mareike (2007): Sprachberatung im Kontext von Sprachpflege und im Verhältnis zu Nachschlagewerken: Unter besonderer Beachtung der Sprachberatungsstelle des Wissen Media Verlages. Diss. Zugänglich unter: <http://d-nb.info/98662487X/34> [28.07.2015].
- Schneider, Jan Georg (i.d.B.): Syntax der gesprochenen Sprache und Kodifizierung.

Stetter, Christian (1995): Zu den normativen Grundlagen der Sprachberatung. – In: Biere, Bernd Ulrich, Reinhard Fiehler und Rudolf Hoberg (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen: Narr. S. 37-54.

# Sprachberatung im interaktiven Web

EVA BREINDL

## 1 Das Interesse der Linguistik an der Sprachberatungspraxis

Sprachberatung als Gegenstand der Linguistik – das meint zum einen die Sprachberatungspraxis mit einer Vielzahl und Vielgestaltigkeit von kommunikativen Konstellationen, in denen Personen, denen ein sprachlicher und linguistischer Expertenstatus oder zumindest diesbezügliches Mehrwissen unterstellt wird, auf sprachbezogene Fragen linguistischer Laien Antwort geben. Zum anderen geht es dabei für die linguistische Forschung um die Dokumentation und Auswertung eben dieser Akte der Sprachberatung.

Die Existenz von Sprachberatungsangeboten ist gut begründet: Jede natürliche Sprache birgt aufgrund ihrer Entwicklungsdynamik und ihres inneren Varietätenspektrums auch für Muttersprachler genügend Zweifelsfälle, die geklärt, oder auffallende Phänomene, die erklärt werden wollen (zur Motivation der Anfragenden s. im Detail Abschnitt 2). Und wo ein Bedarf ist, stellt sich nach den Gesetzen der Marktwirtschaft auch schnell ein Angebot ein. Man kann wohl davon ausgehen, dass letztendlich nicht nur für die kommerziellen Sprachberatungsanbieter, zu deren prominentesten Vertretern sicher der Duden-Verlag zählt, sondern auch für die zahlreichen öffentlich geförderten, an deutschsprachigen Universitäten und Forschungseinrichtungen etablierten Sprachberatungseinrichtungen (Sprachtelefone, grammatische Telefone, Grammatik in Fragen und Antworten, oder wie immer sie heißen mögen), auch dann, wenn sie dem Nutzer das Beratungsangebot gratis offerieren, monetäre Interessen eine Rolle spielen, da die entsprechenden Institutionen damit einen gut sichtbaren Beitrag zu ihrer Legitimation (und damit zu ihrer öffentlichen Finanzierung) leisten können. Den Legitimationscharakter kann man meist auch an den Veröffentlichungen der Beratungsinstitutionen deutlich ablesen:<sup>1</sup> Im Vordergrund steht der dokumentarische Charakter, während der Forschungsbeitrag sich meist auf eine Klassifikation und quantitative Auswertung der Anfragen und der Anfragesituationen beschränkt. Nur in wenigen Veröffentlichungen wird das Bemühen deutlich, aus der öffentlichen Sprachberatung Rückschlüsse auf Sprachwandelprozesse zu ziehen, so etwa bei Müller (2000) und Neubauer (2009).

Eine systematische, vergleichende Erforschung von Sprachberatungsangeboten und -akten, eine Metastudie also, könnte für die Linguistik aber weitaus mehr und interessantere Erkenntnisse zutage fördern als lediglich die Hitlisten der Anfragen, die zwischen den Sprachberatungsinstitutionen und über die Zeitachse hinweg in einem auf den ersten Blick erstaunlich geringen Maß variieren.<sup>2</sup> Die Identifikation solcher „stabilen“ Problembereiche ist freilich auch von nicht zu vernachlässigendem Nutzen: Sie bietet zum einen Anlass für eine gezielte und verbesserte sprachdidaktische Behandlung der entsprechenden Bereiche einschließlich einer kritischen Überprüfung von Sprachlehrbüchern für die Schulen. Auch in die Kodifizie-

---

<sup>1</sup> S. zur Duden-Sprachberatung Scholze-Stubenrecht 1991, 1995; zur Sprachberatung der Gesellschaft für deutsche Sprache s. Deutscher Sprachrat 2008, Frilling 2004 u. 2005, Förster 2000, Müller 2000; zur Sprachberatung der Universität Halle-Wittenberg s. Neubauer 2009; zum Grammatischen Telefon der Universität Potsdam s. Seelig 2002; zum Grammatischen Telefon der RWTH Aachen s. Jäger et al. 1983, Mackowiak/Steffen 1991; zum Sprachtelefon der Universität Duisburg/Essen s. Cölfen 1996, Bünting/Pospiech 1996.

<sup>2</sup> Vorübergehende Turbulenzen, die das Bild etwas verzerren, ergaben sich durch die Rechtschreibreform (1996/2006) und die mit der deutschen Wiedervereinigung zusammenhängenden lexikalischen Unsicherheiten, die im Sprachberatungsangebot der Univ. Halle/Wittenberg thematisiert wurden.

rung einer Sprache in Grammatiken, Wörterbüchern und Sprachratgebern können die aus der Sprachberatung gewonnenen Erkenntnisse eingehen. So besteht bekanntlich zwischen dem „Zweifelsfälle-DUDEN“ (= Duden Band 9) und der Sprachberatungspraxis des Duden-Verlags eine enge Rückkoppelung: Die Inhalte des Zweifelsfälle-Dudens orientieren sich an den Anfragen an die Sprachberatungsabteilung, deren Mitarbeiter wiederum maßgeblich auf der Basis ebendieses Kodex Auskunft geben (s. Scholze-Stubenrecht 1991).

Die Dokumente zur Sprachberatung lassen auch Rückschlüsse auf den Zustand des Sprachsystems selbst zu. Sprachliche Unsicherheit von Sprechern äußert sich darin, dass sie für eine gegebene Ausdrucksabsicht zwischen Formalalternativen wählen müssen, zu deren Bewertung ihnen keine Norm oder konkurrierende Normen zur Verfügung stehen (s. zum Konzept des Zweifelsfalls Klein 2006). Das kann eine Folge von aktuellen Sprachwandelprozessen sein, es kann aber auch auf den Status einer Einheit oder einer Kategorie als Einzelgänger (s. dazu Döring/Geilfuß-Wolfgang i.V.), Grenzgänger (s. dazu Storrer 2007) oder dauerhafte Grammatikalisierungsbaustelle (s. dazu Nübling 2005) zurückzuführen sein, auf systemimmanente Disparitäten wie „Lücken, Brüche, Interferenzen, falsche Analogieformen, Form- und Strukturkonkurrenzen“ (Antos 2003: 38) oder aber auch auf Sprachnormenwandel wie das zunehmende Eindringen eines Mündlichkeitsregisters in die geschriebene Sprache. (Für Beispiele s. Abschnitt 2.3.)

Darüber hinaus bietet eine Auswertung der Sprachberatungspraxis aber auch jenseits der Zweifelsfälle Einblicke für die Forschung zur Laienlinguistik (s. Antos 1996).

- a. Sie lassen Rückschlüsse zu auf das metasprachliche Wissen der Sprachbenutzer, auf ihre Fähigkeiten, sprachliche Probleme zu identifizieren und zu kategorisieren. Inwieweit decken sich die Kategorisierungen und Problembeschreibungen linguistischer Laien mit den in Sprachkodizes benutzten Systematisierungen, Konzepten und Termini?
- b. Sie können Hinweise darauf geben, über welche linguistischen Informationsquellen und Sprachkodizes sich Laien zu informieren suchen, wie sie dabei vorgehen und warum diese Informationssuche nicht immer mit Erfolg beschieden ist (s. zum Kodex Klein 2013). Sie bieten damit für die Schreib- und Textberatung Erkenntnisse zur Nutzbarkeit und ggf. Optimierung der in aller Regel mehrfachadressierten Nachschlagewerke. (S. Geier/Schuppener 2007, Grieshammer et al. 2013.)
- c. Sie sagen etwas aus über die Einstellungen und Erwartungen der Sprachbenutzer gegenüber sprachlicher Normierung und über das Bild, das sie sich von Sprache machen.
- d. Sie zeigen, was Sprecher an ihrer Muttersprache und an Sprache überhaupt interessiert.
- e. Sie sind als Beispiele für die Kommunikation zwischen Laien und Experten für Kommunikationswissenschaft, Fachsprachenforschung und Interaktionsforschung interessant.

Diese Fragen werden von den Sprachberatungsinstitutionen in ihren Veröffentlichungen nicht systematisch aufgegriffen und beantwortet. Die Dokumentationen kranken auch daran, dass sie einseitig die Anfragen der Laien, aber nicht die Antworten der Experten und nur in geringem Maße den Ablauf der Beratung auswerten und wiedergeben. Sie bieten damit auf die obigen Fragen weder selbst eine Antwort, noch sind sie für die Forschung ergiebige Quellen. So haben wir auch keine verlässlichen Daten zum Nachschlageverhalten der Sprachbenutzer bzw. zu den von ihnen beschrittenen alternativen Wegen der Informationsbeschaffung, soweit das über die Konsultation von Rechtschreibwörterbüchern hinausgeht. Das wäre aber für die linguistische „Usability-Forschung“ und die Frage, wie die Linguistik ihre Forschungsergeb-



nisse einem breiteren Publikum vermitteln kann, relevant.<sup>3</sup> Während die Lexikographie schon seit gut 30 Jahren dem Wörterbuchbenutzer Aufmerksamkeit widmet (s. Wiegand 1998) und zu diesem Zweck eigene empirische Methoden entwickelt hat (Müller-Spitzer 2014), steckt eine vergleichbare Forschung für die Nutzung von Grammatiken noch in den Kinderschuhen (Hennig 2010, Hennig/Löber 2010). Nötig wären aktuelle Meta-Studien über die Nutzung verschiedener Sprachberatungs- und Informationsangebote. Es gibt einige wenige Studien zur Nutzung populärer Sprachratgeber (Bremerich-Vos 1991, Antos 1996), sie stützen sich aber nur auf gedruckte Quellen und sind damit nicht mehr auf der Höhe der Zeit.

Die Verlagerung von Dienstleistungsangeboten ins Internet und die Ermöglichung interaktiver Teilhabe hat auch die Sprachberatung erfasst und es gibt mittlerweile eine Vielzahl von Informationsquellen zu sprachlichen Fragen, die für die Nutzerforschung interessant sind. Die für die vorliegende Untersuchung ausgewählten Angebote eint, dass sie interaktiv sind und die Kommunikation zwischen der Anfrage eines Nutzers und der Antwort des Sprachberaters einsehbar ist – damit erlauben sie eine Annäherung an die oben aufgeworfenen Fragen.

Der vorliegende Beitrag stellt einen ersten Versuch in dieser Richtung dar. Er versteht sich als Pilotstudie, die ausloten will, inwieweit eine Auswertung der Kommunikation zwischen Ratsuchenden und Ratgebern auf Sprachberatungsplattformen im Internet Rückschlüsse auf die Spracheinstellungen und das sprachliche Wissen von Laien und ihre Nutzung von Kodizes zulässt.

Abschnitt 2 beschreibt die traditionelle Sprachberatungspraxis, Abschnitt 3 stellt Sprachberatungsangebote im Internet vor. Unterschieden wird dabei zwischen „Expertenplattformen“ mit linguistisch gebildeten Beratern und „Laienplattformen“, bei denen Anfragende und Beratende der gleichen Nutzergemeinde linguistischer Laien („Ratgeber-Community“) angehören. Exemplarisch wurde für die Expertenplattformen das Angebot von *Dr. Bopp*, hinter dem das Baseler Sprachtechnologie-Unternehmen *Canoo* steht, ausgewählt, für die Laienplattform die Unterkategorien *Deutsch* und *Deutsch/Grammatik* der allgemeinen Ratgeberplattform *Gute Frage*. Abschnitt 4 wertet diese Plattformen in Bezug auf Fragen zur Grammatik aus, Abschnitt 5 fasst die Ergebnisse zusammen und diskutiert Konsequenzen.

## 2 Die Sprachberatungspraxis: Wer sucht bei wem wann und wozu Rat?

### 2.1 Die Anfragesituationen

Sprachberatung wird in der Mehrzahl der Fälle dann konsultiert, wenn ein Sprachbenutzer in einer konkreten Kommunikationssituation ein Formulierungsproblem und unzureichendes sprachliches Wissen hat, dieses Problem alleine oder mit Hilfe von Kodizes zu lösen. Oft handelt es sich dabei um sprachliche Zweifelsfälle, also um (mindestens zwei) Form- oder Strukturvarianten, bei denen „kompetente Sprecher [...] in Zweifel geraten können, welche der beiden Formen (standardsprachlich) korrekt ist (vgl. Sprachschwankung, Doppelform, Dublette)“, wobei die Varianten des Zweifelsfalls „formseitig oft teilidentisch“ sind (Klein

---

<sup>3</sup> Eine ‚Bringschuld‘ der Linguistik, ihre Forschungsergebnisse für eine breitere Öffentlichkeit darzustellen, ist im Rahmen der lebhaften Debatten um den Stellenwert populärer Sprach- und Stilratgeber der Traditionslinie Gustav Wustmann, Ludwig Reiners, Wolf Schneider, Bastian Sick wiederholt postuliert worden, s. etwa Ágel 2008, Maitz/Elspaß 2007, Topalovic/Elspaß 2008. Antos (1996) bezeichnet die Linguistik als „eine Wissenschaft ohne tiefergehende Verankerung in der Öffentlichkeit“, die ihren Elfenbeinturm nicht verlasse (ebd.: 11).

2006: 4). Antos (2003) schließt in seine Bestimmung von Zweifelsfall auch die Ursachen mit ein: Eine bestimmte Form oder Struktur soll dann als Zweifelsfall gelten,

„wenn es in einer komplexen Sprachgemeinschaft historische, regionale, grammatische, stilistische, orthographische usw. Varianten oder noch ‚ungefestigte‘ Übernahmen, Neukreationen usw. gibt (= *notwendige Bedingung*) und wenn es ferner Sprecher/Schreiber-(Gruppen) gibt, die ein Bewusstsein über ein eingeschränktes, ein unsicheres oder gar ein fehlendes sprachlich-kommunikatives Wissen hinsichtlich der unter 1. genannten sprachlichen Formen oder Strukturen entwickeln, mit dem Ziel, diese Wissensdefizienzen zu beseitigen (= *hinreichende Bedingung*).“ (Antos 2003: 44)

Wichtig ist der explizite Hinweis, dass Zweifelsfall-Situationen beim Sprachbenutzer „anders als sprachliches Wissen [...] einen zumindest partiell selbstreflexiven Zugang zu eigenen bewusstseinsfähigen Wissensbeständen“ über den Gegenstand Sprache erfordern (ebd. 44).

## 2.2 Die Ratsuchenden

Alle Sprachberatungsinstitutionen benennen als ihre Hauptklientel Personen aus sprachintensiven Berufen, mit höherem Bildungsniveau und Schreibroutine. Dazu zählen die Domänen Sekretariat, Presse, Öffentlichkeitsarbeit, Schule, also v.a. Sekretärinnen, Redakteure, Pressesprecher, Übersetzer, Lehrer, Studenten (Mackowiak/Steffen 1991: 518, Frilling 2004: 33). Die Anfragen sind häufiger beruflich als privat motiviert.<sup>4</sup> Oft ist das Problem vom Ratsuchenden im Vorfeld mit anderen Sprachteilnehmern kontrovers diskutiert worden, bis hin zu Konfliktkonstellationen (unter Kollegen, Sekretärin vs. Chef, Lehrer vs. Schüler/Eltern).

Je nach dem Gegenstand werden mit der Anfrage auch sprachkritische Einstellungen transportiert (Bünting/Pospiech 1996: 122-124), etwa zu Auffälligkeiten der Werbesprache oder zu Anglizismen: Hier ist dann meist kein Zweifelsfall der Anlass, sondern die irritierende Beobachtung einer konkreten Sprachverwendung. Zu den Erwartungen der Ratsuchenden gibt es keine exakten Daten, es wird ihnen aber oft – etwas pauschal – ein Bedürfnis nach eindeutiger Regelung und eine Abneigung gegenüber der Existenz von Varianten unterstellt.

„Die Vorstellung von Anrufern, Sprache und Kommunikation folgten einer ähnlichen Logik wie zum Beispiel eine Naturwissenschaft, führt häufig zu Erwartungen, die Sprachberatung könne in jedem Fall eine eindeutige und klare Regelung nennen.“ (Geier/Schuppener 2007: 115)

„Man stellt sich vor, dass es ein ‚perfektes‘ Deutsch gibt, glaubt, dass es von Schriftstellern wie Thomas Mann geschrieben wurde, dass es auch irgendwo in der Gegend von Hannover gesprochen wird und dass dessen ‚Reinheit‘ heute eigentlich nur noch von ‚Sprachhelden‘ wie Bastian Sick oder Wolf Schneider [...] verteidigt wird.“ (Topalovic/Elspaß 2008: 42)

Auch in einem weiteren Punkt kommen die Auswertungen der Sprachberatung zu vergleichbaren Ergebnissen:

„Es kann resümiert werden, dass die meisten Probleme der Ratsuchenden durch das Nachschlagen in einem einschlägigen Wörterbuch lösbar gewesen wären“ [und es ist] „anzunehmen, dass dem überwiegenden Teil der Nachfragenden außer dem Rechtsschreibduden kein Wörterbuch bekannt bzw. zugänglich ist oder dass sie im Umgang mit entsprechenden Nachschlagewerken nicht vertraut sind bzw. den Artikelaufbau sowie die Informationsfülle nicht bewältigen können.“ (Neubauer 2009: 128)

<sup>4</sup> Scholze-Stubenrecht (1991: 180f.) nennt für die Duden-Sprachberatung einen Anteil von etwas über 50% beruflich motivierter Anfragen, Frilling (2004) für die GfDS Wiesbaden mehr als 65%. Bei den schriftlichen Anfragen liegt der Anteil privat motivierter Anfragen etwas höher als bei den telefonischen.

### 2.3 Die Ratgebenden

Das Selbstverständnis der Sprachberatungsstellen lässt sich aus ihren Veröffentlichungen gut herauslesen; Beurteilungskriterien für die Sprachberatung formuliert Greule (1995). Die Berater müssen in der Lage sein, die sprachlichen Probleme der Anfragenden, die häufig nicht über metasprachliche Begrifflichkeit verfügen, zu identifizieren und ihnen Kategorien, Regeln und Normen zuzuordnen. Sie müssen mit Sprachkodizes vertraut sein, aktuelle Sprachentwicklungstendenzen kennen – also über eine fundierte linguistische Ausbildung verfügen.

Unter den Beratungskriterien hat die situative Angemessenheit einer Form Vorrang. Die Empfehlung fußt idealerweise nicht nur auf Kodizes, sondern auch auf Korpusdaten zum aktuellen Sprachgebrauch. Alle öffentlichen Sprachberatungsinstitutionen sind letztlich von einem aufklärerischen Gestus getragen. Es soll „Hilfe zur Selbsthilfe“ (Greule 1995: 34) geleistet und es sollen Werkzeuge und Ressourcen vermittelt werden, die eine selbständige Lösung künftiger Probleme ermöglichen. Der Öffentlichkeit soll ein realistisches (letztlich wissenschaftlicheres) Verständnis des Gegenstands Sprache vermittelt werden, das deren Mehrschichtigkeit, Variationsbreite und Dynamik Rechnung trägt. Sprachberatung in diesem Sinne ist ein Beitrag zur Förderung der Sprachkultur durch Sensibilisierung des Sprachbewusstseins, wie vom Deutschen Sprachrat (2008) gefordert. Für die Sprachberatungspraxis bedeutet dies, dass Formvarianten eher deskriptiv und u.U. als gleichberechtigt oder als verschiedenen Varietäten zugehörig oder als „häufiger“ und „seltener“ beschrieben werden, statt dass sie präskriptiv als richtig vs. falsch oder gut vs. schlecht bewertet würden. Freilich werden gerade Hinweise auf die Frequenz einer Form („selten“, „gelegentlich“, „gilt im Allgemeinen als unhöflich oder umgangssprachlich“, „ist veraltet“, „heute meist X“, „nur noch in bestimmten Verbindungen aus stilistischen Gründen in gehobener Ausdrucksweise“) von Sprachbenutzern als präskriptive Normen und Hinweise auf Standard bzw. Nonstandard interpretiert (zu den Frequenzangaben in Kodizes s. Eber/Rössler in diesem Band).

### 2.4 Die Anfragen

Die divergierenden linguistischen Kategorisierungen der Anfragen durch die Sprachberatungsinstitutionen verhindern eine exakte Quantifizierung der angefragten Gegenstände. Es deutet sich aber eine Kontinuität über die Zeit und die Sprachberatungsstellen hinweg an. In einer vergleichenden Auswertung der Anfragen an die Sprachberatungsstelle der GfdS aus den 50er Jahren und den 90er Jahren konstatiert Müller (2000) „eher Konstanten als Brüche, eher Nuancen als greifbare Sprachhandlungen“ (ebd. 193).

Orthographie und Interpunktion machen meist die Hälfte der Anfragen aus. Den zweiten Rang nehmen Fragen zu grammatischen Zweifelsfällen ein, gefolgt von Fragen zur stilistischen Angemessenheit von Formulierungen und – mit großem Abstand – Fragen zu spezifischen Varietäten des Deutschen, zur fachsprachlichen Terminologie und zu Fremdwörtern.

Bei den einzelnen Kategorien sind wiederum bestimmte Bereiche besonders neuralgisch: sie decken sich mit dem Kanon von Zweifelsfallsammlungen. Bei der Orthographie sind dies Groß- und Kleinschreibung sowie Getrennt- und Zusammenschreibung, bei der Interpunktion die Kommasetzung zwischen Hauptsätzen, vor Infinitivphrasen und an den Rändern von Partizipialphrasen. FAQs der Grammatik sind die Flexion im Nominalbereich (Genitiv, Eigennamen, nicht-native Substantive, Adjektive in komplexen Nominalphrasen, bestimmte Pronomina) und im Verbalbereich (starke vs. schwache Flexion, konjunktivische Verbformen), in

der Syntax die Rektion von Präpositionen, Numeruskongruenz bei mehrteiligen Konjunkturen, Kasuskongruenz bei Appositionen, Gebrauch von Modi und Tempora.

In den folgenden Abschnitten soll nun untersucht werden, ob sich die in Kap. 2 herausgearbeiteten Charakteristika bezüglich der Anfragesituationen, Fragestellungen und Antworten auch bei Sprachberatungsforen im Internet zeigen lassen. Zu diesem Zweck werden exemplarisch Fragen und Antworten auf einer von Laien für Laien betriebenen Beratungsplattform und in einem Expertenblog ausgewertet.

### 3 Sprachberatung im Internet: Laienforen und Expertenblogs

Mediale Veränderungen machen auch vor der Sprachberatungspraxis nicht halt. Die Beratungskommunikation hat sich von schriftlicher Kommunikation zunächst auf telefonische, und ab ca. 2000 zunehmend auf E-Mail-Kommunikation verlagert, bei konstant niedrigem Anteil schriftlicher Anfragen.<sup>5</sup> Im interaktiven Web wird nun Sprachberatung auf Ratgeberplattformen, Foren, Nutzercommunities und Blogs angeboten. Die Weiterentwicklung des Web von einem reinen Informationsmedium zum „Web 2.0“ erlaubt dem „User“ aktive Partizipation, er ist nicht mehr nur Konsument, sondern trägt kollaborativ durch Informationen und Kommentare zum „user generated content“ bei.

Auch wenn aufgrund der Dynamik des Internets eine Darstellung der Sprachberatungslandschaft im Web immer nur eine Momentaufnahme sein kann, lassen sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt doch einige Beschreibungsparameter herausarbeiten. Nach dem Status der Ratgeber kann unterschieden werden zwischen Expertenplattformen und Laienplattformen: Auf ersteren agieren linguistisch ausgebildete Berater, die im Wesentlichen die unter 2.3 dargelegten Anforderungen an eine wissenschaftlich fundierte Sprachberatung erfüllen. Unter Laienplattformen sollen Internet-Communities verstanden werden, in denen die Nutzer selbst als Ratsuchende, Ratgebende, Ratkommentierende interagieren. Sproull/Arriaga (2007) definieren eine solche Internet-Community als

„a large collectivity of voluntary members whose primary goal is member and collective welfare, whose members share a common interest, experience, or conviction and positive regard for other members, and who interact with one another and contribute to the collectivity primarily over the Net.“ (Sproull/Arriaga 2007: 1-2)

Von den interaktiven Beratungsangeboten lassen sich wiederum Internetseiten unterscheiden, die einige Zweifelsfälle oder sonstige sprachliche Phänomene thematisieren, ohne dass dahinter ein Sprachberatungsangebot steht. Manche kommerziellen Anbieter, darunter die Verlage Bertelsmann und Duden, veröffentlichen die FAQs der Sprachberatung mit Antworten, verweisen für spezifische Anfragen aber auf die kostenpflichtige Sprachberatung. Diese Seiten lassen wenig Rückschlüsse auf Wissen und Einstellungen der Laien zu.

In der folgenden Tabelle sind – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – Sprachberatungsangebote im Internet aufgelistet, die sprachliche Zweifelsfälle thematisieren. Wirklich interaktiv ist nur ein Teil davon (hier grau unterlegt), und auch dies ist eher in Abstufungen zu sehen. Die Expertenplattformen geben nämlich – mit Ausnahme des Angebots der Universität Gießen „Grammatikfragen“ (s. Hennig/Koch in diesem Band) – nicht jede Anfrage eines Nutzers weiter, sondern wählen aus, was sie für veröffentlichungswürdig halten. Wie häufig und in

<sup>5</sup> Nach Neubauer (2009: 66) machten Anfragen per E-Mail bei der Sprachberatung der Universität Halle/Wittenberg schon 2004 mehr als die Hälfte aus.

exakt welcher Form die Anfrage gestellt wurde, wird nicht transparent, die Anfragen selbst werden – außer bei *Dr. Bopp* und bei „Grammatikfragen“ – nicht im Original wiedergegeben.

Expertenplattformen: Beratung durch Experten(team)	Laienplattformen: Beratung durch die „community“ ( Ratgeberplattformen)
Dr. Bopp <a href="http://canoo.net/blog/">http://canoo.net/blog/</a>	Gute Frage/deutsch <a href="http://www.gutefrage.net/tag/deutsch">www.gutefrage.net/tag/deutsch</a>
IDS: Gramm. in Fragen und Antworten <a href="http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht">http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht</a>	Google-Nutzergruppe „deutsch“ <a href="https://groups.google.com/forum/#!forum/de.et">https://groups.google.com/forum/#!forum/de.et</a>
Grammatikfragen, Univ. Gießen: <a href="http://grammatikfragen.de/">http://grammatikfragen.de/</a>	Wer weiß was? „Deutsche Sprache“ <a href="http://www.wer-weiss-was.de/">http://www.wer-weiss-was.de/</a>
Duden: <a href="http://www.duden.de/sprachratgeber">http://www.duden.de/sprachratgeber</a>	Das Forum für die deutsche Sprache <a href="http://www.konjugation.de/">http://www.konjugation.de/</a>
Markus Nickel: Expertenblog zum beruflichen Schreiben <a href="http://blog.doctima.de/category/linguistik/grammatik/">http://blog.doctima.de/category/linguistik/grammatik/</a>	Diskussionsforum des VDS (Verein <i>Deutsche Sprache</i> e.V) <a href="http://forum.vds-ev.de/">http://forum.vds-ev.de/</a>
Sprachlog: <a href="http://www.sprachlog.de/">http://www.sprachlog.de/</a> LinguistInnen über Sprache und Sprachen	Usenetforum de.etc.sprache.deutsch <a href="http://faql.de/forum.html">http://faql.de/forum.html</a>

**Tabelle 1: Übersicht über Sprachberatungsangebote im Internet**

Im Folgenden konzentriere ich mich auf zwei in ihrer Kategorie prominente Angebote: den Sprachblog von „Dr. Bopp“ als Expertenplattform, das Forum „Gute Frage/deutsch“, d.h. Anfragen auf der allgemeinen Ratgeberplattform „Gute Frage“, die von den Nutzern selbst mit dem Schlagwort „Deutsche Sprache“ versehen wurden, als Beispiel für eine Laienplattform. Die beiden Plattformen unterscheiden sich in Bezug auf die kommunikative Konstellation und die Wissenshintergründe der Beteiligten nicht unerheblich, was Tab. 2 zusammenfasst. Die Einschätzungen zu Ratsuchenden, Anfragesituationen, Ratgebenden und Antworten beruhen auf der Analyse der Beratungskommunikation und sind in gewisser Weise ein Vorgriff auf die folgenden Abschnitte.

	<a href="http://canoo.net/blog/">canoo.net/blog/</a>	<a href="http://www.gutefrage.net/tag/deutsch">gutefrage.net/tag/deutsch</a>
Rat suchende	sprachinteressierte Laien, höherer Bildungsgrad, Vertreter sprachaffiner Berufe	sprachinteressierte Laien, Schüler, Studierende, (Hobby-?) Schreiber, Nicht-Muttersprachler
Anfragesituationen	akute reale und konstruierte Formulierungsprobleme; Beobachtungen am Sprachgebrauch Interesse an ling. Zusammenhängen	akute reale Formulierungs-, Analyse- und Kategorisierungsprobleme (teilweise Schulstoff); Beobachtungen am Sprachgebrauch, Interesse an ling. Zusammenhängen
Ratgebende	Experte auf akademischem Niveau (Dr. Bopp)	sprachinteressierte Laien, teilweise mit linguistischem Wissen, Schüler
Normbezug der Antwort	meist deskriptiv, empfehlend	meist präskriptiv
Basis der Antwort	wissensbasiert: Bezug auf grammat. Zusammenhänge, Varietätenbezug	erfahrungsbasiert: Sprachgefühl wissensbasiert: grammat. Zusammenhänge, Varietätenbezug

**Tabelle 2: Eigenschaften der Expertenplattform „canoo.net“ vs. Laienplattform „gutefrage.net“**

Beim Beratungsblog von Dr. Bopp fragen ebenso wie beim Forum gutefrage.net sprachinteressierte Laien an, eher in privaten als in beruflichen Zusammenhängen. Mit hoher Frequenz zeigen die Anfragen angemessenen Gebrauch von Fachterminologie, linguistisch korrekte Einordnung und Beschreibung des Problems, Hinweise auf analoge Fälle und eigene Argumente für oder gegen eine Variante. Dies und die Auswahl des oft recht vertrackten Zweifelsfalls lassen auf einen höheren Bildungsgrad der Ratsuchenden schließen, der mitunter auch explizit kenntlich gemacht wird.

- (1) Als Kenner der alten Sprachen hat sich mir neulich ein Problem bei einer lebenden aufgetan. Es handelt sich um ein Problem aus meiner Muttersprache. Der Satz *Unser beider Hund läuft schnell* ist zwar nicht ganz alltäglich, aber erscheint doch den meisten als grammatikalisch korrekt. Meine Frage dazu: Kann man die Kombination *unser beider* (respektive auch *euer beider*, *unser aller* etc. pp beugen? Im Deutschen habe ich beispielsweise mit dem Satz *Ich liebe unser beider Hund* ein Problem. Auch *Ich liebe unseren beider Hund* erscheint mir fremd. Ebenso *Unsere beider Schlange ...* oder *Unser beider Schlange*. (Anfrage bei Dr. Bopp, 22.8.2007)

Der Betreiber des Blogs, Dr. Stefan Bopp, ist Linguist, das Blog ist auf den Seiten des Sprachtechnologie-Unternehmens Canoo beheimatet, das ein breites, gebührenfreies Informationsangebot zu Grammatik und Wortschatz des Deutschen anbietet. Die Antworten haben eher empfehlenden, deskriptiven Charakter, erklären und begründen, verwenden linguistische Terminologie und verweisen auf weitere sprachliche Zusammenhänge. Es finden sich Hinweise auf unterschiedliche Varietäten und, wenn möglich, werden bei einem sprachlichen Zweifelsfall Varianten zugelassen. Die Antworten und die Anfragen sind deutlich umfangreicher als bei der Sprachberatung von Duden online und den Laienplattformen, mitunter spinnt der Ratgeber eine Anfrage auch weiter aus. Anfrage und Antwort sind auch in aller Regel stilistisch ausgefeilter, wofür die Anfrage zu „unser beider Hund“ ein gutes Beispiel ist, die Dr. Bopp in seiner Antwort ironisch als „spezialistische Frage“ bezeichnet. Der ästhetisch-stilistische Mehrwert gegenüber der traditionellen Sprachberatung zeigt sich auch in der folgenden im Stil einer Glosse formulierten Anfrage:

- (2) Bekanntlich ist ja nach dem Spiel vor dem Spiel. Während man aber vor und nach dem Spiel den Dativ zu benutzen hat, ist während des Spiels der Genitiv angesagt [...]. Wenn ich *immer* den richtigen Fall benutzen möchte, also „vor dem Spiel“, „während des Spiels“ und „nach dem Spiel“, darf ich dann sagen „vor, während und nach dem Spiel“? Oder fühlt sich der Genitiv da vernachlässigt? Gibt es dazu eine Regel? Und gilt diese Regel dann nur auf dem Platz oder auch außerhalb des Platzes? Oder sowohl auf dem als auch außerhalb des Platzes? (Anfrage bei Dr. Bopp, 13.03.2012)

Bei gutefrage.net gehören die Ratsuchenden der gleichen Internet-Community an wie die Ratgebenden. Der Großteil der Fragen resultiert aus konkreten Problemlagen, neben sprachbezogenen Zweifelsfällen stechen linguistische Fachfragen zur Analyse und Kategorisierung aus einem offenkundig schulischen Umfeld im Kontext von Hausaufgaben und Prüfungen (z.B. *Wie unterscheidet man Genitivattribut von Genitivobjekt? Was bedeutet Genitivus objectivus?*) oder zum rezeptiven und produktiven Umgang mit schulischen Textsorten (z.B. *Was sind Erzählstränge? Wie schreibe ich eine Inhaltsangabe? Was soll dieses Gedicht aussagen?*) hervor. Unter den Nutzern dürfte ein hoher Anteil Schüler und Studierende sein. Selten finden sich Anfragen von Lernern des Deutschen als Fremdsprache. Die Plattform wird offensichtlich aber auch zum reinen Meinungsaustausch und zur Beratung bei unspezifischen Lernfragen (z.B. *Kann mir einer erklären warum man in der Schule Literatur hat?* 12.9.2015;

*Soll ich den Leistungskurs Deutsch oder Biologie belegen?* 11.9.2015, *Auf welche Weise kann man sich für den Schutz DES GenitivS einsetzen?* 15.12.2014) sowie zur Textoptimierung genutzt, vor allem im Zusammenhang mit Bewerbungsschreiben oder eigenen literarischen Ambitionen.<sup>6</sup>

Der Wissensstand der Nutzer ist unterschiedlich, im Durchschnitt aber niedriger als beim Expertenblog. Linguistisch korrekte Kategorisierung und Terminologiegebrauch finden sich hier seltener (*Warum wird Cäsar nicht wirklich ins Genitiv gesetzt?* 9.1.2015; *Welcher Tempus ist es?* 12.9.2015). Auch der Umfang der Anfragen und Antworten variiert stark, ist im Schnitt aber eher kurz. Die Anfragenden können auf eine Antwort aber auch reagieren, sodass sich wie im Chat mehrschrittige Diskussionen ergeben können. Ein auffälliger Unterschied zum Expertenblog ist die nächsprachliche Form, einschließlich orthographischer und grammatikalischer Abweichungen vom Standard, weitgehendem Verzicht auf Interpunktion und Differenzierung von Groß- und Kleinschreibung (*Des is latein da gibts keine logik nur auswendig lernen*, 9.1.2015) und Verwendung von Emoticons. Damit ähnelt die Beratungskommunikation der konzeptuell eher mündlich und medial schriftlichen Form der Kommunikation in Chat, SMS und social media (vgl. etwa Storrer 2001, Dürscheid 2011). Die Kommunikation ist direkter, emotionaler als auf der Expertenplattform und kann auch an die Grenze der Beleidigung gehen, wie dieser Auszug aus einer längeren Diskussion zwischen zwei Nutzern zeigt.

- (3) Weißt du, suboptimist, ich traue mir durchaus zu, solch eine Frage allein wegen meines Sprachgefühls zu beantworten. Dafür ist keine seitenlange Begründung und kein Bezugnehmen auf Fachliteratur vonnöten; das ist eine Basisfrage, die du unnötig aufbauschst. Das war es von meiner Seite - und unterlasse dein Zwinkern; an unserem Austausch ist nichts lustig. (Kommentar von ADAsperger, 27.01.2015)

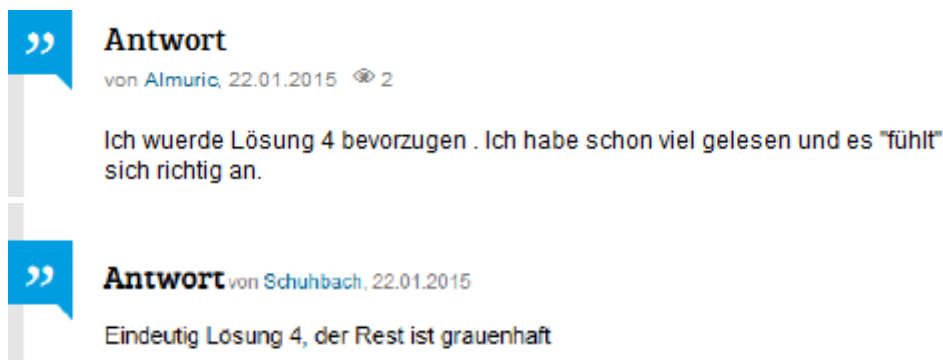
Es tut mir leid, wenn mein Kommentar bei Dir unfreundlich angekommen ist. So war er nicht gemeint. Die Frage lädt natürlich auch zum gefühlsmäßigen Antworten ein. Die Ursache dafür, dass ich sie hier gestellt habe, ist aber, dass das Sprachgefühl verschiedener Menschen hier eben zu verschiedenen Antworten führt. Davon mal abgesehen ist die Frage natürlich eigentlich derart bedeutungslos, dass jeder Austausch darüber zwangsläufig lustig ist. (Kommentar von suboptimist, 27.01.2015)

Die Kommentare illustrieren mit der kontroversen Diskussion über die Rolle von Sprachgefühl, Fachkodizes und Fachwissen ein weiteres Charakteristikum der Laienplattformen: Sie sind primär „erfahrungsbasiert“, entsprechend den Richtlinien der Betreiber.

„gutefrage.net ist eine Ratgeber-Plattform. Hier bist Du richtig, wenn Du einen Rat suchst oder Deine Erfahrungen, Tipps und Tricks an Andere weitergeben möchtest. Es geht also um Erfahrung, nicht um reines Wissen! Wissenswertes gibt es in Lexika und Lehrbüchern – persönlichen Rat gibt es hier.“ (gutefrage.net’s Profil; <http://app.you-publish.com/user/profil/534fac6b972a2f8519eae8f7/gutefrage-net>)

Diese Maxime wird von den Nutzern jedoch nicht immer eingehalten. Zwar beruft sich ein großer Teil der Ratgebenden auf das subjektive Sprachgefühl, das man wohl der Kategorie „Erfahrung“ zuordnen kann und leitet daraus Wertungen ab, so in den folgenden Antworten:

<sup>6</sup> Als Beispiel hier die „Grammatikfrage (Gedicht)“ von MaNic22, 25.05.2011. Hi, ich habe vor kurzem ein Gedicht verfasst und komme einfach nicht auf die Grammatik in der ersten Strophe klar.



**Abb. 1: Antworten auf Gute Frage/deutsch (22.1.2015)**  
 (<http://www.gutefrage.net/frage/ein-zeitformen-wirrwarr-wie-heisst-es-richtig>)

Die Diskussion zwischen ADAsperger und suboptimist (Bsp. 3) zeigt aber auch, dass manche Nutzer über den Stellenwert von Erfahrung und Wissen reflektieren. Es finden sich deshalb auch immer wieder Verweise – seien sie noch so vage – auf professionelle Wissensquellen: ebenjene von den Richtlinien unerwünschten Lexika. Die häufig gestellten linguistischen Kategorisierungs- und Analysefragen lassen sich ohne Rekurs auf Fachwissen auch gar nicht beantworten. Die Nutzer scheinen die Richtlinie also nicht allzu ernst zu nehmen.<sup>7</sup> In den Antworten beziehen sie meist eine eindeutige Stellung, oft mit einem Geschmacksurteil (s. Abb. 1). Auf Varietäten wird seltener verwiesen, differenziert wird – mit recht unterschiedlicher Terminologie – mitunter zwischen einem gehobenen und einem umgangssprachlichen Register.

#### **4 Grammatische Fragen in Experten- und Laienplattform**

In den beiden in Abschnitt 3 beschriebenen Sprachberatungsplattformen haben unter den sprachbezogenen Fragen grammatische Zweifelsfälle einen hohen Anteil. Diese Fragen sollen nun eingehender untersucht werden. Bei der Laienplattform „Gute Frage / deutsch“ wurden hierzu Anfragen ausgewertet, die von den Nutzern zusätzlich zum Schlagwort „Deutsch“ auch mit dem Schlagwort „Grammatik“ versehen wurden, beim Expertenblog erfolgte die Zuordnung nach eigenem Urteil. Bei „Gute Frage/deutsch“ wurden insgesamt 208 Anfragen aus einem Zeitraum von drei Monaten (22.12.2014-2.2015) ausgewertet. Davon erwiesen sich letztlich nur 66 als echte Grammatikfragen. Den Rest bilden Fragen zu Orthographie und Interpunktion, zum Wortschatz und zur grammatischen Kategorisierung, Bitten um Formulierungshilfen oder Textkorrektur sowie Fragen zur Verwendung linguistischer oder auch literaturwissenschaftlicher Terminologie. Die hohe Menge an – aus Expertensicht – falschen Kategorienzuordnungen ist ein weiteres Indiz für das defizitäre linguistische Wissen der Nutzer.

<sup>7</sup> Möglicherweise bezwecken die Betreiber der Seite damit nur eine Abgrenzung gegenüber der Wikipedia, die sich daraus erklärt, dass Gute Frage im Unterschied zur Wikipedia sich durch Werbung finanziert (mit einem hohen Anteil an lehrer- und elternadressierten Angeboten zu ergänzenden Unterrichtsmaterialien).





Abbildung 2: Anfragen in der Laienplattform „Gute Frage/deutsch“ + Schlagwort „Grammatik“ im Zeitraum 22.12.2014-21.2.2015

Eine vergleichende Auswertung der beiden Plattformen bietet Degel (2014) für den Zeitraum Jan. 2012-Aug. 2013.

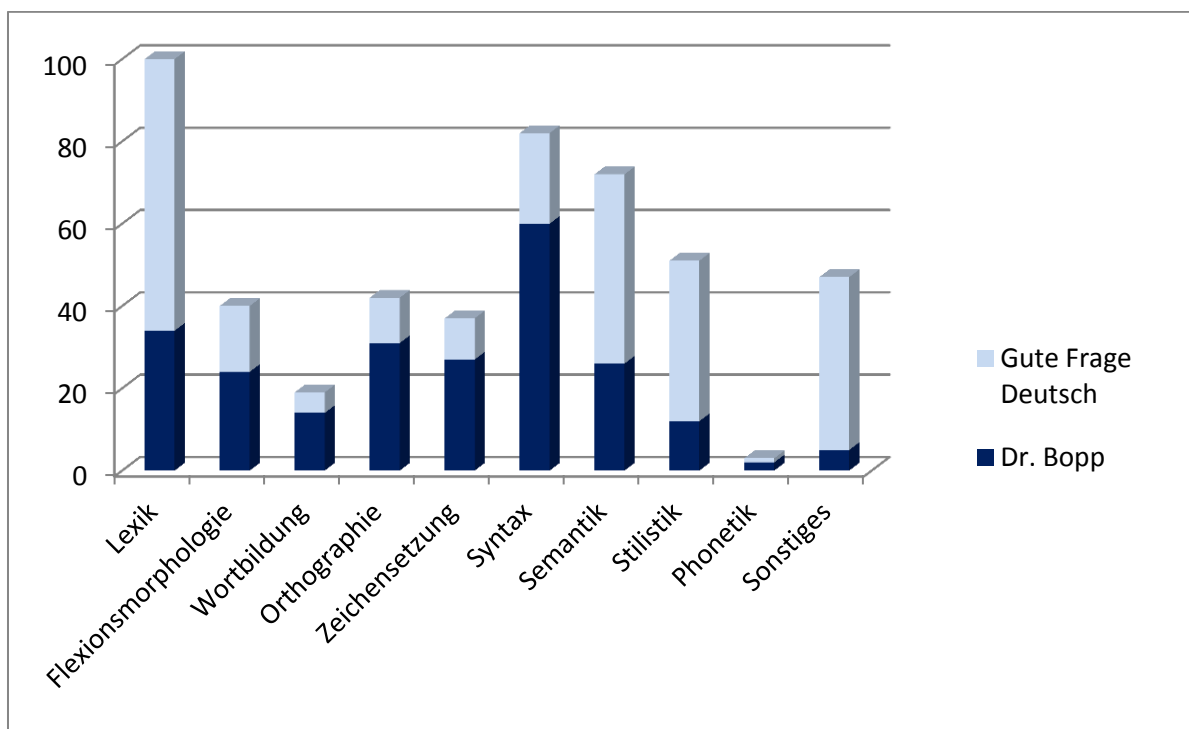


Abb. 3: Anfragekategorien bei „Gute Frage/deutsch“ und „Dr. Bopp“ im Zeitraum Jan. 2012-Aug. 2013 (Degel 2014)

Fragen zur Syntax, Zeichensetzung und Orthographie spielen beim Expertenblog eine wichtigere Rolle, Fragen zum Wortschatz, zur Angemessenheit des Sprachgebrauchs und „Sonstiges“ (worunter auch die Kategorisierungs- und Analysefragen fallen) stehen bei der Laienplattform im Vordergrund. Diese unterscheidet sich damit stark von den Ranglisten der traditionellen Sprachberatung (s. Abschnitt 2.4)

Den Löwenanteil der Grammatikfragen stellen die Bereiche Flexionsmorphologie und Präpositionalrektion. Besondere Probleme bereitet hier offenbar der Genitiv. Aus diesem Grund wurden exemplarisch jeweils 100 Fragen mit dem Stichwort *Genitiv* ausgewertet. Für die Laienplattform bedeutet das, dass die Anfragenden hier über ein grammatisches Grundwissen verfügen. Fragen zum Thema Genitiv sind auf beiden Plattformen überwiegend echte Zweifelsfallfragen, sei es, dass der Ratsuchende zwei oder mehr Varianten zur Beurteilung stellt (*des Dankes oder des Danks? Welche Formulierung ist richtig?* 13.11.2011), sei es, dass er eine Form auf ihre sprachliche Korrektheit hin beurteilt haben möchte (*Ist die folgende Formulierung von der Rechtschreibung (Grammatik, Zeichensetzung etc.) her korrekt?* 22.5.2015). Die „hausaufgabentypischen“ Kategorisierungsfragen treten hier bei Gute Frage etwas in den Hintergrund.

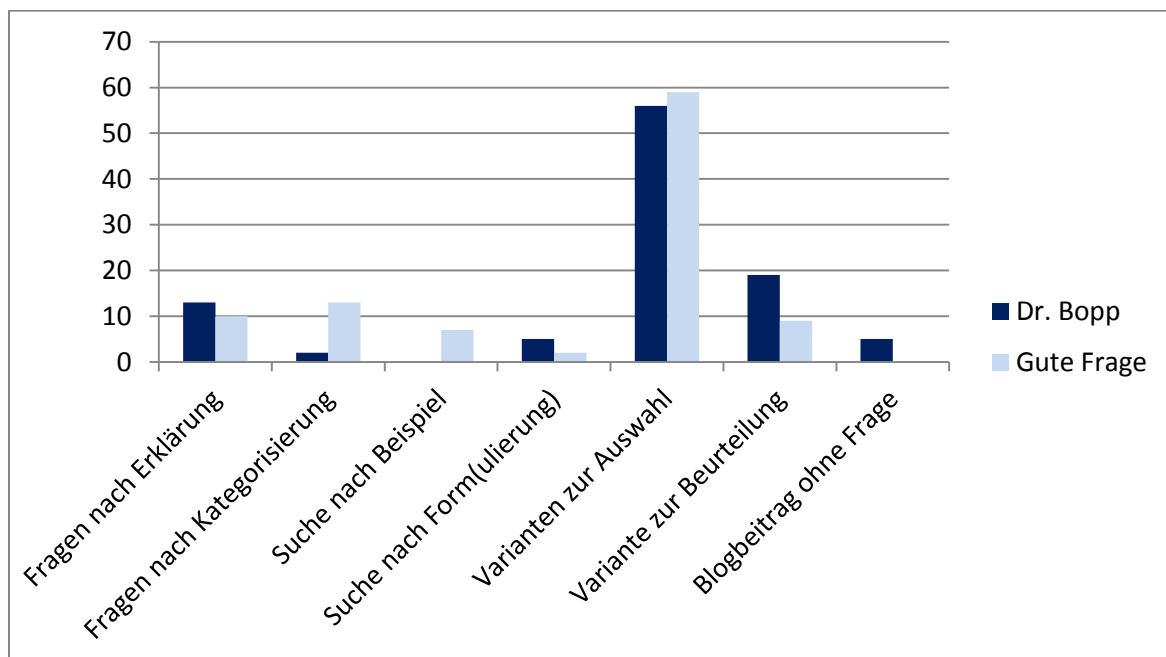


Abbildung 4: Art der Anfragen von je 100 Fragen mit Stichwort *Genitiv*: „Dr. Bopp“: 19.01.2015 – 07.11.2006, „Gute Frage/deutsch“: 03.02.2015 – 09.09.2009

In Bezug auf die speziellen Probleme mit dem Genitiv unterscheiden sich die beiden Plattformen weniger stark (s. Abb. 5). Den größten Anteil stellen auf beiden Plattformen jeweils Fragen zur Rektion von Präpositionen. Bei „Gute Frage“ fällt der hohe Anteil von Fragen nach der Distribution von silbischem und nicht-silbischem Genitiv (*des Kampfs* vs. *des Kampfes*) auf. Fragen zur Genitivbildung von komplexen Eigennamen, von Eigennamen mit auslautendem Zischlaut, Fremdwörtern und die Apostrophsetzung (*wegen des Tsunami(s)*), *Felix‘* vs. *Felixs*, *Charles Ehe* vs. *Charles‘ Ehe*, *Genitiv von Müller Jr.*, *aufgrund des großen Erfolgs unseres Blanc de Noir(s)*) beschäftigen die Nutzer beider Plattformen weitgehend gleichermaßen. Bei „Dr. Bopp“ treten häufiger Fragen zur Form komplexer NPen und nicht-substantivischer NP-Bestandteile auf (z.B. Partitivkonstruktionen wie *ein Strauß gelbe(r) Ro-*

sen). Eine Besonderheit sind Fragen, die mehr als einen Zweifelsfall in sich vereinen. Bei der Anfrage *Gesteinsbänder, entlang denen/deren/derer die Strecke verläuft* treffen gleich drei Variationsmöglichkeiten aufeinander, die jeweils auch im Zweifelsfälle-Duden thematisiert werden: die dreifach schwankende Kasusrektion der Präposition *entlang*, die wiederum mit zwei Positionsmöglichkeiten (Prä- und Postposition) interagiert und die Formvariation des Pronomens *derer/deren*. Ähnlich „verzwick“ ist die Präpositionalphrase *mit einem Stück ökologisch einwandfrei-em/-en Schweinebraten(s)*, da hier lokale Zweifelsfälle der Flexion von attributivem Adjektiv und Substantiv mit einem Zweifelsfall auf der Ebene der Phrase (Kasusrektion und damit Genitiv vs. Kasuskongruenz und damit Dativ) zusammentreffen.

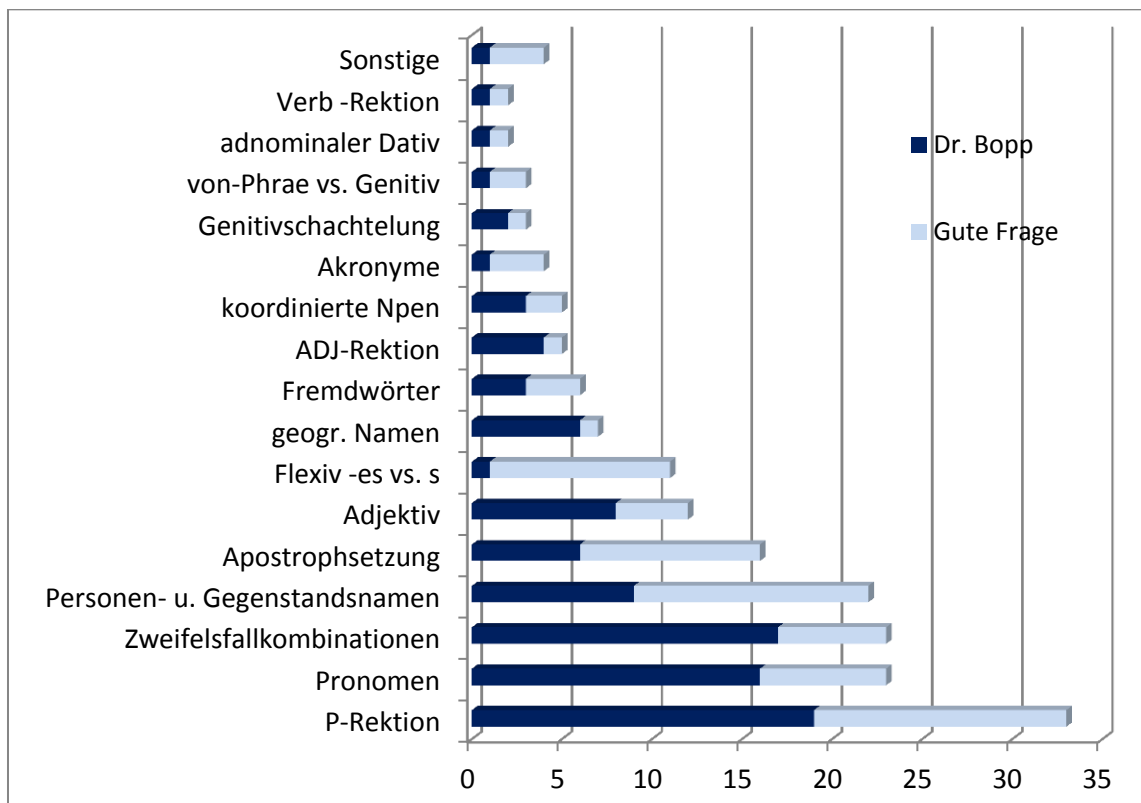


Abbildung 5: Problembereiche der Anfragen zum Genitiv

Bei einer noch feinkörnigeren Auswertung der genitivbezogenen Fragen zeigen sich wieder größere Unterschiede. Unter den Fragen zur Rektion von Präpositionen sind Vielfalt und Komplexität im Expertenblog deutlich größer als bei „Gute Frage“, wo oft nahezu identische Fragen auftreten, die sich auf wenige einfache Präpositionen (*wegen, während, aufgrund*) konzentrieren. Viele Nutzer stellen offenbar lieber selbst eine Frage, als die passende Antwort unter den schon vorhandenen Antworten oder gar in einem Nachschlagewerk herauszusuchen.

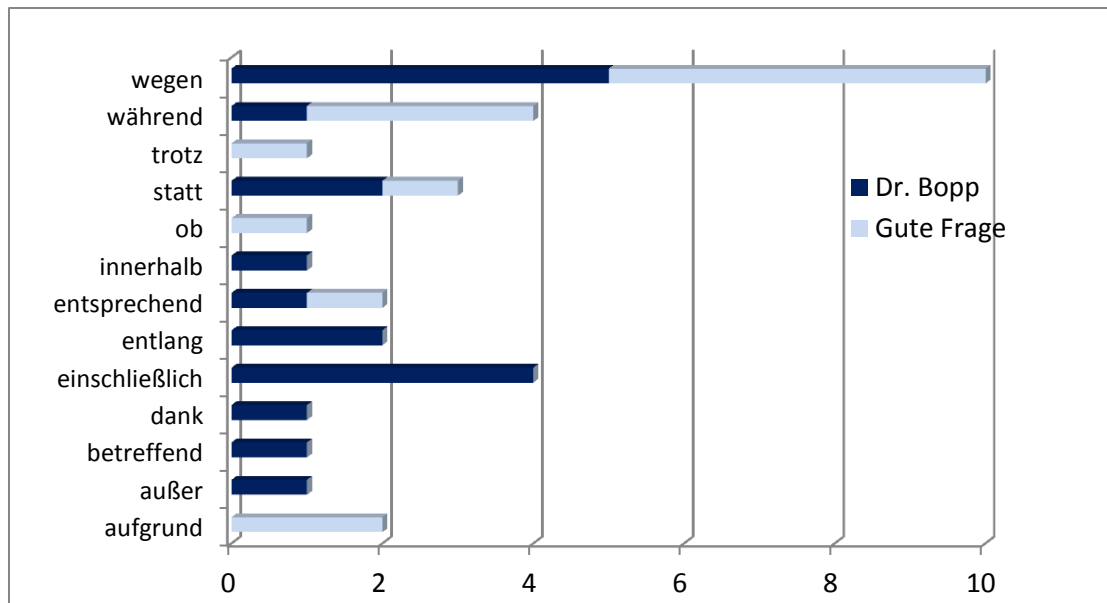


Abbildung 6: Anfragen zum Genitiv: Präpositionalrektion

Auch bei Fragen zur Bildung des Genitivs von Pronomina (Abb. 7) erweist sich der Expertenblog als ergiebiger und differenzierter, hier werden geradezu die tradierten Zweifelsfälle abgearbeitet. Die in der Fachliteratur ausgiebig behandelten Zweifelsfälle *deren* vs. *derer* oder *diesen Jahres* tauchen bei „Gute Frage“ überhaupt nicht auf.

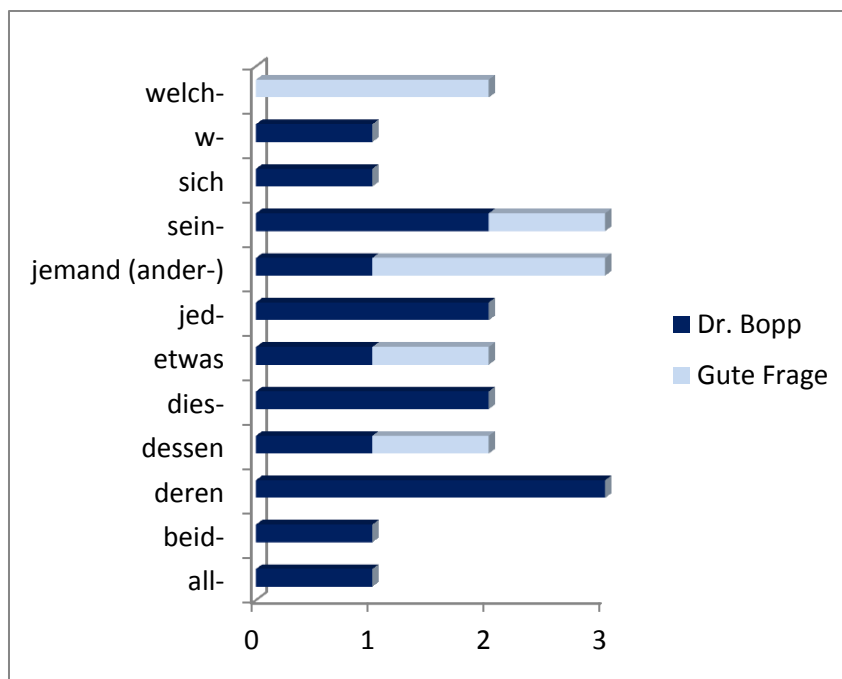


Abbildung 7: Anfragen zum Genitiv: Pronomina

Das grammatische Wissen der Anfragenden lässt sich aus mehreren Faktoren erschließen: Illustration des Problems durch eigene Beispiele, korrekte Verwendung grammatischer Terminologie, treffende Kategorisierung des Problems sowie Anführung eigener Überlegungen. Analogien oder Gegenbeispiele können als Hinweise auf höheres grammatisches Wissen der Nutzer angesehen werden. Die 100 ausgewerteten Anfragen zum Genitiv auf der Laienplattform (Abb. 8) zeigen, dass die Kategorisierung des Problems trotz Verwendung grammatischer Terminologie allenfalls in der Hälfte der Fälle korrekt ist und dass ein linguistisches

Argumentieren eher selten ist. Bei der Auswertung wurde unterschieden, ob die entsprechende Analysekategorie verwendet wurde, nicht verwendet wurde oder verwendet wurde, aber (aus Sicht des Linguisten) „nicht einschlägig“ war, d.h. entweder nicht korrekt oder nicht zielführend angewendet war.

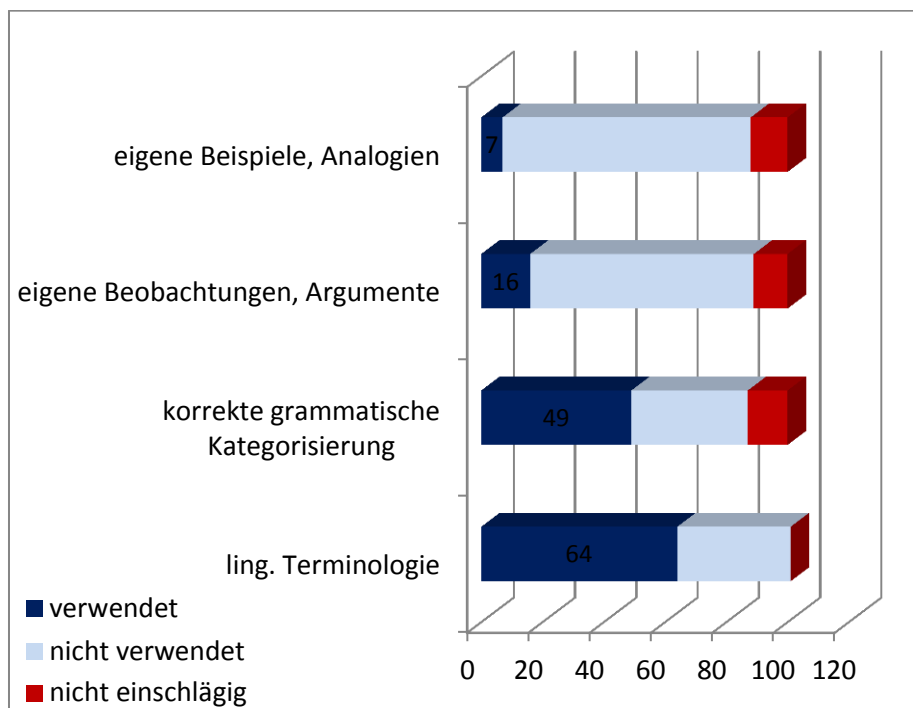


Abbildung 11: Linguistisches Wissen der Anfragenden bei Gute „Frage/deutsch“

Zur Illustration der Charakteristika der beiden Sprachberatungsplattformen werden im Folgenden einige typische Anfragen und Antworten zum Thema *Genitiv* angeführt.

Im ersten Beispiel aus dem Expertenblog wird nach der Kasusreaktion der Kollokation *bis einschließlich* gefragt, die z.B. in Duden Bd. 9 nicht vermerkt ist.<sup>8</sup> Die Frage ist knifflig, da die Präpositionen *bis* und *einschließlich* unterschiedliche Kasus regieren und zu klären ist, ob es sich um eine komplexe Präposition mit eigener Kasusreaktion oder um eine Kombination zweier Präpositionen handelt, wo (nach Duden) die Reaktion der zweiten ausschlaggebend ist. Die Frage kann also kaum durch schnelles Nachschlagen beantwortet werden.

## Noch einmal bis einschließlich

6. August 2012 um 13:47 - Autor: Dr. Bopp

### Frage

Heute bin ich beim Verfassen einer Nachricht über folgenden Satz gestolpert: „Ich bin bis einschließlich nächste(r) Woche im Urlaub.“ Wie heißt es richtig? Den Genitiv findet man häufig, der Akkusativ scheint mir jedoch logischer – es heißt ja auch „bis einschließlich nächsten Freitag/fünfzehnten Oktober“.

Abb. 9: Anfrage zur Rektion einer Präposition auf der Expertenplattform „Dr. Bopp“ (<http://canoo.net/blog/2012/08/06/noch-einmal-bis-einschliesslich/>)

<sup>8</sup> Duden online gibt zu *bis einschließlich* nur Angaben zu Schreibung, Silbentrennung und Akzentuierung, aber nicht zur Distribution. [http://www.duden.de/rechtschreibung/bis\\_einschliesslich](http://www.duden.de/rechtschreibung/bis_einschliesslich).

Der Ratsuchende benennt sein Problem als konkretes Formulierungsproblem und stellt zwei Ausdrucksvarianten zur Wahl. Das Problem – Kasusreaktion – ist korrekt zugeordnet und terminologisch adäquat benannt, der Verfasser liefert Analogien („es heißt ja auch“), argumentiert selbst unter Berufung auf eigene Beobachtungen, Sprachgefühl bzw. Sprach„logik“.

Als zweites Beispiel hier eine Anfrage zum Fugen-s auf „Gute Frage/deutsch“, für die kein konkreter Anlass genannt wird.



**Frage** von allgu007, 23.04.2012

**Gibt es eine Regel für das Genitiv-s bei zusammengesetzten Hauptwörtern?**

Ich komme oft ins Schleudern bei der Frage: Heißt es Kalbfleisch oder Kalbsfleisch? Heißt es Schweinshaxe oder Schweinehaxe? Heißt es Bootverleih oder Bootsverleih? ICH WILL ENDLICH EINE REGEL, DIE MIR SOLCH FRAGEN ÜBERFLÜSSIG MACHT.

6 Antworten Benachrichtigung erhalten

**Abb. 10: Anfrage zum Fugen-s auf „Gute Frage/deutsch“**

(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Die Kategorisierung des Phänomens als „Genitiv-s“ ist aus der Sicht des Linguisten nicht ausreichend präzise für eine fundierte Antwort, da unklar bleibt, auf welchen Gegenstandsausschnitt sich die Frage bezieht. Geht es nur um paradigmatische Fugenelemente – nur solche werden genannt – oder ist die Frage allgemeinerer Art und auch auf das Auftreten von Fugen-s, einschließlich unparadigmischer (z.B. bei Feminina wie *Freiheit-s-liebe*) gemünzt? In letzterem Fall, wenn nach einer allgemeingültigen Distributionsregel gefragt wird, handelt es sich um ein verständliches, aber nach Maßgabe der einschlägigen linguistischen Literatur kaum zu erfüllendes Anliegen. Auch hier werden vom Ratsuchenden zwei Varianten zur Wahl gestellt (*Kalbfleisch* vs. *Kalbsfleisch*) und analoge Beispiele angeführt. Die nicht der aktuell geltenden orthographischen Norm entsprechende durchgängige Großschreibung im letzten Satz soll wohl Ausdruck der Dringlichkeit des Anliegens sein.<sup>9</sup>

Auch die folgende Anfrage auf „Gute Frage“ geht von einer Beobachtung des Sprachgebrauchs aus, nämlich dem Titel eines Asterix-Bands. Der Genitiv von Eigennamen, insbesondere von solchen fremder Herkunft, gehört zum festen Inventar von Zweifelsfallsammlungen. Der Anfragende akzeptiert offenbar den Sprachgebrauch, sucht aber eine Erklärung dafür. Die metasprachliche Beschreibung des Phänomens ist – abgesehen vom falschen Genus bei *Genitiv* – in Bezug auf die Wortebene gut getroffen (während man auf Phrasenebene von einer vorhandenen genitivischen Markierung ausgehen würde). Der Nutzer argumentiert auch linguistisch, indem er implizit eine erwartete, aber hier eben nicht zutreffende Analogie heranzieht (*Annas Haus* – *das Haus Annas* vs. *Caesars Lorbeeren* – *die Lorbeeren des Caesar*).

<sup>9</sup> In der Netiquette der internetbasierten Kommunikation gilt die Großschreibung in der Regel als Schreien und damit als grob unhöfliches Verhalten. S. z.B. <https://de.wikipedia.org/wiki/Netiquette>; [http://www.helpster.de/in-der-chatsprache-gross-schreiben-bedeutung\\_182845](http://www.helpster.de/in-der-chatsprache-gross-schreiben-bedeutung_182845) – oder auch die einschlägige Kommunikation im Forum Gutefrage selbst: <http://www.gutefrage.net/frage/warum-darf-man-im-chat-nicht-dauerhaft-grossschreiben->



**Frage** von jlemonde, 09.01.2015 5

**Grammatik: die Lorbeeren des Cäsar: wieso wird Cäsar nicht wirklich ins Genitiv gesetzt?**

Warum sagt man also nicht "die Lorbeeren des Cäsars", wenn es doch Cäsars Lorbeeren sind??

Wie lautet die Regel?

Danke im Voraus

4 Antworten Benachrichtigung erhalten

**Abb. 11: Anfrage zum Genitiv bei Eigennamen auf „Gute Frage/deutsch“**  
 (<http://www.gutefrage.net/frage/grammatik-die-lorbeeren-des-caesar-wieso-wird-caesar-nicht-wirklich-ins-genitiv-gesetzt>)

Die beiden Beratungsplattformen unterscheiden sich in der kommunikativen Konstellation und den Rollen der beteiligten Akteure. Beim Expertenblog besteht die Kommunikation zwischen einem Ratsuchendem und einem Ratgeber, dessen meist sehr ausführliche Antwort aber in ca. der Hälfte der Fälle wiederum von weiteren Nutzern kommentiert wird. Meist sind es nur wenige Kommentare, wenn die Antwort des Sprachberaters aber Widerspruch hervorruft, können es auch schon 15 und mehr sein. Bei „Gute Frage“ können beliebig viele Nutzer selbst eine Anfrage beantworten und jede Antwort kann ihrerseits kommentiert werden. Die Kommunikation ist hier komplexer und involviert eine größere Anzahl von Beteiligten. Für den ausgewerteten Zeitraum lag die Spanne der Antworten zwischen 0 und 16 bei einem Mittelwert von 4,65 (Median: 4,0). Die Antworten lassen sich wie folgt charakterisieren:

- a. Sie geben eine Antwort auf die Frage, allerdings ohne Begründung oder Erklärung, sind in der Regel auch sehr kurz. Die angebotenen Lösungen wirken damit präskriptiv.
- b. Sie geben eine Antwort auf die Frage, begründen ihr Urteil oder ihre Entscheidung zwischen mehreren angebotenen Varianten mit der individuellen Sprachkompetenz („hört sich besser an, sieht auch besser aus“, „Eindeutig Lösung 4, der Rest ist grauenhaft“).
- c. Sie geben begründete Antworten mit Erklärung zum Regelsystem.
- d. Sie verweisen auf Varietäten, Register- oder Textsortengebundenheit.
- e. Sie verweisen auf andere Informationsquellen (z.B. Duden, Wiktionary, Google).
- f. Sie geben konkrete Tipps zu Vermeidungsstrategien.
- g. Sie weisen die Anfrage zurück, korrigieren sie oder gehen nicht auf die Frage ein.
- h. Sie sind (aus Sicht des Linguisten) falsch.

An den sechs Antworten auf die Frage nach dem „Genitiv-s bei zusammengesetzten Hauptwörtern“ (Fugen-s, Abb. 10) soll exemplarisch die Bandbreite der Antworten illustriert werden.





**Antwort**  
von Hansmanner, 23.04.2012

Eine Möglichkeit wäre bei solchen Worten einfach ein bisschen zu nuscheln. Solange die Leute noch grob verstehen was du meinst, gehen sie davon aus dass du es richtig gesagt hast.

1 Kommentar anzeigen

Abb. 12: Antwort 1/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Auf Antwort 1 treffen a (keine Begründung) und f (Vermeidungsstrategie) zu. Es wird eine Strategie empfohlen, die nur die Realisierung des Phänomens in der gesprochenen Sprache betrifft; es ist aber, auch aus der Erfahrung der vorliegenden Sprachberatungsdokumentationen, eher unwahrscheinlich, dass die Anfrage sich nur auf die gesprochene Sprache bezog. Auch der (einzige) Kommentar zu dieser Antwort geht wohl von dieser Vermutung aus und kommentiert entsprechend ironisch die Antwort: „und beim schreiben halt ein bisschen zu schmieren oder wie? :)“



**Antwort** von peterprunken, 23.04.2012  
1 Mitglied fand diese Antwort hilfreich

Schau mal hier:

[www.duden.de](http://www.duden.de)

Tolle Seite

Abb. 12: Antwort 2/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Antwort 2 gibt einen unspezifischen Hinweis auf eine professionelle Informationsquelle im Internet, es trifft e zu. Da die genannte Quelle weder mit konkreter Adressierung des Phänomens auf dieser Website noch mit Erläuterung passender Suchmodalitäten flankiert wird, ist sie für den Nutzer nur mit einem weiteren Zeitaufwand sinnvoll nutzbar, den er vermutlich gerade durch die Nutzung der Beratungsplattform zu vermeiden suchte.



**Antwort**  
von affenjungr, 23.04.2012

eine eindeutige regel gibt es leider nicht. es gibt aber richtlinien, die es einem leichter machen sollen.

[www.abzv.de/Newsletter/Download-Services/Fugen-s.pdf](http://www.abzv.de/Newsletter/Download-Services/Fugen-s.pdf)

das fugen s wird im beamtendeutsch sehr gerne weggelassen, was meiner meinung nach total dämlich und unnatürlich klingt. also für mich im zweifel immer *mit* fugen s. es ist aber so, dass sehr oft beide varianten grammatikalisch richtig sind. bei bundeswehr z.b. hieß es "essenmarke" und nicht essensmarke. zwar vergewaltigung der sprache, aber angeblich korrektes beamtendeutsch.

1 Kommentar anzeigen

Finden Sie diese Antwort hilfreich?  

Abb. 13: Antwort 3/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)



Antwort 3 ist problemläuternd, reflektiert die Reichweite von Regeln, verwendet korrekte grammatische Terminologie (Fugen-s), differenziert zwischen Varietäten und korreliert Form mit Varietät, legt sich also nicht auf eine Variante fest. Die Antwort zeigt also durchaus Expertise, das subjektive Geschmacksurteil („vergewaltigung der sprache“) unterscheidet sie aber wieder von der Expertenplattform. Es treffen b, c, d und e zu. Der Anfragende kommentiert diese Antwort positiv: „Danke! Deine Antwort bringt mich am weitesten (Weitesten? Schon wieder ein Problem...)!!!“



**Abb. 14: Antwort 4/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“**  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Antwort 4 verfolgt die Vermeidungsstrategie, ist aus linguistischer Sicht nicht relevant (Sprachgrenzen fallen nicht mit politischen Grenzen zusammen) und vielleicht als Hinweis auf einen schulischen Horizont des Antwortenden einzustufen. Es treffen g und h zu. Auch der Anfragende selbst lehnt diese Antwort in einem Kommentar ab: „Das beantwortet meine Frage nicht.“



**Abb. 15: Antwort 5/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“**  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Bei Antwort 5 wäre für den Anfragenden der Aufwand, daraus einen Gewinn zu ziehen, sehr hoch, da mit weiterem Nachschlageaufwand verbunden. Es trifft g zu. Die Antwort ist auf der Basis der Grice'schen Konversationsmaximen auch auf einer anderen Ebene zu interpretieren: Da der Anfrager explizit eine „Regel“ für die Verteilung von Fugenelementen sucht, kann er die Replik 5 nicht als Antwort auf die Frage verstehen, was der Antwortende natürlich weiß. Die Mitteilung muss, soll sie relevant sein, also eine andere sein: Sie lässt sich interpretieren als gezielter Hinweis des Antwortenden auf ein Wissensgefälle zwischen ihm und dem Fragesteller und könnte damit auch als Herabsetzung des Fragestellers verstanden werden.



**Abb. 16: Antwort 6/6 zur Frage nach dem Fugen-s auf „Gute Frage“**  
(<http://www.gutefrage.net/frage/gibt-es-eine-regel-fuer-das-genitiv-s-bei-zusammengesetzten-hauptwoertern>)

Antwort 6 ist widersprüchlich und uneindeutig. Falls mit „Genitivendung“ das Fugen-s und die Form des Erstglieds gemeint ist, was eine kongruente Antwort auf die Anfrage wäre (und von allen anderen auch so verstanden wurde), ist die Regel zu generell, da im angeführten Kompositum *der Schweinehaxe* kein -s auftritt. Der Antwortende scheint die Frage eher anders zu verstehen, als Frage nach der Kasusmarkierung, wenn das Kompositum im Genitiv erscheint. Auch in diesem Fall ist die Antwort zwar nicht falsch, um das Beispiel *der Schweinehaxe* in der angeführten Reihe von Komposita zu begründen, fehlt aber der argumentative Zwischenschritt „falls eine Genitivendung auftritt“.

Von den sechs Antworten ist also aus linguistischer Sicht vermutlich nur die Antwort 3 für den Nutzer hilfreich und fachlich einigermaßen fundiert; die Beurteilung aus der Sicht des Linguisten deckt sich hier durchaus mit der des Anfragenden, wie aus dem positiven Kommentar ersichtlich wird.

Bei „Gute Frage“ provozieren Antworten, die hier unter die Kategorien f, g, und h gerechnet wurden, öfter auch regulative Kommentare durch die Anfragenden selbst oder durch andere Mitglieder der community, so wie oben auf Antwort 1 und 4 oder wie die folgende Antwort auf die Frage nach den *Lorbeeren des Cäsar* (s. Abb. 11).

The screenshot shows a forum post on the platform 'Gute Frage/deutsch'. At the top left is a blue speech bubble icon with two white quotation marks. To its right is the word 'Antwort' in bold black text. Below this, it says 'von 25168, 09.01.2015' followed by a small eye icon and the number '1'. The main text of the answer is 'Des is latein da gibts keine logik nur auswendig lernen!'. Below the answer text are two interactive elements: a blue upward-pointing arrow next to the text '2 Kommentare verstecken' (which is enclosed in a dashed box), and the text 'Finden Sie diese Antwort hilfreich?' followed by two circular buttons with upward and downward arrows. Below these elements is a light gray box containing two comments. The first comment is from user 'jlemonde' on 09.01.2015 and reads: '"Des" ist nicht Latein. Das ist lauter deutsche Sprache mit einem Eigennamen.' The second comment is from user 'Bswss' on 09.01.2015 and reads: 'Ohne Latein-Fan zu sein: Dass Latein keine Logik enthält, ist mit Sicherheit eine irrige Behauptung.'

**Abb. 17: Antwort und Kommentare bei „Gute Frage/deutsch“ zur Frage *die Lorbeeren des Cäsar(s)*, 9.1.2015**  
(<http://www.gutefrage.net/frage/grammatik-die-lorbeeren-des-caesar-wieso-wird-caesar-nicht-wirklich-ins-genitiv-gesetzt>)

Wie Sprachgefühl und metasprachliches Wissen bei den Nutzern der Laienplattform ineinandergreifen, sei abschließend an den Antworten auf eine der dort am häufigsten gestellten Fragen zum Genitiv gezeigt, der Frage nach kurzer/nicht-silbischer Genitivform -s vs. langer/silbischer Genitivform -es, eine Frage, die bei der Expertenplattform kaum ins Gewicht fällt (vgl. Abb. 5).



**Frage** von snowwhiterose, 16.02.2013

**Welche Formulierung ist besser: "des Protests" oder "des Protestes"?**

Liebe Community, ich komme einfach nicht dahinter, ob "des Protests" oder "des Protestes" sich für den Titel einer wissenschaftlichen Arbeit besser eignet. Duden gibt keiner Schreibweise den Vorzug (wobei "Protestes" an erster Stelle steht [hat das vielleicht eine Bedeutung?]) <http://www.duden.de/rechtschreibung/Protest> ). Wer kennt sich aus und kann mich beraten? Ich danke euch herzlich für hilfreiche Antworten! Liebe Grüße

7 Antworten Benachrichtigung erhalten

**Abb. 18: Anfrage auf „Gute Frage/deutsch/Genitiv“: *des Protests* oder *des Protestes*?**  
(<http://www.gutefrage.net/frage/welche-formulierung-ist-besser-des-protests-oder-des-protestes>)

Der Fragesteller benennt eine Formulierungsalternative, die er in Bezug auf Textsorte und Stilschicht klar kontextualisiert. Die konsultierte Informationsquelle, der Rechtschreibduden in der online-Version, gibt beide Varianten unkommentiert an. Die Antworten auf der Ratgeberplattform oszillieren zwischen einer rein kompetenzbasierten Beurteilung (Antworten 1, 2, 3, 4, 5) und einer wissenschaftlichen Beurteilung (Antworten 6,7). Die Antworten 1 und 3 zeigen, dass die Ratgeber ein Verständnis von sprachlicher Variation haben.

1. In diesem Fall würde ich „des Protestes“ den Vorzug geben (von Schlaufuxx, 16.02.2013)
2. des Protestes klingt besser, sieht auch besser aus! (von summdidumm, 16.02.2013)
3. ich finde des Protestes hört sich besser an. ich glaube das andere ist umgangssprache (von dumername, 16.02.2013)
4. „des Protestes“ hört sich zwar besser an, richtig aber ist „des Protests“ (von koukol, 16.02.2013)
5. „Des Protestes“ hört sich professioneller an (von black6key, 16.02.2013)
6. Da mich das Thema interessiert, habe ich ein wenig intensiver gesucht und festgestellt, dass sich anscheinend der Duden beim Thema Fugenlaut dezent zurückhält. Da aber der Duden diese Schreibform kennt, würde ich des umgangssprachlichen Gebrauch(e)s bzw. des Lesefluss(e)s entsprechend in deinem Beispiel den Fugenlaut setzen, denn du schreibst wohl kaum eine Arbeit über den Gebrauch des Fugenlaut(e)s. (von Minxs, 17.02.2013)
7. Darüber habe ich auch schon nachgedacht und mir wurde gesagt, dass z. B. Protests „moderner“ sei, aber beide richtig sind. Und manchmal kommt es auch darauf an, was sich besser anhört. Ich finde es aber blöd, wenn man ein Wort so und ein Wort so schreibt. Wenn es einheitlich ist, wäre es besser. Also alles mit oder alles ohne „e“. Ist es nur ein Satz, würde ich Protestes schreiben. Kommt aber z. B. nochmal der Test vor, da würde sich Tests besser anhören. Da wäre das Einheitliche vorzuziehen. Meine Meinung. (von RosannaLena, 16.02.2013)

## 5 Ergebnisse und Folgerungen für Praxis und Forschung der Sprachberatung

Sprachberatungsplattformen im Internet erlauben genauere, realistischere und aktuellere Einblicke in das Sprachwissen und die sprachbezogenen Interessen linguistischer Laien als die

Dokumentationen von traditionellen Sprachberatungsangeboten, da die Anfragen und Antworten hier als Datenquellen für die Forschung direkt zugänglich sind. Die Inhalte der Anfragen repräsentieren in beiden Plattformen zum Teil den tradierten Zweifelsfallkanon, gehen aber weit darüber hinaus. Beim Expertenblog finden sich auffällig viele Anfragen zu sehr speziellen sprachlichen Problemen, denen kein bestimmtes Formulierungsanliegen zugrunde liegt, sondern eher eine Freude an „kniffligen“, teils recht konstruiert wirkenden Fragen der Grammatik, die in Nachschlagewerken nicht beantwortet werden. Gerade solche Anfragen können Aufschluss über das Vorhandensein von Systemlücken, konkurrierenden Regeln und Einzelgängertum im grammatischen System geben. Die Kommentare zu dieser Art von Fragen zeigen, dass diese Haltung von vielen Nutzern der Expertenplattform geteilt wird.

Bei „Gute Frage“ stehen konkrete Formulierungsprobleme im Vordergrund, nicht selten versuchen Nutzer, die Plattform für Dienstleistungen der Textkorrektur und -optimierung zu nutzen. Gerade die formulierungsbezogenen Fragen decken sich nur teilweise mit Zweifelsfällen. Viele der Fragen, etwa zur Orthographie und Interpunktion, zur Rektion von Präpositionen oder zum Genitiv von Substantiven könnten durch Konsultation von Sprachkodizes leicht beantwortet werden. Wird aber in den Fragen auf Kodizes Bezug genommen, dann eher als Aufweis einer Sackgasse. In den Antworten werden größtenteils die gleichen, online verfügbaren Kodizes als Hilfestellung angegeben.

Doch auch auf „Gute Frage“ finden sich Anfragen von Nutzern, die ein über die zweckrationale Motivation hinausgehendes Interesse an sprachlichen Strukturen haben und durch Alltagsbeobachtung zu ihrer Fragestellung veranlasst wurden. Hinzu kommen die vielen Fragen zur grammatischen Analyse und zum Gebrauch linguistischer Terminologie, die nicht mehr ausschließlich mit dem von den Plattform-Richtlinien gewünschten „Tipps und Tricks“, sondern nur mit fundiertem Fachwissen zu beantworten sind.

Stärker noch als die angefragten Gegenstände divergiert das metasprachliche Wissen der Nutzer der beiden Plattformen und ihre Einstellung zu Sprache. Die Nutzer von „Gute Frage“ erhoffen sich feste Regeln und setzen in erster Linie, wenn auch keineswegs immer ausschließlich, das eigene Sprach- und Stilgefühl als Maßstab. Ihr metasprachliches Wissen ist unzuverlässig und kann wohl auch kaum nach dem Prinzip von Crowd-Sourcing und Schwarm-Intelligenz genutzt werden. Im Prinzip lassen interaktive Plattformen dies zu, im Fall von „Gute Frage/deutsch“ scheitert das aber – außer an den Wissenslücken der Nutzer – schon an der im Schnitt geringen und in Einzelfällen auch gen Null gehenden Anzahl der Antworten (s. Abschnitt 4). Wenn z.B. auf die Anfrage, ob es *der Geburtstag meines Sohnes und dessen Vaters* oder *der Geburtstag meines Sohnes und dessen Vater* (von Baklava, 07.09.2013) heißen muss, drei Antworten sich für die erste Variante und drei für die zweite Variante entscheiden, ist der Ratsuchende genauso schlau wie zuvor.

Die Antworten der Nutzer der Laienplattform „Gute Frage/deutsch“ ähneln großteils der präskriptiven, außerwissenschaftlichen Traditionslinie der Stilkritiker einer weitgehend ungebrochenen Linie von Gustav Wustmann, Ludwig Reiners, Wolf Schneider und Bastian Sick. Charakteristisch für diese Tradition ist es, eigene Stilnormen und Geschmacksurteile, die wiederum bestimmten „Stilmoden“ folgen können, als allgemeingültige Sprachnormen zu präsentieren. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Empfehlungen der genannten Stilkritiker und der Sprachberatungsplattform besteht natürlich darin, dass letztere nicht auf der Einzelmeinung eines Kritikers basiert, der für sich Expertenstatus reklamiert, sondern auf einer breiteren Basis von Spracheinstellungen zustande kommt.

Die Expertenplattform „Dr. Bopp“ bedient dagegen eher die aufklärerische, wissenschafts- und datenbasierte Traditionslinie der Sprachberatung und zeigt vonseiten der Ratsuchenden ein über die Lösung eines Einzelfalls hinausgehendes Interesse an Sprache. Gegenüber der traditionellen Sprachberatung weisen die beiden Internetplattformen Mehrwerte auf. Bei beiden kommt die Kontaktfunktion neben der Informationsfunktion stark zum Tragen, bei „Gute Frage/deutsch“ erscheint die Kontaktpflege oft gegenüber der Informationsfunktion dominant.

- (4) Darüber habe ich auch schon nachgegrübel (von RosannaLena, 16.02.2013)
- (5) der satz ist komplett ok (sagt dir ein alter dichter) sehr lyrisch (du hast talent) von co-  
eleste, 25.05.2011)

Dafür weisen die Anfragen und oft auch die Antworten auf der Expertenplattform von Dr. Bopp gegenüber der traditionellen Sprachberatung einen stilistisch-ästhetischen Mehrwert auf, der den Beiträgen auf „Gute Frage/deutsch“ meist abgeht.

Sind die hier vorgestellten Plattformen nun ein Fall von Laienlinguistik im Sinne von Antos (1996)? Antos charakterisiert Laienlinguistik als eine praxisorientierte, außerwissenschaftliche „Ersatz- oder Alternativlinguistik“, „für Laien und häufig genug auch von Laien betrieben“ (Antos 1996: 25), die in Form von Publikationen und Trainings Lösungen für Sprach- und Kommunikationsprobleme anbietet, meist kommerziell betrieben wird und eher präskriptiv und normüberwachend agiert. Antos hat mit seinem Konzept von „Laienlinguistik“ vor allem ein kommerzielles Dienstleistungsangebot im Fokus, das ein von der Linguistik nicht bedientes Gebiet besetzt. Diese Charakteristik ist heute in mehrfacher Hinsicht revisionsbedürftig. Auf dem „Dienstleistungssektor“ gibt es mittlerweile gerade mit den Expertenplattformen (s. Tab. 1) linguistisch professionelle, für den Nutzer teilweise auch gebührenfrei zugängliche Angebote, die darauf abzielen, eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit herzustellen. Bei den Laienplattformen verfolgen die Nutzer selbst kein kommerzielles Interesse und maßen sich auch selbst meist keinen Experten-Status an. Die Urteilsbasis ist hier weitaus diffuser und heterogener: neben Geschmacksurteilen finden sich tradierte Normen, Gemeinplätze, kommunikative Strategien – aber eben auch linguistisches Wissen um Systematik, Variation und Dynamik von Sprache. Für die Nutzerforschung bieten gerade die Laienplattformen noch reichlich Material für die Erkundung der „Sprachbefindlichkeit“ und die Wege der Informationsbeschaffung der jüngeren Generation. Künftige Sprachkodifizierung müsste diesen Daten Rechnung tragen.

## 6 Literatur

- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. – In: InfoDaF 35. S. 64-84.
- Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik: Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen: Niemeyer.
- Antos, Gerd (2003): „Imperfektibles“ sprachliches Wissen. Theoretische Vorüberlegungen zu „sprachlichen Zweifelsfällen“. – In: Linguistik online 16/4.
- Bremerich-Vos, Albert (1991): Populäre rhetorische Ratgeber. Historisch-systematische Untersuchungen. Tübingen: de Gruyter.
- Bünting, Karl-Dieter und Ulrike Pospiech (1996): Das Sprachtelefon: Beobachtungen von Unsicherheiten und Unzufriedenheiten von Sprachteilhabern. – In: Böke, Karin, Matthias Jung und Martin Wengeler (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 121-127.

- Cölfen, Hermann (1996): Das Sprachtelefon an der Uni-GHS Essen – Ein Modell für ein neues Arbeitsfeld im Bereich der Linguistik. – In: OBST 53. S. 9-20.
- Degel, Dorothee (2014): Sprachberatung im Zeitalter des Web 2.0. Unveröff. Zulassungsarbeit zur ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien. FAU Erlangen-Nürnberg.
- Deutscher Sprachrat (2008): Die Sprachberatung der GfdS. Auswertung der telefonischen Anfragen von Januar bis Juni 2007. <http://www.deutscher-sprachrat.de/index.php?id=271>.
- Döring, Sandra und Jochen Geilfuß-Wolfgang (Hrsg.) (i.V.): Probleme der syntaktischen Kategorisierung: Einzelgänger, Außenseiter und mehr. Narr Verlag, Tübingen.
- Duden Bd. 9 (2007): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 5. Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (2011): Parlando, Mündlichkeit und neue Medien. Anmerkungen aus linguistischer Sicht. – In: Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften 33/2. S. 175-190.
- Eber, Franziska und Paul Rössler (i.d.B.): Modalisierte Assertionen in Kodizes. Zu Formulierungsstrategien im Duden-Band 9 „Richtiges und gutes Deutsch“.
- Förster, Uwe (2000): Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Beiträge aus drei Jahrzehnten. Hrsg. von der Gesellschaft für Deutsche Sprache. Mannheim u.a.: Duden.
- Frilling, Sabine (2004): Die Sprachberatung der GfdS. Resultate einer aktuellen Untersuchung. – In: Der Sprachdienst 2.
- Frilling, Sabine (2005): Die Sprachberatung der GfdS (II). Auswertung der Anfragen von November 2004 bis Januar 2005. – In: Der Sprachdienst 2.
- Geier, Ruth und Georg Schuppener (2007): Sprachberatung: Rechtschreibung und Grammatik. – In: Knapp, Karlfried (Hrsg.): Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen, Basel: Francke. S. 103-119.
- Greule, Albrecht (1995): Kriterien für die Bewertung von Sprachberatung. Sprachberatung als kommunikatives Ereignis. – In: Biere, Bernd Ulrich und Rudolf Hoberg (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatungspraxis. Tübingen: Narr. S. 29-36.
- Grieshammer, Ella, Franziska Liebetanz, Nora Peters und Jana Zegenhagen (2013): Zukunftsmodell Schreibberatung. Eine Anleitung zur Begleitung von Schreibenden im Studium. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Hennig, Mathilde (2010): Plädoyer für eine Grammatikbenutzungsforschung. – In: Deutsche Sprache 38/1. S. 19-42.
- Hennig, Mathilde und Melanie Löber (2010): Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken. – In: Bons, Iris, Thomas /Gloning und Dennis Kaltwasser (Hrsg.): Fest-Platte für Gerd Fritz. Gießen. <http://festschrift-gerd-fritz.de/>
- Hennig, Mathilde und Dennis Koch (i.d.B.): Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung. Das Beispiel [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de).
- Jäger, Ludwig, Christian Stetter und Michael Pfeiffer (1983): Das Aachener grammatische Telefon. Ein Erfahrungsbericht. – In: Der Deutschunterricht 35/4. S. 93-103.
- Klein, Wolf Peter (2006): Vergebens oder vergeblich? Ein Modell zur Analyse sprachlicher Zweifelsfälle. – In: Breindl, Eva, Lutz Gunkel und Bruno Strecker (Hrsg.): Grammatische Untersuchungen. Gisela Zifonun zum 60. Geburtstag. Tübingen: Narr. S. 581-600.
- Klein, Wolf Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? – In: Hagemann, Jörg, Wolf-Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg. S. 15-35.
- Mackowiak, Klaus und Karin Steffen (1991): Statistische Auswertung der Anfragen an das Grammatische Telefon. – In: Diskussion Deutsch 121. S. 518-535.
- Maitz, Péter und Stephan Elspaß (2007): Warum der Zwiebfisch nicht in den Unterricht gehört. – In: InfoDaF 34. S. 515-526.

- Müller, Gerhard (2000): Sprach- und Sprachnormenwandel. Ergebnisse öffentlicher Sprachberatung. – In: Wiesinger, Peter (Hrsg.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bern u.a.: Lang. S 187-193.
- Müller-Spitzer, Carolin (2014): Methoden der Wörterbuchbenutzungsforschung. – In: *Lexicographica* 30/1. S. 112–151.
- Neubauer, Skadi (2009): Gewinkt oder gewunken -welche Variante ist richtig? Tendenzen von Veränderungen im Sprachgebrauch aus Sicht der Sprachberatungsstelle der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Frankfurt a. M.: Lang.
- Nübling, Damaris (2005): Von in die über in'n und ins bis im. Die Klitisierung von Präposition und Artikel als „Grammatikalisierungsbaustelle“. – In: Leuschner, Thorsten, Tanja Mortelmans und Sarah De Groot (Hrsg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 105-131.
- Scholze-Stubenrecht, Werner (1991): Die Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion. – In: *Deutsche Sprache* 19. S. 178-182.
- Scholze-Stubenrecht, Werner (1995): Bewertungskriterien in der Duden-Sprachberatung. – In: Biere, Bernd Ulrich und Rudolf Hoberg (Hrsg.): *Bewertungskriterien in der Sprachberatungspraxis*. Tübingen: Narr. S. 55-61.
- Seelig, Barbara (2002): Probleme und Tendenzen des deutschen Sprachgebrauchs. Ein Ergebnisbericht der Sprachberatungsstelle „Grammatisches Telefon Potsdam“ aus dem Zeitraum Juni 1997 bis Dezember 2000. – In: *Sprachreport* 18. S. 2-7.
- Sproull, Lee und Manuel Arriaga (2007): Online Communities. – In: Bidgoli, H. (Hrsg.): *Handbook of Computer Networks*. Hoboken: Wiley. S. 898-914.
- Storrer, Angelika (2001): Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation. – In: Lehr, Andrea, Matthias Kammerer und Klaus-Pete Konerding (Hrsg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 439-465.
- Storrer, Angelika (2007): Grenzgänger. Problemfelder aus didaktischer Sicht. – In: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Wortarten*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 905-924.
- Topalovic, Elvira und Stephan Elspaß (2008): Die deutsche Sprache - ein Irrgarten? Ein linguistischer Wegweiser durch die Zwiebfisch-Kolumnen. – In: Denkler, Markus et al. (Hrsg.): *Frischwärts und unkaputtbar: Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. Münster: Aschendorff. S. 59-80.
- Wiegand, Herbert Ernst (1998): *Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie*. 1. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter.

# Rezeptionsorientierter Umgang mit Varianzausdrücken bei grammatischen Zweifelsfällen

STEPHANIE LOTZOW

## 1 Sprachberatung zwischen Sprachwissenschaft und Sprachöffentlichkeit

„Heißt es *am Dienstag, dem 19. April* oder *am Dienstag, den 19. April*?“ So könnte die Frage eines Nutzers lauten, der sich im Hinblick auf die Wahl einer der beiden Varianten unsicher ist und sich zur Klärung seines grammatischen Zweifelsfalls an Sprachberatungsstellen wendet oder (Online-)Nachschlagewerke heranzieht. Ein beliebtes Nachschlagewerk ist Band 9 „Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle“ der Dudenreihe. Ziel dieses Bandes ist es, dem Sprachbenutzer Hilfestellung bei der Wahl einer Variante zu bieten (vgl. Duden 9 2011: Vorwort). Dies geschieht einerseits über die Erklärung von grammatischer Varianz unter Verwendung von Varianzausdrücken<sup>1</sup> (wie etwa: *Variante X kommt häufig/selten vor* oder: *Variante Y ist standardsprachlich/veraltet*) und andererseits über die seit der 7. Auflage des Dudenbands 9 eingeführten Dudenempfehlungen, bei denen die empfohlene Variante im Text gelb markiert und damit auf den ersten Blick ersichtlich ist. Der Sprachbenutzer erhält damit (mehr oder weniger konkrete) Hinweise zur Auswahl einer Variante, möchte er doch häufig wissen, welche Variante richtig oder falsch ist.

Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ist die Klassifizierung einer Variante als richtig oder falsch bzw. korrekt oder nicht korrekt oftmals nicht möglich, da einerseits sprachsystematisch häufig mehrere Varianten möglich sind, und sich die moderne Linguistik andererseits als deskriptive Wissenschaft versteht, die Präskription und damit die konkrete Empfehlung bzw. Vorschrift einer Variante vermeiden möchte (vgl. Klein 2004). Dazwischen steht die Sprachberatung, die – sofern es sich um eine linguistisch motivierte Sprachberatung handelt – einerseits den Deskriptionsanspruch der Linguistik zu berücksichtigen versucht und „die Beobachtung des Sprach- und Schreibgebrauchs“ (Riegel 2007: 30) zur Aufgabe hat, und sich andererseits aber auch gegenüber den Sprachbenutzern verpflichtet fühlt, Beratung bei sprachlichen Zweifelsfällen zu bieten bzw. Hilfestellung bei der Auswahl einer Variante zu leisten. Um bei der Beschreibung grammatischer Varianz präskriptives Vokabular zu vermeiden, wird häufig auf die Verwendung von Varianz- oder Frequenzausdrücken zurückgegriffen, die dem Nutzer dadurch Hilfe bieten, dass sie eine Variante „variationslinguistisch verorten“ (Hennig/Hochscheid/Löber 2012: 97) oder die Häufigkeit ihres Gebrauchs anzeigen. Dabei ist unklar, wie Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen von den Benutzern wahrgenommen bzw. interpretiert werden.

Wie Hennig/Hochscheid/Löber (2012) feststellen, hat sich die Kennzeichnung von Varianten mit Varianzausdrücken als eine beliebte Strategie zur Bewältigung des Normativitätsdilemmas in der Grammatikographie und Lexikographie etabliert (vgl. auch Hausmann 1989).

---

<sup>1</sup> In Erweiterung des Verständnisses von Hennig/Hochscheid/Löber (2012) wird der Begriff ‚Varianzausdruck‘ in diesem Beitrag als Überbegriff für diasystematische und diachronische Ausdrücke sowie für Frequenzausdrücke als auch für präskriptive Ausdrücke verwendet (obwohl präskriptive Ausdrücke grammatische Varianz gewöhnlich ausschließen). Wenn nachfolgend auf eine bestimmte Art von Varianzausdrücken Bezug genommen wird (z. B. diasystematische Ausdrücke), so wird dies explizit benannt. Zur näheren Begriffsbestimmung siehe Kapitel 2.2.



Dabei weiß man noch sehr wenig darüber, wie die im Sinne von Klein (2004) autorseitig meist deskriptiv gemeinten Einordnungen von den Rezipienten gelesen werden. Deswegen wurde eine Nutzerstudie durchgeführt, in der die Wahrnehmung von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen bei grammatischen Zweifelsfällen untersucht wurde.<sup>2</sup> Die Studie konzentriert sich auf die Rezipienten und fokussiert insbesondere Personen mit schreibintensiven Berufen, die als potenzielle Nutzer von Duden 9 in Frage kommen. Den Teilnehmern der Studie wurden dabei Zweifelsfälle vorgelegt, bei denen jeweils zwei Varianten einander gegenübergestellt wurden (z. B. *beide Abgeordnete* vs. *beide Abgeordneten*), bei denen sich die Teilnehmer für eine der beiden Varianten entscheiden mussten. Die Entscheidung für eine der beiden Varianten basierte in einem ersten Schritt auf dem Sprachgefühl der Teilnehmer. In einem zweiten Schritt wurden ihnen für jeden Zweifelsfall Textstellen aus dem Dudenband 9 – Richtiges und gutes Deutsch (2011) und in einem Fall zusätzlich aus dem Dudenband 4 – Die Grammatik (2009) vorgelegt. Nach der Lektüre der Textstellen waren die Teilnehmer erneut aufgefordert, sich für eine der beiden Varianten zu entscheiden und diese Entscheidung zu begründen. Der Studie liegt die Annahme zugrunde, dass die in den Textstellen von Duden 9 vorhandenen Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen einen Einfluss auf die Wahl einer Variante haben können.

Ausgehend von Kleins mehrdimensionaler Betrachtung des Begriffspaars ‚Präskription und Deskription‘, bei der angenommen wird, dass vom Autor intendiert deskriptive Ausdrücke von den Rezipienten dennoch als präskriptiv wahrgenommen werden können (vgl. Klein 2004), wurde mit der Studie die Frage verfolgt, ab wann Varianzausdrücke bzw. Dudenempfehlungen eine kodifizierende Wirkung entfalten bzw. ab wann diese von den Benutzern als präskriptiv interpretiert werden. Diesbezüglich wurden aus den Ergebnissen der Studie Bedingungen zur Ermittlung eines Präskriptionspotenzials von Varianzausdrücken abgeleitet.

Im Folgenden werden zunächst die zugrunde liegenden theoretischen Konzepte der Studie erläutert. Diesbezüglich wird Kleins (2004) Konzept der mehrdimensionalen Betrachtung des Begriffspaars ‚Deskription vs. Präskription‘ beschrieben und unter Berücksichtigung der Ergebnisse, die aus der Studie abgeleitet wurden, erweitert. Anschließend wird das auf Henning/Hochscheid/Löber (2012) zurückgehende Konzept der Varianzausdrücke vorgestellt und im Zusammenhang mit den im Dudenband 9 (2011) vorhandenen Varianzausdrücken erläutert. In diesem Zusammenhang sollen auch Bedingungen für die Ermittlung des Präskriptionspotenzials von Varianzausdrücken erklärt werden. Im nächsten Abschnitt werden Vorgehensweise und Leitfragen der Studie vorgestellt, bevor anschließend ausgewählte Ergebnisse zur Wahrnehmung von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen statistisch ausgewertet und mit den theoretischen Überlegungen in Verbindung gebracht werden.

## 2 Grammatische Zweifelsfälle zwischen Norm und Varianz

Bedingung für das Bestehen eines grammatischen Zweifelsfalls ist die „Konkurrenz von mindestens zwei Varianten“ (Ágel 2008: 68). Die Existenz mehrerer Varianten kann laut Ágel auf die folgenden Gründe zurückgeführt werden:

„(i) System- oder Normfehler<sup>3</sup>, die eine Varietät betreffen [...]

---

<sup>2</sup> Die Studie habe ich im Rahmen meiner Masterarbeit durchgeführt. Der hier vorliegende Beitrag zeigt lediglich eine Auswahl von Ergebnissen und versteht sich deswegen als Zusammenfassung einer umfangreicheren Arbeit.

<sup>3</sup> Ágel bezieht sich in seinem Verständnis von System und Norm auf das Konzept von Coseriu (1988).

(ii) Normunsicherheiten, deren Quelle die gleichzeitige Beherrschung von mehreren Normen ist, die in verschiedenen Varietäten verankert sind.“ (Ágel 2008: 68)

Zweifelsfälle des Typs (i) können häufig über das Konzept der ‚konfligierenden Teilsysteme‘ erklärt werden (vgl. Ágel 2008). In diesen Fällen lässt das Sprachsystem einer Varietät (z. B. Standardsprache) mehrere Varianten zu, die jeweils einem Teilsystem (z. B. dem Teilsystem der starken und dem Teilsystem der schwachen Adjektivflexion) zugeordnet werden können: *beide junge Mädchen* vs. *beide jungen Mädchen*.<sup>4</sup> Bei Zweifelsfällen des Typs (ii) konfligieren hingegen die Systeme mehrerer Varietäten, was das folgende Beispiel illustriert, bei dem die Existenz mehrerer Varianten über diatopische Variation erklärt werden kann: *Norddeutschland: Rinderbraten* vs. *Süddeutschland, Österreich, Schweiz: Rindsbraten*.<sup>5</sup> Grammatische Zweifelsfälle befinden sich damit stets zwischen Norm und Varianz und im Hinblick auf ihre Beschreibung in Grammatiken oder Wörterbüchern wie Duden 9 im Spannungsfeld von Deskription und Präskription.

## 2.1 Präskription vs. Deskription: die Rolle des Rezipienten

Laut Klein versteht sich die moderne Linguistik als deskriptive (beschreibende) Wissenschaft, die „zugleich eine präskriptive (vorschreibende, ‚gesetzgebende‘) Ausrichtung vermeiden [will].“ (Klein 2004: 378). Ob eine Grammatik (oder im Falle von Duden 9 ein Wörterbuch, das einen nicht unerheblichen Anteil an sprachsystematischen Erklärungen enthält) als präskriptiv oder deskriptiv wahrgenommen wird, hänge jedoch von mehreren Dimensionen ab. Neben der Autor-, der Text- und der Datendimension schreibt Klein der Rezipientendimension eine ebenso wichtige Rolle zu, die nachfolgend den Schwerpunkt dieses Beitrags bildet und unter Einbezug der aus der Benutzerstudie hervorgegangenen Daten erweitert werden soll.

Zweifelsohne kann im Falle von Duden 9 von einem Sprachkodex im Sinne von Klein (2014) gesprochen werden: Bereits beim Betrachten der Autordimension wird deutlich, welchen Standpunkt die Dudenredaktion mit Band 9 verfolgt: Obwohl in Duden 9 nicht zuletzt wegen des Einflusses von Peter Eisenberg und Jan Georg Schneider seit der 6. und 7. Auflage des Bandes die Tendenz zur Deskription der modernen Linguistik berücksichtigt wird (zu erkennen an der Abnahme von „explizit wertende[m] Vokabular“ (Eisenberg 2007: 215); vgl. auch Schneider (2009)), spricht sich die Dudenredaktion im Vorwort des Bandes der 7. Auflage weiterhin für eine „normativ geregelte Standardsprache“ (Duden 9 2011: Vorwort) aus und bekennt sich zu einem sprachpflegerischen Ansatz. Der Normierungsanspruch liegt nicht zuletzt auch an der Verpflichtung der Sprachberatung gegenüber den Nutzern. Die Auswirkungen dieses sprachpflegerischen Selbstverständnisses zeigen sich vor allem beim Betrachten der Textdimension, beispielsweise am Titel des Bandes („Richtiges und gutes Deutsch“) oder anhand der Verwendung von (weiterhin vorhandenem) wertendem Vokabular (z. B. *richtig, falsch*), das zur Beschreibung von Varianten verwendet wird, und der in der 7. Auflage eingeführten Dudenempfehlungen.<sup>6</sup>

Wie Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen wahrgenommen werden, hängt letztlich auch von den Rezipienten selbst ab. Sie nehmen deswegen eine wichtige Rolle ein, weil es „durchaus möglich [sei], dass ein Autor intentional eine deskriptive Grammatik schreiben

<sup>4</sup> Vgl. Lemma ‚beide‘ (Duden 2011: 148).

<sup>5</sup> Vgl. Lemma ‚Rind-/ Rinder- / Rinds-‘ (Duden 2011: 792).

<sup>6</sup> Zur Häufigkeitsverteilung der in Duden 9 (2011) vorhandenen Varianzausdrücke siehe Tabelle 2 in Kapitel 2.2.

wollte, die aber von (manchen, vielen, allen) Rezipienten als präskriptive aufgefasst wird.“ (Klein 2004: 384). In diesem Zusammenhang wird in der IDS-Grammatik von einem „Normativitätsdilemma“ gesprochen, das wie folgt beschrieben wird: „Jeder in einer Grammatik kodifizierte Sprachgebrauch kann zur Norm erhoben werden, auch wenn die Autoren reine Deskription reklamieren.“ (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 6).

Klein nimmt weiterhin an, dass die Wahrnehmung von Grammatiken nicht nur allgemein von Rezipienten, sondern von bestimmten Rezipientengruppen abhängt (vgl. Klein 2004: 385). Diese Überlegung soll nun aufgegriffen und erweitert werden. Hierbei wird bereits vorab auf die Ergebnisse der durchgeführten Benutzerstudie zurückgegriffen, um diese als theoretische Grundlage zu nutzen. Eine qualitative Analyse der Teilnehmerdaten hat ergeben, dass bezüglich der Rezipienten zwischen *Benutzergruppen* und *Benutzertypen* unterschieden werden kann. Die Benutzergruppen (von Klein als ‚Rezipientengruppen‘ bezeichnet) leiten sich dabei aus den Berufen der Teilnehmer ab, die an der Benutzerstudie teilgenommen haben. Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Benutzergruppen:

	<b>Benutzergruppe</b>	<b>Berufe</b>
Wissens-schaftsnah	Gruppe 1: Universität (Linguistik)	Professor, Dozent/Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Student
	Gruppe 2: Universität (nicht Linguistik)	Professor, Dozent/Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Student
Wissens-schaftsfern	Gruppe 3: Schule	Lehrer/Referendar, Fachreferent
	Gruppe 4: Textproduktion	Übersetzer, Autor, Redakteur, Journalist, Texter, Schriftsetzer, Dramaturg
	Gruppe 5: Textkorrektur und -bewertung	Lektor, Korrektor
	Gruppe 6: Text und Öffentlichkeit	Pressesprecher, PR-Berater, Marketing-Manager
	Gruppe 7: Dokumentation und Archivierung	Bibliothekar, Dokumentar, Verwaltungsbeamter
	Gruppe 8: Sonstiges	Diplombiologe, Jurist/Rechtsanwalt, Arbeitslos, Keine Angabe

**Tabelle 1: Benutzergruppen**<sup>7</sup>

Bei den Benutzergruppen handelt es sich hauptsächlich um schreib- bzw. sprachintensive Berufsgruppen, da diese die Zielgruppe der Benutzerstudie bildeten. Die Berufe wurden aufgrund ihrer Ähnlichkeit bzw. Zugehörigkeit zu verschiedenen Domänen zu Gruppen zusammengefasst. Zusätzlich kann bei den Berufsgruppen zwischen wissenschaftsnahen Benutzergruppen (Gruppe 1 und 2) und wissenschaftsfernen Benutzergruppen (Gruppe 3 bis 8) differenziert werden. Innerhalb der wissenschaftsnahen Benutzergruppen wurde noch einmal differenziert zwischen einer fachnahen Benutzergruppe, die beruflich im Bereich der Linguistik an einer Universität tätig ist, und einer fachfernen Benutzergruppe, die beruflich zwar in der Wissenschaft tätig ist, nicht aber im Bereich Linguistik. Im Hinblick auf die Benutzergruppen stellt Klein die Hypothese auf, „dass eine Grammatik desto eher als präskriptiv aufgenommen wird, je wissenschaftsferner eine Rezipientengruppe angesiedelt ist“ (Klein 2004: 385).

Dies führt zu der Annahme, dass es neben den verschiedenen Benutzergruppen auch verschiedene Benutzertypen gibt. Bestätigt wird diese Annahme durch eine qualitative Auswertung der Freitextantworten aller Teilnehmer der Benutzerstudie. Aus der Analyse geht hervor,

<sup>7</sup> In Kapitel 3.1 wird im Hinblick auf die Berufsgruppen auch eine quantitative Auswertung erfolgen.

dass drei Arten von Benutzertypen unterschieden werden können: Der erste Benutzertyp möchte durch das Nachschlagen im Dudenband 9 wissen, wie der Zweifelsfall grammatisch erklärt werden kann und ist einem deskriptiven Erklärungsansatz bzw. grammatischer Varianz gegenüber aufgeschlossen („[...] *Ich begrüße es, dass mehrere Varianten nebeneinander richtig sein können. [...]*“)<sup>8</sup>. Der zweite Typ hat bei seinem Zweifelsfall bereits eine Präferenz für eine Variante und möchte durch das Nachschlagen im Duden 9 in seiner Meinung bestätigt bzw. abgesichert werden („[...] *Oft reicht mir, dass eine von mir gewählte Variante möglich ist.*“). Der dritte Typ erwartet beim Nachschlagen eine klare Tendenz für eine Variante und möchte wissen, welche Variante richtig und welche falsch ist („*Wäre schön, wenn klar gesagt würde: ‚Das ist richtig‘ oder ‚Das ist falsch‘*“). Ordnet man die Benutzertypen skalar an, so wäre der erste Benutzertyp auf einer Skala von maximal deskriptiv zu maximal präskriptiv am Pol der Deskription anzusiedeln, der zweite Benutzertyp zwischen beiden Polen, und der dritte Typ am Pol der Präskription.

Die Haltung der Benutzer bzw. ihre Herangehensweise an grammatische Zweifelsfälle kann auf Basis der angenommenen Benutzertypen ebenfalls in drei Fälle unterteilt werden. Wenn man davon ausgeht, dass bei einem Zweifelsfall zwei Varianten in Konkurrenz zueinander stehen, sind bezüglich der Benutzerhaltung folgende Szenarien denkbar: (a) Benutzertyp 1 wird aufgrund seines deskriptiven Verständnisses beide Varianten tolerieren („*ich hätte beides als gute Formen genommen*“), (b) Benutzertyp 2 wird eine Variante präferieren, toleriert jedoch auch die andere („*Ich persönlich würde die Reihung, also den Akkusativ vorziehen, die Erklärung des appositiven Dativs ist aber auch plausibel [...]*“), (c) Benutzertyp 3 wird wegen seines präskriptiven Verständnisses eine Variante präferieren und die andere Variante ausschließen („*entweder ‚Dienstag, den‘, oder ‚am Dienstag, dem‘ - egal wie gebräuchlich so eine ‚Mischform‘ ist, sie widerstrebt mir zutiefst.*“)

Einschränkend muss hierbei erwähnt werden, dass eine Ableitung der Benutzerhaltung aus den Benutzertypen in einem 1:1-Verhältnis zwar denkbar ist, jedoch nicht immer zutreffen muss. So kann es beispielsweise sein, dass Benutzertyp 1 aufgrund seiner deskriptiven Haltung zwar beide Varianten toleriert (Szenario (a)), durch einen gegebenen Kontext jedoch dazu gezwungen wird, sich für eine Variante zu entscheiden und damit eine andere Variante ausschließen muss (Szenario (c)). Ein solcher Kontext könnte beispielsweise eine Schreibsituation sein. Hierbei ist es zwar möglich, dass der Schreiber beide Varianten toleriert, jedoch muss er sich beim Verfassen seines Textes für eine Variante entscheiden, da die gleichzeitige Nennung beider Varianten ausgeschlossen ist.

Obengenannter Kontext wurde in der hier durchgeführten Benutzerstudie geschaffen. Die Teilnehmer waren aufgefordert, sich vorzustellen, einen schriftlichen Text zu verfassen und mussten sich bei den ihnen vorgelegten Zweifelsfällen jeweils für eine Variante von insgesamt zwei Varianten entscheiden bzw. eine Variante ausschließen. Aus den Ergebnissen der Studie kann diesbezüglich abgeleitet werden, dass es Benutzer mit niedriger und mit hoher Wechselbereitschaft gibt: Benutzer, die sich aufgrund ihres Sprachgefühls für Variante X entschieden haben, entschieden sich auch nach der Lektüre erneut für Variante X. Sie zeigen damit eine niedrige Wechselbereitschaft (Szenario (I)). Benutzer, die sich aufgrund ihres Sprachgefühls für Variante X entschieden haben, entschieden sich nach der Lektüre hingegen für Variante Y und zeigen damit eine hohe Wechselbereitschaft (Szenario (II)). Dabei wird

<sup>8</sup> Auf eine orthographische Korrektur bei den hier aufgeführten Antworten wurde verzichtet.

davon ausgegangen, dass Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen einen Einfluss auf die Wechselbereitschaft der Benutzer haben.<sup>9</sup>

Zum Zwecke der besseren Überschaubarkeit seien die Überlegungen zum Zusammenhang von Benutzergruppen, Benutzertypen, Benutzerhaltung und Wechselbereitschaft der Benutzer abschließend noch einmal visuell abgebildet:

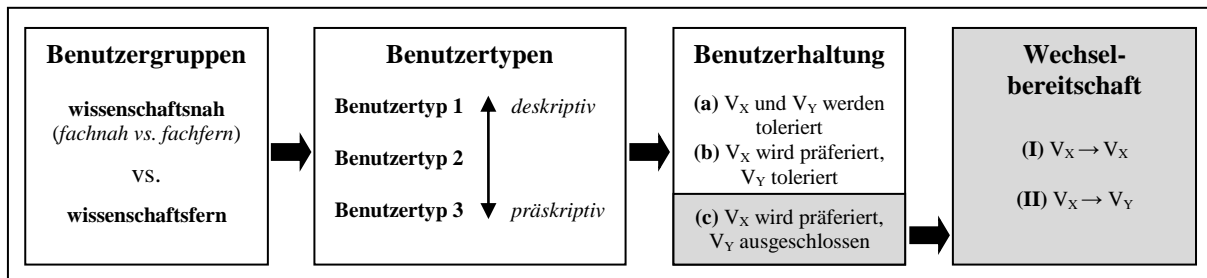


Abbildung 1: Zusammenhang zwischen Benutzergruppen, Benutzertypen, Benutzerhaltung und Wechselbereitschaft

Der (statistische) Zusammenhang zwischen Benutzergruppen und Benutzertypen sowie ihre Wechselbereitschaft wird bei der Auswertung der Ergebnisse thematisiert werden.

## 2.2 Varianzausdrücke

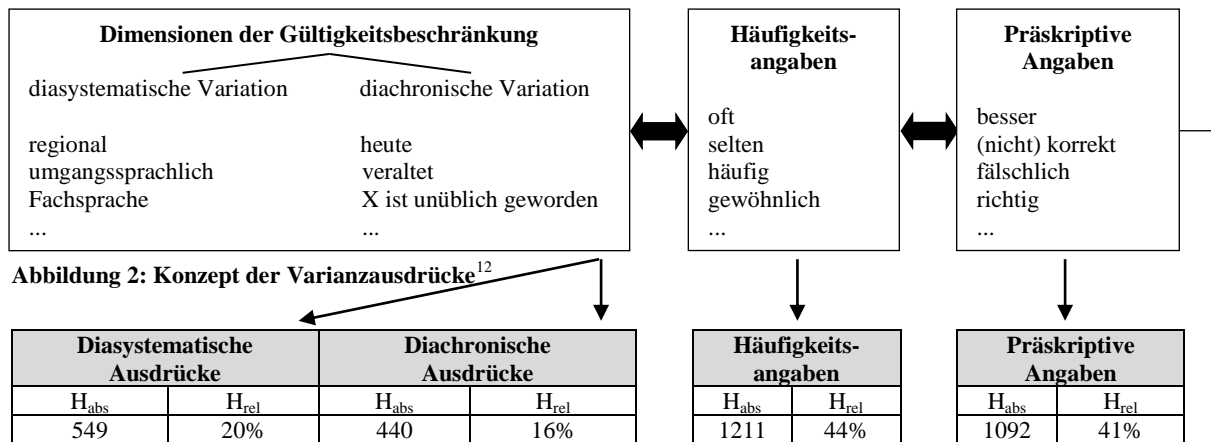
Die Entwicklung zu einem den Deskriptionsansprüchen der modernen Linguistik berücksichtigenden Wörterbuch bringt im Falle von Duden 9 als Konsequenz die Zunahme von Varianzausdrücken mit sich. Varianzausdrücke werden von Hennig/Hochscheid/Löber (2012) als „Ausdrücke, die die Varianten einer Variable variationslinguistisch verorten“ (ebd., 97), definiert, die „häufig im Zusammenspiel mit Frequenzangaben“ (ebd.) auftreten. Sie haben die Funktion, „die besprochenen Varianten im Sprachsystem des Deutschen zu verorten und dem Grammatikbenutzer eine Hilfestellung bei der Auswahl der für seine Situation passenden Variante zu leisten“ (ebd., 108).

In Anlehnung an Hennig/Hochscheid/Löber (2012) wird auch in diesem Beitrag zunächst zwischen den Dimensionen der Gültigkeitsbeschränkung, die diasystematische Variation und diachronische Variation umfassen, und der Gebrauchsfrequenz unterschieden. Die diasystematische Variation fasst dabei verschiedene Bereiche der Markierung von grammatischer Varianz zusammen. Im Falle von Duden 9 sind diatopische (z. B. *regional*), diatextuelle (z. B. *Werbesprache*), diamediale (z. B. *geschriebene / gesprochene Sprache*), diastratische (z. B. *gehobene Sprache*), diatechnische Markierungen (z. B. *Fachsprache der Musik*) sowie die Markierung von *Umgangssprache* und *Standardsprache* (nachfolgend ‚Basiskategorien‘ genannt) festzustellen.<sup>10</sup> Ebenfalls vorhanden sind Angaben, die den Gebrauch einer Variante aus diachronischer Perspektive beschreiben (z. B. *veraltet*). Die diasystematische und die diachronische Dimension werden schließlich als „linguistische Betrachtungsweisen“ (ebd., 106) bezeichnet und als „Dimensionen der Gültigkeitsbeschränkung“ (ebd.) zusammengefasst. Davon zu unterscheiden sind weiterhin Angaben zur Häufigkeit (z. B. *oft*), die „die Gebrauchsfrequenz als statistische Größe“ (Hennig/Hochscheid/Löber 2012: 106) angeben. Im Gegensatz dazu steht schließlich die Kategorie der präskriptiven (dianormativen) Ausdrücke (z. B. *korrekt*), mit deren Hilfe Varianten mit (explizit) wertendem Vokabular beschrieben

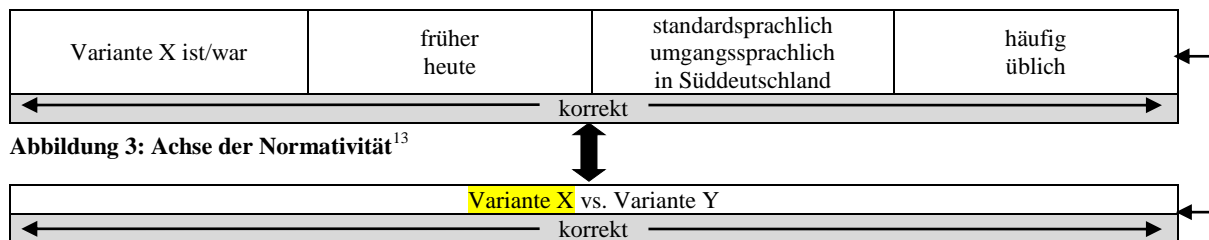
<sup>9</sup> Auf diese Annahme wird in Kapitel 2.2 näher eingegangen werden.

<sup>10</sup> Das Konzept der Markierung geht hierbei auf Hausmann (1989) zurück. Vgl. dazu insbesondere die Tabelle zur Markierung im Wörterbuch, S. 651.

werden.<sup>11</sup> Nachfolgend soll das Konzept der Varianzausdrücke noch einmal modellhaft dargestellt und erweitert werden:



**Tabelle 2: Varianzausdrücke in Duden 9**



**Abbildung 4: Konzept der Dudenempfehlungen**

Tabelle 2 spiegelt wider, wie häufig die verschiedenen Arten von Varianzausdrücken in der 7. Auflage des Duden 9 vertreten sind. Von insgesamt 6095 Lemmata, die im Duden 9 vorhanden sind, können 2693 Lemmata dem Bereich Grammatik zugeordnet werden. Damit nehmen die dem grammatischen Bereich zugeordneten Lemmata 44% aller Lemmata ein. Die in Tabelle 2 angegebenen Häufigkeiten beziehen sich in diesem Fall auf die 2693 Lemmata aus dem Bereich Grammatik. Der Tabelle ist zu entnehmen, dass zur Beschreibung grammatischer Varianz in Duden 9 am häufigsten Frequenzangaben verwendet werden, die bei insgesamt 1211 Lemmata auftreten. Obwohl präskriptive Ausdrücke seit der letzten Auflage bereits reduziert wurden, treten sie bei der Beschreibung von 1092 Lemmata auf und nehmen damit noch immer einen beträchtlichen Anteil ein. Weitaus weniger werden diasystematische und diachronische Ausdrücke zur Beschreibung grammatischer Varianz genutzt, die lediglich bei 549 bzw. 440 Lemmata auftreten.<sup>14</sup>

<sup>11</sup> In vielen Fällen wird mit der Negationspartikel *nicht* sogar eine Variante ausgeschlossen, wie der nachfolgende Eintrag aus dem Duden 9 (2011) zeigt: „**um**: Die Präposition *um* wird mit dem Akkusativ verbunden: *Sie wohnt um die Ecke. Sie trug eine Kette um den Hals. Sie saßen um den Tisch. Die Häuser rings um den (nicht: um dem) Hauptbahnhof. Er hat schwarze Ringe um die Augen (nicht: um den Augen).*“ (Ebd., 914). In diesem Fall ist fraglich, ob überhaupt von einem Zweifelsfall gesprochen werden kann, da hier keine Teilsysteme konfliktieren (die Präposition *um* regiert ausschließlich den Akkusativ) und somit auch nicht mehrere Varianten in Konkurrenz zueinander stehen. Grammatische Varianz wird auch in Fällen ausgeschlossen, in denen gänzlich auf Varianzausdrücke verzichtet und ausschließlich eine Variante vorgegeben wird, wie es beispielsweise beim Lemma ‚Tief‘ der Fall ist. Hierzu lautet der Eintrag im Duden 9 wie folgt: „Der Plural von *das Tief* lautet *die Tiefs*.“ (Ebd., 896).

<sup>12</sup> Entnommen aus Hennig/Hochscheid/Löber (2012: 107) und abgeändert (Austausch von Varianzausdrücken) sowie ergänzt durch präskriptive Ausdrücke.

<sup>13</sup> Ebd. Ebenfalls abgeändert (Austausch von Varianzausdrücken).

<sup>14</sup> Für weiterführende Auswertungen des Datenmaterials siehe Hennig (2016).

Zwar wirkt es so, als überwiege die Anzahl deskriptiver Ausdrücke (gemeint ist hier die Summe aus diasystematischen und diachronischen Angaben sowie Angaben zur Frequenz) mit einer Anzahl von 2200 gegenüber den präskriptiven Angaben mit einer Anzahl von 1092, allerdings ist nicht auszuschließen, dass Angaben zur Diasystematik, Diachronie oder Frequenz vom Benutzer auch als präskriptiv aufgefasst werden können und damit Präskription quasi implizit vorhanden ist, obwohl sie nicht explizit an der Sprachoberfläche zu erkennen oder gar vom Autor intendiert ist. Klein schreibt diesbezüglich:

„Nicht zu vergessen ist zudem, dass bereits in statistischen Angaben ein bewertender Zug liegt. Wird beispielsweise eine grammatische Variante als ‚selten‘ oder gar ‚unüblich‘ verzeichnet, so steckt darin eine Art Empfehlung im Zweifelsfall die häufigere Variante zu gebrauchen. Dasselbe gilt natürlich für stilistische Kennzeichnungen (z.B. ‚Umgangssprache‘, ‚gehoben‘, ‚salopp‘), die deskriptiv basiert sein können, aber aufgrund ihres sachlichen Gehalts oft präskriptive Konsequenzen nach sich ziehen.“ (Klein 2004: 394f.)

Auch Hennig/Hochscheid/Löber (2012) weisen darauf hin, dass Varianzausdrücke nicht nur hilfreich sein, sondern den Benutzer bei der Wahl einer Variante auch verunsichern können (vgl. ebd., 108). Die Verunsicherung der Benutzer kommt nicht zuletzt dadurch zustande, dass ihnen möglicherweise unklar ist, was die einzelnen Varianzausdrücke bedeuten bzw. wie diese zu interpretieren sind, und wird möglicherweise umso größer, wenn keine explizit präskriptiven Ausdrücke bei der Beschreibung mehrerer Varianten eines Zweifelsfalls verwendet werden: „Wenn eine Variante nicht explizit mit einem dianormativen Marker versehen ist, muss der Leser aufgrund der gemachten Angaben selbst auf die Korrektheit der Variante in einem bestimmten Kontext schließen“ (ebd., 107). Dies zeigt die von Hennig/Hochscheid/Löber (2012) konzipierte Achse der Normativität (s. Abb. 3).

Quer zur Achse der Normativität liegt schließlich das in der 7. Auflage des Duden 9 eingeführte Konzept der Dudenempfehlungen (s. Abb. 4). Im Gegensatz zur Achse der Normativität wird dem Benutzer nicht durch Varianzausdrücke, sondern durch gelb markierte Dudenempfehlungen eine Variante nahegelegt. Die Einführung der Dudenempfehlungen rechtfertigt die Dudenredaktion damit, dass „die Nutzerinnen und Nutzer häufig wissen möchten, welche von mehreren sprachlichen Varianten sie wählen sollen, um ihren Text angemessen zu gestalten. Denn häufig werden im Buch zwei Varianten gezeigt, die beide korrekt sind, sodass die Wahl schwerfällt“ (Duden 9 2011: 11). Die als Dudenempfehlungen markierten Varianten „wurzeln im **schriftlichen Standarddeutsch**“ (ebd.) und richten sich dementsprechend an all jene, „die einen Text verlässlich in schriftlichem Standarddeutsch verfassen wollen“ (ebd.). Dabei räumt die Dudenredaktion ein, dass mit der Markierung einer Variante als Dudenempfehlung „weniger häufig belegte standardsprachliche, regionale, fachliche oder stilistische Varianten“ (ebd.) nicht abgewertet würden oder falsch seien. Dennoch gilt auch für die Dudenempfehlungen das, was Klein (2004) bereits über statistische Angaben und stilistische Kennzeichnungen festgestellt hat. Um es in Kleins Worten zu sagen: Wird eine grammatische Variante von der Dudenredaktion gelb markiert, so steckt darin eine Art Empfehlung, im Zweifelsfall die Dudenempfehlung zu gebrauchen. Eine präskriptive Wahrnehmung der Dudenempfehlungen durch den Benutzer ist damit nicht auszuschließen.

Letztlich stellt sich deswegen die Frage nach dem Präskriptionspotenzial einzelner Ausdrücke bzw. ab wann ein Ausdruck vom Benutzer als präskriptiv wahrgenommen wird. Diesbezüglich soll noch einmal das Modell zur Wechselbereitschaft der Benutzer aufgegriffen und erweitert werden:

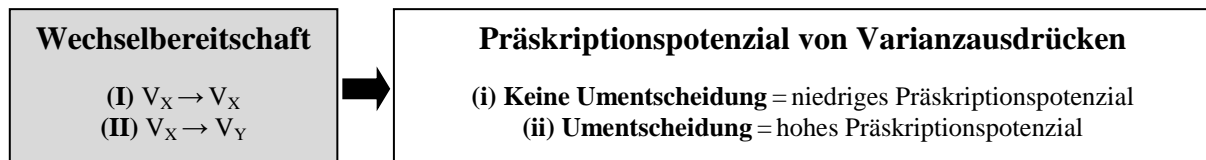


Abbildung 5: Zusammenhang von Wechselbereitschaft und Präskriptionspotenzial von Varianzausdrücken

Es wurde bereits angenommen, dass Teilnehmer der Studie, die sich nach der Lektüre erneut für dieselbe Variante entschieden haben, eine niedrige Wechselbereitschaft und Teilnehmer, die sich nach der Lektüre für eine andere Variante als die zuerst gewählte entschieden haben, eine hohe Wechselbereitschaft aufweisen. In letzterem Fall wird nun davon ausgegangen, dass der Wechsel von Variante X zu Variante Y durch das Präskriptionspotenzial von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen begründet werden kann. Dieses lässt sich auf die folgenden beiden Formeln reduzieren:

- (i) Wenn sich der Benutzer nach der Lektüre erneut für dieselbe Variante, die er zuvor aufgrund seines Sprachgefühls gewählt hat, entscheidet, besitzen diastematische, diachronische und präskriptive Ausdrücke sowie Häufigkeitsangaben und Dudenempfehlungen ein niedriges Präskriptionspotenzial und sind skalar betrachtet minimal präskriptiv.
- (ii) Wenn sich der Benutzer nach der Lektüre aufgrund von diastematischen, diachronischen, präskriptiven Ausdrücken, Häufigkeitsangaben oder Dudenempfehlungen für eine andere als die zuvor gewählte Variante entscheidet, besitzen diese ein hohes Präskriptionspotenzial und sind skalar betrachtet maximal präskriptiv.

Dass den Varianzausdrücken bzw. Dudenempfehlungen ein Präskriptionspotenzial und kein Deskriptionspotenzial unterstellt wird, mag möglicherweise einen negativen Eindruck erwecken. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass hier nicht davon ausgegangen wird, dass jeder Varianzausdruck von sich aus grundsätzlich präskriptiv ist, denn er könnte ebenso gut grundsätzlich deskriptiv sein. Die Annahme eines Präskriptionspotenzials stellt lediglich den Versuch dar, zu definieren, ab wann ein Ausdruck von den Nutzern als präskriptiv wahrgenommen wird. Die theoretischen Überlegungen zur Wahrnehmung von Varianzausdrücken und ihrem Präskriptionspotenzial sollen in den folgenden Kapiteln anhand der Ergebnisse der Benutzerstudie statistisch dargestellt werden.

### 3 Rezeption von Varianzausdrücken

Da sich die durchgeführte Benutzerstudie auf die Rezipientendimension konzentriert und entsprechend der Zielgruppe von Duden 9 insbesondere Personen mit schreibintensiven Berufen in den Fokus rückt, wurde die Nutzerstudie an einschlägige Berufsverbände in Deutschland versendet, deren Mitarbeiter als potenzielle Nutzer von Duden 9 in Frage kommen.<sup>15</sup> Mit der Konzentration auf die Rezipienten soll die Studie einen Beitrag zur Grammatikbenutzungsforschung leisten und untersuchen, was die Bedürfnisse der Sprachöffentlichkeit sind, sodass Nachschlagewerke wie Duden 9 besser an die Bedürfnisse der Nutzer angepasst und optimiert werden können.

Als Kontext der Studie wurde das Verfassen eines offiziellen Schreibens angegeben, wodurch die Teilnehmer gezwungen waren, sich für eine der beiden zur Wahl stehenden Varianten zu entscheiden, da in einem schriftlichen Text jeweils nur eine Variante verwendet werden

<sup>15</sup> Die Nutzerstudie wurde mit der Software *LimeSurvey* erstellt. Die Daten der Teilnehmer wurden in anonymisierter Form erfasst und vertraulich behandelt.



kann. Wie bereits in Kapitel 2.1 erläutert wurde, wurde die Befragung nach den Zweifelsfällen in drei Schritten durchgeführt: 1. Entscheidung für eine Variante nach Sprachgefühl, 2. erneute Entscheidung für eine Variante nach der Lektüre der Textstelle, 3. Begründung der Entscheidung. Die Teilnehmer wurden nach der Lektüre der Textstelle, in der der vorgelegte Zweifelsfall erklärt wurde, erneut gebeten, sich für eine Variante zu entscheiden, weil davon ausgegangen wird, dass die in den Textstellen vorhandenen Varianzausdrücke zur Beschreibung bzw. die Gelbmarkierung zur Empfehlung einer Variante einen Einfluss auf die Wahl für eine Variante haben kann. Der Einfluss von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen wurde dann an dem Faktor der Umentscheidung gemessen, wie bereits bei der Beschreibung zur Ermittlung des Präskriptionspotenzials im vorigen Kapitel erläutert wurde.

In einem Fall erhielten die Teilnehmer als Entscheidungshilfe neben der Textstelle aus Duden 9 auch eine Textstelle aus Duden 4 und wurden gebeten, sich nach der Lektüre beider Textstellen, die gleichzeitig eingeblendet und damit direkt vergleichbar waren, für eine Variante zu entscheiden und zu begründen, welche Textstelle sie im Hinblick auf die Entscheidung für eine Variante hilfreicher fanden. Dabei wurde offengelegt, dass es sich bei der zweiten Textstelle um einen Auszug aus Duden 4 handelt. Der Textstellenvergleich wurde insbesondere deswegen durchgeführt, weil in der Dudengrammatik keine Dudenempfehlungen vorhanden sind und die sprachsystematische Erklärung dort einen höheren Stellenwert hat.

Insgesamt wurden den Teilnehmern der Studie sieben Zweifelsfälle aus verschiedenen grammatischen Bereichen vorgelegt. Da dieser Beitrag lediglich ausgewählte Ergebnisse einer umfangreicheren Studie wiedergibt, werden nachfolgend nur drei von insgesamt sieben Zweifelsfällen aufgeführt.<sup>16</sup> Neben den Zweifelsfällen, anhand derer das Präskriptionspotenzial sowie die Wechselbereitschaft der Benutzer erläutert werden soll, werden des Weiteren auch Ergebnisse zur Funktion und zum Nutzen von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen vorgestellt, die in der Studie erhoben wurden. Die Wahrnehmung von Varianzausdrücken und Dudenempfehlungen soll dabei mit Kommentaren von Nutzern untermauert werden.

### 3.1 Ergebnisse

Insgesamt haben 250 Teilnehmer (199 Frauen und 51 Männer) die Nutzerstudie vollständig ausgefüllt. Die Auswertung der Daten zum Gebrauch von Nachschlagewerken hat ergeben, dass viele aktive Nutzer von Duden 9 mit der Benutzerstudie erreicht werden konnten (insgesamt 150 von 250 Teilnehmern) und insbesondere Nachschlagewerke wie Duden 9 und Duden 4 eine wichtige Rolle im beruflichen Alltag verschiedener Berufsgruppen einnehmen oder gar unerlässlich sind, was auf 234 Teilnehmer zutrifft. In Bezug auf den Beruf der Teilnehmer soll noch einmal die Tabelle mit den vorhandenen Berufsgruppen aufgeführt werden, die bereits in Kapitel 2.1 erläutert wurde. Die Tabelle wurde nun um die Anzahl der vorhandenen Teilnehmer in den jeweiligen Berufsgruppen ergänzt:

---

<sup>16</sup> Ich danke Prof. Dr. Mathilde Hennig, die die Durchführung einer Nutzerstudie im Rahmen meiner Masterthesis ermöglicht und diese durch die Verbreitung des Links zur Studie unterstützt hat. Mein Dank gilt weiterhin Dr. Kathrin Kunkel-Razum von der Dudenredaktion, die die Durchführung der Nutzerstudie befürwortet und zehn Dudenbände für die Verlosung im Rahmen der Studie zur Verfügung gestellt hat. Ich bedanke mich zudem bei allen Teilnehmern des wissenschaftlichen Kolloquiums unter Leitung von Prof. Dr. Mathilde Hennig für die Teilnahme an den Testläufen der Benutzerstudie.

	Benutzergruppe	Berufe	H <sub>abs</sub>	H <sub>rel</sub>
Wissenschaftsnah	Gruppe 1: Universität (Linguistik)	Professor, Dozent/Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Student	15	6%
	Gruppe 2: Universität (nicht Linguistik)	Professor, Dozent/Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Student	19	8%
Wissenschaftsfrem	Gruppe 3: Schule	Lehrer/Referendar, Fachreferent	8	3%
	Gruppe 4: Textproduktion	Übersetzer, Autor, Redakteur, Journalist, Texter, Schriftsetzer, Dramaturg	107	43%
	Gruppe 5: Textkorrektur und -bewertung	Lektor, Korrektor	37	15%
	Gruppe 6: Text und Öffentlichkeit	Pressesprecher, PR-Berater, Marketing-Manager	3	1%
	Gruppe 7: Dokumentation und Archivierung	Bibliothekar, Dokumentar, Verwaltungsbeamter	56	22%
	Gruppe 8: Sonstiges	Diplombiologe, Jurist/Rechtsanwalt, Arbeitslos, Keine Angabe	5	2%
	<b>Total</b>		<b>250</b>	<b>100%</b>

**Tabelle 3: Häufigkeit der Benutzergruppen**

Die wissenschaftsnahen Gruppen bestehen insgesamt aus 34 Teilnehmern und machen damit 14% der Gesamtzahl aller Teilnehmer aus.<sup>17</sup> Weitaus häufiger vertreten sind wissenschaftsferne Gruppen, die mit insgesamt 216 Teilnehmern vertreten sind und mit 86% überwiegen. Berufe, die dem Bereich Textproduktion zugeordnet sind, sind mit 107 Personen am häufigsten vertreten und machen insgesamt 43% aller Teilnehmer aus.

### 3.2 Zweifelsfälle

In einem ersten Schritt werden die Ergebnisse der Entscheidung nach Sprachgefühl und die Entscheidung für eine Variante nach der Entscheidungshilfe einander gegenübergestellt. Aus der Gegenüberstellung kann abgeleitet werden, wie viele Teilnehmer nach der Lektüre bei ihrer ersten Entscheidung geblieben sind und wie viele sich nach der Lektüre umentschieden haben. Diesbezüglich soll auch untersucht werden, welche Benutzergruppen ihre Wahl jeweils revidiert haben. Im zweiten Schritt werden die Begründungen für die Wahl einer Variante statistisch ausgewertet und mit Kommentaren der Teilnehmer aus den Freitexten untermauert. Anschließend wird das Präskriptionspotenzial von Varianzausdrücken bzw. Dudenempfehlungen gemessen. Schritt vier bezieht sich ausschließlich auf den Textvergleich von Duden 9 und Duden 4, bei dem zusätzlich ausgewertet wird, welche Textstelle die Teilnehmer als hilfreicher empfanden.

#### *Zweifelsfall 1 – beide Abgeordnete/n*

Der erste Zweifelsfall stammt aus dem Bereich der Nominalgruppenflexion. Die Teilnehmer konnten in der Studie zwischen den folgenden beiden Varianten wählen:

**Variante A:** Beide **Abgeordnete** haben verantwortungsvolle Aufgaben.

**Variante B:** Beide **Abgeordneten** haben verantwortungsvolle Aufgaben.

<sup>17</sup> Alle Prozentangaben werden nachfolgend gerundet und ohne Nachkommastelle angegeben.

Die schwach flektierte Form (Variante B) wird im Duden 9 mit einer Empfehlung versehen, was die Teilnehmer im zweiten Schritt durch die Vorlage der entsprechenden Textstelle aus Duden 9 erfahren haben. Die starke Form wird mit dem Frequenzausdruck ‚seltener‘ beschrieben (vgl. Lemma ‚beide‘ in Duden 9, 2011: 148).

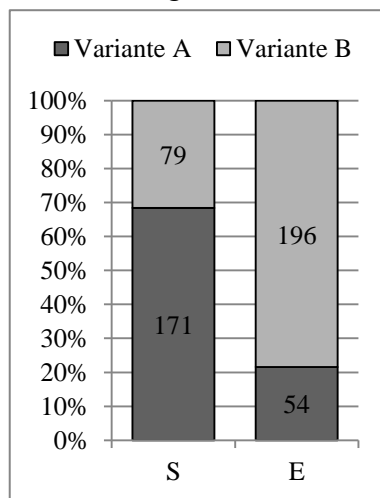


Abbildung 6 zeigt, dass sich insgesamt 171 Teilnehmer (68%) nach ihrem Sprachgefühl für Variante A (*beide Abgeordnete*) und 79 Teilnehmer (32%) für Variante B (*beide Abgeordneten*) entschieden haben. Die Wahl der Varianten nach der Entscheidungshilfe zeigt ein gegensätzliches Bild: Nach der Lektüre haben sich 196 Teilnehmer (78%) für Variante B entschieden, nur noch 54 Teilnehmer (22%) haben Variante A gewählt.

Tabelle 4 macht deutlich, wie viele Teilnehmer innerhalb der Benutzergruppen bei ihrer ersten Wahl geblieben sind und wie viele sich nach der Lektüre für eine andere Variante entschieden haben:

Abbildung 6: Z1: Sprachgefühl (S) vs. Entscheidungshilfe (E)

Zweifelsfall 1 - Umentscheidung (Benutzergruppen)					
Benutzergruppen	Variante A		Variante B		Total
	A → A	A → B	B → B	B → A	
Gruppe 1: Universität (Linguistik)	1 (17%)	5 (83%)	9 (100%)	0 (0%)	15
Gruppe 2: Universität (Nicht Linguistik)	2 (14%)	12 (86%)	5 (100%)	0 (0%)	19
Gruppe 3: Schule	0 (0%)	5 (100%)	3 (100%)	0 (0%)	8
Gruppe 4: Textproduktion	26 (35%)	49 (65%)	31 (97%)	1 (3%)	107
Gruppe 5: Textkorrektur u. -bewertung	5 (23%)	17 (77%)	14 (93%)	1 (7%)	37
Gruppe 6: Text u. Öffentlichkeit	0 (0%)	1 (100%)	2 (100%)	0 (0%)	3
Gruppe 7: Dokumentation u. Archivierung	15 (35%)	28 (65%)	12 (92%)	1 (8%)	56
Gruppe 8: Sonstiges	2 (40%)	3 (60%)	-	0 (0%)	5
<b>Total</b>	<b>51 (30%)</b>	<b>120 (70%)</b>	<b>76 (96%)</b>	<b>3 (4%)</b>	<b>250</b>

Tabelle 4: Z1: Umentscheidung der Benutzergruppen<sup>18</sup>

Insgesamt haben nach der Lektüre 120 Teilnehmer von Variante A zu Variante B gewechselt. Auffällig ist hierbei, dass sich sowohl in den wissenschaftsnahen als auch in den wissenschaftsfernen Gruppen jeweils mehr als die Hälfte aller Teilnehmer umentschieden haben. Lediglich drei Teilnehmer haben nach der Lektüre von Variante B zu Variante A gewechselt.

Die 54 Teilnehmer, die sich nach der Entscheidungshilfe für Variante A entschieden haben, haben als Erklärung überwiegend angegeben, dass die Erklärung in der Textstelle von Duden 9 (es werde nach ‚beide‘ häufig schwach flektiert) dem eigenen Sprachgefühl widerspricht und nicht überzeugend ist.<sup>19</sup> Kein Teilnehmer hat sich für Variante A entschieden, weil sie nicht als Empfehlung gekennzeichnet war; zwei Teilnehmer haben sich bewusst für den selteneren Gebrauch von Variante A entschieden.<sup>20</sup>

Im Hinblick auf Variante B, für die sich nach der Lektüre insgesamt 196 Teilnehmer entschieden haben, haben 120 Teilnehmer angegeben, sich dafür entschieden zu haben, weil die

<sup>18</sup> Zeilen, die mit „-“ versehen sind, bedeuten in diesem Fall, dass kein Teilnehmer aus Gruppe 8 zuvor Variante B gewählt hat und deswegen auch nicht dabei geblieben sein kann.

<sup>19</sup> Leider haben die Teilnehmer ihre Entscheidung für die seltenere Variante nicht begründet.

<sup>20</sup> Die Teilnehmer konnten aus vorgegebenen Antwortmöglichkeiten gleichzeitig mehrere Begründungen für die Wahl einer Variante angeben und/oder ihre Entscheidung in einem Freitext begründen.

Variante laut Duden 9 häufiger vorkomme. 79 Teilnehmer haben als Begründung für die Wahl der Variante die Dudenempfehlung genannt. In Bezug auf die Entscheidung für die als Dudenempfehlung markierte Variante äußern sich einige Teilnehmer wie folgt: „weil ich dem Duden mehr vertraue als meinem Sprachgefühl“ (Bibliothekar) und „ich habe mich für das gelb markierte entschieden, weil Verlage Wert auf die Verwendung der Duden-Empfehlung legen, inzwischen reine Gewohnheit“ (Übersetzer). Insbesondere der erste Kommentar zeigt deutlich, dass der Duden als Autorität wahrgenommen wird, wenn Unsicherheit in Bezug auf das eigene Sprachgefühl herrscht. Im zweiten Kommentar weist der Teilnehmer auf die berufliche Konvention hin, sich im Zweifel nach den Dudenempfehlungen zu richten.

In Bezug auf das Präskriptionspotenzial der Varianzausdrücke bzw. Dudenempfehlungen wird nun überprüft, ob diejenigen Teilnehmer, die sich nach der Lektüre unentschieden haben ( $A \rightarrow B$  oder  $B \rightarrow A$ ), als Begründung die Dudenempfehlung und/oder die Frequenzausdrücke genannt haben:

Zweifelsfall 1 - Präskriptionspotenzial			
Wechsel der Varianten	A → B		B → A
Begründung	DE	VA (häufiger)	VA (selten)
Anzahl	83	56	0

Tabelle 5: Z1: Präskriptionspotenzial

Insgesamt haben 83 von 120 Teilnehmern (69%), die von A zu B gewechselt haben, die Dudenempfehlung als Grund genannt, 56 von 120 Teilnehmern (47%) haben den Varianzausdruck ‚häufig‘ als Begründung angegeben. Damit besitzen Dudenempfehlung und Frequenzausdruck bei Zweifelsfall 1 ein hohes Präskriptionspotenzial. Zwar sind insgesamt auch vier Teilnehmer von B zu A gewechselt, jedoch hat keiner von ihnen den Frequenzausdruck ‚selten‘ als Grund für die Umentscheidung angegeben. Damit besitzt dieser lediglich ein niedriges Präskriptionspotenzial.

#### Zweifelsfall 2 – ungerechnet der/die

Bei Zweifelsfall 2 geht es um den Gebrauch von ‚ungerechnet‘ als Präposition, die den Genitiv regiert (Variante B), oder den Gebrauch als satzwertige Partizipial- bzw. Adjektivgruppe (Variante A). Letzterer Gebrauch kommt laut Duden häufiger vor und ist zudem als Dudenempfehlung markiert (vgl. Lemma ‚ungerechnet‘, Duden 2011: 926). Die beiden zur Wahl stehenden Varianten lauteten wie folgt:

**Variante A:** Die Wohnung kostet 800€, **ungerechnet die** Nebenkosten.

**Variante B:** Die Wohnung kostet 800€, **ungerechnet der** Nebenkosten.

Hierbei haben sich insgesamt 81 Teilnehmer (32%) nach ihrem Sprachgefühl für Variante A (*ungerechnet die*) und die Mehrheit der Teilnehmer, insgesamt 169 Teilnehmer (68%), für Variante B (*ungerechnet der*) entschieden. Nach der Lektüre der Entscheidungshilfe haben sich schließlich 127 Teilnehmer (51%) für Variante A entschieden und 123 Teilnehmer (49%) für Variante B. Anders als bei Zweifelsfall 1 liegt bei diesem Fall keine hohe Wechselbereitschaft vor. Auffällig ist, dass die Wahl der Varianten nach der Lektüre nahezu gleich verteilt ist.

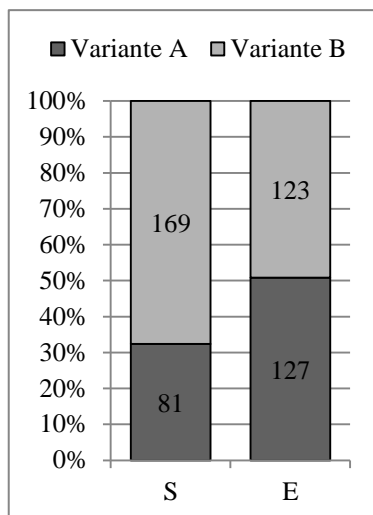


Abbildung 7: Z2: Sprachgefühl (S) vs. Entscheidungshilfe (E)

Tabelle 6 zeigt, welche Benutzergruppen nach der Lektüre der Entscheidungshilfe bei ihrer ersten Wahl geblieben sind und welche sich umentschieden haben:

Zweifelsfall 2 - Umentscheidung (Benutzergruppen)					
Benutzergruppen	Umentscheidung		Umentscheidung		Total
	Variante A	Variante B	Variante A	Variante B	
Gruppe 1: Universität (Linguistik)	3 (75%)	1 (25%)	7 (64%)	4 (36%)	15
Gruppe 2: Universität (Nicht Linguistik)	2 (50%)	2 (50%)	8 (53%)	7 (47%)	19
Gruppe 3: Schule	0 (0%)	1 (100%)	4 (57%)	3 (43%)	8
Gruppe 4: Textproduktion	36 (88%)	5 (12%)	42 (64%)	24 (36%)	107
Gruppe 5: Textkorrektur u. -bewertung	11 (85%)	2 (15%)	14 (58%)	10 (42%)	37
Gruppe 6: Text u. Öffentlichkeit	1 (100%)	0 (0%)	0 (0%)	2 (100%)	3
Gruppe 7: Dokumentation u. Archivierung	12 (80%)	3 (20%)	30 (73%)	11 (27%)	56
Gruppe 8: Sonstiges	1 (50%)	1 (50%)	3 (100%)	0 (0%)	5
<b>Total</b>	<b>66 (81%)</b>	<b>15 (19%)</b>	<b>108 (64%)</b>	<b>61 (36%)</b>	<b>250</b>

Tabelle 6: Z2: Umentscheidung der Benutzergruppen

Tabelle 6 ist zu entnehmen, dass sowohl bei Variante A als auch bei Variante B die Anzahl der Teilnehmer, die bei ihrer ersten Entscheidung geblieben sind, wesentlich höher ist als die Anzahl der Teilnehmer, die sich nach der Entscheidungshilfe für eine andere als die zuerst gewählte Variante entschieden haben. Trotz der Tatsache, dass Variante A als Dudenempfehlung markiert ist, sind 108 Teilnehmer auch nach der Lektüre bei der unmarkierten Variante B geblieben, was offensichtlich mit dem Prestigewert des Genitivs verbunden ist, wie einigen Nutzerkommentaren entnommen werden kann. Was die Umentscheidung betrifft, so überwiegt hierbei dennoch die Anzahl der Teilnehmer, die von Variante B zu Variante A (die als Dudenempfehlung markiert ist) gewechselt haben. Eine hohe Wechselbereitschaft zeigen hierbei die wissenschaftsfernen Gruppen 3, 5 und 6 (wobei Letztere wenig repräsentativ ist) sowie die wissenschaftsnahe Gruppe 2.

Von 127 Teilnehmern, die sich für Variante A entschieden haben, fühlen sich 61 Teilnehmer in ihrem Sprachgefühl bestätigt und haben sich deswegen für diese Variante entschieden. Bei 59 Teilnehmern führte die Dudenempfehlung zur Wahl der Variante, weitere 21 Teilnehmer nannten Frequenz als Grund für die Wahl, da Variante A häufiger aufträte als Variante B. Auch bei Variante B gaben die meisten Teilnehmer (58) an, sich wegen ihres

Sprachgefühls für diese Variante entschieden zu haben. Besonders auffällig ist, dass sich vier Teilnehmer bewusst für die seltenere Variante B und sechs Teilnehmer bewusst gegen die Dudenempfehlung entschieden haben.<sup>21</sup> Die Erklärung in der Textstelle und die Empfehlung der Dudenredaktion, gerade nicht die Genitivvariante zu wählen, konnte einen Großteil der Teilnehmer an dieser Stelle nicht überzeugen, wie der Kommentar eines Teilnehmers verdeutlicht: „*verstehe nicht, warum zuerst gesagt wird, dass der Genitiv verwendet werden sollte, dann aber "ungerechnet die" empfohlen wird (verstehe den Unterschied zwischen beiden Satzbeispielen nicht)*“ (Student der Anglistik/Diplomübersetzer).

Das ermittelte Präskriptionspotenzial für die vorhandenen Varianzausdrücke bzw. für die Dudenempfehlung kann der nachfolgenden Tabelle entnommen werden:

Zweifelsfall 2 - Präskriptionspotenzial				
Wechsel der Varianten	A → B		B → A	
Begründung	Gegen DE	VA (selten)	DE	VA (häufiger)
Anzahl	3	0	30	11

Tabelle 7: Z2: Präskriptionspotenzial

Die Auswertung ergibt, dass bei Zweifelsfall 2 zwar insgesamt 15 Teilnehmer von Variante A zu Variante B gewechselt sind, der Frequenzausdruck ‚selten‘ jedoch nicht der Grund für die Umentscheidung war. Damit besitzt ‚selten‘ auch in diesem Fall nur ein niedriges Präskriptionspotenzial. Bei drei von sechs Teilnehmern hat die Tatsache, dass die Variante nicht als Dudenempfehlung gekennzeichnet war, sogar ebenfalls zu einer Umentscheidung geführt. Bei dem Wechsel von Variante B zu Variante A haben sich 11 von 59 Teilnehmern (19%) aufgrund des Frequenzausdruckes ‚häufiger‘ umentschieden. Damit besitzt der Ausdruck auch bei diesem Zweifelsfall ein hohes Präskriptionspotenzial. Ein noch größeres Präskriptionspotenzial weist die Dudenempfehlung auf, die von insgesamt 30 von 59 Teilnehmern (51%) als Grund für den Wechsel angegeben wurde.

Trotz der Tatsache, dass die Dudenempfehlung und der Frequenzausdruck ‚häufiger‘ bei Zweifelsfall 2 ein hohes Präskriptionspotenzial aufweisen, ist ein Großteil der Teilnehmer nach der Lektüre der Entscheidungshilfe bei der ersten Entscheidung geblieben und zeigt damit keine hohe Wechselbereitschaft. Insgesamt haben bei Zweifelsfall 2 die Teilnehmer bezüglich der Wahl einer Variante mehr ihrem Sprachgefühl vertraut und sich teilweise sogar bewusst gegen die Dudenempfehlung entschieden, was offensichtlich daran liegt, dass die Genitivvariante eher dem Sprachgefühl entspricht und noch immer einen gewissen Prestigewert genießt, während der Gebrauch von ‚ungerechnet‘ als satzwertige Partizipial- oder Adjektivgruppe weniger dem eigenen Sprachgefühl entspricht.

### Zweifelsfall 3 – am Montag, dem/den

Bei Zweifelsfall 3 geht es um Kongruenz im Kasus im Bereich der lockeren Apposition. Die zu Wahl stehenden Varianten lauten wie folgt:

**Variante A:** Die Pressekonferenz findet am Montag, **dem** 14. April, statt.

**Variante B:** Die Pressekonferenz findet am Montag, **den** 14. April, statt.

<sup>21</sup> Die Teilnehmer, die sich bewusst für die seltenere Variante entschieden haben, haben ihre Wahl leider nicht kommentiert.

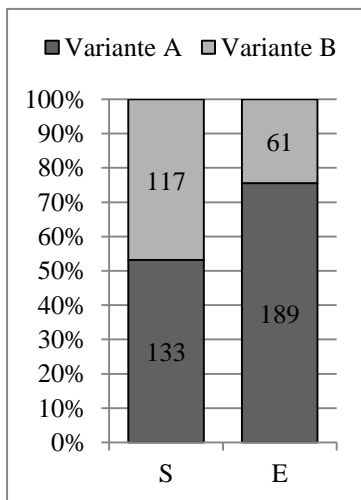


Abbildung 8: Z3: Sprachgefühl (S) vs. Entscheidungshilfe (E)

Während in Duden 9 Variante A als stilistisch schöner bezeichnet und als Dudenempfehlung markiert wird (vgl. Lemma ‚am Montag (Dienstag, Mittwoch usw.), dem/den‘, Duden 2011: 71), wird Variante A in Duden 4 mit der Kongruenzregel und Variante B mit dem Prinzip der Reihung erklärt. Hinzu kommt der Hinweis, dass Variante B „nicht unumstritten, aber in der geschäftlichen Korrespondenz verbreitet“ (vgl. Duden 2009: 982) sei.

Im Vergleich zu den ersten beiden Zweifelsfällen ist die Anzahl der gewählten Variante bei dem Sprachgefühl nahezu ausgeglichen und es lässt sich nur eine geringe Tendenz zu Variante A feststellen. In Bezug auf das Sprachgefühl haben sich insgesamt 133 Teilnehmer (53%) für Variante A (*am Montag, dem*) entschieden, 117 Teilnehmer (47%) hingegen für Variante B (*am Montag, den*). Nach der Lektüre der beiden Textstellen aus Duden 9 und Duden 4 haben sich deutlich mehr Teilnehmer für Variante A entschieden. Insgesamt haben 189 Teilnehmer (76%) nach den Entscheidungshilfen Variante A gewählt, nur noch 61 Teilnehmer (24%) haben sich für Variante A entschieden.

Tabelle 8 zeigt, wie viele Teilnehmer sich pro Benutzergruppe umentschieden haben:

Zweifelsfall 3 - Umentscheidung (Benutzergruppen)					
Benutzergruppen	Umentscheidung		Umentscheidung		Total
	Variante A		Variante B		
	A → A	A → B	B → B	B → A	
Gruppe 1: Universität (Linguistik)	11 (100%)	0 (0%)	3 (75%)	1 (25%)	15
Gruppe 2: Universität (Nicht Linguistik)	12 (92%)	1 (8%)	5 (83%)	1 (17%)	19
Gruppe 3: Schule	5 (100%)	0 (0%)	0 (0%)	3 (100%)	8
Gruppe 4: Textproduktion	57 (98%)	1 (2%)	24 (49%)	25 (51%)	107
Gruppe 5: Textkorrektur u. -bewertung	20 (100%)	0 (0%)	5 (29%)	12 (71%)	37
Gruppe 6: Text u. Öffentlichkeit	1 (100%)	0 (0%)	0 (0%)	2 (100%)	3
Gruppe 7: Dokumentation u. Archivierung	22 (96%)	1 (4%)	19 (58%)	14 (42%)	56
Gruppe 8: Sonstiges	2 (100%)	0 (0%)	2 (67%)	1 (33%)	5
<b>Total</b>	<b>130 (98%)</b>	<b>3 (2%)</b>	<b>58 (50%)</b>	<b>59 (50%)</b>	<b>250</b>

Tabelle 8: Z3: Umentscheidung der Benutzergruppen

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass fast alle Teilnehmer, die zuvor Variante A gewählt haben, auch bei ihrer Entscheidung geblieben sind. Bei Variante B ist die eine Hälfte der Teilnehmer bei der ersten Wahl geblieben, die andere Hälfte – insbesondere die wissenschaftsfernen Gruppen 5 und 4 – sind nach der Lektüre der Entscheidungshilfe zu Variante A gewechselt.

Von 189 Teilnehmern, die Variante A gewählt haben, haben sich 59 Teilnehmer deswegen für diese Variante entschieden, da sie in Duden 9 als ‚stilistisch schöner‘ bezeichnet wird. 55 Teilnehmer gaben an, sich für diese Variante entschieden zu haben, weil sie nicht umstritten ist. Der Kommentar eines Teilnehmers (von Beruf Lektor) zeigt, dass Varianzausdrücke keinen oder nur einen geringen Einfluss auf die Wahl einer Variante haben, wenn diese nicht dem eigenen Sprachgefühl entspricht: „entweder ‚Dienstag, den‘, oder ‚am Dienstag, dem‘ - egal wie gebräuchlich so eine ‚Mischform‘ ist, sie widerstrebt mir zutiefst.“ Zwei Teilnehmer (ebenfalls Lektoren) haben im Freitext angegeben, sich für Variante A aufgrund der Markierung als Dudenempfehlung entschieden zu haben: „weil ich im Beruf immer die Duden-Empfehlung wähle“ und „Dudenempfehlung (da ich in meiner Arbeit fast ausschließlich daran gebunden bin und mein Sprachgefühl zurücktreten muss - sonst würde ich mich häufig

für die andere Variante entscheiden [...]“<sup>22</sup>. Insbesondere der letzte Kommentar zeigt, dass der Beruf einen erheblichen Einfluss auf die Wahl einer Variante ausübt und die Dudenempfehlung unter Umständen sogar präferiert werden muss, obwohl sie dem eigenen Sprachgefühl widerspricht.<sup>22</sup>

Von den 61 Teilnehmern, die sich nach der Lektüre für Variante B (*am Montag, den*) entschieden haben, haben 25 Teilnehmer angegeben, Variante B gewählt zu haben, weil sie in der geschäftlichen Korrespondenz verbreitet sei. Drei Teilnehmer haben Variante B gerade deswegen gewählt, weil sie stilistisch weniger schön ist, und zwei Teilnehmer weil sie umstritten ist.<sup>23</sup>

Welche der in Zweifelsfall 3 vorhandenen Varianzausdrücke zu einer Umentscheidung geführt haben, zeigt Tabelle 9:

Zweifelsfall 3 - Präskriptionspotenzial						
Wechsel der Varianten	A → B			B → A		
Begründung	VA (geschäftliche Korrespondenz)	VA (stilistisch weniger schön)	VA (umstritten)	DE	VA (stilistisch schöner)	VA (nicht umstritten)
Anzahl	0	0	0	2	24	27

Tabelle 9: Z3: Präskriptionspotenzial

Bei dem Wechsel von Variante B zu Variante A haben sowohl Varianzausdrücke als auch die Dudenempfehlung zu einer Umentscheidung geführt, wodurch sie ein hohes Präskriptionspotenzial besitzen.<sup>24</sup> Die Varianzausdrücke bei dem Wechsel von Variante A zu Variante B wurden von einigen Teilnehmern zwar als Grund für die Wahl von Variante B angegeben, haben jedoch nicht zu einer Umentscheidung geführt. Damit besitzen diese lediglich ein niedriges Präskriptionspotenzial.

Insgesamt lässt sich für Zweifelsfall 3 festhalten, dass das Verhältnis der Wahl von Variante A und Variante B nach dem Sprachgefühl der Teilnehmer nahezu ausgewogen war, sich jedoch nach der Lektüre der Entscheidungshilfe mehr Teilnehmer für die Variante A entschieden haben. Insbesondere die Tatsache, dass Variante A in Duden 9 als stilistisch schöner und nicht umstritten dargestellt wurde, trug maßgebend zur Umentscheidung der Teilnehmer bei. Zwar führte die diasystematische Verortung von Variante B als eine Mischform, die in der geschäftlichen Korrespondenz verbreitet ist, nicht zu einer Umentscheidung, dennoch wurde die Kontextinformation zum Gebrauch der Variante von den Teilnehmern als hilfreich eingestuft, wie auch der Vergleich der Textstellen zeigt:

<sup>22</sup> Bedauerlicherweise kann an dieser Stelle nicht ermittelt werden, ob und wie viele Teilnehmer Variante A aufgrund der Markierung als Dudenempfehlung gewählt haben, da versäumt wurde, die Antwortmöglichkeit ‚weil Variante A als Dudenempfehlung markiert ist‘ anzugeben, bevor die Benutzerstudie freigeschaltet und an potenzielle Teilnehmer versendet wurde. Das nachträgliche Hinzufügen bzw. Ändern von Antwortmöglichkeiten ist nach der Freischaltung der Studie nicht mehr möglich, weshalb die fehlende Antwortmöglichkeit nicht mehr ergänzt werden konnte. Da bereits bei den vorigen Zweifelsfällen als Grund für die Wahl häufig die Dudenempfehlung genannt wurde, kann jedoch auch in diesem Fall davon ausgegangen werden, dass eine hohe Anzahl an Teilnehmern (zumindest mehr als die genannten zwei Teilnehmer) dies als Begründung gewählt hätte, wenn die Antwortmöglichkeit zur Verfügung gestanden hätte.

<sup>23</sup> Die Teilnehmer, die sich bewusst für die stilistisch weniger schöne bzw. umstrittene Variante entschieden haben, haben ihre Wahl leider nicht kommentiert.

<sup>24</sup> Auch hier ist zu beachten, dass sich möglicherweise deutlich mehr Teilnehmer aufgrund der Markierung von Variante A als Dudenempfehlung umentschieden haben könnten, wenn die entsprechende Auswahlmöglichkeit zur Verfügung gestanden hätte.



Zweifelsfall 3 - Welche Textstelle empfanden Sie als hilfreicher?	
Begründung	H <sub>abs</sub>
a) Textstelle 1, weil sie eine Variante empfiehlt	52
b) Textstelle 1, weil sie die beiden Varianten kurz und bündig grammatisch gegenüberstellt	73
c) Textstelle 1, weil sie auch Angaben zur Kommasetzung macht	63
<b>Total</b>	<b>188</b>
d) Textstelle 2, weil sie beide Varianten neutral beschreibt und mir damit Anhaltspunkte für die Entscheidung bietet	91
e) Textstelle 2, weil sie genauer erklärt, wie Variante B (den) zustande kommt und in welchen Kontexten sie gebraucht wird	104
f) Textstelle 2, weil sie sich ganz auf die grammatische Erklärung konzentriert	45
<b>Total</b>	<b>240</b>
g) Sonstiges	26

Tabelle 10: Textstellenvergleich

Im Hinblick auf die Frage, welche Textstelle die Teilnehmer bei der Entscheidung für eine Variante als hilfreicher empfanden, wurde die Textstelle aus der Dudengrammatik (Textstelle 2) von den Teilnehmern als hilfreicher eingestuft. Als Begründungen haben die Teilnehmer am häufigsten die neutrale Beschreibung der Varianten und die Informationen zum Gebrauchskontext genannt. Weniger hilfreich fanden die Teilnehmer die Textstelle aus dem Zweifelsfäleduden (Textstelle 1), loben hierbei aber, dass beide Varianten kurz und bündig grammatisch gegenübergestellt werden. Dass die Textstelle aus Duden 4 bei dem Vergleich mit der Textstelle aus Duden 9 als hilfreicher eingestuft wird, zeigt, dass die Teilnehmer durchaus tolerant gegenüber grammatischer Varianz sind und eine neutrale Beschreibung ohne Empfehlung sowie Kontextinformationen zum Gebrauch von Varianten bevorzugen.

### 3.3 Wechselbereitschaft und Umentscheidung der Benutzergruppen

Nachfolgend sollen zum einen die Wechselbereitschaft der Benutzergruppen pro Zweifelsfall zusammengefasst sowie tabellarisch gegenübergestellt werden und zum anderen das Präskriptionspotenzial der Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen pro Zweifelsfall verglichen werden. Tabelle 11 zeigt die Wechselbereitschaft der Benutzergruppen, also die Summe der Teilnehmer, die pro Zweifelsfall von Variante A zu Variante B und von Variante B zu Variante A gewechselt sind:

Zweifelsfall	Z1	Z2	Z3	Z4	Z5	Z6	Z7	Total
<b>Benutzergruppe (Anzahl)</b>								
Gruppe 1: Universität (Linguistik) (15)	5	5	1	2	1	4	4	<b>22 (21%)</b>
Gruppe 2: Universität (nicht Ling.) (19)	12	9	2	1	3	3	4	<b>34 (26%)</b>
Gruppe 3: Schule (8)	5	4	3	0	0	1	2	<b>15 (27%)</b>
Gruppe 4: Textproduktion (107)	50	29	26	11	3	9	18	<b>146 (19%)</b>
Gruppe 5: Textkorrektur u. -bewertung (37)	18	12	12	10	1	4	4	<b>61 (24%)</b>
Gruppe 6: Text und Öffentlichkeit (3)	1	2	2	1	0	0	1	<b>7 (33%)</b>
Gruppe 7: Doku. u. Archivierung (56)	29	14	15	9	3	7	17	<b>94 (24%)</b>
Gruppe 8: Sonstiges (5)	3	1	1	1	1	0	2	<b>9 (26%)</b>
<b>Total</b>	<b>123</b>	<b>76</b>	<b>62</b>	<b>35</b>	<b>12</b>	<b>28</b>	<b>52</b>	

Tabelle 11: Wechselbereitschaft der Benutzergruppen pro Zweifelsfall<sup>25</sup>

<sup>25</sup> Zwar konnte aus Platzgründen auf die Zweifelsfälle 4 bis 7 in diesem Beitrag nicht eingegangen werden, sie werden dennoch in der Tabelle mit aufgeführt, um das Gesamtbild der Statistik widerzuspiegeln, das die Nutzerstudie ergeben hat. Die Varianten, aus denen die Teilnehmer in den übrigen Zweifelsfällen wählen konnten, lauteten wie folgt: Z4: **Tüchtigem Bedienstetem/Tüchtigem Bediensteten** wird eine Chance geboten! Z5: Das Haus **meiner Eltern/von meinen Eltern** ist groß. Z6: Dem **Polizist/dem Polizisten** vertraue ich nicht. Z7: Zwei Drittel der Mannschaft **wurde/wurden** gerettet.

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass die höchste Wechselbereitschaft in Bezug auf die einzelnen Zweifelsfälle bei Zweifelsfall 1 liegt, bei dem nahezu die Hälfte aller Teilnehmer ihre erste Entscheidung revidiert und sich nach der Entscheidungshilfe für eine andere Variante entschieden hat. Die verschiedenen Benutzergruppen zeigen insgesamt eine ähnlich hohe Wechselbereitschaft und es sind keine signifikanten Unterschiede zwischen wissenschaftsnahen und wissenschaftsfernen Gruppen zu erkennen. Die Gruppen 3, 6 und 8 haben aufgrund der geringen Teilnehmerzahl wenig statistische Relevanz, dennoch kann festgehalten werden, dass im Schnitt jeder vierte bis fünfte Teilnehmer im wissenschaftsnahen sowie im wissenschaftsfernen Bereich seine erste Wahl revidiert und sich nach der Lektüre der Entscheidungshilfe umentscheidet.

Tabelle 12 stellt pro Zweifelsfall das Präskriptionspotenzial der Varianzausdrücke und Dudenempfehlungen vergleichend gegenüber:

Art des Varianzausdrucks	Zweifelsfall (Umentscheidung)	Z1	Z2	Z3	Z4	Z5	Z6	Z7
	DE und VA	(123)	(76)	(62)	(35)	(12)	(28)	(52)
Dudenempfehlung	Dudenempfehlung	83	30	2	17	6	13	17
Frequenz	häufiger	56	11	--	--	--	--	--
	meist	--	--	--	7	--	--	--
	selten	--	0	--	--	--	--	--
Diachronisch	heute üblich	--	--	--	11	--	--	--
Diasystematisch	alltags- bzw. umgangssprachlich	--	--	--	--	--	--	1
	umstritten	--	--	0	--	--	--	--
	nicht umstritten	--	--	27	--	--	--	--
	geschäftliche Korrespondenz	--	--	0	--	--	--	--
	umgangssprachlich	--	--	--	--	1	--	--
Präskriptiv	standardsprachlich	--	--	--	--	2	--	--
	standardsprachlich korrekt	--	--	--	--	--	--	24
	besser	--	--	--	--	--	6	--
	stilistisch schön	--	--	24	--	--	--	--
	stilistisch weniger schön	--	--	0	--	--	--	--

Tabelle 12: Präskriptionspotenzial der Varianzausdrücke pro Zweifelsfall<sup>26</sup>

Im Vergleich wird deutlich, dass die Dudenempfehlungen in jedem Fall für eine Umentscheidung sorgten, während innerhalb der Varianzausdrücke Unterschiede im Hinblick auf das Präskriptionspotenzial bestehen. So besitzt beispielsweise der Frequenzausdruck ‚häufiger‘ ein hohes Präskriptionspotenzial, während ‚selten‘ zwar als Grund für die Wahl einer Variante angegeben wurde, allerdings nicht zur Umentscheidung geführt hat.

### 3.4 Nutzen von Varianzausdrücken

Die Teilnehmer wurden des Weiteren aufgefordert zu beurteilen, wie hilfreich sie die in den Textstellen vorkommenden Varianzausdrücke im Hinblick auf die Entscheidung einer Variante bei einem Zweifelsfall fanden. Die Varianzausdrücke wurden zur Beurteilung in Gruppen zusammengefasst:

Gruppe A (diasystematisch): Umgangssprache, Standardsprache

Gruppe B (diachronisch): heute, veraltet

Gruppe C (Frequenz 1): selten, häufig, meist

Gruppe D (präskriptiv): besser, korrekt, nicht

Gruppe E (Frequenz 2): im Allgemeinen, gewöhnlich, üblich

<sup>26</sup> Auch hier werden alle untersuchten Zweifelsfälle aufgeführt, um das Gesamtbild der zu einer Umentscheidung führenden Varianzausdrücke aufzuzeigen.

Die Frage, ob die jeweiligen Varianzausdrücke hilfreich waren oder nicht, konnten die Teilnehmer mit ‚Ja‘, ‚Nein‘ oder ‚Nicht sinnvoll beantwortbar‘ beurteilen. Abbildung 9 zeigt die statistische Auswertung auf die Frage nach dem Nutzen von Varianzausdrücken:

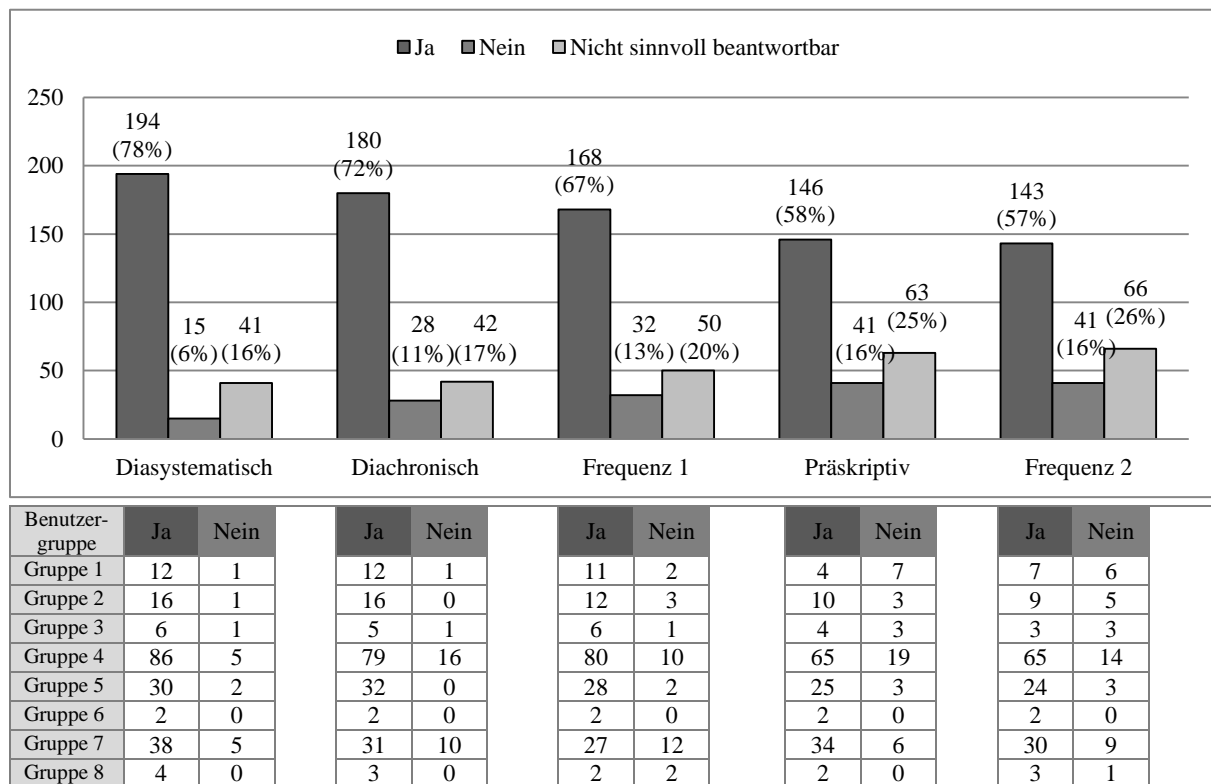


Abbildung 9: Nutzen von Varianzausdrücken im Zusammenhang mit den Benutzergruppen

Die Statistik zeigt, dass die Teilnehmer diasystematische und diachronische Ausdrücke sowie konkrete Frequenzangaben bei der Erklärung von Zweifelsfällen am hilfreichsten finden. Weniger hilfreich finden die Teilnehmer präskriptive Ausdrücke und weniger konkrete Frequenzangaben. Da die Meinungen der Rezipienten in diesem Beitrag im Vordergrund stehen, sollen nachfolgend einige repräsentative Kommentare pro Gruppe aufgeführt werden. Die überwiegende Anzahl an Teilnehmern beurteilt die diasystematischen Ausdrücke deswegen als hilfreich, weil sie erklären, in welchem Kontext eine Variante gebraucht wird. Kommentar A2) zeigt jedoch auch, dass Umgangssprache und Standardsprache als präskriptiv bzw. hierarchisch wahrgenommen werden. So versteht der Teilnehmer die Klassifizierung einer Variante als umgangssprachlich als Verbot und bevorzugt die standardsprachliche Variante:

A1) „Je nach Textsorte kann ich dann das Passende auswählen. In der direkten Rede in einer Übersetzung passt z.B. in der Regel eher die umgangssprachliche Variante.“ (Übersetzer)

A2) „Umgangssprachlich verweist darauf, die Variante nicht zu verwenden, standardsprachlich eben schon.“ (Student der Germanistik)

Teilnehmer, die diasystematische Ausdrücke nicht hilfreich fanden, haben ihre Entscheidung u.a. wie folgt begründet:

A3) „weil jeder etwas anderes darunter versteht“ (Bibliothekar)

A4) „liefert noch keine konkreten Anhaltspunkte“ (Journalist)

Hierbei ist auffällig, dass die Teilnehmer die diasystematischen Ausdrücke nicht hilfreich fanden, weil diese als nicht eindeutig empfunden bzw. vielseitig interpretierbar sind und damit keine genauen Anhaltspunkte für die Wahl einer Variante bieten.

Dass diachronische Ausdrücke als hilfreich eingestuft werden, hängt zum einen von der Benutzerhaltung und zum anderen häufig vom Beruf der Teilnehmer ab. Während sich der Teilnehmer in B1) aus persönlicher Präferenz für die aktuelle Variante entscheidet, nimmt der Teilnehmer in B2) diachronische Ausdrücke als präskriptiv wahr und entscheidet sich deswegen wohl eher für die aktuelle Variante. Kommentar B3) zeigt hingegen, dass auch der Kontext entscheidend für die Wahl einer Variante ist. Gilt das Prinzip der Aktualität bzw. Verständlichkeit, so wählt der Nutzer keine veralteten Varianten, handelt es sich bei der Übersetzung um einen historischen Text, ist die Wahl der veralteten Variante im Gegensatz durchaus zu bevorzugen:

B1) *„weil ich mich im Zweifel der Variante anschlieÙe, die aktuell üblich ist“ (Student der Linguistik)*

B2) *„Weil sie anzeigen, dass man den Ausdruck lieber nicht / lieber doch verwenden sollte.“ (Lektor)*

B3) *„In Bezug auf die Übersetzung: Ein im Original veralteter Ausdruck sollte auch im Deutschen mit einem veralteten Ausdruck wiedergegeben werden. So kann ich das prüfen.“ (Übersetzer)*

Ein Teilnehmer, der die diachronischen Ausdrücke nicht hilfreich fand, äußert sich hingegen kritisch gegenüber der Bedeutung der Begriffe *heute* und *veraltet*:

B4) *„Wann ist denn was veraltet? Gestern? Vorgestern? Sehr schwammig!“ (Übersetzer)*

Die Frage des Teilnehmers ist durchaus berechtigt, da in Duden 9 nur vereinzelt konkrete Angaben zum Gebrauch einer Variante zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte gemacht werden und die o.g. diachronischen Ausdrücke nicht weiter definiert werden.

In Bezug auf konkrete Frequenzausdrücke wie *selten*, *häufig*, *meist* loben die Teilnehmer, dass Frequenzausdrücke wie *selten*, *häufig* und *meist* messbar seien bzw. numerischen Entsprechungen zugeordnet werden können. In Kommentar C2) wird des Weiteren auch ein Vergleich zu präskriptiven Ausdrücken gezogen und die Frequenzausdrücke gegenüber den präskriptiven Ausdrücken als hilfreicher eingestuft:

C1) *„weil sie sich auf eine (wenigstens im Prinzip) messbare Größe (Aufretensfrequenz) beziehen“ (Akademischer Rat)*

C2) *„1) Für die Textkorrektur etc. finde ich das besser als "richtig" oder "falsch", so weiß ich, was meistens benutzt wird. 2) Gerade bei der Übersetzung sucht man manchmal nach Varianten, die nicht häufig vorkommen.“ (Übersetzer)*

Teilnehmer, die konkrete Frequenzausdrücke als nicht hilfreich bewertet haben, haben sich diesbezüglich u.a. wie folgt geäußert:

C3) *„weil diese Ausdrücke nur das Vorkommen beschreiben und nicht, ob der seltene oder auch häufige Gebrauch korrekt ist.“ (Lektor)*

C4) *„die Begriffe sind nicht eindeutig“ (Bibliothekar)*

Einerseits wird in den Kommentaren kritisiert, dass die Frequenzausdrücke nicht eindeutig definiert seien, andererseits zeigen sie aber auch, dass es Benutzer mit einer eher präskriptiven Benutzerhaltung gibt, die klare Regeln und eine Klassifizierung der Varianten als richtig oder

falsch bzw. korrekt oder nicht korrekt bevorzugen. Um der Kritik in C4) entgegenzuwirken, könnte zum einen innerhalb des Duden 9 beispielsweise auf die von Henning/Hochscheid/Löber (2012) aufgestellten numerischen Entsprechungen von Frequenzausdrücken verwiesen werden, zum anderen könnten die Varianten ausgewählter Zweifelsfälle mit Daten aus dem Dudenkorpus versehen werden, damit die Nutzer einschätzen können, was im konkreten Fall ‚häufiger‘ bedeutet.

In Bezug auf die präskriptiven Ausdrücke, die nur noch von 58% der Teilnehmer als hilfreich eingestuft wurden, wurde von den Teilnehmern hervorgehoben, dass die Entscheidung für eine Variante durch präskriptive Ausdrücke eindeutig ausfällt und damit die Wahl erleichtert wird. Nichtsdestotrotz sind sich einige Teilnehmer aber auch darüber bewusst, dass mit der Verwendung von präskriptiven Ausdrücken oftmals auch eine Variante gänzlich ausgeschlossen und damit in den Sprachgebrauch eingegriffen wird:

*D1) „[...] allerdings sind die Begriffe zum Teil sehr wertend. Da sich Sprache entwickelt, kann etwas "Falsches" auch ein neuer Sprachgebrauch sein.“ (Lektor)*

*D2) „‚Besser‘ zeigt an, dass aus zwei oder mehreren Optionen gewählt werden kann, wohingegen ‚korrekt‘ und ‚nicht‘ auf eine einzige Option hindeuten.“ (Dokumentar)*

Kritisch gegenüber präskriptiven Ausdrücken äußerten sich insbesondere Teilnehmer aus den wissenschaftsnahen Benutzergruppen. Auffällig ist hierbei, dass insbesondere bei der fachnahen Benutzergruppe 1 die Zahl der Teilnehmer, die die präskriptiven Ausdrücke als nicht hilfreich eingestuft hat, im Vergleich zu den anderen Benutzergruppen überwiegt:

*D3) „weil ich nicht weiß, wer hier spricht und aus welchen Gründen etwas überhaupt besser sein kann, und auch die Orientierung an Korrektheitsnormen ist fraglich“ (Akademischer Rat)*

*D4) „... weil sie einen Zweifelsfall nicht umfassend und objektiv beschreiben, sondern eher normativ und vorgebend sind“ (Dozent für Linguistik)*

Die Einwände der Teilnehmer sind auch in diesem Fall durchaus berechtigt, da die Kriterien für die Klassifizierung einer Variante (beispielsweise als ‚besser‘) nicht offengelegt sind und oft auch nicht begründet werden. Statt einer Beschreibung mittels präskriptiver Ausdrücke fordern die Teilnehmer vielmehr grammatische Erklärungen, mit denen die Varianten beschrieben werden.

Am wenigsten hilfreich finden 57% aller Teilnehmer Frequenzausdrücke wie im Allgemeinen, gewöhnlich, üblich. Dennoch wurde wie auch bei den Frequenzausdrücken der Gruppe C die Gebrauchshäufigkeit als wichtiger und nützlicher Faktor angesehen:

*E1) „Bezeichnet alles Empfehlungen. Ist hilfreich, aber nicht uneingeschränkt zu empfehlen. Wenn es richtig und falsch gibt, würde ich das kennzeichnen. Hilft aber den Gebrauch besser einzuschätzen, wenn es zwei richtige Formen gibt, die aber in unterschiedlichem Kontext üblich sind. Dafür finde ich es gut.“ (Redakteur)*

*E2) „gibt Hinweis auf Gebrauchshäufigkeit und eventuell anstehenden Normwandel“ (Literaturwissenschaftler)*

Wie auch bei Gruppe D ist auffällig, dass die kritischen Stimmen erneut aus der wissenschafts- und fachnahen Benutzergruppe 1 stammen:

*E3) „Es ist nicht ganz klar, auf welcher Grundlage diese Aussagen getroffen werden. Stehen dahinter Frequenzangaben oder Grammatikalitätsurteile etc.?“ (Dozent der Linguistik)*

*E4) „Gibt es einen Unterschied? Sind die abgestuft? Ja? Nein? Zu ungenau, nicht definiert.“ (Dozent der Germanistik)*

In Frage gestellt werden vor allem die zugrunde liegenden Kriterien, aufgrund derer entschieden wird, ab wann eine Variante beispielsweise als ‚üblich‘ eingestuft wird. Des Weiteren wird bemängelt, dass die Frequenzangaben zu ungenau seien. Auch hier wäre die Angabe von numerischen Entsprechungen der einzelnen Frequenzausdrücke hilfreich, um etwas mehr Klarheit und Transparenz zu schaffen.

Insgesamt kann in Bezug auf den Nutzen von Varianzausdrücken festgehalten werden, dass diasystematische und diachronische Ausdrücke sowie Angaben zur Frequenz von den Nutzern als hilfreich eingestuft wurden, präskriptive Ausdrücke und weniger konkrete Frequenzausdrücke wurden hingegen für am wenigsten hilfreich befunden. Zwar hätte man erwarten können, dass die präskriptiven Ausdrücke am besten abschneiden würden, weil sie eine klare Tendenz für die Wahl einer Variante aufzeigen, jedoch halten die Teilnehmer die (meist unbegründete) Klassifizierung einer Variante als richtig oder falsch für wenig hilfreich und bevorzugen stattdessen Kontextinformationen, eine zeitliche Verortung und Häufigkeitsangaben zum Gebrauch einer Variante. Dass diasystematische Varianzausdrücke und eine eher deskriptive Herangehensweise an grammatische Zweifelsfälle von den Teilnehmern bevorzugt werden, wurde bereits im Textvergleich bei Zweifelsfall 3 deutlich, bei dem die Textstelle aus der Dudengrammatik als deutlich hilfreicher beurteilt wurde als die Textstelle aus dem Zweifelsfäleduden.

Um auf die Bedürfnisse der Nutzer einzugehen, wäre es denkbar, numerische Entsprechungen der Frequenzausdrücke in Duden 9 zu integrieren sowie Korpusanalysen, mit denen die Gebrauchsfrequenz einer Variante belegt wird, transparent zu machen. Selbstverständlich kann eine solche Transparenz aufgrund der hohen Zahl an Lemmata nicht für jeden Zweifelsfall geleistet werden, dennoch wäre eine solches Konzept für Zweifelsfälle, die besonders häufig nachgeschlagen werden, vorstellbar.<sup>27</sup> Im Hinblick auf die Neuauflage des Duden 9 sollten ebenfalls die präskriptiven Angaben berücksichtigt werden, da diese häufig nur eine Variante empfehlen bzw. ausschließen, dabei aber oftmals nicht erklärt wird, warum eine Variante beispielsweise als ‚besser‘ beschrieben oder eine andere durch ‚nicht‘ ausgeschlossen wird. Diesbezüglich ist deutlich geworden, dass die Teilnehmer eher daran interessiert sind, zu erfahren, in welchen Kontexten eine Variante (nicht) verwendet werden sollte. Schließlich lässt sich damit festhalten, dass die Teilnehmer der Benutzerstudie der Erklärung grammatischer Varianz gegenüber durchaus aufgeschlossen sind und diese Kenntnis genutzt werden sollte, um Duden 9 noch stärker an die Bedürfnisse der Nutzer anzupassen.<sup>28</sup>

### **3.5 Funktion und Nutzen von Dudenempfehlungen**

Neben den verschiedenen Arten von Varianzausdrücken wurden auch die Funktion und der Nutzen von Dudenempfehlungen erfragt. Es kann an dieser Stelle davon ausgegangen werden, dass nicht alle Nutzer von Duden 9 das Vorwort bzw. die Textstellen, in denen die Funktionen

<sup>27</sup> Diesbezüglich könnte als Ausgangspunkt die Sprachberatungs-Webseite für grammatische Zweifelsfälle [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de) von Prof. Dr. Mathilde Hennig genutzt werden, deren Metadaten verwendet werden können, um die am häufigsten aufgerufenen Fragen/Themengebiete zu erfassen. Eine solche Erfassung haben Hennig/Koch (i.d.B.) in ihrem Beitrag „Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung. Das Beispiel [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de)“ erstellt.

<sup>28</sup> Dass Sprachbenutzer grammatische Varianz tolerieren bzw. akzeptieren, zeigen auch Hennig/Koch: „Der allgemeine Eindruck, dass Nutzer prinzipiell Präskription erwarten, wird erfreulicherweise relativiert“ (i.d.B.).

der Dudenempfehlung erklärt werden, gelesen haben. Es lässt sich deswegen annehmen, dass die Teilnehmer die Dudenempfehlungen größtenteils aufgrund ihres Vorkommens in den jeweiligen Textstellen, d.h. aufgrund ihrer Leseerfahrung, beurteilen. Tabelle 13 zeigt, welche Funktionen den Dudenempfehlungen am häufigsten zugeordnet wurden:

Antwort	Anzahl
a) Die DUDEN-Empfehlung gibt die korrekte Variante an	43
b) Die DUDEN-Empfehlung stellt eine Entscheidungshilfe für den Benutzer dar	198
c) Die DUDEN-Empfehlung repräsentiert die im Sprachgebrauch präferierte Variante	95
d) Die DUDEN-Empfehlung legt dem Benutzer eine Variante nahe	122
e) Die DUDEN-Empfehlung spiegelt die Standardsprache wider	81
f) Die DUDEN-Empfehlung bildet die Häufigkeit einer Variante ab	68
g) Sonstiges	22

**Tabelle 13: Bedeutung und Funktionen von Dudenempfehlungen**

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass den Dudenempfehlungen verschiedene Funktionen zugewiesen werden können. Die überwiegende Anzahl an Teilnehmern ist hierbei der Meinung, dass Dudenempfehlungen eine Entscheidungshilfe darstellen und dem Nutzer eine Variante nahelegen. Dass die Dudenempfehlungen überwiegend als Entscheidungshilfen wahrgenommen wurden, konnte bereits deutlich bei der Analyse der Zweifelsfälle gezeigt werden, da diese die Teilnehmer am häufigsten zu einer Umentscheidung bewegt haben. 95 Teilnehmer haben den Eindruck, dass die Dudenempfehlungen die im Sprachgebrauch präferierte Variante repräsentieren, was möglicherweise damit zusammenhängt, dass Varianten u.a. als ‚gewöhnlich‘ oder ‚üblich‘ bezeichnet werden. Dass als Dudenempfehlung markierte Varianten die Standardsprache widerspiegeln, deckt sich mit den Erläuterungen in Duden 9 (vgl. 2011: 11), und entspricht der Meinung von 81 Teilnehmern. Einen weniger großen Zusammenhang sehen die Teilnehmer zwischen den Dudenempfehlungen und der Häufigkeit sowie der Korrektheit einer Variante: 68 Teilnehmer sind der Meinung, dass die Dudenempfehlungen die Häufigkeit einer Variante abbilden, was nicht verwunderlich ist, da oftmals die häufigere Variante auch als Dudenempfehlung markiert ist. Lediglich 43 Teilnehmer finden, dass die Dudenempfehlungen die korrekte Variante angeben. Einige Teilnehmer äußern sich in den Freitexten auch kritisch gegenüber den Dudenempfehlungen, wobei insbesondere bemängelt wird, dass nicht deutlich werde, aus welchem Grund eine Variante empfohlen wird und dass mit ihnen eine von mehreren Varianten als korrekt dargestellt werde. Positiv bewertet wird hingegen der Nutzen der Dudenempfehlungen im beruflichen Alltag. Der letzte Kommentar zeigt aber auch, dass die Nutzer eher im Beruf dazu neigen, die Dudenempfehlung wählen, sich privat aber auch dagegen entscheiden:

*„teils finde ich unklar, was genau die Duden-Empfehlung eigentlich aussagt; [...] zudem wird meist nicht klar, warum diese eine Variante die empfohlene ist, insb. dann, wenn eigentlich mehrere Varianten zulässig sind“ (Dozent der Linguistik)*

*„Die Duden-Empf. beruht auf der Interpretation der Sprachregeln durch die Dudenredaktion. Ich kann und mag ihnen nicht immer folgen. Ich begrüße es, dass mehrere Varianten nebeneinander richtig sein können. [...]“ (Lektor)*

*„Sie hilft mir, die Einheitlichkeit in einem Buch herzustellen, indem ich bei Kann-Regelungen immer die Duden-Empfehlung wähle.“ (Lektor)*

*„Privat wähle ich auch mal die nicht empfohlene Variante, aber für Kunden nutze ich für gewöhnlich die Duden-Empfehlung.“ (Lektor)*

Was den Nutzen der Dudenempfehlungen betrifft, so waren die Teilnehmer des Weiteren aufgefordert zu begründen, ob diese bei der Entscheidung für die Wahl einer Variante hilfreich waren:

Antwort	Anzahl
a) Ja, weil Sie mir die Entscheidung abgenommen haben	61
b) Ja, weil ich dadurch die grammatische Begründung nicht mehr lesen musste	43
c) Ja, weil ich mit den DUDEN-Empfehlungen auf der sicheren Seite bin	122
d) Nein, weil sie mich daran gehindert haben, die unmarkierte Variante zu wählen	9
e) Nein, weil auch mehrere Varianten gleichzeitig gelb markiert waren	22
f) Nein, weil sie eine Variante bevorzugen, obwohl beide Varianten berechtigt sind	51
g) Nein, weil sie mir eine Variante vorschreiben	11
h) Sonstiges	65

**Tabelle 14: Nutzen von Dudenempfehlungen**

Vergleicht man die Summe der Antworten von denjenigen, die die Dudenempfehlungen als hilfreich eingestuft haben, mit der Summe der Antworten von denjenigen, die sie nicht als hilfreich befinden, so überwiegt mit deutlicher Mehrheit die Meinung, dass die Dudenempfehlungen überwiegend hilfreich sind. Dabei hat der Großteil der Teilnehmer (122) angegeben, die Dudenempfehlungen deswegen hilfreich gefunden zu haben, weil sie mit der als Dudenempfehlung markierten Variante auf der sicheren Seite sind. Dies zeigt zugleich, dass die Nutzer der Empfehlung der Dudenredaktion vertrauen und diese als Autorität wahrnehmen, was auch aus den Freitexten hervorgeht:

*„Ja, weil ich die Meinung einer Autorität in Erwägung ziehen kann“ (Jurist)*

*„Das kann ich so allgemein nicht sagen, es kommt auf den konkreten Fall an. Wenn mein Sprachgefühl bestätigt wird - auch wenn es nur als seltene Ausnahme gilt - bleibe ich lieber dabei. Es ist mein Text.“ (Übersetzer)*

Teilnehmer, die die Dudenempfehlungen nicht hilfreich gefunden haben, fanden die Dudenempfehlungen im Band zu dominant, interpretieren diese als Vorschrift oder sind mit der empfohlenen Variante nicht einverstanden:

*„Nein, weil sie unnötig, unübersichtlich und zu dominant sind“ (Akademischer Rat)*

*„Nein, weil ich es nicht richtig finde, dass die Dudenredaktion vorgibt, wie NutzerInnen die Regeln interpretieren sollen.“ (Lektor)*

*„Ich entscheide mich für die Dudenempfehlungen nur, weil meine Kunden es wünschen. Persönlich finde ich diese Varianten oft schlecht oder gar abstrus bzw. künstlich.“ (Lektor)*

Insgesamt kann festgehalten werden, dass den Dudenempfehlungen verschiedene Funktionen zugeordnet werden können, wobei vielen Teilnehmern dabei einerseits noch unklar ist, was genau die Dudenempfehlungen aussagen sollen und andererseits, mit welchen Gründen die Empfehlungen gerechtfertigt werden können. Im Hinblick auf den Nutzen hat die Auswertung ergeben, dass die Dudenempfehlungen überwiegend als hilfreich angesehen wurden, insbesondere von den Benutzergruppen 4 und 5, denen die Dudenempfehlungen besonders im Beruf behilflich sind.

#### **4 Sprachnormung als Angebot oder Notwendigkeit? Ein Ausblick**

Obwohl explizit wertendes Vokabular in der Historie von Duden 9 bereits reduziert wurde, verdeutlicht eine systematische Erfassung der Varianzausdrücke bei grammatischen Zweifels-



fällen in der 7. Auflage des Duden 9 (2011), dass präskriptive Ausdrücke noch immer hoch frequent sind und diasystematische sowie diachronische Ausdrücke im Vergleich weitaus weniger genutzt werden, um grammatische Varianz zu beschreiben. Die Verwendung von explizit wertendem Vokabular hängt zwar auch mit dem Aspekt der Beratung zusammen, den die Sprachberatung gegenüber der Sprachöffentlichkeit zu erfüllen hat (offensichtlich wird hierbei davon ausgegangen, dass Sprachbenutzer präskriptive Aussagen wie *Variante X ist richtig, Variante Y ist falsch* bevorzugen), führt aber dazu, dass Duden 9 „eine explizite, kodifizierte Norm [darstellt]“ (Eisenberg 2007: 226), dessen Normierungsanspruch dem Deskriptionsanspruch der modernen Linguistik und teilweise auch den Bedürfnissen der Nutzer widerspricht.

Die Analyse der Wahrnehmung von Varianzausdrücken hat ergeben, dass die Teilnehmer der Studie präskriptive Ausdrücke nur für wenig hilfreich halten und stattdessen diasystematische und diachronische Angaben sowie konkrete Frequenzangaben bei der Beschreibung von grammatischen Zweifelsfällen bevorzugen. Dies zeigt, dass die Nutzer grammatischer Varianz gegenüber durchaus aufgeschlossen sind und Gebrauchs- bzw. Kontextinformationen gegenüber (meist unbegründeten) Empfehlungen bevorzugen. Dies bestätigt auch die Auswertung des Textstellenvergleichs von Duden 9 und Duden 4, bei dem die Textstelle der Dudengrammatik mit deutlicher Mehrheit als hilfreicher eingestuft wurde. Eisenberg hingegen versteht die Verwendung explizit präskriptiver Ausdrücke als Angebot:

„Sprachnormung läuft letztlich darauf hinaus, dem Sprecher ein Angebot zu machen. Der Standard wird nicht als etwas hingestellt, das man durch Vorschriften und Verbote durchsetzen müsse, sondern als die Varietät, die der Sprecher unter bestimmten Umständen verwendet.“ (Eisenberg 2007: 226)

Dass Sprachnormung von den Teilnehmern überwiegend nicht als Angebot, sondern eher als Vorschrift einer Autorität aufgefasst wurde, zeigt die hohe Zahl an Teilnehmern, die sich aufgrund von Dudenempfehlungen und präskriptiven Ausdrücken in den untersuchten Zweifelsfällen umentschieden hat. Gerade bei den Dudenempfehlungen ist eine Umentscheidung nahezu garantiert. Einen weniger großen Einfluss hat die Dudenempfehlung jedoch dann, wenn die empfohlene Variante nicht mit dem eigenen Sprachgefühl übereinstimmt. Dies konnte bei Zweifelsfall 2 festgestellt werden, bei dem die empfohlene Variante bei dem Großteil der Teilnehmer so sehr von dem Sprachgefühl abgewichen ist, sodass sie bei der unmarkierten Varianten geblieben sind und nur eine geringe Wechselbereitschaft zeigten oder sich sogar bewusst gegen die empfohlene Variante entschieden haben.

Zwar sind gerade diasystematische und diachronische Ausdrücke sowie Frequenzangaben ein Mittel, um Präskription weitestgehend zu vermeiden, jedoch konnte in der Studie auch für einige dieser Ausdrücke ein hohes Präskriptionspotenzial nachgewiesen werden. In diesem Beitrag wurde das Präskriptionspotenzial an dem Faktor der Umentscheidung gemessen, was bedeutet, dass ein Varianzausdruck bzw. die Dudenempfehlung dann als präskriptiv wahrgenommen wird, wenn der Teilnehmer seine erste Entscheidung revidiert hat und sich für eine andere als die zuvor gewählte Variante entschieden hat. Dadurch, dass Varianzausdrücke von den Nutzern potenziell als präskriptiv wahrgenommen werden können (d. h. zu einer Umentscheidung führen können), besitzt im Grunde jeder Varianzausdruck ein Präskriptionspotenzial, unabhängig davon, ob der Autor bei der Verwendung des jeweiligen Varianzausdrucks Deskription intendiert hat. Diesbezüglich konnte festgestellt werden, dass es Varianzausdrücke gibt, die tendenziell ein höheres Präskriptionspotenzial besitzen als andere. So konnte

durch die Studie die Tendenz nachgewiesen werden, dass beispielsweise Aktualität („heute üblich“) oder hohe Gebrauchsfrequenz („häufiger“) wichtige Faktoren sind, die zu einer Um-entscheidung führen können.

Im Hinblick auf die Wechselbereitschaft der einzelnen Benutzergruppen kann Kleins Hypothese, „dass eine Grammatik desto eher als präskriptiv aufgenommen wird, je wissenschaftsferner eine Rezipientengruppe angesiedelt ist“ (Klein 2004: 385), zumindest in dieser Studie nicht bestätigt werden. Zwar wurde insbesondere durch die Freitextkommentare deutlich, dass wissenschafts- und fachnahe Benutzergruppen den Dudenempfehlungen und der Verwendung von explizit wertendem Vokabular eher skeptisch gegenüberstehen und wissenschaftsferne Benutzergruppen selbige gerade im beruflichen Alltag oftmals sogar durchaus begrüßen oder gar verwenden müssen, jedoch zeigt ein Vergleich der Wechselbereitschaft aller Benutzergruppen, dass insgesamt keine signifikanten Unterschiede bei wissenschaftsnahen und wissenschaftsfernen Gruppen zu erkennen sind.

Interessant ist des Weiteren, dass sowohl Varianzausdrücke als auch Dudenempfehlungen zwar oft zu einer Um-entscheidung geführt haben, die mit den Ausdrücken verbundenen Bedeutungen und Funktionen von den Teilnehmern jedoch als ungenau beschrieben wurden. So ist den Teilnehmern oft unklar, was die zugrunde liegenden Kriterien für die Klassifizierung einer Variante beispielsweise als ‚veraltet‘ oder ‚häufig‘ sind und aus welchen Gründen eine Variante als Dudenempfehlung oder als ‚besser‘ oder ‚(nicht) korrekt‘ gekennzeichnet wird. Von den Teilnehmern wurde deswegen mehr Transparenz gefordert.

Insgesamt kann mit der Auswertung der Studie festgehalten werden, dass laut den Teilnehmern kein großer Anlass zur Notwendigkeit einer Sprachnormung besteht, stattdessen sogar die Erklärung von grammatischer Varianz mit diasystematischen und diachronischen Ausdrücken sowie Frequenzangaben gegenüber explizit wertendem Vokabular bevorzugt wird. Diese Erkenntnis soll als Plädoyer für zukünftige Auflagen des Dudenbands 9 dienen, bei denen präskriptive Ausdrücke weiterhin reduziert und dafür die Verwendung von diasystematischen und diachronischen Ausdrücken sowie Häufigkeitsangaben bei der Beschreibung von grammatischen Zweifelsfällen ausgebaut werden sollen. Es darf zudem nicht vergessen werden, dass eine Beratung bei sprachlichen Zweifelsfällen nicht nur aus der Vorgabe von Normen, sondern auch darin bestehen kann, dem Nutzer deutlich zu machen, dass die Verwendung von beiden oder mehreren Varianten möglich ist und er aus diesen Möglichkeiten frei wählen kann. Sollten die Dudenempfehlungen auch in künftigen Auflagen des Dudenbands 9 erhalten bleiben, so wäre es an dieser Stelle wünschenswert, die Entscheidung, eine Variante als Dudenempfehlung zu markieren, zu begründen, um die Entscheidung für die Nutzer nachvollziehbar zu machen. Eine derartige Transparenz bzw. Einsicht in die Entscheidungen der Dudenredaktion würde auch in Bezug auf die Verwendung von Varianzausdrücken zur Beschreibung grammatischer Zweifelsfälle begrüßt werden.

## 5 Literatur

- Ágel, Vilmos (2008): Bastian Sick und die Grammatik. Ein ungleiches Duell. – In: InfoDaF. S. 64-84.  
 Coseriu, Eugenio (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens (UTB 1481). Tübingen: Francke.

- Dudenredaktion (Hrsg.) (2009): Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarbeitete Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (Der Duden in zwölf Bänden, Band 4).
- Dudenredaktion (Hrsg.) (2011): Duden. Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Mitwirkung von Peter Eisenberg und Jan Georg Schneider Berlin: Dudenverlag (Der Duden in zwölf Bänden, Band 9).
- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im *Wörterbuch der Zweifelsfälle*. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3. S. 209-228.
- Hausmann, Franz Josef (1989): Die Markierung im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch: eine Übersicht. – In: Hausmann, Franz Josef / Reichmann, Oskar / Wiegand, Herbert Ernst / Zguste, Ladislav (Hrsg.): *Wörterbücher, Dictionaries, Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 5.1). S. 649-657.
- Hennig, Mathilde / Hochscheid, Thomas / Löber, Melanie (2012): Sind Varianzausdrücke ein geeignetes Mittel zur Bewältigung des Normativitätsdilemmas? – In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 56. S. 95-120.
- Hennig, Mathilde (demn.): Grammatik und Variation im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft und öffentlicher Sprachreflexion. – Erscheint in: Wöllstein, Angelika (Hrsg.): *„Grammatische Variation“*. Empirische Zugänge und theoretische Modellierung. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache Mannheim 2016.
- Hennig, Mathilde / Koch, Dennis (i.d.B.): Zum Verhältnis von Sprachberatung und Kodifizierung. Das Beispiel [www.grammatikfragen.de](http://www.grammatikfragen.de). – In: Klein, Wolf Peter und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen*. Online-Publikationsservice der Universität Würzburg: Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft/Universitätsbibliothek. (= Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten (WespA)).
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32. S. 376-405.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Sprachkodex des Neuhochdeutschen und wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2013. Berlin et al.: de Gruyter. S. 219-242.
- Riegel, Mareike (2007): *Sprachberatung im Kontext von Sprachpflege und im Verhältnis zu Nachschlagewerken: Unter besonderer Beachtung der Sprachberatungsstelle des Wissen Media Verlages*. Diss. Zugänglich unter: <http://d-nb.info/98662487X/34> [03.03.2016].
- Schneider, Jan Georg (2009): Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand. In: *Der Deutschunterricht; Themenheft „Sprachverfall?“* Hrsg. von Peter Schlobinski. S. 22-32.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7).

# Präskription durch Deskription?

## Zur normativen Kraft der Kodizes

PATRICK BEUGE

### 1 Zur normativen Kraft der Kodizes

Um Klarheit bei einem sprachlichen Zweifelsfall zu erlangen, beispielsweise bei der orthographisch korrekten Schreibung einer Wortform, werden SprecherInnen wohl in den meisten Fällen den Griff in das Bücherregal, hin zum Rechtschreibwörterbuch wagen. Hierbei kann ebenfalls davon ausgegangen werden, dass dieser Kodex<sup>1</sup> in der Mehrheit der Fälle jener des Dudenverlags ist, schon allein aufgrund der Auflagezahlen der Duden-Bände, deren gesamtgesellschaftlicher Bekanntheit und ihres (guten) Rufs. Zwar besitzen die Kodizes des Dudenverlags außerhalb der durch die KMK-Beschlüsse der Bundesländer legitimierten Verwendungskontexte keine direkte präskriptive Autorität (bzw. die ihn auslegenden normsetzenden Instanzen)<sup>2</sup>, jedoch kann angenommen werden, dass die darin verzeichneten kontextabhängigen Normformulierungen und Empfehlungen nicht ausschließlich mit Bezug zu diesen (formellen) Kontexten von ihren BenutzerInnen interpretiert werden, so dass eine normative Wirkung außerhalb dieser Kontexte existiert, wie Ripfel es mit Bezug auf die Kodizes des Duden-Verlags formuliert:

„Die normative Wirkung deskriptiver und verdeckt normativer Wörterbücher kann sich dadurch multiplizieren, daß sie nicht nur zur Bildung eines internen Normenbewußtseins beim Wörterbuchbenutzer führen, sondern zusätzlich zur Bildung normativer Erwartungen gegenüber anderen Sprechern, die er möglicherweise durch Normexplikationen ausdrückt und so weitervermittelt. Er hält sich also nicht nur selbst beim Sprechen an das, was er sich aus dem Wörterbuch angeeignet hat, sondern verlangt es seinerseits normativ von anderen Sprechern.“ (Ripfel 1989: 205)<sup>3</sup>

So kann es durch die Nutzung eines Kodex zur Ausbildung eines Normenbewusstseins auf Seiten der SprecherInnen kommen, infolgedessen bestimmte normative Erwartungen, welche an andere SprecherInnen gerichtet werden, nicht kontextspezifisch ausgelegt werden (z.B. in Korrelation mit dem Formalitätsgrad einer Situation, dem Medium, der Textsorte usw.), son-

---

<sup>1</sup> Unter KODEX verstehe ich im Folgenden zum einen in einer allgemeinen Definition das, was Klein (2014) als SPRACHKODEX definiert, nämlich „metasprachliche Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden“ (Klein 2014: 222) sowie im Speziellen und in diesem Kontext das, was Klein als KERNKODEX bezeichnet: „Zum Kernkodex einer Sprache gehören alle Kodextexte, die primär für formelle Gebrauchssituationen [...] verfügt werden und die direkt oder indirekt offiziell legitimiert sein können, z.B. „Amtliche Regelung der deutschen Orthographie“ (Klein 2014: 224).

<sup>2</sup> NORMSETZENDE INSTANZEN hier verstanden als SPRACHNORMAUTORITÄTEN im Sinne Ammons, nämlich „alle Personen [...], die über ausreichende Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können, um das Sprachhandeln anderer Personen (der Normsubjekte) zu korrigieren“ (Ammon 2005: 36).

<sup>3</sup> Ripfels Kriterium zur Unterscheidung von deskriptiv vs. (verdeckt) normativ gründet sich vor allem auf unterschiedlicher lexikographische Transparenz: Normative Wörterbücher explizieren ihre Verbindlichkeit und normativen Absichten, verdeckt normative Wörterbücher hingegen nicht. Ein rein deskriptives Wörterbuch im Ripfel'schen Sinne würde beispielsweise Kriterien wie die Begründung von Bewertungen, Transparentmachung von Auswahl und Zusammenstellung der empirischen Basis oder Nennung der Sekundärquellen und Auswahlprinzipien für Lemmata und Beispiele erfüllen. Deskriptive Wörterbücher erheben (und verkörpern) im Gegensatz zu (verdeckt) normativen primär einen rein informativen, ergo nicht-normativen Anspruch (vgl. Ripfel 1989: 198f.).

dem eine allgemeingültige kontextübergreifende Präskriptivität der darin verzeichneten Normformulierungen und Empfehlungen erfolgt und aus einer Können-Forderung eine Sollen-Forderung wird (vgl. Ripfel 1989: 203-204). So ist beispielsweise Wermke (2005: 30) der Ansicht, dass es eine nicht-präskriptive Lesart gar nicht geben kann, da schon aufgrund der linearen Darstellung der im Kodex enthaltenen Informationen diese präskribierend wirken oder zumindest präskriptiv gelesen werden, so dass BenutzerInnen „die Offenheit des deskriptiven Normangebots zu Entschiedenheit eines präskriptiven Normverhaltens“ (Braun 1979: 153) verkehren oder – wie Malkiel (1989) anmerkt –, dass bestimmte Varianten als vorbildliche Beispiele angeführt werden und/oder andere kritisiert und somit als nicht normgemäß deklariert werden oder sogar diese gänzlich unerwähnt bleiben und somit im Extremfall WörterbuchbenutzerInnen das für falsch halten, was sie dort nicht verzeichnet finden.<sup>4</sup> Püschel betont in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass „auch ausdrücklich deskriptiv konzipierte Wörterbücher [...] eine normative Kraft [entwickeln, P.B.], die aus der unter Laienbenutzern weit verbreiteten Ansicht resultiert, daß im Wörterbuch stehe, was in einer Sprache richtig, gut und erlaubt sei“ (Püschel 1989: 131).

Durch ihre Kodifizierung besitzt geschriebene Sprache nicht nur eine geringere Variabilität gegenüber gesprochener Sprache, sondern es leitet sich aus dieser Verschriftlichung und Dauerhaftigkeit auch ein hohes Maß an Verbindlichkeit ab. Daher ist es wenig überraschend, dass sich gerade für die in den Kodizes statuierten Normformulierungen, als Produkte eines institutionellen Diskurses, ein starkes Bewusstsein unter ihren BenutzerInnen entwickelt hat und diese „mit ihrem höheren Verbindlichkeitsgrad und ihrer größeren gesamtgesellschaftlichen Bedeutung [...] doch stets der Gradmesser für die Beurteilung von Äußerungen im Sinne von ‚richtig‘ und ‚falsch‘ [sind, P.B.]“ (Teichtmeier 1977: 105).<sup>5</sup> So stellt der ehemalige Leiter der Dudenredaktion, Mathias Wermke, fest, dass „viele Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber nach wie vor nach sprachlicher Orientierung suchen, die sich an überkommenen Gebrauchs- oder wie bei der Rechtschreibung gesetzten Normen festmacht“ (Wermke 2005: 350). Und auch die täglich eingehenden Anrufe bei den deutschen Sprachberatungen wie der Duden-Redaktion scheinen zu bestätigen: Laien möchten eine klare Orientierung im Sprachgebrauch, sie möchten wissen, was richtig und was falsch ist.<sup>6</sup> Dass es in den seltensten Fällen mit der einfachen Dichotomie richtig/falsch getan ist, scheint, wie Wermke (2005) feststellt, nur wenigen Laien bewusst zu sein. Dieser Umstand kann aus einem Bündel unterschiedlicher Faktoren resultieren, wie sie Ripfel (1989: 204) dargestellt hat: dem Prestige, welches einem Kodex oder dem Verlag anhaftet, einer entsprechenden Werbung seitens der Wörterbuchverlage, einer entsprechenden Vermittlung in Schulen oder der Benutzungssituation selbst, wenn der Benutzer/die Benutzerin mittels eines Kodex Abhilfe bei einem sprachlichen Zweifelsfall schafft und dadurch eine positive Einschätzung entsteht bzw. verstärkt wird. Und nicht zuletzt trägt die Kodifizierung selbst als „Ausdruck eines besonderen Interesses an möglichst hoher Verbindlichkeit einer Norm; als Instrument zielgerichteter Einwirkung auf das Normbewußtsein [...] zur Erhöhung der Verbindlichkeit bei“ (Hartung 1977: 12).

---

<sup>4</sup> So kann ebenso die Markierung der im Wörterbuch aufgenommenen Nonstandardformen als umgangssprachlich oder derb bereits als umstritten und teilweise normativ-wertend angesehen werden. Vgl. hierzu: Ammon (2005) sowie Eisenberg (2007).

<sup>5</sup> Zu Normen als Produkte eines institutionellen Diskurses vgl. die Arbeiten Ammons zum Modell des sozialen Kräftefeldes der Standardvarietät (Ammon 2003; 2005) sowie Dovalils Auseinandersetzung hiermit im Rahmen der Sprachmanagementtheorie (Dovalil 2013a; b).

<sup>6</sup> Allein die Sprachberatung des Dudens verzeichnet jährlich um die 60.000 Anfragen (vgl. Wermke 2005: 356).

Natürlich ist es nicht ohne weiteres möglich, die breite Rezeption eines Kodex nachzuweisen, da es – und darauf hat Klein (2013) bereits hingewiesen – gravierende empirisch-methodologische Probleme mit sich bringt.<sup>7</sup> Allerdings kann man davon ausgehen, dass schon allein aufgrund der hohen Auflage, des Bekanntheitsgrades und der Resonanz in der Öffentlichkeit der Duden eine Rolle für das „kommunikative Orientierungsbewusstsein“ (Klein 2014: 225) in einer Sprachgemeinschaft bildet, denn, so Klein:

„Im Sprachkodex manifestiert sich der institutionell gefestigte Teil des kollektiven Sprachbewusstseins einer Zeit. Es wird in schriftlich-formalen Texten mit konstitutiv metasprachlichem Charakter greifbar, insbesondere insofern Sprache mit Wertungen und sozialsymbolischen Gehalten aufgeladen wird. Was schriftlich kodifiziert wurde, ist bis zu einem gewissen Grad auch in den Köpfen der Sprecher präsent. Man kann darüber hinaus ohne große Spekulation annehmen, dass der Sprachkodex nicht nur metasprachlich, sondern auch objektsprachlich relevant ist. Er wird den realen Sprachgebrauch entweder in Teilen spiegeln oder als präskriptive Folie anleiten.“ (Klein 2013: 225)<sup>8</sup>

Der vorliegende Beitrag möchte in diesem Zusammenhang Licht auf Fragen nach der Rolle der Kodizes für das kommunikative Orientierungsbewusstsein von SprecherInnen und Sprechern als linguistische Laien werfen. Hierbei soll der Frage nachgegangen werden, welcher Status Kodizes als Normautoritäten bzw. normsetzenden Instanzen aus Sicht der SprecherInnen zukommt. Und es sollen diesbezüglich Annahmen darüber formuliert werden, wie sich aus diesem Status Konsequenzen bei der Reflexion über Sprache und der Orientierung an Kodizes ergeben (könnten).

## 2 Empirie

Empirische Datengrundlage des Beitrags bilden Daten aus drei Interviews von insgesamt 139 halbstrukturierten leitfadengestützten Interviews, die zwischen April 2011 und Februar 2015 im Zuge von Explorations des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien – wahrnehmungsdiakologische Grundlagenforschung und die Rekonstruktion von Laienkonzeptualisierungen zur deutschen Sprache“<sup>9</sup> gewonnen wurden. Die Gewährspersonen (GP) stammen aus den Ländern Deutschland, Italien (Südtirol), Schweiz, Luxemburg, Liechtenstein, Belgien und Österreich und wurden im schulischen Umfeld gewonnen. Da ausschließlich linguistische Laien befragt wurden, fanden sprachlich geschulte Personen (z.B. DeutschlehrerInnen) als InformantInnen keine Berücksichtigung. Die Altersspanne erstreckt sich von 16 bis 65 Jahren. Weiterhin sollten die GP im Erhebungsort oder in dessen Nähe aufgewachsen bzw. dort sozialisiert worden sein und mindestens ein Elternteil sollte unmittelbar aus der Region stammen. Geschlecht und regionale Herkunft spielen allerdings – wie auch weitere soziodemographische Variablen – im Kontext dieser Fallstudie keine Rolle.

Das Untersuchungssetting umfasst eine Vielzahl unterschiedlicher methodischer Schwerpunkte, die sich auch in der Konzeption des Fragebogens bzw. Leitfadens der Untersuchung

<sup>7</sup> Hierzu im Detail: Klein (2013: 223).

<sup>8</sup> Nicht ganz unberechtigt stellt von Polenz (1973: 152) daher die Frage „ob es richtig ist, daß der größte Einfluß auf die Sprachnormung im Deutschen einem privatwirtschaftlichen Unternehmen wie dem Verlag der Duden-Bücher unkontrolliert überlassen bleibt“.

<sup>9</sup> Siehe hierzu: Anders/Hundt (2009) sowie Hundt (2010).

niederschlagen.<sup>10</sup> Der Teil, welcher für die vorliegende Untersuchung relevant ist, ist der letzte Fragekomplex, bei dem mittels eines halbstrukturierten leitfadengestützten Interviews eine Rekonstruktion laienlinguistischer Sprachnormkonzepte über metasprachliche Äußerungen der GP angestrebt wird.<sup>11</sup> Die vorgegebenen Fragestellungen lauten:

1. Was ist für Sie „gutes Deutsch“?
- 1.1 Woran erkennen Sie, dass jemand „gutes Deutsch“ spricht?
- 1.2 Durch welche Merkmale/Besonderheiten zeichnet sich diese Sprechweise aus?
- 1.3 Wie würden Sie „gutes Deutsch“ noch benennen? Haben Sie einen anderen Namen für „gutes Deutsch“?
- 1.4 An wem oder was orientieren Sie sich, wenn Sie „gutes Deutsch“ verwenden? Gibt es Personen oder Instanzen, die bestimmen, was „gutes Deutsch“ ist?
2. Was denken Sie, woher kommt .../wie ist ... entstanden?

Hierbei wurde mittels der offenen Fragen 1., 1.1 und 1.2 eine Erfassung assoziativer Äußerungen zur Struktur des Konzeptes „gutes Deutsch“ angestrebt, Frage 1.3 hingegen bezieht sich auf eine (alternative) Bezeichnung für dieses Konzept. Durch Frage 1.4 soll überprüft werden, ob mit dem Konzept „gutes Deutsch“ ein/e RepräsentantIn in Form eines oder mehrerer prototypischer SprecherInnen, verbunden ist. Zudem kann mit dieser Frage überprüft werden, ob (und wenn ja, inwiefern) prestigebehaftete Varietäten, Instanzen und/oder SprecherInnen existieren, welche das Konzept strukturieren und bei der Alltagskonzeptualisierung ggf. eine Rolle spielen. Weiterhin zielt diese Frage darauf ab, den Status normsetzender Instanzen zu ermitteln, insofern, als dass hierbei im Speziellen der Frage nachgegangen werden kann, wie sich beispielsweise Kodizes in ihrer Funktion als normsetzende Instanzen aus Sicht der laienlinguistischen Sprecherinnen und Sprecher beschreiben lassen und wie die darin enthaltenen Normformulierungen mit den sich ggf. hieraus ergebenden Konsequenzen ihre Wirkung entfalten (könnten).

Der Vorteil der hier verwendeten Erhebungsmethode der halbstrukturierten qualitativen Interviews besteht – im Allgemeinen sowie im Speziellen – darin, dass durch die hier gestellten, offen gehaltenen Fragen die Gewährspersonen die Möglichkeit haben, eigene thematische Relevanzsetzungen innerhalb des Gespräches einzubringen und die thematischen Schwerpunkte selbst zu wählen. Während mit geschlossen konzipierten Fragebögen nur die Zustimmung zu vorgegebenen Konstrukten erfasst werden kann, bietet das qualitative Interview hier die Möglichkeit, variationsreiche und heterogene Daten zu sammeln. Die Interviews wurden nach der Aufzeichnung mittels der Transkriptionssoftware EXMARaLDA<sup>12</sup> orthographisch in Kleinbuchstaben transkribiert und aufbereitet.<sup>13</sup> Die Analyse des Materials erfolgte schließ-

<sup>10</sup> Zu den unterschiedlichen Methoden des Projektes vgl. Anders (2008; 2010), Palliwoda (2011; 2012) sowie Schröder (2015).

<sup>11</sup> Siehe hierzu Beuge (2014).

<sup>12</sup> Zu EXMARaLDA vgl. Schmidt/Wörner (2009).

<sup>13</sup> Anmerkungen zu den Transkriptionskonventionen: Wenn keine Sprachhandlungen vollzogen wurden, wurde dies durch das Pausenzeichen ((x Sek.)) entsprechend markiert. Als intonatorisches Merkmal wurde das „?“ genutzt, um am Ende eines Fragesatzes die steigende Intonation anzuzeigen. Weiterhin wurden Rezeptionssignale „hm“ oder „mhm“ für ein zustimmendes bzw. bestätigendes Signal sowie Gesprächspartikeln transkribiert. Unverständliche Äußerungen wurden durch „(unverständlich)“ kenntlich gemacht, abgebrochene Äußerungen durch „...“. Zusammenziehungen wurden aufgelöst, Kürzungen und Reduktionen beibehalten. Paralleles Sprechen wurde mit eckigen Klammern „[ ]“ markiert.

lich computergestützt mittels der QDA-Software (Qualitative Data Analysis) MaxQDA<sup>14</sup>. Nachfolgend werden einige ausgewählte Interviewausschnitte präsentiert, die allerdings nur einen Teil der Daten abbilden, deren Umfang notwendigerweise für den vorliegenden Beitrag gekürzt werden musste. Das Material weist insgesamt einen zu großen Umfang und eine zu starke Heterogenität auf, um alle Auswertungsaspekte hier vollständig darlegen zu können. Daher wird sich der Beitrag auf ausgewählte Fallbeispiele beschränken.

### 3 Fallbeispiele

Bei der Frage nach der Rolle der normsetzenden Instanzen sieht Gewährsperson 20 die Rolle der Sprachkodizes vor allem darin, dass durch sie die Grammatik präskriptiv festgelegt wird und eine lexikalische Variantenauswahl erfolgt, welche dann in ihrer Gesamtheit *das* Hochdeutsche konstituiert.

EX: und gibt es vielleicht äh für sie oder gibt es etwas oder jemanden der ähm mehr oder weniger bestimmt was gutes deutsch ist?

GP20: ja gut es gibt ja da verschiedene organisationen die sich um sprache bemühen ähm was bestimmen die die grammatik wird ja festgelegt [...]  
sich auch um veränderungen kümmern also wenn jetzt neue vokabeln auftreten also aus dem umgangssprachlichen bereich das sozusagen in das hochdeutsche erheben

EX: mhm

GP20: also neue vokabeln hinzufügen auch [...]  
ob das gutes deutsch ist dann guckt man mal im duden nach

Hier zeigt sich durch das transitive Verb *erheben*, dass seitens der GP eine Taxonomie sprachlicher Variation konzeptualisiert wird: So wird durch den Duden neben der Festlegung der *grammatik* und der „Inventarisierung“ von *vokabeln* auch der „Lexemstatus“ im Hierarchiegefüge sprachlicher Varianten festgelegt und ein bestimmtes Lexem in einen höheren Rang eingeordnet bzw. erhoben und diesem der Wert *gut* zugeschrieben.

Auch Gewährsperson 05 konzeptualisiert sprachliche Variation als taxonomische Werteskala und benennt sogleich die beiden äußeren Pole dieser Skala:

EX: was ist für sie gutes deutsch?

GP05: eine... ein gutes deutsch ist für mich wenn man so spricht wie es geschrieben wird und das ist für mich hochdeutsch wie man halt da eben teilweise in niedersachsen spricht

EX: können sie sich vorstellen dass es irgendwelche institutionen oder personen gibt die bestimmen was hochdeutsch ist was gutes deutsch ist?

GP05: es ist ja nicht von ohne dass dialekt sprechen

EX: mhm

<sup>14</sup> Einen guten Überblick über die Leistung und Anwendungsfelder von QDA-Software (Qualitative Data Analysis) bietet Kuckartz (2010).



- GP05: nicht angesagt ist das heißt in der Werteskala steht das hochdeutsch oben und das heißt das ist die Norm so gehört sich gesprochen... irgendwer wird es dann schon festlegen  
[wenn es]
- EX: [ja]
- GP05: verlangt wird dass es in der Werteskala äh oben angesiedelt ist und breiter Dialekt oder Dialekt sprechen weiter unten angesiedelt ist

Insbesondere diatopische Variation, hier durch die Attribuierung *breit* bezeichnet, wird in Gegensatz zum geschriebenen *hochdeutsch* gesetzt. Unklar bleibt, durch wen diese Kategorisierung oder taxonomische Einordnung erfolgt, also welche Person oder Instanz, die hier mit dem Indefinitpronomen *irgendwer* bezeichnet wird, gemeint ist. Die vertikale Dimensionierung, die hier vorgenommen wird, zeugt von der Wahrnehmung eines bewerteten Hoch-Tief-Gefälles, bei dem das (kodifizierte?) *hochdeutsch* als positiver Referenzpunkt angesehen wird. Es zeigt sich auch, dass die Gewährsperson dieses Konzept sprachgeographisch verorten kann: *wie man halt da eben teilweise in niedersachsen spricht*. Die anhaltende Popularität des „das beste Deutsch spricht man in Niedersachsen, respektive Hannover“-Mythos ist also nach wie vor präsent, was sich auch in anderen Interviews nachweisen lässt. Was bei der Betrachtung dieser in erster Linie medial mündlich realisierten Sprache, welche hier mit dem Terminus *hochdeutsch* bezeichnet wird, zusätzlich als besonders wichtig erscheint, ist eine schriftnahe Aussprache. Sie bildet für die Gewährsperson die erstrebte Realisierung der Schriftsprache: *gutes deutsch ist für mich wenn man so spricht wie es geschrieben wird*.

Auch in anderen Interviews wird eine deutliche schriftsprachliche Konzeptualisierung sichtbar und teilweise auch der präskriptive Modellcharakter, der Kodizes seitens der SprecherInnen zugeschrieben wird, so wie GP01 es formuliert:

- EX: und ähm meinen sie es gibt vielleicht irgendwie eine organisation institution oder irgendwelche personen irgendwas ähm die bestimmen was gutes deutsch oder was hochdeutsch ist?  
die das so ein bisschen vorschreiben?
- GP01: ((5.2s))  
die das bestimmen
- EX: mhm
- GP01: das das wie man es spricht leitet sich wahrschei... leitet sich ab wie man es schreibt
- EX: mhm
- GP01: ähm das heißt das geschriebene ist das richtige deutsch  
und derjenige der das geschriebene vorgibt sind die rechtschreibungen

Als sprachnormatives Vorbild dient hier ebenfalls ein schriftsprachlich konzeptualisiertes Ideal, welches in diesem Fall auf gesprochene Sprache übertragen wird und dessen Grundlage *die rechtschreibungen* bilden. Dadurch wird den Kodizes direkte präskriptive Autorität nicht nur für schriftbezogene (formale) Kontexte, sondern auch für gesprochene Sprache attestiert. Sprachnormformulierungen und Empfehlungen werden hier also nicht als kontextabhängig interpretiert, sondern als allgemeinverbindlich angesehen, auch für medial mündliche Kommunikation.

Es zeigt sich, um die Befunde in den drei kurzen Beispielen zusammenzufassen, wenn seitens der Laien darüber reflektiert wird, was sprachlich als normgemäß gilt bzw. zu gelten habe, sich zu einem großen Teil aus einem schriftlich konzeptualisierten Ideal speist, wobei hier seitens der Laien ein Einfluss der Kodizes genannt wird. Die befragten Gewährspersonen sehen Kodizes nicht nur als eine Autorität in Sprachfragen und als Orientierungshilfe an, sondern sind teilweise der Überzeugung, dass diese überhaupt *das* Hochdeutsche oder vielmehr *die* Norm erst konstituieren. Zudem wird dieses Konzept in Gegensatz zu diatopischer Variation gesetzt. Wenn Beispiele gegeben werden, wie man *nicht* gut spricht oder was *nicht* gutes Deutsch ist, dann sind dies diatopische Varietäten und/oder deren Varianten. Hochdeutsch zeichnet sich aus Laiensicht also durch eine überwiegend schriftsprachliche Konzeptualisierung aus und es findet sich die Tendenz, dass konzeptionelle Schriftlichkeit auch auf das mündliche Medium übertragen wird. So wird das, was als unerwünscht oder defizitär angesehen wird, meist mit den Maßstäben einer kodifizierten Standardvarietät gemessen. Ebenso wenig werden schriftsprachliche Normen kontextabhängig interpretiert. Diese schriftnahe vorbildliche Aussprache kann weiterhin anhand eines konkreten Sprachraumes festgemacht werden, in dem nach laienlinguistischer Ansicht keine diatopischen Merkmale existieren. Diese Vorstellung einer einheitlichen und geographisch eindeutig lokalisierbaren Standardvarietät steht seit Langem im Widerstreit mit dem linguistischen common-sense ihrer Nicht-Lokalisierbarkeit und dem wissenschaftlichen Konzept einer plurizentrischen Standardsprache und kann als ein unter Laienlinguisten verbreiteter Topos angesehen werden, der ein monozentrisches Standardkonzept offenlegt. Zudem finden wir die Tendenz, dass sich seitens der Laienlinguisten der aus sprachwissenschaftlicher Sicht als Kontinuum konstituierte Varietätenraum als taxonomische Werteskala darstellt, dessen oberes Ende *das* Hochdeutsche bildet und an dessen unterem Ende diatopische Varietäten angesiedelt sind. Fallübergreifend lässt sich unter den befragten Laienlinguisten somit eine stark ausgeprägte Standardaffinität konstatieren.

#### 4 Präskription durch Deskription?

Wie lassen sich nun die positiven Bewertungen, die ausgeprägte Standardaffinität und das schriftsprachlich konzeptualisierte Ideal als Maßstab erklären? Haben wir eine „Mentalität von Wörterbuchuntertanen“<sup>15</sup> oder die häufig zitierte von Polenz'sche „Sprachnormenfrömmigkeit“<sup>16</sup> oder sind es, wie Müller (1998) vermutet, allgemein kulturell-gesellschaftliche Stereotype, wie die „Sehnsucht nach Konstanz und Stabilität, die Ruhe und Sicherheit [verspricht, P.B.]“ (Müller 1998: 65), denn „Varianten beunruhigen; wie in Politik und Kultur, so in der Sprache“ (ebd.)? Ob und inwiefern eine durch die eingangs des Beitrags zitierte normative Wirkung von Wörterbüchern diese Umstände, also eine invariante und schriftsprachliche Konzeptualisierung im Umgang mit sprachlicher Variation, begünstigt werden und Varianten,

<sup>15</sup> „So entsteht etwas wie die Mentalität von Wörterbuchuntertanen, die viele auch als Erwachsene noch haben. Ihr Kern sind normative Erwartungen: man erwartet eine immer ‚richtige‘ Orientierung, wenn man ein Wörterbuch benutzt [...] mit Werbung und lexikographischer Qualität hat sie [=die Dudenredaktion, P.B.] das Image, daß sie zuständig ist für richtiges Deutsch, erfolgreich gepflegt. In dieser historisch-sozialen Situation hat sich die normative Kraft insbesondere der Duden-Wörterbücher herausgebildet. Sie besteht auch [...] jenseits von konkreten Benutzungssituationen.“ (Wiegand 1986: 99f.).

<sup>16</sup> Vgl. von Polenz (1982).

sofern sie mit jenen statuierten und/oder durch Normautoritäten als „einzig richtige“ vermittelten konvergieren (seien es real statuierte oder auch vermeintlich angenommen statuierte)<sup>17</sup> durchgängig positiv bewertet werden, lässt sich an dieser Stelle empirisch freilich nicht herausstellen, sondern bleibt (vorerst) spekulativ.

Auffällig ist allerdings die fallübergreifende, von einem schriftsprachlichen Ideal geprägte Reflexion über Sprache, wobei diese Sprache als weitestgehend homogen bzw. invariant konzeptualisiert wird und bei der Bewertung sprachlicher Phänomene sprachliche Differenzen von diesem Ideal defizitär erscheinen. So haben Untersuchungen wie die von Jäger (1971), Braun (1979), Hannappel/Herold (1985), Good (1986/87), Ammon (1996) oder Davies (2000) gezeigt, dass das Konzept einer invarianten bzw. homogenen Standardsprache als Maßstab bei der Bewertung von und Reflexion über Sprache unter Deutschlehrkräften durchaus üblich ist und konstatieren diesen eine geringe Normtoleranz, teilweise beurteilen diese sogar einige Varianten als falsch, obwohl der Kodex in diesen Fällen Variation zuließe. Es gebe keine Anhaltspunkte dafür, so Davies (2005: 331), dass Lehrkräfte „zwischen einer gesprochenen Standardsprache mit elastischeren Normen und einer geschriebenen mit einer strengeren Norm“ unterscheiden. Dies kann weitreichende Konsequenzen haben, denn „obwohl Lehrer und Lehrerinnen nicht die Macht besitzen, darüber zu entscheiden, ob eine Variante in der Tat als standardsprachlich kodifiziert wird – haben sie eventuell schon die Macht, darüber zu entscheiden, was als standardsprachlich angesehen wird“ (Davies 2005: 324).<sup>18</sup> So kommt es häufig zu dichotomen Entscheidungen von richtig/falsch und Faktoren wie beispielsweise Angemessenheit oder Situationsspezifität werden zugunsten eines statischen Sprachnormkonzeptes vernachlässigt.<sup>19</sup> Spätestens durch öffentliche Metasprachdiskurse oder publizistisch-populärwissenschaftlich agierende Vereine oder AutorInnen wird dieses Sprachnormkonzept dann zunehmend verfestigt und gerade die Reichweite letzterer, denen Eisenberg einen „Fetisch Hochsprache“ (Eisenberg 2007: 217) attestiert, sollte nicht vorschnell als trivial abgetan werden, da sie nicht zuletzt durch hohe Auflagenzahlen und mediale Präsenz eine Rolle für das kommunikative Orientierungsbewusstsein spielen (können).

Natürlich bringen Kodizes BenutzerInnen nicht nur Nachteile: Sie sind notwendig bei der Etablierung einer überregionalen Standard- bzw. Schriftsprache und eine (Nicht-)Verwendung standardnahen Sprechens/Schreibens kann SprecherInnen in bestimmten situativen Kontexten möglicherweise bestimmte (negative) soziale Folgen bescheren, aber ein offener und reflektierter Umgang, wie Ripfel ihn fordert, ist geboten:

„Darüber hinaus wäre es unbedingt erforderlich, daß im Sprachunterricht die Funktion und Natur von Sprachnormen, der Zusammenhang von Wert, Norm und Regel und damit auch die Dynamik von Sprachnormen vermittelt würden. Dadurch ließe sich die bestehende Normengläubigkeit ab- und eine normenkritische Haltung aufbauen“ (Ripfel 1989: 205f.).

Hier sind vor allem weiterhin die linguistische Sprachkritik und Sprachdidaktik gefragt: Die Schule ist der Ort, an dem die standardsprachliche Sozialisation der Normsubjekte durch Sprachnormautoritäten stattfindet. LehrerInnen sind befugt, das Sprachverhalten der Normsubjekte zu korrigieren und zu sanktionieren, was meist im muttersprachlichen Unter-

<sup>17</sup> Zu dieser Diskrepanz vgl. die Untersuchung von Davies (2005).

<sup>18</sup> Dass es sich hierbei auch häufig um subsistente Normen handelt, also jene Normen, die auf dem Sprachgefühl des Einzelnen beruhen und von den kodifizierten abweichen können, hat Davies (2005) bereits gezeigt.

<sup>19</sup> Hierzu Kilian (2014: 2).

richt unter Bezugnahme auf die Opposition richtig vs. falsch in Bezug auf standardsprachliche Normen erfolgt. Daher sollte bei der universitären Ausbildung von angehenden LehrerInnen als künftige SprachnormenvermittlerInnen und -autoritäten Wert auf eine angemessene Reflexion sprachlicher Normen gelegt werden. (Statuierte) Normen sollten also nicht (nur) als feste, objektive Größen von SprecherInnen erfahren werden, sondern vielmehr sollte gerade ihre Relativität und soziale Bedingtheit in den Fokus gerückt werden, damit Sprache eben nicht (nur) als etwas Objektives, Statisches oder Geregelttes wahrgenommen wird, da es (nicht ausschließlich, aber maßgeblich) die Bildungsinstitution Schule ist, in der eine explizite Vermittlung schriftlicher und in erster Linie statuiertes (und somit kodifizierter) Normen durch den muttersprachlichen Sprachunterricht erfolgt.<sup>20</sup> Aber auch für die Variationslinguistik besteht Handlungsbedarf und -potenzial: Eine Standardvarietät sollte nicht mehr als eine vom empirisch-rekonstruierbaren, tatsächlichen Sprachgebrauch abgekoppelte und vor allem formell schriftliche Größe beschrieben werden, sondern (auch) auf Basis des tatsächlichen (mündlichen) Sprachgebrauchs in ihrer Domänen- und Medialitätsspezifität.<sup>21</sup>

## 5 Literatur

- Albert, Georg und Jan Georg Schneider (2013): Medialität und Standardsprache - oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist. – In: Hagemann, Jörg, Wolf-Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg. S. 49-60.
- Anders, Christina A. und Markus Hundt (2009): Die deutschen Dialekträume aus der Sicht linguistischer Laien. – In: Henn-Memmesheimer, Beate und Joachim Franz (Hrsg.): *Die Ordnung des Standard und die Differenzierung der Diskurse*. Frankfurt a.M. u.a.: Lang. S. 479-502.
- Anders, Christina A. (2008): Mental Maps linguistischer Laien zum Obersächsischen. – In: Christen, Helen und Evelyn Ziegler (Hrsg.): *Sprechen, Schreiben, Hören. Zur Produktion und Perzeption von Dialekt und Standardsprache zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Wien: Edition Praesens. S. 203-229.
- Anders, Christina A. (2010): *Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (1996): Die nationalen Varietäten des Deutschen im Spannungsfeld von Dialekt und gesamtsprachlichem Standard. – In: *Muttersprache* 106. S. 243-249.
- Ammon, Ulrich (2003): On the Social Forces that Determine what is Standard in a Language and on Conditions of Successful Implementation. – In: Ammon, Ulrich, Klaus Mattheier und Peter Nelde (Hrsg.): *Sprachstandards – Language Standards – Standards linguistiques*. Tübingen: Niemeyer. S. 1-10.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. – In: Eichinger, Ludwig und Werner Kallmeyer (Hrsg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Beuge, Patrick (2014): Was ist gutes Deutsch aus Sicht linguistischer Laien? – In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 81/2. S. 129-150.
- Braun, Peter (1979): Beobachtungen zum Normverhalten bei Studenten und Lehrern. – In: Braun, Peter (Hrsg.): *Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen*. München: Fink. S. 149-155.
- Davies, Winifred (2000): Linguistic norms at school: a survey of secondary-school teachers in a central german dialect area. – In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 2/2000. S. 129-147.

<sup>20</sup> Fruchtbare Ansätze hierzu finden sich beispielsweise bei Kilian (2014) und Kilian/Niehr/Schiewe (2010; 2013). Siehe auch Kiesendahl/Ott (2015) zur linguistischen Schulbuchforschung.

<sup>21</sup> Ansätze bei Albert/Schneider (2013), siehe auch Schneider in diesem Band.

- Davies, Winifred (2005): Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen (in Deutschland) als Geber und Vermittler von sprachlichen Normen. – In: DAAD (Hrsg.): Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland. 30.09.-3.10.2004. Dresden. Dokumentation der Tagungsbeiträge. S. 323-339.
- Dovalil, Vít (2013a): Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät als methodologischer Impuls für die Debatte über die Standardnormen. – In: Schneider-Wiejowski, Karina, Birte Kellermeier-Rehbein, und Jakob Haselhuber (Hrsg.): Vielfalt, Variation und Stellung der deutschen Sprache. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 65-78.
- Dovalil, Vít (2013b): Zur Auffassung der Standardvarietät als Prozess und Produkt von Sprachmanagement. – In: Hagemann, Jörg, Wolf-Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg. S. 163-176.
- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. – In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 3/2007. S. 209-228.
- Good, Colin (1986/1987): 'Du mußt deine Sprache verbessern', or: the transmission of linguistic norms. – In: New German Studies 14/1986-1987. S. 1-20.
- Hannappel, Hans und Theo Herold (1985): Sprach- und Stilnormen in der Schule. – In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 16/1985. S. 54-66.
- Hartung, Wolfdietrich (1977): Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. – In: ders. (Hrsg.): Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin: Akademie-Verlag. S. 9-69.
- Hundt, Markus (2010): Bericht über die Pilotstudie Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte. – In: Anders, Christina A., Markus Hundt und Alexander Lasch (Hrsg.): perceptual dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York: de Gruyter. S. 179-219.
- Jäger, Siegfried (1971): Sprachnorm und Schülersprache. – In: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Düsseldorf: Schwann. S. 166-233.
- Kiesendahl, Jana und Christine Ott (Hrsg.) (2015): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven. Göttingen: V+R Unipress.
- Kilian, Jörg, Thomas Niehr und Jürgen Schiewe (2010): Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kilian, Jörg, Thomas Niehr und Jürgen Schiewe (2013): Es gibt kein Falsches im Angemessenen. Überlegungen zu einem sprachkritischen Analysemodell. – In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes. 60/4. S. 300-320.
- Kilian, Jörg (2014): Sprachtheorie, sprachliches Wissen und kritische Sprachbetrachtung. Grundlagen einer didaktischen Sprachkritik in der Lehrer(fort)bildung. – In: Niehr, Thomas (Hrsg.): Sprachwissenschaft und Sprachkritik - Perspektiven ihrer Vermittlung. Bremen: Hempen. S. 173-186.
- Klein, Wolf-Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? – In: Hagemann, Jörg, Wolf-Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg. S. 15-33.
- Klein, Wolf-Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin u.a.: de Gruyter. S. 219-242.
- Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Malkiel, Yakov (1989): Wörterbücher und Normativität. – In: Hausmann, Franz J. et al. (Hgg.): Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. 1. Teilband. Berlin / New York: de Gruyter. S. 63-70.
- Müller, Gerhard (1998): Normen und Normbedürfnisse aus Sicht der Sprachberatung. – In: Der Deutschunterricht 50/3. S. 61-66.

- Palliwoda, Nicole (2011): Die Verortung von Sprachvarietäten im Deutschen. Eine empirische Studie zum Vergleich von mental maps und Sprachproben. – In: Ganswindt, Brigitte und Christoph Purschke (Hrsg.): Perspektiven der Variationslinguistik. Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. Hildesheim: Olms. S. 419-442.
- Palliwoda, Nicole (2012): Laienlinguistische Sprachräume - methodische Aufbereitung anhand von Mental Maps und Sprachproben. – In: Braukmeier, Sabrina, Julia Burkhardt, und Fleur Pfeifer (Hrsg.): Wege in den Sprachraum. Methodische Herausforderungen linguistischer Forschung. Leipzig: Lang. S. 53-67.
- Polenz, Peter von (1973): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. – In: Nickel, Gerhard (Hrsg.): Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. München: Hueber. S. 118-167.
- Polenz, Peter von (1982): Sprachkritik und Sprachnormenkritik. – In: Heringer, Hans-Jürgen (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. 2. Auflage. Tübingen: Narr. S. 70-93.
- Püschel, Ulrich (1989): Wörterbücher und Laienbenutzung. – In: Hausmann, Franz Josef et al. (Hrsg.). Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. 1. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter. S. 128-135.
- Ripfel, Martha und Herbert Ernst Wiegand (1988): Wörterbuchbenutzungsforschung. Ein kritischer Bericht. – In: Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI, 2. Teilband. Hildesheim u.a.: Olms. S. 492-520.
- Ripfel, Martha (1989): Die normative Wirkung deskriptiver Wörterbücher. – In: Hausmann, Franz J., Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand und Ladislav Zgusta (Hrsg.): Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Erster Teilband. Berlin/New York: de Gruyter. S. 189-207.
- Schmidt, Thomas und Kai Wörner (2009): EXMARaLDA – Creating, analyzing and sharing spoken language corpora for pragmatic research. – In: Pragmatics 19/4. S. 565-582.
- Schröder, Saskia (2015): Mental Maps als Zugang zu sprachlichem Wissen. – In: Langhanke, Robert (Hrsg.): Sprache, Literatur, Raum. Festgabe für Willy Diercks. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte. S. 163-181.
- Techtmeier, Bärbel (1977): Die kommunikative Adäquatheit sprachlicher Äußerungen. – In: Hartung, Wolfdietrich (Hrsg.): Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin: Akademie-Verlag. S. 102-162.
- Wermke, Matthias (2005): Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Dudens. – In: Eichinger, Ludwig und Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin: de Gruyter. S. 350-362.
- Wiegand, Herbert Ernst (1986): Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. – In: Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden. Berlin: de Gruyter. S. 72-101.

# Modalisierte Assertionen in Kodizes

## Zu Formulierungsstrategien im Duden-Band 9

### „Richtiges und gutes Deutsch“

FRANZISKA EBER & PAUL RÖSSLER

## 1 Modalisierte Assertionen

„**anvertrauen**: Der Verbzusatz *an-* wird in den finiten Formen meist vom Verb getrennt und nachgestellt: *Ich vertraue dir dieses Geheimnis an*. Die Unterlassung dieser ↑ Tmesis ist seltener: *Ich anvertraue dir dieses Geheimnis*.“ (Duden 9 2011: 87)

„[A]lle, die beruflich oder privat viel schreiben und dabei schnell und korrekt entscheiden müssen, wenn sie unsicher sind“, so steht es im Vorwort der 7. Auflage des Duden-Wörterbuchs der sprachlichen Zweifelsfälle, Band 9, mit dem Titel „Richtiges und gutes Deutsch“, wissen nach Lektüre des eingangs zitierten Artikels, dass sie das Verb *anvertrauen* in finiten Formen trennen sollen. Sie wissen das nicht durch den Inhalt des Artikels selbst, sondern durch die Dudenempfehlung in Form der gelben Markierung. Die Entscheidung für diese Markierungen begründet die Dudenredaktion in den Benutzungshinweisen des Wörterbuchs:

„In dieser Auflage spricht die Dudenredaktion erstmals im Dudenband 9 Empfehlungen bei rechtschreiblichen, grammatischen oder auch stilistischen Zweifelsfällen aus. Zu diesem Schritt hat sich die Redaktion entschlossen, weil die Nutzerinnen und Nutzer häufig wissen möchten, welche von mehreren sprachlichen Varianten sie wählen sollen, um ihren Text angemessen zu gestalten. Denn häufig werden im Buch zwei Varianten gezeigt, die beide korrekt sind, sodass die Wahl schwerfällt. Viele Ratsuchende wünschen sich hier eine klarere Orientierung, möglichst auf den ersten Blick.“ (Duden 9 2011: 11)

In gegenwärtigen Kodizes werden sprachliche Normen oft in Form von Assertiven formuliert, obwohl unklar ist, ob sie – als Norm – bloß sprachliche Sachverhalte feststellen oder zugleich auch Handlungsanweisungen darstellen. Unter Assertiven verstehen wir eine Klasse von Sprechakten wie etwa Feststellungen oder Behauptungen, „deren Charakteristikum ist, dass der Sprecher auf die Wahr- oder Falschheit der in der Äußerung zum Ausdruck gebrachten Proposition festgelegt wird“ (Glück 2010: 65). Assertive verpflichten in unserem Fall also die Kodexautoren; sie sind erstens keine Handlungsanweisungen und zweitens schon gar nicht welche an die Adressaten, die Wörterbuchnutzer. Assertive sind nach Gottlob Frege kommunikative Kundgebungen, denen das Aufstellen eines Wahrheitsanspruchs für eine Proposition zugrunde liegt. Dieser kognitive Akt des Aufstellens eines Wahrheitsanspruchs ist die Assertion. Sie wird in der Sprechaktklasse der Assertive versprochen. Ein solcher Wahrheitsanspruch kann zwar in der Assertion modalisiert werden, etwa in Form von Adverbien wie *vermutlich*, *möglicherweise* etc., er kann aber nicht negiert, allenfalls zurückgenommen oder dementiert werden (vgl. Frege 2003: 35-62; Glück 2010: 64).

Der Diskrepanz zwischen formulierter Assertion in Form von Assertiven und von den Nutzern erwarteter Handlungsanweisung versucht der Duden-Band 9 mit den gelben Markierungen zu begegnen. Dem ratsuchenden Laien ist optisch, auf den ersten Blick, mit der gelb markierten Variante in *dubio linguae* Rat gegeben – und damit eine klare Sprachhandlungsanweisung. Dem stehen oftmals geäußerte Deklarativsätze gegenüber, die als Akte des Behauptens zu den assertiven Akten zählen und als Sprechhandlungen in den kognitiven Akt des Aufstel-

lens eines Wahrheitsanspruchs, der Assertion also, eingebettet sind. Der zitierte Wörterbuchartikel zum Verb *anvertrauen* ist ein Beispiel, wie durch Deklarativsätze Assertionen formuliert werden. Gleichzeitig wird ihr Geltungsgrad durch Unschärfemarker wie *meist* oder *seltener* eingeschränkt. Durch Unschärfemarker wie bestimmte Temporaladverbien, Quantitätsangaben oder Modalverbverwendungen erfahren die deklarativ formulierten Assertionen in den Wörterbuchartikeln eine Modalisierung, die die Frage tangiert, auf welche Weise Normgehalte mit welchen Intentionen und Konsequenzen in einem Sprachkodex formuliert werden. Dabei gehören nach Klein

„[z]um **Sprachkodex** einer Sprache [...] alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautorität zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden. Der Sprachkodex kann sich auf unterschiedliche Ebenen und Instanzen der Sprache beziehen: Aussprache, Schreibung, Grammatik (Wort- und Wortformenbildung, Syntax), Lexik, Semantik, Pragmatik.“ (Klein 2014: 222)

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich nicht mit der Ungenauigkeit oder Vagheit der sprachlichen Äußerung per se. Vielmehr geht es um die von Kodex-Autoren in ihren Kodizes sprachlich markierte Unsicherheit oder Ungenauigkeit ihrer Aussagen. Kodifizierer sind hier gewissermaßen im Dilemma, ihr Experten-Wissen, das sie besitzen und dank dessen sie auch wissen, dass sie in bestimmten Bereichen nichts oder nichts genau wissen, nun Laien vermitteln zu müssen, von denen sie wissen oder zumindest annehmen können, dass diese genau dieses Un- oder Nichtgenauwissen von ihnen, den Experten, eben gerade nicht erwarten, sondern im Gegenteil möglichst exaktes, genaues Wissen. Diesem Thema widmen sich auch Peter Janich und Ingo Warnke (vgl. Janich 2012: 23-49; Warnke 2012: 51-69). Dazu kommt, dass das Experten-Wissen so formuliert werden muss, dass der Laie es versteht. Valide Daten einer empirisch fundierten Grammatikbenutzungsforschung als ein Anwendungsgebiet der Experten-Laien-Kommunikation gibt es bis dato kaum. Die Arbeiten Mathilde Hennigs stellen hier eine erfreuliche Ausnahme dar (vgl. Hennig 2010, Hennig/Löber 2010). Dabei untersuchte Hennig gemeinsam mit Löber, wie Grammatiken benutzt werden, und ließ Personen mit unterschiedlichem Bezug zu Sprache (von Studierenden über Lehrer und Kaufleute bis zu Bibliothekaren und Pädagogen) einen grammatischen Zweifelsfall mittels der 7. Auflage der Dudengrammatik lösen. Von den Befragten sagten 79%, dass sie hierfür bereits Vorwissen benötigt hätten, da der Eintrag „durch das gehäufte Auftreten linguistischer Fachtermini nahezu unverständlich“ ist (Hennig/Löber 2010: 16). Da die Ratsuchenden nicht über das Wissen verfügen, welches die Herausgeber der Grammatiken besitzen, wird die Suche nach der Lösung eines Zweifelsfalls erschwert. Zusätzlich werden die Ausführungen oftmals sprachlich relativiert – beispielsweise durch Modalverben –, sodass die Laien verunsichert sind, wie sie die unklaren Angaben verstehen sollen (vgl. ebd.: 17-18).

Im Zusammenhang mit Johannes Erbens These, „[...] daß in der Neuzeit ein mehr oder minder entwickeltes Bewußtsein des Nichtsicher- oder Nichtgenauwissens zu spüren sei und für Einschränkungen oder Abschwächungen des Wahrheitswertes eigener Aussagen zunehmend besondere sprachliche Signale üblich werden“ (Erben 1994, 16), spitzt sich mit dem digital turn des späten 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts dieses von Hennig erwähnte Dilemma eher zu. Denn die mit dem digital turn zweifellos verbundenen Möglichkeiten einer zunehmend empirisch ausgerichteten Wissenschaft, in unserem Kontext eben der Sprachwissenschaft, generieren gleichzeitig Erwartungen, zumal von Laien, an diese Probleme des All-



tagslebens, und dazu zählen selbstverständlich auch jene der Einhaltung sprachlicher Normen in der alltäglichen Kommunikation, durch sprachdaten- und entsprechend sprachwissenschaftsbasierte Kodizes zu lösen. Und zwar – aus Sicht der Laien – als klare, eindeutige Handlungsanweisung. Wie schwierig sich diese Laien-Adressierung in der grammatikographischen Praxis gestaltet, schildert Peter Eisenberg in einem Aufsatz über seine Mitarbeit im Dudenband 9. Die redaktionelle Generallinie gegenüber dem Kodexbenutzer beschreibt Eisenberg dabei folgendermaßen:

„Sage dem Sprecher, womit er es bei einem bestimmten Problem zu tun hat und überlasse ihm die Entscheidung, was er mit den Informationen anfängt, so weit wie möglich selbst. Diese Linie wirft besondere Schwierigkeiten dort auf, wo es um die Grundfrage geht, was man sagen könne und was nicht, um die Frage nach richtig und falsch.“ (Eisenberg 2007: 224)

Vor dem Hintergrund dieser Herausforderung für den Transfer kodifizierten Sprachwissens in die nichtwissenschaftliche Öffentlichkeit, die ja in bestimmten Domänen medialer Schriftlichkeit nicht nur kodexgebunden, sondern oft auch kodexorientiert ist, sei nochmals Johannes Erben zitiert:

„In einer Zeit, in der die Notwendigkeit experimenteller Vergewisserung unabweisbar wird sowie die Möglichkeiten des Messens und Berechnens wachsen und das offensichtliche Bedürfnis nach genaueren Angaben die sprachliche Skala der Zeit-, Raum- und sonstigen Maßeinteilungen außerordentlich verfeinert, gibt es also auch im Sprachgebrauch unserer Aussagen Tendenzen, im Falle des Nicht- oder Nichtgenauwissens den Grad von Exaktheit oder Gewißheit abzustufen oder wenigstens anzudeuten.“ (Erben 1994: 16-17)

Um genau diese Abstufungen und Andeutungen geht es im vorliegenden Beitrag.

## 2 Darstellung der Unschärfe in Duden 9

### 2.1 Beschreibung des Duden 9

Im Vorwort des Duden-Band 9 „Richtiges und gutes Deutsch“ erklärt die Dudenredaktion, dass dieser Band eine Zusammenfassung von Antworten auf Fragen ist, die an die Duden-Sprachberatungsstelle gerichtet wurden (vgl. Duden 9 2011: 5).

Im Duden 9 gibt es zwei Typen von Einträgen, die alphabetisch nach den Lemmaspuren geordnet sind. Diese werden entweder anhand ihrer Zweifelsfallproblematik kurz erklärt, beispielsweise ob die Vergleichsformen von *blank* mit oder ohne Umlaut gebildet werden (vgl. ebd.: 185), oder sie geben ein ganzes Thema an, das allgemein erläutert wird. Ein Beispiel dafür ist das Kapitel über den Apostroph beim Wegfall von Buchstaben am Ende eines Wortes (vgl. ebd.: 95).

Zudem gibt die Dudenredaktion – wie schon erwähnt – eigene Empfehlungen, die durch Gelbhinterlegung gekennzeichnet sind. Die Dudenredaktion begründet ihre Empfehlungen damit, dass die Gesellschaft eine „normativ geregelte Standardsprache“ (ebd.: 5) wünsche. Die Empfehlungen sollen eine Orientierungshilfe zur praktischen Anwendung sein, weil viele Zweifelnde bei zwei richtigen Varianten nicht wissen, welche sie verwenden sollen und wohl erst dadurch den Dudenband 9 frequentieren. Zudem stammen die Entscheidungen für eine der beiden Varianten nicht von der Dudenredaktion selbst, sondern die Dudenredaktion stützt sich auf das Dudenkorpus. Nach Angabe der Dudenredaktion handelt es sich dabei um „eine elektronische Textsammlung, die [zum Stand] Juni 2011 rund 2 Milliarden Einträge umfasst

und einen Querschnitt durch das geschriebene Standarddeutsch darstellt“ (ebd.: 12). Demnach empfiehlt die Dudenredaktion diejenigen Ausdrücke, die am häufigsten im Gebrauch seien. *Häufig* ist natürlich ein dehnbarer Begriff. Es stellt sich zunächst die Frage, wo genau eine Grenze zu anderen Quantitätsangaben zu ziehen sei, wenn etwas *häufiger*, *häufig* oder *selten*, gar *selten* vorkommt. Des Weiteren bleibt offen, was der Leser, die Leserin, die ja Rat sucht, wenn sie den Duden 9 zur Hand nimmt, mit Formulierungen der Häufigkeit oder Seltenheit tatsächlich anfangen soll. Wie sind also solch relativ unscharfe Quantitätsmarker vom Leser zu deuten? Welche Vorteile bringen sie ihm oder ihr bei einem sprachlichen Zweifelsfall?

## 2.2 Die Darstellung von Unschärfe durch pragmatische und lexikalische Mittel

Eine Möglichkeit, Unschärfe sprachlich zu markieren, nutzt der Duden 9, indem er sich der Passiv- sowie Impersonalkonstruktionen bedient. Durch diese Konstruktionen kann das Agens ungenannt bleiben. Zudem kann es sein, dass das Agens nicht genannt sein muss, wenn es bereits durch die Textsorte bestimmt ist oder Handlungsanweisungen an eine Gruppe von Lesern gibt. Dies trifft etwa für Dienstanweisungen oder für Gebrauchsanleitungen für Geräte, für Rezepte in Kochbüchern oder für Spielregeln zu (vgl. Pape-Müller 1980: 120).

Der Duden 9 bietet – neben den Gelbmarkierungen empfohlener Varianten – indirekte verbale Handlungsanweisungen für Leser, eine Variante zu verwenden oder auch nicht. Von 2812 syntaktischen Einheiten der untersuchten Lemmaspuren A und B, die durch das Vorhandensein eines finiten Verbs in Deklarativsätzen gekennzeichnet sind, enthalten 787 eine Passivkonstruktion. Das sind 28%.

Dabei wird vor allem das Vorgangspassiv verwendet, mit dem einerseits in Form von Deklarativsätzen ein sprachlicher Sachverhalt behauptet wird, dieser – indirekt – aber gleichzeitig vom Leser als Handlungsanweisung interpretiert werden kann, diesem deklarierten sprachlichen Sachverhalt auch im eigenen, individuellen Sprachgebrauch zu folgen. Das Eingangsbeispiel zeigt das: „Der Verbzusatz *an-* wird in den finiten Formen meist vom Verb getrennt und nachgestellt“ (Duden 9 2011: 87). Diese Aussage kann einerseits bloß den Sachverhalt ausdrücken, dass die meisten Schreiber des Deutschen den Verbzusatz *an-* in den finiten Formen vom Verb trennen, andererseits kann sie der Wörterbuchnutzer als Appell auffassen, er solle es den meisten Schreibern des Deutschen doch gleich tun. Explizit geäußert wird dies von den Dudenautoren jedoch nicht. Diese Aufgabe übernimmt nonverbal die Gelbmarkierung.

Neben den Passiv- und Impersonalkonstruktionen sind es im Duden 9 vor allem lexikalische Mittel, mit denen Unschärfe markiert wird. Es handelt sich dabei zum Beispiel um Lexeme, die eine gewisse Eingrenzung bzw. Fokussierung darstellen, wie *im Bereich* oder *nur*. In temporaler Funktion gibt es häufig Abgrenzungen, die von *früher*, *kaum mehr*, *seit Langem* und *mittlerweile* bis zu *heute* reichen.

Die Lexeme *darf*, *kann*, *soll*, *muss*, *vermutlich* zeigen eine modale Variante auf. Die größte Gruppe der lexikalischen Unschärfemarker bilden Quantitätsangaben wie *überwiegend*, *meist*, *häufig*, *teilweise*, *manchmal*, *gelegentlich* und *selten*. Auf diese Quantitätsangaben konzentrieren wir uns im Folgenden.

## 2.3 Detailuntersuchung der lexikalischen Mittel anhand von Quantitätsangaben

### 2.3.1 Häufigkeitsangaben in den Lemmaspuren A und B

Das Vorkommen der Häufigkeitsangaben in den Lemmaspuren A und B sieht in absoluten Zahlen folgendermaßen aus:

<i>selten/seltener</i>	<b>12/19</b>
<i>gelegentlich</i>	24
<i>bisweilen/zuweilen/manchmal</i>	1/2/3
<i>teilweise</i>	1
<i>häufig/häufiger</i>	22/7
<b>meist</b>	<b>42</b>
<i>überwiegend</i>	8
<i>ausschließlich</i>	5
<i>immer/in allen Formen</i>	51/3

Tabelle 1: Vorkommen der Häufigkeitsangaben in den Lemmaspuren A und B

Abgesehen von den Lexemen *ausschließlich*, *immer*, *in allen Formen*, die keine semantische Unschärfe ausdrücken, werden für eine quantitative Eingrenzung die Lexeme *selten*, *seltener* und *meist* besonders oft verwendet. Wir gehen nun nochmals ins Detail und beschränken uns im Folgenden auf diese drei Lexeme. Dabei haben wir Begriffsbestimmungen im Duden 9 untersucht, die *selten*, *seltener* oder *meist* enthalten. Nach den Varianten, die mit *selten*, *seltener* oder *meist* beschrieben werden, haben wir zum Vergleich in elektronischen Korpora gesucht, um eine ungefähre statistische Verteilung zu erfahren.

Häufigkeitsangaben zählt Mathilde Hennig zu Varianzausdrücken. Gemeinsam mit Thomas Hochscheid und Melanie Löber hat sie anhand eines Fragebogens herauszufinden versucht, wie Rezipienten auf Varianzausdrücke reagieren und welche Wahrscheinlichkeiten sie diesen zuteilen würden.

„Den Rezipienten dieser Texte sind also keine Interpretationshilfen gegeben um einschätzen zu können, wie häufig ein linguistisches Phänomen tatsächlich auftritt. Während Häufigkeitsangaben wie *immer* oder *nie* relativ eindeutig auf die Häufigkeiten 100% bzw. 0% schließen lassen, sind Ausdrücke wie *häufig*, *selten* oder *teilweise* weniger präzise.“  
(Hennig 2012: 109)

Den Rezipienten ist demnach nicht klar, wie Häufigkeitsangaben genau einzuordnen sind. Da das Dudenkorpus nicht einsehbar ist, kann kein ungefährer Wert zu den Lexemen *selten* oder *meist* zugeteilt werden. Es ist nicht ersichtlich, ob die Redakteure nach einem bestimmten Schema vorgehen und beispielsweise eine Häufigkeit ab 80% einer Variante mit dem Begriff *meist* versehen gegenüber dem Adverb *selten* für bloß 20% Vorkommen eines Lexems. Wenn die Duden-9-Angaben als Handlungsanweisungen zu verstehen sind, bleibt auch unklar, was Leser mit Unschärfemarkern wie *selten* oder *meist* nun genau anfangen sollen.

Auch die Dudenredaktion hat nach Angabe von Peter Eisenberg mit annotierten Zeitungskorpora gearbeitet, um empirisch fundiert feststellen zu können, wie im Deutschen geschrieben wird. Dabei wurde zunächst in dem Korpus TIGER gesucht, das syntaktisch und morphologisch annotiert ist. Bei Fällen, die mit den darin enthaltenen 50.000 Sätzen nicht abgedeckt werden konnten, wurden größere Korpora zu Rate gezogen (vgl. Eisenberg 2007: 217):

„Manches bleibt trotzdem Spekulation, das soll nicht verschwiegen werden. Jedoch waren die Folgerungen aus Korpusrecherchen insgesamt bedeutend.“ (Ebd.)

### 2.3.2 Darstellung der elektronischen Untersuchungskorpora

Zunächst sollen kurz die elektronischen Korpora COSMAS II und DWDS näher erläutert werden, die für die Untersuchung herangezogen wurden.

COSMAS II ist eine Webapplikation, die auf das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) zugreift. Das DeReKo ist ein vom Institut für Deutsche Sprache (IDS) Mannheim betreutes elektronisches Archiv von deutschsprachigen Textkorpora geschriebener Sprache aus der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit von 1985 bis heute. Mit über 25 Milliarden Wörtern (Stand vom 15.09.2014) ist das DeReKo die weltweit größte Sammlung deutschsprachiger Korpora als Basis für die linguistische Forschung (vgl. <http://www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/>, Stand: 11.02.2015).

Das DWDS – das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, ein Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften – baut auf dem sechsbändigen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WDG) auf. Ziel des Projekts ist es, ein „Digitales Lexikalisches System“ aufzubauen, das jedem Benutzer Auskunft über den deutschen Wortschatz der Gegenwart und Vergangenheit gibt. Dabei beinhaltet es Texte von 1650 bis 2005. Insgesamt hat das Korpus einen Umfang von ca. 2,5 Milliarden Token (vgl. <http://www.dwds.de/projekt/hintergrund/>, Stand: 11.02.2015).

### 2.3.3 Untersuchung hochfrequenter Häufigkeitsangaben

#### 2.3.3.1 *meist*

Für die Suche nach einem statistischen Näherungswert einer Häufigkeit bei dem Lexem *meist* haben wir vier Begriffsbestimmungen untersucht, nämlich *anvertrauen*, *Ausfahrts[s]-*, *beginnen* und *anfällig*.

Zunächst zum eingangs erwähnten Artikel zu *anvertrauen*:

„**anvertrauen**: Der Verbzusatz *an-* wird in den finiten Formen meist vom Verb getrennt und nachgestellt: *Ich vertraue dir dieses Geheimnis an*. Die Unterlassung dieser ↑ Tmesis ist seltener: *Ich anvertraue dir dieses Geheimnis*.“ (Duden 9 2011: 87)

In COSMAS II fand sich nach langer Suche mit unterschiedlichen Suchsyntaxen kein Treffer für die Unterlassung der Tmesis. Es wurden nur Formen gefunden, in denen der Verbzusatz *an-* in den finiten Formen vom Verb getrennt und nachgestellt wurde.

Die Suche im DWDS ergab drei Treffer, bei denen der Verbzusatz nicht getrennt und nachgestellt wurde. Ein Beispiel hierfür stammt von Gottfried Keller aus dem Jahr 1882 in seinem Text „Das Sinngedicht“:

„Die Schwester seiner längst verstorbenen Mutter lebte in Janeiro als Aebtissin eines Conventes von Dominikanerinnen. Dieser anvertraute er die Zambo mit einem Briefe, worin er die vornehme Klosterfrau bat, das getaufte Heidenkind in den klösterlichen Schutz aufzunehmen, mit christlicher Sitte und guter Lebensart bekannt zu machen und es aber für die Rückkehr in die Welt bereit zu halten, alles unter Zusicherung schuldiger Dankbarkeit und gewünschter Gegendienste.“

(<http://www.dwds.de/?view=5&qu=%40anvertraute+with+%24.%3D1+%26%26+%21+%24p%3DVAFIN>, Stand: 11.02.2015)

Diese Treffer stehen jedoch 243 Treffern mit Tmesis gegenüber, wodurch sich auch in diesem Korpus eine Häufigkeit von 98,78% für das Lexem *meist* ergibt.

„**Ausfahrt[s]-:** Einige Komposita mit *Ausfahrt* haben meist ein Fugen-s: *Ausfahrtsschild*, *Ausfahrtsstraße*. Bei anderen schwankt der Gebrauch stärker: *Ausfahrt[s]erlaubnis*, *Ausfahrt[s]gleis*, *Ausfahrt[s]weiche*. Meist ohne Fugen-s steht: *Ausfahrtsignal*. ↑ -fahrt[s]-.“ (Duden 9 2011: 124)

Hier wurde die Untersuchung auf drei Varianten konzentriert. Einerseits wurde nach *Ausfahrtsstraße* und *Ausfahrtsschild* mit Fugen-s, andererseits nach *Ausfahrtsignal* ohne Fugen-s gesucht, da dies die beschriebenen meist erscheinenden Varianten sind (laut Duden 9).

In COSMAS II beträgt die Vorkommenshäufigkeit der Lexeme zwischen 50% und knappen 60%, im DWDS klafft das Ergebnis hier am stärksten auseinander. So kommt *Ausfahrtsstraße* in nur 25% der Fälle mit Fugen-s (5 von 20 Treffern) vor, *Ausfahrtsschild* jedoch in 70% mit Fugen-s (7 von 10 Treffern). Die Suche nach *Ausfahrtsignal* ergab keinerlei Treffer, sodass die Variante ohne Fugen-s in 100% der Fälle zutrifft (2 von 2 Treffern). Die Trefferzahlen sind, wie man erkennen kann, generell sehr gering, sodass das Ergebnis in Bezug auf diese Variantenrelation nur wenig valide ist.

Die dritte Begriffsbestimmung für die Häufigkeitsuntersuchung betrifft das Wort *beginnen*. „**beginnen: 1. Konjunktiv:** Im Konjunktiv II wird heute meist die Form *begänne*, seltener *begönne* gebraucht. Konjunktiv (1.3).“ (Duden 9 2011: 14)

Im DWDS ergibt die Suche nach den unterschiedlichen Konjunktivformen ein Ergebnis von 72,25% für das mit *meist* deklarierte *begänne* (125 von 173 Treffern). In COSMAS II hingegen liegt der Wert deutlich höher bei 91,7% (564 Treffer für *begänne* von 615 insgesamt).

„**anfällig:** Das Adjektiv wird meist mit der Präposition *für*, seltener mit *gegen* verbunden: *Er ist anfällig für* / (seltener:) *gegen Erkältungen*. Beide Anschlüsse sind korrekt.“ (Duden 9 2011: 75)

Laut Duden 9 wird also *anfällig* meist mit der Präposition *für* verbunden. In COSMAS II und DWDS wurde demnach nach *anfällig + für* und *anfällig + gegen* gesucht. In COSMAS II gibt es für *anfällig + für/gegen* insgesamt eine Trefferzahl von 1615, wobei 1451mal *anfällig* mit *für* und 164mal *anfällig* mit *gegen* anzufinden war. Prozentual gesehen liegt hier die Häufigkeit, die mit *meist* bestimmt wurde, also bei 89,85%. Im DWDS hingegen liegt die Häufigkeit nur bei 71,15% (insgesamt waren es 104 Treffer, davon 74 Treffer *anfällig + für*). Es ergibt sich eine Differenz von fast 20%.

Zur Veranschaulichung der unterschiedlichen Häufigkeitsangaben, welche die *meist* vorkommenden Varianten besitzen, sind die Werte in einer Tabelle zusammengefasst. Die Angaben bewegen sich dabei zwischen den Werten 25% und 100%.

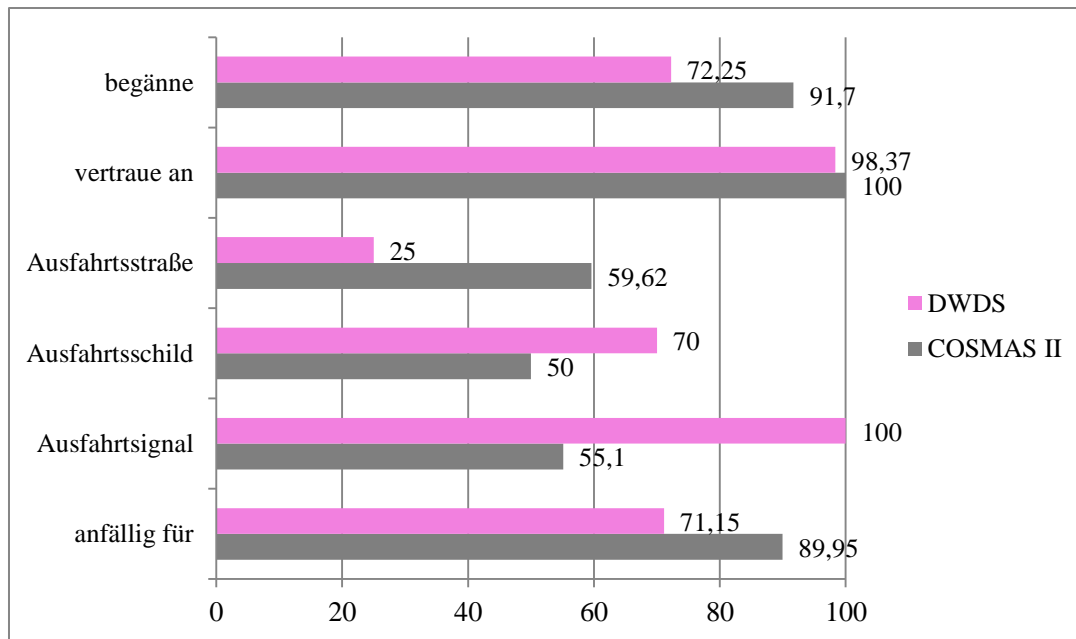


Abb. 1: Beispieluntersuchungen zu *meist* (in Prozent)

### 2.3.3.2 *seltener*

Die Beispieluntersuchungen zu *seltener* betreffen die Begriffserläuterungen *Armbrust*, *Admiral* und wiederum *beginnen* (sowohl *meist* als auch *seltener* wurden in dieser Erläuterung verwendet).

„**Armbrust:** Das Wort hat die Pluralformen *Armbrüste* und *Armbruste*. Die Form *Armbruste* ist seltener.“ (Duden 9 2011: 109)

Die seltenere Form *Armbruste* fand sich bei COSMAS II 16mal, was bei einer gesamten Trefferzahl von 360 einen Anteil von 4,44% ergibt. Das DWDS verzeichnet für *Armbruste* 73 Treffer von insgesamt 111, die vor allem im Deutschen Textarchiv aufzufinden sind. Dadurch erhält man einen Wert von 65,77% für die nicht umgelautete Pluralform, die laut Duden 9 als *seltener* beschrieben wurde (zur Erklärung vgl. Kap. 2.3.4).

„**Admiral:** Neben der Pluralform *die Admirale* ist auch die Form mit Umlaut *die Admiräle* gebräuchlich, wenn auch seltener. Beide Formen sind korrekt.“ (Duden 9 2011: 52)

Bei der Pluralform *Admiräle* ergibt die Untersuchung bei COSMAS II einen Wert von 22,68% (bei 232 von insgesamt 1023 Treffern) sowie bei DWDS einen ähnlichen Wert von 21,69% (bei einem deutlich kleineren Korpus von insgesamt 166 Treffern, wovon 36 *Admiräle* waren).

Die bereits dargestellte Untersuchung zu *beginnen* ergibt im Umkehrschluss für die Bezeichnung *seltener* in COSMAS II einen Wert von 8,3% und im DWDS einen Wert von 27,75%.

Die Häufigkeitsangaben zu *seltener* schwanken bei den ausgewählten Beispielen zwischen 4,44% und 65,77%, was wiederum in folgender Tabelle veranschaulicht wird.

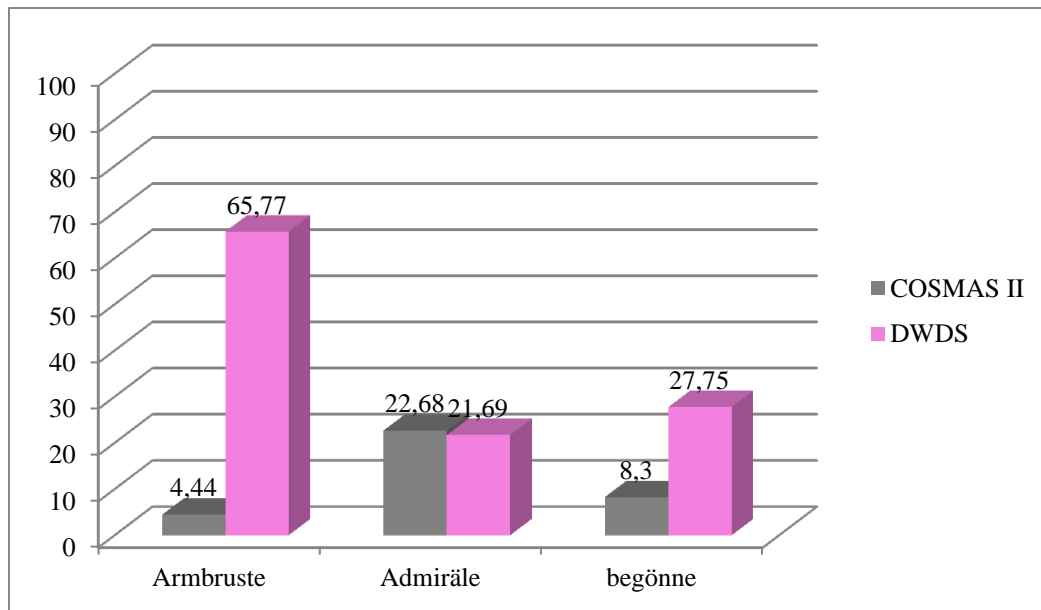


Abb. 2: Beispieluntersuchungen zu *seltener* (in Prozent)

### 2.3.3.3 *selten*

Als kleines Kontrollkorpus haben wir neben den Lemmaspuren der Buchstaben A und B eine der umfangreichsten Lemmaspuren in Duden 9 untersucht: Es geht um die Spur *s* und darin um die Einträge *schwindeln*, *spalten* und *Strieme/Striemen*, in denen der Quantifikationsmarker *selten* vorkommt.

„**schwindeln:** Es heißt *mir* (selten: *mich*) *schwindelt*, aber nur: *mir schwindelt der Kopf*.“ (Duden 9 2011: 827)

In COSMAS II sind 4 Treffer von *mich schwindelt* von insgesamt 29 Treffern zu finden, wodurch sich ein Wert von 13,79 % ergibt. In DWDS sind es 5 Treffer von gesamt 17, was einen Wert von 29,41 % ausmacht.

„**spalten:** Zu *spalten* (das gilt entsprechend auch für *abspalten*, *aufspalten* und *zerspalten*) lautet das Partizip II meist *gespalten*, selten *gespaltet*.“ (Duden 9 2011: 849)

Das Partizip II *gespaltet* ist in COSMAS II von gesamt 22.539 Treffern nur 190-mal und in DWDS von 5.841 Treffern nur 48-mal vertreten, wodurch sich die sehr ähnlichen Werte von 0,84% (COSMAS II) und 0,82% (DWDS) ergeben.

„**Strieme / Striemen:** Die feminine Form *die Strieme* ist eine selten gebrauchte Nebenform zu *der Striemen*. Der Plural zu beiden Formen lautet *die Striemen*.“ (Duden 9 2011: 871)

Die „selten“ gebrauchte Form *die Strieme* ergibt in COSMAS II bei insgesamt 12 Treffern einen Wert von 83,33%, da sie hier 10-mal zu finden ist. Auch in DWDS ist *die Strieme* von 13 Treffern 7-mal zu finden, wodurch sich auch hier ein hoher Wert von 53,85% ergibt. Die allgemeinen Trefferzahlen der Singularform sind sehr gering, eine Suche nach der Pluralform *die Striemen* ergibt hingegen in DWDS sogleich eine Trefferzahl von 281.

Abschließend sollen auch diese Ergebnisse in einer Tabelle veranschaulicht werden, wobei ersichtlich wird, dass die Beschreibung *selten* zwischen 0,82% und 83,33% variiert.

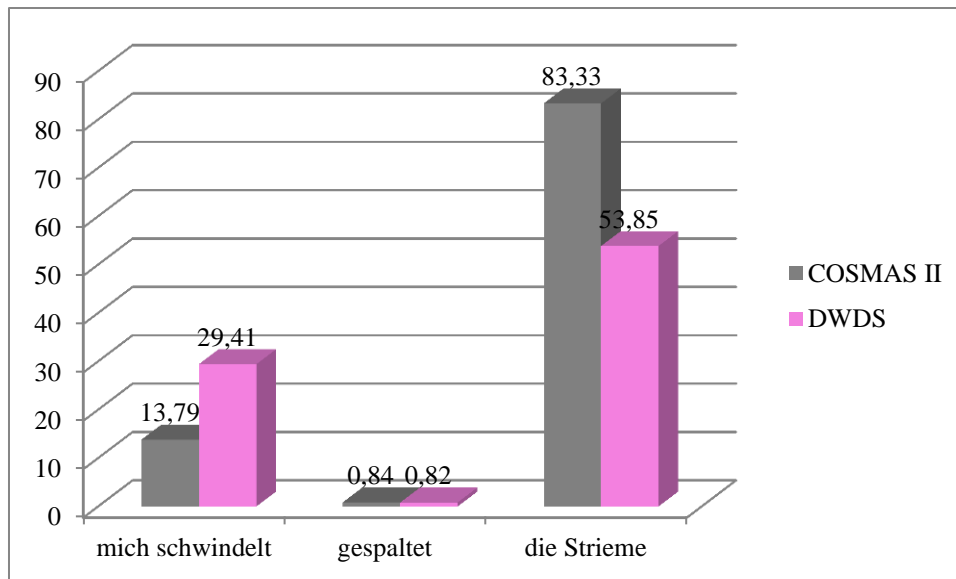


Abb. 3: Beispieluntersuchungen zu *selten* (in Prozent)

### 2.3.4 Erklärungsversuch bei deutlichen Abweichungen innerhalb der Korpora anhand des Beispiels *Armbruste* / *Armbrüste*

Die deutlichste Abweichung zwischen den verschiedenen elektronischen Korpora ist bei der Pluralform von *Armbrust* zu erkennen. Die in Duden 9 als seltener angegebene Form *Armbruste* ist erwartungsgemäß in COSMAS II nur in gut 4% der gesamten Trefferzahl zu finden. Überraschend ist jedoch, dass im DWDS-Korpus fast zwei Drittel der gesamten Trefferzahl die umgelautete Form aufweisen. Bei der Key Word in Context (KWIC)-Analyse bei DWDS wird ersichtlich, dass die Treffer von *Armbruste* vor allem aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert stammen, beispielsweise von Joseph Görres aus „Die deutschen Volksbücher“, welche 1807 in Heidelberg veröffentlicht wurden: „Der Graf wehrte sich, aber weil alle Armbruste vermodert waren, nur mit Steinen.“ (<http://www.dwds.de/?view=5&qu=%40Armbruste>, Stand: 11.02.2015).

Der diachrone Aspekt muss berücksichtigt werden, um den großen Gebrauchsfrequenzunterschied in den verschiedenen Korpora zu erklären. Auch bei einem Blick in vergleichende Wörterbücher erkennt man einen Unterschied in der Verwendung der beiden Formen. So gibt es im Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm aus dem Jahre 1854 von drei Textbeispielen noch zwei, die die nicht umgelautete Form aufweisen; und diese beziehen sich allesamt auf das Mhd.:

„ARMBRUST, f. und n., [...] hier sind mhd. *belege*:  
 mit armbrusten und mit bogen. *En.* 5512. *troj. kr.* 21980; [...]  
 mit armbrusten ûf gezogen. *HERB.* 2591. *Dietr.* 1588; [...]  
 mit bogen und armbrüsten. *Gudr.* 1384,2. (Grimm 1854, 556)“

Im Frühneuhochdeutschen Wörterbuch von Ulrich Goebel und Oskar Reichmann wird der Pluralumlaut als mögliche Form gekennzeichnet, nicht aber als in jedem Fall realisierte. Dies ist folgendermaßen verzeichnet: „armbrust [...]: -/-e (+ Uml.), auch -Ø (+ Uml.)“ (Goebel/Reichmann 1994: 122).

Im „Brockhaus Wahrig. Deutsches Wörterbuch“ ist die Form ohne Umlaut nicht mehr vorhanden: „Armbrust <f.; -, -ë>“ (Wahrig 1980: 317).



Somit kann man feststellen, dass die nicht umgelautete Form *Armbruste* als Pluralform veraltet ist. Eine derartige Beschreibungsformulierung ist in Duden 9 an dieser Stelle allerdings nicht gegeben, generell aber durchaus möglich. Das kann man etwa beim Lexem *Angel* sehen:

„**Angel:** *Angel* ist heute nur noch als Femininum gebräuchlich: *die Angel*. Das ursprüngliche, noch im 18. Jhd. übliche Maskulinum *der Angel* (Goethe: *sah nach dem Angel ruhevoll*) ist veraltet.“ (Duden 9 2011: 81)

Bei dieser eindeutigen Abweichung lässt sich die Zuteilung von Quantifikationsangaben der Dudenredaktion hinterfragen.

## 2.4 Fazit

Unsere kleine Untersuchung lässt sich in fünf Punkten zusammenfassen:

1. Im Duden 9 kommen in den analysierten Lemmaspuren zahlreiche Unschärfemarker vor, die den Geltungsbereich des in den Deklarativsätzen Geäußerten einschränken.
2. Diese Unschärfemarker wie *selten*, *seltener*, *meist* müssen für die Kodexautoren wichtig sein, weil sie sich damit als Experten im Anspruch der wissenschaftlichen Genauigkeit ihrer Aussagen absichern, indem sie ihr Nichtgenauwissen im dargestellten sprachlichen Sachverhalt offenlegen.
3. Anhand des im Gegensatz zum Duden-Korpus öffentlich zugänglichen DWDS- und DeRe-Korpus wird aber auch deutlich, dass die Unschärfemarker selber unscharf sind, wenn man sie in Relation zueinander setzt. Das zeigt sich z.B. daran, dass die im Duden 9 als *selten* deklarierte *Strieme* (mit femininem Genus anstatt maskulinem) im DWDS und in COSMAS II mit 83,3% Häufigkeit auftritt, hingegen die mit *meist* bezeichnete *Ausfahrtsstraße* (mit Fugen-s) nur mit 25%. Auch der große Unterschied zwischen den verschiedenen Korpora ist zu vermerken, wie das *Armbrust*-Plural-Beispiel zeigt.
4. Die Frage bleibt offen, was die Wörterbuchnutzer mit den Unschärfemarkern anfangen sollen. Die verschiedenen Quantifikationsangaben, welche die in Deklarativsätze gegossenen Assertive der Lemmaspuren im Duden 9 modalisieren, spannen zwischen *nie* und *immer* einen bestimmten Bereich auf, bei dem wir zumindest vermuten können, dass der ratsuchende Nutzer anhand seines Wort- und Weltwissens wohl eher zu einer Form tendieren wird, die mit *meist* ausgezeichnet ist, als zu einer mit dem Marker *selten*. Nutzeranalysen, die empirisch valide Aussagen erlauben, um diese Vermutung zu überprüfen, fehlen bis dato weitgehend mit Ausnahme der schon erwähnten Arbeiten von Hennig. Umso erfreulicher ist, dass Mathilde Hennig und Stephanie Lotzow für die Neuauflage des Duden 9 nun erstmals auf Basis einer gestarteten Online-Umfrage Forderungen und Methoden der empirischen Benutzungsforschung in die grammatikographische Praxis einbringen (vgl. Hennig/Lotzow 2015). Dass die Engführung von Forschung und verlegerischer Arbeit hinsichtlich

einer ausdifferenzierteren Adressatenorientierung schon viel früher hätte erfolgen können, zeigt der immerhin schon gut zwanzig Jahre alte Hinweis Johannes Erbens:

„Um eine Orientierung im jeweiligen Handlungsraum zu ermöglichen, muß bei der Darstellung von Sachverhalten ein gerade zureichendes Maß an Gewißheit und Genauigkeit erkennbar werden, gegebenenfalls die Notwendigkeit weiterer Vergewisserung.“ (Erben 1994: 22)

Die Dudenredaktion scheint mit den Gelbmarkierungen die von Erben angesprochene „Notwendigkeit weiterer Vergewisserung“ erkannt und damit einen Ausweg aus der Not mit den Unschärfe markierenden Assertiven gefunden zu haben: Diese Gelbmarkierungen dienen als Handlungsanweisung nur für das sprachzweifelnde und ratsuchende Individuum in der individuellen Schreibentscheidung – also auf der Mikroebene im Sinne des Languagemanagementmodells nach Nekvapil/Neustupny (vgl. 2006: 19-24) –, während die Unschärfemarker in den assertiven Deklarativsätzen Sachverhaltsdarstellungen der Variation der Gegenwartssprache insgesamt gleichkommen, also die Makroebene darstellen und für die Entscheidung des sprachzweifelnden Individuums für eine von mehreren Varianten eher desorientierend wirken.

5. Zu fragen bleibt schließlich, ob man nicht einfach dem bzw. der deutsch Schreibenden zutrauen sollte, dass er bzw. sie Variation einfach „aushält“. Die gelben Markierungen in Duden 9 sind janusköpfig: Sie helfen dem Ratsuchenden durchaus bei sprachlichen Zweifelsfällen und geben Orientierung. Sie führen aber wohl auch dazu, die Akzeptanz für Variation – auch in der medialen Schriftlichkeit – eher zu verringern und das sprachliche Urteilsvermögen und Selbstbewusstsein des einzelnen Schreibenden an den Kodex zu delegieren.

### 3 Literatur

#### Quellen

(2011) Duden 9. Richtiges und gutes Deutsch. Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag.

#### Forschungsliteratur

Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*. Bremen: Hempen. S. 209-228.

Erben, Johannes (1994): Sprachliche Signale zur Markierung der Unsicherheit oder Unschärfe von Aussagen im Neuhochdeutschen. Berlin: Akademie Verlag. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse. Bd. 134. Heft 3).

Frege, Gottlob (2003): Der Gedanke. – In: *Logische Untersuchungen*. Hg. v. G. Patzig. 5. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 35-62.

Glück, Helmut (Hrsg.) (2010): *Metzler Lexikon Sprache*. 4. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Goebel, Ulrich/Reichmann, Oskar (1994): *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*. Band 2. Apfelkönig - barmherzig. Berlin/New York: de Gruyter.

Grimm, Jacob (1854): *Deutsches Wörterbuch*. Band 1. Leipzig: Hirzel Verlag.

- Hennig, Mathilde (2010): Plädoyer für eine Grammatikbenutzungsforschung: Anliegen, Daten, Perspektiven. – In: Deutsche Sprache 38. S. 19-42.
- Hennig, Mathilde/Löber, Melanie (2010): Benutzung und Benutzbarkeit von Grammatiken. – In: Festplatte für Gerd Fritz. Hg. und betreut v. Iris Bons, Thomas Gloning u. Dennis Kaltwasser. Gießen 23. 05. 2010.  
Zugänglich unter: URL: [http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig\\_loeber\\_2010\\_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf](http://www.festschrift-gerd-fritz.de/files/hennig_loeber_2010_benutzung-und-benutzbarkeit-von-grammatiken.pdf).
- Hennig, Mathilde/Hochscheid, Thomas/Löber, Melanie (2012): Sind Varianzausdrücke ein geeignetes Mittel zur Bewältigung des Normativitätsdilemmas? – In: Zeitschrift für angewandte Linguistik. Gießen: de Gruyter. S. 95-120.
- Hennig, Mathilde/Lotzow, Stephanie (2015): Online-Umfrage zur Benutzbarkeit des „DUDEN Band 9 - Richtiges und gutes Deutsch“ (2011).  
Zugänglich unter: <https://opinio.hrz.uni-giessen.de/limesurvey/index.php/211541/lang-de>.
- Janich, Nina/Nordmann, Alfred/Schebek, Liselotte (Hrsg.) (2012): Nichtwissenskommunikation in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Lang (Wissen – Kompetenz – Text 1).
- Janich, Peter (2012): Vom Nichtwissen über Wissen zum Wissen über Nichtwissen. – In: Janich, Nina et al. (Hrsg.): Nichtwissenskommunikation in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Lang (Wissen – Kompetenz – Text 1). S. 23-49.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Hrsg. von Albrecht Plewnia und Andreas Witt. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Neustupný, J.V./Nekvapil, Jiří (2006): Language Management in the Czech Republic. – In: Baldauf, Richard B./Kaplan Robert B. (Hrsg.): Language Planning and Policy in Europe Vol 2. The Czech Republic, The European Union and Northern Ireland. Clevedon u.a.: Multilingual Matters. S. 16-201.
- Pape-Müller, Sabine (1980): Textfunktionen des Passivs. Untersuchungen zur Verwendung von grammatisch-lexikalischen Passivformen. Tübingen: Niemeyer.
- Polenz, Peter von (2008): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin: de Gruyter.
- Wahrig, Gerhard/Krämer, Hildegard/Zimmermann, Harald (1980): Brockhaus Wahrig. Deutsches Wörterbuch. Erster Band A - BT. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Warnke, Ingo: Diskursive Grenzen des Wissens. Sprachwissenschaftliche Bemerkungen zum Nichtwissen als Erfahrungslosigkeit und Unkenntnis. – In: Nichtwissenskommunikation in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Lang (Wissen – Kompetenz – Text 1). S. 51-69.

# **Ignorieren, Markieren, Hierarchisieren**

## **Normative Handlungen in deutschen Kodexschriften**

DOMINIK BANHOLD

### **1 Fragestellung und Untersuchungsgegenstand**

Beschäftigt man sich mit der Erforschung sprachbezogener deutscher Kodexschriften, geht es meist um die Fragen, welche sprachlichen Formen zur Kodifizierung selektiert werden und welchen Umgang sie in den metasprachlichen Überlegungen erfahren. Unweigerlich bewegt man sich damit im Spannungsfeld zwischen deskriptiver und präskriptiver bzw. normativer Sprachbetrachtung, das man als „contest between descriptivism and prescriptivism“ (Battistella 2005: 9) beschrieben findet. Umfassendere Untersuchungen zum deutschen Sprachkodex (wie etwa Davies/Langer 2006, Reuschel 2014, Banhold 2015) sind jedoch immer noch ein Desiderat. Mit Blick auf den Nutzerkreis von Kodexschriften fehlt es etwa an fundierten und weitreichenden Erkenntnissen darüber, wer mit welcher Intention zu welcher Kodexschrift greift. Damit verknüpft stellt sich die empirisch noch zu beantwortende Frage nach der tatsächlichen (nicht bloß potentiellen) Wirkung von Kodexschriften bezüglich der Entwicklung der deutschen Sprache. Auch wenn oben genannte Forschungsergebnisse durchaus auch die Produzentenseite berücksichtigen und beispielsweise biographische und intentionale Hintergründe der Kodifizierer ergründen, wären weitere Befunde diesbezüglich (auch mit Fokus auf der Gegenwart) wünschenswert. Und schließlich gilt es weiterhin den Kodifizierungsprozess selbst zu beleuchten und anhand exemplarischer Detailanalysen zu einzelnen sprachlichen Phänomenen (nicht nur morphologischer und syntaktischer, sondern durchaus auch phonologischer, evtl. gar pragmatischer Art) nachzuzeichnen.

Der vorliegende Beitrag möchte daran mitwirken, diese Forschungslücke zu füllen. Er zeigt exemplarisch auf, welche normativen Handlungen an welchen Stellen der Kodifizierung standardsprachlicher Normen sichtbar werden und wie sich solche Handlungen in verschiedenen Kodextexten ausdifferenzieren. Phänomenologisch beschränkt sich die Analyse auf die Flexionsmorphologie der Substantive, Adjektive und Verben. Bezüglich der untersuchten Kodexschriften<sup>1</sup> erfolgte eine Begrenzung auf Schulgrammatiken (Schoebe 1997, Jägel 2000, Rötzer 2000, Lübke 2000), wissenschaftliche Grammatiken (Hentschel/Weydt 2003, Engel 2004, Grammatik-Duden 2009, Eisenberg 2013) und Sprachratgeber (Sick 2005, 2007). Für Erkenntnisse diachroner Art wurden zudem ein umfangreiches Korpus von 48 historischen Schulgrammatiken aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert sowie die durch das ZweiDat-Projekt<sup>2</sup> der Universität Würzburg zur Verfügung gestellten Daten aus historischen Sprachratgebern (Wustmann 1903, Engel 1922, Matthias 1929) ausgewertet. Ziel des Aufsatzes ist es nicht, detaillierte quantitative Analysen anzustellen, sondern exemplarisch Einblicke in normative Handlungen in verschiedenen Textsorten des Sprachkodex zu geben. Vergleiche zwischen den verschiedenen Textsorten müssen aber die jeweils berücksichtigte Textmenge im Auge behalten.

Es folgen im anschließenden Kapitel terminologische Klärungen der im Untertitel dieses Beitrags genannten Termini. Sodann wird ein Modell zum Umgang mit (flexionsmorphologi-

---

<sup>1</sup> Genaueres zu den analysierten Kodextexten s. Kap. 2.

<sup>2</sup> <http://www.zweidat.germanistik.uni-wuerzburg.de/index.php>

scher) Varianz in Kodexschriften vorgestellt (Kap. 3), bevor vor diesem Hintergrund aus synchroner und diachroner Perspektive verschiedenen normativen Handlungen in den genannten Kodexschriften nachgegangen wird (Kap. 4).

## 2 Normative Handlungen und Kodexschriften: Terminologische Klärung

Der Terminus *Präskriptivität* (synonym hier auch *Normativität*) ist definitorisch antonymisch zu *Deskriptivität* gefasst. Ein normativer metasprachlicher Text äußert sich dazu, wie eine Sprache sein soll. Ein deskriptiver Text hingegen beschränkt sich auf die Wiedergabe des Ist-Zustandes einer Sprache (vgl. Schwinn 2005: 447). Die Differenzierung dieser beiden Termini ist jedoch komplexer, als es zunächst scheint. Das verdeutlicht das mehrdimensionale Analysemodell Kleins (2014), in dem deutlich wird, dass es nicht bloß auf die stärker normative oder deskriptive Formulierung eines Kodextextes ankommt, sondern dass Kriterien wie die Variantenselektion oder die Produktions- und Rezeptionsintention ebenfalls berücksichtigt werden müssen, um eine Kodexschrift als – Klein denkt hier nachvollziehbar skalierend – eher normativ oder eher deskriptiv einzuordnen. Diese Abkehr von der radikalen Gegenüberstellung von Deskriptivität und Normativität orientiert sich nicht bloß am tatsächlichen Kodifizierungsprozess, in dem es laut Eisenberg (2006: 3) auch darum geht, „zwischen richtig und falsch für eine Sprache zu unterscheiden“, sondern nimmt gleichfalls den Anwendungsbezug metasprachlicher Texte in den Blick, in dem ein Text normativ wirken kann, etwa bei einem in Normfragen Orientierung suchenden Nutzer.

Normativität begegnet dem Kodexforscher also auf verschiedene Weise. In den Kodexschriften zeigt sie sich zuvorderst dort, wo dem Rezipienten eine sprachliche Variante gegenüber einer oder mehreren Konkurrenzvariante(n) als bevorzugt dargeboten wird und er womöglich ausdrücklich zur Nutzung dieser Variante aufgefordert wird. In solchen Fällen kann man von einer *normativen Handlung* sprechen. Diese Vorstellung wird im folgenden Kapitel genauer erläutert.

Nachdem bereits wiederholt der Terminus *Kodex* gebraucht wurde, sei mit Blick auf die hier untersuchten Texte geklärt, was darunter zu verstehen ist. Ich folge im Grundsatz der Definition Kleins (2014: 222): „Zum Sprachkodex einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden.“ Mit Ammon (2005: 34) sei für diesen Beitrag hinzugefügt, dass der Kodex sich im allgemeinen Verständnis auf Texte bezieht, die standardsprachliche Normen fixieren.

Der Kodex der deutschen Sprache umfasst damit ein großes Textkonvolut, deren Verfasser verschiedene Ziele verfolgen können. Dabei ist anzunehmen, dass das dominante Ziel einer Kodexschrift sich auf Vorkommen und Ausprägung normativer Handlungen auswirkt. Schulgrammatiken etwa zielen nach Banhold/Klein (2015: 288) darauf ab, die Sprachkompetenz ihrer Rezipienten zu steigern, und mit diesem Ziel befindet man sich bei einem tendenziell normativen Darstellungsmodus. Wissenschaftlichen Grammatiken hingegen geht es zuvorderst um die Beschreibung des Sprachgebrauchs, sie sind daher informativ angelegt und eher deskriptiv (vgl. ebd.). Normative Handlungen sind in Schulgrammatiken also häufiger zu erwarten als in wissenschaftlichen Grammatiken. Sprachratgeber, die dritte hier betrachtete Gruppe an Kodexschriften, suchen wie Schulgrammatiken die Sprachkompetenz ihrer Rezipi-

enten zu steigern, allerdings thematisieren sie grundsätzlich Sprachprobleme (z.B. Zweifelsfälle). Sie wollen also Orientierung schaffen und sind daher eher normativ ausgerichtet. Normative Handlungen sind in diesen Kodexschriften somit gehäuft zu vermuten.

### 3 Modell zum Umgang mit Varianz in Kodexschriften

Um aufzuzeigen, an welchen Stellen im Kodex bzw. im Kodifizierungsprozess sich normative Handlungen zeigen, wird von folgendem Modell ausgegangen, das auf der Grundlage diverser Analysen verschiedener Kodextexte<sup>3</sup> gezeichnet ist und das den Umgang mit Varianz in Kodexschriften darstellt. Das Modell ist nicht hierarchisch zu lesen, sondern als Abbildung eines Prozesses zu verstehen.

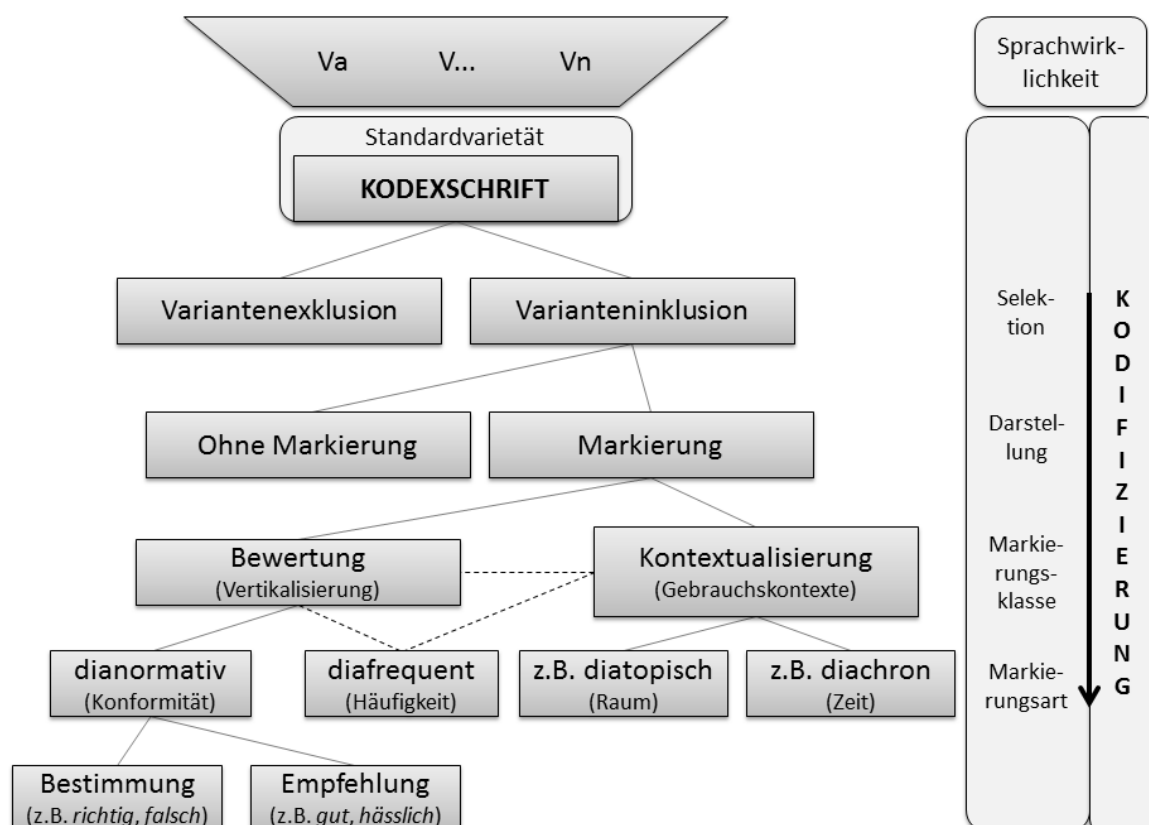


Abbildung 1: Modell zum Umgang mit Varianz im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen

In der sprachlichen Wirklichkeit existieren vielfach semantisch stabile Formvarianten, in Bezug auf die Flexionsmorphologie etwa in der substantivischen Pluralmorphologie (z.B. *die Jungen, die Jungens*), in der Tempusflexion (z.B. *backte, buk*) und in der Komparation (z.B. *ründer, runder*). Die einzelnen Varianten können verschiedenen Varietäten zugehörig sein (z.B. Dialekt, Jugendsprache, etc.), sie können aber auch Varianten einer Varietät darstellen, was in der Forschung oft als *Varianz in der Norm* bezeichnet wird (so bei Köpcke 2011: 289).

Eine Kodexschrift fixiert die geltenden Normen einer Bezugsvarietät, i.d.R. der Standardvarietät. Vor diesem Hintergrund ist auf der Ebene der Selektion in Kodexschriften immer nur

<sup>3</sup> V.a. Banhold (2015), wo genauere Erläuterungen zu den einzelnen Bestandteilen des Modells zu finden sind.

eine Auswahl an sprachlichen Formen, ein Ausschnitt aus der sprachlichen Wirklichkeit abgebildet.<sup>4</sup> Bestimmte Varianten werden in die Schrift inkludiert, andere werden exkludiert.

Werden Varianten in eine Kodexschrift aufgenommen, so erscheinen im Kodextext mehrere konkurrierende Formvarianten, die es in irgendeiner Weise abzubilden gilt. Auf der Ebene der Darstellung können zwei Verfahrensweisen unterschieden werden: Es finden sich Stellen, in denen Varianz ohne Zusatzinformationen abgebildet wird, in denen es also darum geht, den Nutzer über die reine Existenz von Varianten zu informieren. Der Duden (2009: 449) etwa schreibt zur Tempusflexion von *senden* und *wenden*: „Bei *senden* [...] und *wenden* stehen im Präteritum und im Partizip II regelmäßig gebildete Formen neben unregelmäßigen Formen mit ‚Rückumlaut‘ [...].“ Hier erfolgt keine explizite Markierung der einen oder der anderen Variante. An dieser Stelle sei dankbar auf einen persönlichen Hinweis Peter Eisenbergs zum vorliegenden Modell eingegangen, in dem er klarstellt, dass die Aufnahme von Varianten in eine Kodexschrift vom Sprachsystem und vom Sprachgebrauch gedeckt sein müsse. Wenn ein Kodifizierer wie im zitierten Beleg zu einer Variante keine explizite Markierung vornimmt, so sei diese kommentarlose Koordination von Varianten nicht als eine Art gleichgültige Variantendarstellung aufzufassen, sondern es handele sich vielmehr um Varianten, die mit dem System der Standardvarietät konform seien und die gleichfalls beide (in Standardsituationen) gebräuchlich seien.

Neben der Variantendarstellung ohne Markierung liefern Kodexschriften bei der Darstellung von Varianz häufig Zusatzinformationen, indem sie Varianten explizit markieren. Unterschieden werden können hier zwei Markierungsklassen, zum einen Markierungen, die eine Variante in einen bestimmten Gebrauchskontext einordnen. Der Duden (2009: 232) beispielsweise sagt zum Plural des Maskulinums *Kerl*: „*die Kerle* (ugs. auch: *Kerls*)“. Solche Markierungen sind für sich keine normativen Handlungen, sondern Symptome deskriptiver Darstellungsmodi.

Es gibt neben solchen Kontextualisierungen jedoch auch Markierungen in Form von Bewertungen, die Varianten hierarchisieren.<sup>5</sup> Variantenhierarchisierungen können durch dianormative, aber auch durch diafrequente Markierungen erfolgen. Letztere bilden einen nicht ganz einfachen Fall. Einerseits sind sie als Angaben zur Gebrauchsfrequenz einer Variante klassisch deskriptiv. Andererseits bringen Marker wie *seltener*, *am häufigsten*, usw. Varianten auch in eine hierarchische Ordnung, wenn man der konzeptuellen Metapherntheorie (*mehr ist besser*) von Lakoff/Johnson (2011) folgt. Problemloser gestalten sich dianormative Markierungen, also solche, die eine Variante durch ihre wertende Semantik als positiv oder negativ kategorisieren. Am objektiven Kriterium der standardsprachlichen Korrektheit (Systemkonformität) ausgerichtete Markierungen (z.B. *richtig*, *falsch*, *zulässig*, *sprachwidrig*) werden hier *Bestimmungen* genannt. Daneben können Variantenhierarchisierungen an subjektiven und einstellungsbezogenen Richtpunkten erfolgen. Solche Markierungen wie *hübsch*, *hässlich*, *gut* und *vorzüglich* gruppiert das Modell unter *Empfehlungen*. Empfehlungen müssen gegenüber Bestimmungen nicht systemkorrekt sein, auch wenn sie es wohl in den meisten Fällen sind. Eine in den Augen eines Kodifizierers *hässliche* Variante kann durchaus den Normen der Standardvarietät entsprechen. Damit hängt es zusammen, dass sich Empfehlungen i.d.R. auf

---

<sup>4</sup> Vgl. die Datendimension bei Klein (2014).

<sup>5</sup> Vgl. zu diesem Gedanken die Vertikalisierungsmodelle Reichmanns (1990).

einer Skala zwischen *Zustimmung* und *Ablehnung* verorten lassen, Bestimmungen hingegen absolut sind.

Die Modellbeschreibung abschließend, sei auf die unterbrochene Verbindung zwischen den beiden Markierungsklassen verwiesen. Grundsätzlich sind Kontextualisierungen, also Zuordnungen von Varianten zu Varietäten, Zeiträumen, Stilebenen, etc., zunächst einmal keine Hierarchisierungen. Eine dialektale Variante ist nicht pauschal eine schlechte oder falsche Variante, sondern sie ist eine Variante, die im Dialekt und nicht in der Standardvarietät gebräuchlich ist.<sup>6</sup> Hier wird schlichtweg dem Varietätengefüge der deutschen Sprache Rechnung getragen. Solche Markierungen können aber dann normative Handlungen darstellen, wenn in einer Kodexschrift explizit deutlich gemacht wird, dass Varianten bestimmter Gebrauchskontexte vom Verfasser insgesamt missbilligt werden, was im Einzelfall zu überprüfen ist.

#### 4 Normative Handlungen in deutschen Kodexschriften

Auf der Grundlage des in Kapitel 3 vorgestellten Modells zum Umgang mit Varianz im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen werden im Folgenden verschiedene Stellen in diesem Prozess festgemacht, an denen normative Handlungen sichtbar werden.

##### 4.1 Normative Handlungen auf der Ebene der Variantenselektion

Eine normative Handlung stellt eine Variante gegenüber Konkurrenten als bevorzugt dar. Auf der Ebene der Variantenselektion kann mit der Variantenexklusion eine normative Handlung festgemacht werden, die sich nicht an der Textoberfläche zeigt und die nur in Einzelfallanalysen herausgefiltert werden kann. Der Ausschluss einer Variante aus einer Kodexschrift stellt aber nicht pauschal eine normative Handlung dar:

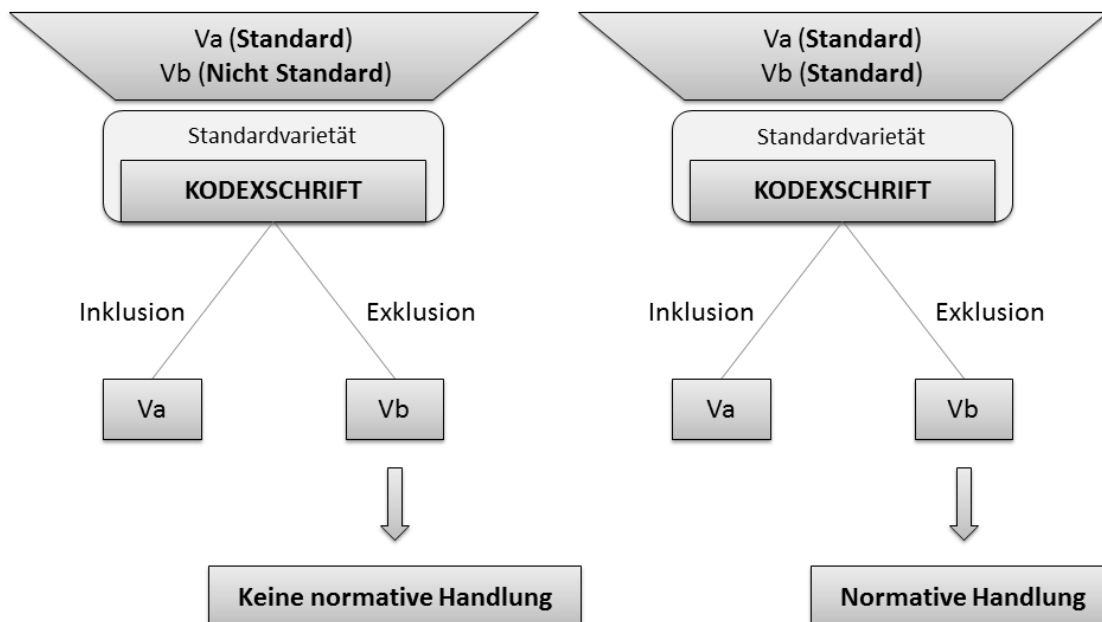


Abbildung 2: Variantenexklusion als normative Handlung

<sup>6</sup> Dass das v.a. mit Blick auf historische Grammatiken vorherrschende Bild, wonach etwa dialektale Varianten abgewertet, Varianten von Schriftstellern hingegen aufgewertet wurden, differenziert und korrigiert werden muss, ist in Banhold (2015) dargelegt.



Bei der Variantenexklusion handelt es sich nicht um eine normative Handlung, wenn die exkludierte Variante nicht in der Standardvarietät vorkommt, da eine die Standardnormen kodifizierende Schrift nicht den Anspruch erhebt, Formen anderer Varietäten darzustellen. Eine nicht standardsprachliche exkludierte Variante ist ebenso wenig als abgewertet zu verstehen wie eine als dialektal markierte Variante. Beide Verfahrensweisen dienen lediglich der Abgrenzung standardsprachlicher von nicht-standardsprachlichen Varianten.

Eine normative Handlung auf der Ebene der Variantenselektion liegt hingegen dann vor, wenn eine Variante a gegenüber einer Variante b aus der Kodexschrift exkludiert wird, obwohl Variante a und Variante b in der Standardvarietät auftauchen. Um von einer Variantenexklusion als normativer Handlung zu sprechen, reicht es demnach nicht, in einem Kodextext bestimmte Varianten auszumachen, die gegenüber Konkurrenzvarianten kodifiziert wurden. Es gilt gleichfalls zu ermitteln, ob auch die exkludierte(n) Variante(n) der Standardvarietät angehören. Letzteres kann nur anhand geeigneter Korpora geschehen.

Schaut man sich die bereits angesprochene Varianz in der Präteritalbildung von *wenden* und *senden* an, so existieren Formen mit (*wandte*, *sandte*) und ohne Rückumlaut (*wendete*, *sendete*). Beide Varianten tauchen gegenwärtig in der Standardvarietät auf, wie eine COSMAS II-Recherche im deutschen Referenzkorpus zeigt: *wandte* (65.360 Belege) vs. *wendete* (13.116 Belege), *sandte* (9783 Belege) vs. *sendete* (5250 Belege). Die Formen mit Vokalwechsel sind in beiden Fällen deutlich häufiger belegt als ihre Konkurrenten.

In den betrachteten Kodexschriften wird unterschiedlich mit diesem Varianzfall verfahren:

	<i>sendete</i>	<i>sandte</i>	<i>wendete</i>	<i>wandte</i>
Schoebe (1997)	--	--	--	--
Jägel (2000)	--	--	--	--
Rötzer (2000)	--	--	--	--
Lübke (2000)	()	X	()	X
Hentschel / Weydt (2003)	--	--	--	X
Engel (2004)	[,drahtlos ausstrahlen <sup>7</sup> ]	[,schicken <sup>7</sup> ]	[,umdrehen <sup>7</sup> ]	[,drehen <sup>7</sup> ]
Duden (2009)	stehen nebeneinander		stehen nebeneinander	
Eisenberg (2013)	auch	X	auch	X

Tabelle 1: Präteritalformen von *senden* und *wenden* in gegenwärtigen Kodexschriften

Unter Schulgrammatikern verzeichnet nur Lübke die Varianz, indem er die Variante ohne Stammvokalwechsel eingeklammert neben die Variante mit Rückumlaut setzt. In den Schulgrammatiken von Schoebe, Jägel und Rötzer ist weder die eine noch die andere Variante aufgegriffen. Indem *senden* und *wenden* im Rahmen der Flexionsmorphologie gar nicht erst angesprochen werden, stellt sich auch nicht die Frage, wie mit der bestehenden Varianz in der Grammatik umzugehen ist.

In wissenschaftlichen Grammatiken gestaltet sich die Situation etwas anders. Der Duden und Eisenberg nehmen beide Varianten auf. Laut Duden (2009: 449) stehen beide Formen nebeneinander, nach Eisenberg (2013: 395) existieren auch *sendete* und *wendete*. Bei Engel (2004: 207) bewirken die verschiedenen Varianten eine Bedeutungs differenzierung<sup>7</sup> und sind

<sup>7</sup> Mit Vokalwechsel in der Bedeutung von ‚schicken‘ (senden) bzw. ‚drehen‘ (wenden), ohne Vokalwechsel in der Bedeutung von ‚drahtlos ausstrahlen‘ (senden) bzw. ‚umdrehen‘ (wenden).

damit nicht mehr Varianten im engeren Sinne, da die Formen semantisch nicht identisch sind. Schaut man sich die Belege in COSMAS an, dies sei am Rande bemerkt, scheint die semantische Differenzierung Engels jedoch nicht aufrechtzuerhalten sein. Zutreffende Belege wie „zu Weihnachten sendete die ARD einen Film über den Lügenbaron“ (Braunschweiger Zeitung, 5.1.2013) finden sich ebenso wie Engels Verteilung nicht unterstützende Belege, etwa in der Braunschweiger Zeitung vom 2.4.2013: „Den schmunzelnden Osterhasen sendete uns Giacomo-Marco [...] aus Hannover.“

Eine Variantenexklusion ist nur bei Hentschel/Weydt (2003: 52) belegt, wenn es heißt: „Verben, die einen Vokalwechsel und zusätzlich noch ein Dentalsuffix benutzen [...], *wenden* – *wandte* – *gewandt*.“ Hier wird eine standardsprachliche Variante (*wendete*) aus der Kodexschrift ausgeschlossen. Nur *wandte* wird in dieser Grammatik zum Gebrauch angeboten und somit gegenüber *wendete* bevorzugt. Hier liegt demnach eine normative Handlung in Form einer Variantenexklusion vor.

Variantenexklusion als normative Handlung sei an einem weiteren Beispiel aus der Tempusflexion aufgezeigt:

	<i>backte</i>	<i>buk</i>
Schoebe (1997)	X	--
Jägel (2000)	X	neben
Rötzer (2000)	--	--
Lübke (2000)	--	--
Hentschel/Weydt (2003)	--	--
Engel (2004)	vorherrschend	X
Duden (2009)	konkurrieren	
Eisenberg (2013)	Vokalwechsel [...] mehr oder weniger konsequent	

Tabelle 2: Präteritalformen von *backen* in gegenwärtigen Kodexschriften

Eine COSMAS II-Recherche liefert den Befund, dass das starke und das schwache Präteritum von *backen* in der Standardvarietät erscheinen. *Backte* liefert 699 Belege, *buk* demgegenüber 585 Belege.

In Schulgrammatiken ist dieser Varianzfall in zwei Texten (Rötzer, Lübke) gar nicht anzutreffen, ebenso wenig bei Hentschel/Weydt. Das Varianzproblem wird hier erneut umgangen, indem die Tempusflexion von *backen* nicht angesprochen wird. Beide Varianten inkludieren Jägel, Engel, der Duden und Eisenberg. Eine Variantenexklusion findet sich in der Schoebe-Grammatik. Dort findet sich das Paradigma „backen – backte – gebacken“ (Schoebe 1997: 16). Die Variante *buk* wird nicht erwähnt, sie wird aus der Beschreibung der Standardvarietät ausgeschlossen, obwohl sie wie *backte* mit ähnlicher Frequenz auftaucht. Hier liegt also erneut eine normative Handlung durch Variantenexklusion vor.

#### 4.2 Normative Handlungen auf der Ebene der Variantenmarkierung

Handelt es sich bei der Variantenexklusion um eine versteckte normative Handlung, zeigen sich normative Handlungen dort offensichtlich, wo eine Variante durch eine Markierung bewertet wird. Eine Bewertung ist immer eine normative Handlung. Zu fragen ist, wie sich normative Handlungen auf dieser Ebene gestalten. Genauer gesagt geht es darum, das Bewertungsvokabular herauszufiltern, das in verschiedenen Kodexschriften genutzt wird, um (flexi-

onsmorphologische) Varianten zu hierarchisieren. Folgende dianormativen Variantenmarker können aus den Kapiteln zur Substantiv-, Adjektiv- und Verbflexion der untersuchten Gegenwartsgrammatiken extrahiert werden:

Marker	Wiss. Grammatiken	Schulgrammatiken
<i>korrekt</i>	Duden	Schoebe
<i>falsch</i>		Schoebe, Jägel
<i>nicht</i>	Duden, Eisenberg	Lübke
<i>nicht korrekt</i>	Hentschel/Weydt, Duden	
<i>noch nicht korrekt</i>	Duden	
<i>nicht mehr</i>		Jägel
<i>soll verzichten</i>		Jägel
<i>statt</i>	Engel	
<i>unkorrekt</i>	Duden	
<i>(veraltet)</i>	Duden	

Tabelle 3: Dianormative Variantenmarker in gegenwärtigen Grammatiken

Die Menge an dianormativen Markern ist sowohl in wissenschaftlichen als auch in Schulgrammatiken überschaubar. Alle belegten Marker sind Bestimmungen, also objektiv fassbare Urteile in Bezug auf die Systemkorrektheit. Sie formulieren den Normbruch bzw. die Normeinhaltung. Bei *veraltet* handelt es sich einerseits um eine diachrone Angabe, andererseits macht dieser Marker deutlich, dass die markierte Variante nicht mehr zu gebrauchen ist (für eine wertfreie Kontextualisierung stünde etwa der Marker *älter* zur Verfügung).

Zu klären ist, warum sich in gegenwärtigen Grammatiken das Bewertungsvokabular so übersichtlich gestaltet. Dies hängt zusammen mit dem Umfang thematisierter Varianz. In wissenschaftlichen Grammatiken sind durchaus zahlreiche konkurrierende Varianten aufgegriffen, wobei im Duden und bei Eisenberg mehr Varianz berücksichtigt wird als bei Hentschel/Weydt und Engel. Es fällt aber auf, dass wissenschaftliche Grammatiken sich um eine möglichst neutrale Variantenabbildung bemühen und über Varianz informieren wollen, statt Varianten zu bewerten und zu hierarchisieren. Eisenberg (2013: 187) etwa schreibt zur Konjunktivbildung: „[W]ir haben *du sängst* neben *du sängest* als Konjunktivform.“ Variantenhierarchisierungen finden sich dagegen deutlich seltener, ein Beleg ist z.B. im Duden (2009: 449) zu finden: „Umgekehrt begegnen ab und zu nicht korrekte *e*-Formen in indikativischer Verwendung [...]. *Sie [...] rennte zu einem Imbiss [...].*“

In Schulgrammatiken ist die geringe Menge an dianormativen Markern damit zu erklären, dass Varianz dort im Gegensatz zu wissenschaftlichen Grammatiken insgesamt nur sehr vereinzelt, zu einigen Themen gar überhaupt nicht aufgegriffen wird. Somit ergeben sich auch so gut wie keine Variantenmarkierungen. Einen der seltenen Belege liefert die Schoebe-Grammatik (1997: 60): „[F]alsch wäre der Dativ: *dem Elefant [...].*“

Die Befunde zum Bewertungsvokabular in gegenwärtigen Grammatiken werden im Folgenden in verschiedene Vergleiche gesetzt. Zunächst sei der Blick in die Geschichte des Kodex gerichtet, indem kontrastiv Befunde zum Umgang mit flexionsmorphologischer Varianz in historischen Schulgrammatiken herangezogen werden.<sup>8</sup> Die 48 bei Banhold (2015) betrachte-

<sup>8</sup> Die Befunde und Ergebnisse zu historischen Schulgrammatiken sind detailliert nachzulesen in Banhold (2015).

ten Schulgrammatiken des höheren Schulwesens zwischen 1801 und 1932 verzeichnen folgende dianormativen Marker:

<b>Gegenwärtige Schulgrammatiken</b>	<b>Historische Schulgrammatiken</b>
<i>korrekt, falsch, nicht, nicht mehr, soll verzichten</i>	<i>am besten, am liebsten, besser, bevorzugt, darf, darf nicht, edler, einwandfrei, falsch, fälschlich, fälschlicherweise, Fehler, fehlerhaft, für, (klingt) gesucht, gewählter, gewöhnlich, gut, hart, hässlich, hüten vor, irrig, entgegenzuwirken, kein, keine Berechtigung, keine Nachahmung verdient, lächerlich, lieber, merkwürdig, minder gut, Missklang, mit Unrecht, muss, nachlässig, nicht, nicht einwandfrei, nicht erlaubt, nicht gut, nicht so gut, nicht zu begünstigen, nicht zu billigen, nicht zu empfehlen, noch verwerflicher, nur, ohne, richtig, richtiger, scheuen, schicklicher, schöner, sprachwidrig, statt, steif, Tadel, Torheit, übelangebrachte Bedientenhaftigkeit, übellautig, überquellender Reichtum, unedel, unerträglich, geziert, Uniform, unnötig, unrichtig, Unsitte, verächtlich, veraltet, fast veraltet, verboten, verdient den Vorzug, verlangt, verstümmelt, Verstümmelung, verunstaltete Form, verwerflich, verwirrend, vorzüglicher, vorzuziehen, wahr, weniger edel, weniger empfehlenswert, weniger gültig, weniger gut, wohlklingend, wohltönender, zu schützen, zu tadeln, zu vermeiden, zu verwerfen, zulässig</i>

**Tabelle 4: Dianormative Variantenmarker in gegenwärtigen und in historischen Schulgrammatiken**

Es ist deutlich erkennbar, dass in historischen Schulgrammatiken ungleich mehr dianormative Marker vorliegen als in den gegenwärtigen Texten. Sicherlich ist zu berücksichtigen, dass hier 48 historische Texte lediglich vier aktuellen Texten gegenüberstehen. Das Bild trägt dennoch nicht. In den historischen Einzeltexten spielen dianormative Variantenmarker eine größere Rolle, weil Varianz überhaupt erheblich größeren Raum einnimmt. Es zeigen sich allerdings schon im Zeitraum von 1801 bis 1932 Veränderungen im Umgang mit Varianz, die offensichtlich bis zu gegenwärtigen Schulgrammatiken weiterführen: In Banhold (2015) ist dargestellt, dass in Schulgrammatiken seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend weniger Varianz thematisiert wird als zuvor, und dass außerdem immer seltener Variantenbewertungen vorgenommen werden. Diese Entwicklung scheint sich fortzusetzen bis zu gegenwärtigen Schulgrammatiken, in denen so gut wie gar keine Varianten und Variantenbewertungen vorliegen.

Unterschiede zwischen jüngeren und älteren Schulgrammatiken zeigen sich aber nicht nur im Umfang dianormativer Marker. Sind in gegenwärtigen Schulgrammatiken ausschließlich Bestimmungen verzeichnet, finden sich in historischen Texten auch zahlreiche Empfehlungen, darunter beispielsweise *am liebsten, edler, schicklicher, schöner, wohlklingend, hart, hässlich, lächerlich, steif, unerträglich, verächtlich, verstümmelt*. In historischen Schulgrammatiken werden Varianten also auch durch subjektive und einstellungsbedingte Kriterien hierarchisiert. Diese Differenz kann ebenfalls auf die Rolle von Varianz überhaupt zurückgeführt werden. Historische Schulgrammatiker sahen es, vermutlich nicht zuletzt im Kontext erhöhten Standardisierungsbemühens, stärker als ihre Aufgabe, Varianz zu besprechen als ihre Kollegen in der Gegenwart.

Bisher war von Bewertungen in historischen und gegenwärtigen Grammatiken die Rede. Die genannten Beobachtungen werden folgend kontrastiv zu einer weiteren Gruppe von Kodextexten, nämlich Sprachratgebern, betrachtet. Zu nennen sind für die Gegenwart zweifelsohne die *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*-Publikationen Sicks (2005, 2007). Es handelt sich hierbei um Kodextexte, weil sie als orientierungstiftende metasprachliche Texte an zweifelnde Sprecher gerichtet sind und als Bestseller auch von vielen gelesen werden. Da ihnen ein offizieller und staatlich legitimierter Status fehlt, zählt Klein (2014) sie nicht zu Kernkodextexten (wie etwa Schulgrammatiken), sondern zu Vertretern des Parakodex. In elf ausgewählten Artikeln zur Substantiv-, Adjektiv-, und Verbflexion (nebenbei: sowohl die *sendete/sandte* als auch die *backte/buk*-Varianz wird hier behandelt) erscheinen folgende dianormativen Marker: *korrekt, richtig, darf, tadellos, zulässig, zu bevorzugen, zu wünschen, falsch, nicht korrekt, unkorrekt, nicht, darf nicht, statt, Irrtum, nicht logisch, verrückt, bedauerlich, unausgereift, nicht gewinnbringend, nicht auszuhalten, unerträglich, geschunden, Unarten, (veraltet)*. Verglichen mit dem Bewertungsvokabular in gegenwärtigen Grammatiken kommen nicht nur einzelne Marker in Form von Bestimmungen hinzu (z.B. *zulässig*), sondern es finden sich bei Sick auch zahlreiche Bewertungen in Form von Empfehlungen, darunter auch stark emotional geladene Marker wie *unerträglich* und *geschunden*.

Es ist also zu konstatieren, dass sich Elemente des Bewertungsvokabulars älterer Schulgrammatiken gegenwärtig noch in Kodextexten einer anderen Art zeigen. Dass in Sprachratgebern diese Form der subjektiven, häufig emotional aufgeladenen Variantenbewertung historisch fest verankert ist, zeigt die *Datenbank sprachlicher Zweifelsfälle*, die Daten aus historischen Sprachratgebern des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zur Verfügung stellt.<sup>9</sup> Für diesen Beitrag wurden 23 Artikel zur Flexionsmorphologie aus den Sprachratgebern Wustmanns (1903), Engels (1922) und Matthias (1929) ausgewählt und anschließend die dianormativen Marker extrahiert. Es ergibt sich die folgende Liste: *abgestumpft, alberne Mode, allein zulässige, alleinrichtig, altberechtigt, altertümelnd, altertümlich, ärgerliche Verwirrung, ausgestorben, befremden, beklagenswert, beliebt, berechtigungslos, besonders widerwärtig, besser, bräuchlichsten, darf, davor gewarnt, derb aufgetragen, dumm, durfte nicht schreiben, ebenso, edler, einzig zulässig, Empfehlung, entschuldbar, erfreulich, erhaben, erhaltenswert, erlaubt, es muss unbedingt heißen, falsch, fälschlich, farblos, Fehler, fehlerhaft, fein, feiner, feinfühlig, Fluche der Lächerlichkeit, ganz erträglich, ganz verbannen, gar nicht berechtigt, gefährlich, gehackt, gemütlich, geschmeidig, gewinnt Leben, geziert, greulich, grober Fehler, grober Schnitzer, gut, Härte, hässlich, hoffnungslos, irrig, kein Fehler, kein schwerer Verstoß, klingt gesucht, kräftig, kraftvoll, kraftvoller, leider, merkwürdig, mißfallen, mißhandelt, muß unterbleiben, müsste heißen, mustergültig, nachlässig, naturwüchsig, nicht, nicht anstößig, nicht beanstandet, nicht falsch, nicht fehlerhaft, nicht gut, nicht notwendig, nicht ordentlich, nicht schön, nicht sonderlich berechtigt, nicht umstritten, nicht zu beanstanden, nicht zu verbieten, nichts einzuwenden, nutzlos, regelrecht, rettungslos verloren, rhythmisch, richtig, richtiger, Richtigkeit, Schande, scherzhaft, schlecht, schlechter, schleppend, schlimm, schön, schwerfällig, schwülstig, sollte heißen, Sprachdummheit, sprachrichtiger, stammeln, statt, störend, tadellos, tadelnswert, überflüssig, üble Zerreißung, unangenehm, Unart, unbegreiflich, unberechtigt, unerträglich, unfein, Uniform, ungeheuerlich, ungewöhnlich, unnatürliche, unnötig, Unrichtigkeit, unschön, unsinnig, Unsitte, unzulässig, veraltet, verbalhornt, Verbote,*

<sup>9</sup> Vgl. genauer Banhold/Blidschun (2013).

*Verbrechen, verkehrt, verkümmert, verstimmt, Verstoß, volleren, völlig unsinnig, vorzuziehen, weich, widerlich, Widerspruch, widerstreben, wohlklingend, zerhackt, zulässig.*

Es ist auf Anhieb zu erkennen, dass das Bewertungsvokabular sehr vielfältig ist und die Menge dianormativer Marker nicht nur verglichen mit gegenwärtigen Kodextexten, sondern auch im Vergleich zu historischen Schulgrammatiken wesentlich größer ist. Wie bei Sick finden sich auch in seinen historischen Vorläufern Bestimmungen und Empfehlungen, wobei die Bandbreite an Empfehlungen in den historischen Schriften deutlich umfangreicher ist. Viele davon teilen die schon bei Sick festgemachte erhöhte Emotionalität, wenn eine Variante *besonders widerwärtig, mißhandelt, greulich, unerträglich* oder *verkümmert* ist. Auffällig ist an dieser Liste, dass Bewertungen in historischen Sprachratgebern wesentlich schärfer und eindringlicher erfolgen als in den anderen untersuchten Kodexschriften. Die Emotionen der Verfasser kommen immer wieder mit variierender Intensität zum Vorschein.<sup>10</sup>

## 5 Zusammenfassung der Befunde

Der Beitrag verfolgte das Ziel, Stellen im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen zu ermitteln, in denen normative Handlungen vollzogen werden. Normative Handlungen zeigen sich auf der Ebene der Variantenselektion durch Variantenexklusion und auf der Ebene der Variantenmarkierung durch wertende Marker. Gleichfalls wurden im Beitrag diese normativen Handlungen an einigen Beispielen beschrieben und exemplarisch Entwicklungen und Unterschiede mit Bezug auf verschiedene Kodextextsorten festgemacht. So konnte ein besseres Verständnis von Normativität im deutschen Sprachkodex erreicht werden. Bei allen Eigenheiten, die den einzelnen Kodexschriften anhaften und die allzu weit greifende Pauschalierungen verbieten, können für bestimmte Textsorten des Kodex verschiedene Befunde festgehalten werden<sup>11</sup>:

Kodexschriften	Normative Handlungen		
	Ebene im Kodifizierungsprozess		Bewertungsvokabular (dianormative Marker)
	Selektion (Exklusion)	Markierung	
Gegenwärtige wissenschaftliche Grammatiken	sehr selten	selten dianormative Marker	wenig, Bestimmungen
Gegenwärtige Schulgrammatiken	sehr selten	sehr selten dianormative Marker	wenig, Bestimmungen
Historische Schulgrammatiken	[nicht betrachtet]	einige dianormative Marker (abnehmend)	einige Bestimmungen (abnehmend) und Empfehlungen (stark abnehmend)
Gegenwärtige Sprachratgeber (Sick)	--	einige dianormative Marker	einige Bestimmungen und Empfehlung
Historische Sprachratgeber	--	zahlreiche dianormative Marker	zahlreiche Bestimmungen und Empfehlungen

Tabelle 5: Normative Handlungen in deutschen Kodextexten

<sup>10</sup> Vgl. genauer Zimmermann (2015).

<sup>11</sup> Die Mengenangaben in Tab. 5 dienen lediglich der Orientierung und sind aufsteigend zu verstehen: *sehr selten, selten/wenig, einige, zahlreich*.

In wissenschaftlichen Grammatiken finden sich normative Handlungen nur sehr selten auf der Ebene der Variantenselektion durch Variantenexklusion. Erklärt wurde dies damit, dass in wissenschaftlichen Grammatiken Varianz innerhalb der standardsprachlichen Norm thematisiert wird. Normative Handlungen sind aber auch auf der Ebene der Variantenmarkierung selten. Damit einher geht ein sehr begrenztes Bewertungsvokabular, das sich auf objektiv greifbare Kriterien vor dem Hintergrund der Konformität mit dem System der Standardvarianz bezieht. Wissenschaftliche Grammatiken wollen, wie in Kapitel 2 gesagt, zuvorderst informieren, und dieses dominante Ziel schlägt sich im Auftreten normativer Handlungen nieder.

Auch in gegenwärtigen Schulgrammatiken stellt die Variantenexklusion eine nur sehr selten belegte normative Handlung dar. Ebenso finden sich nur wenige dianormative Marker, normative Handlungen auf der Ebene der Variantenmarkierung sind insgesamt sehr selten. Dies liegt daran, dass Schulgrammatiken im Unterschied zu wissenschaftlichen Grammatiken Varianzfälle umgehen, indem beispielsweise Wörter mit Varianten im Paradigma gar nicht erst aufgenommen werden. Es ist insgesamt Vorsicht geboten, vorschnell von Schulgrammatiken als präskriptiv-normativen Texten zu sprechen. Gegenwärtige Schulgrammatiken bewerten Varianten nicht, sondern sie umgehen sie. Dass diese Befunde zu normativen Handlungen Ergebnisse eines textsortenhistorischen Prozesses darstellen, zeigte ein knapper Vergleich mit älteren Schulgrammatiken.

Gemäß ihrer Funktion, in Problemfällen Orientierung zu stiften, erfolgen normative Handlungen in Sprachratgebern zuvorderst auf der Ebene der Variantenmarkierung. Das Bewertungsvokabular sowohl gegenwärtiger wie auch historischer Sprachratgeber ist vielgestaltiger als in historischen und zeitgenössischen Grammatiken. Die normative und emotionale Intensität der dianormativen Marker in Sprachratgebern scheint diachron abzunehmen.

Normative Handlungen erfolgen an verschiedenen Stellen im Kodifizierungsprozess sprachlicher Normen. Sie gestalten sich in den verschiedenen Textsorten des Kodex unterschiedlich und sind nicht stabil, sondern erweisen sich aus diachroner Perspektive als dynamisch. Neben weiteren Erhebungen und Auswertungen des in den Kodexschriften genutzten Bewertungsvokabulars scheint vor allem eine umfassende Auseinandersetzung mit der Variantenexklusion als normativer Handlung wünschenswert. Besonders im Bereich des Deutschunterrichts (als Mutter- oder Fremdsprache) scheint hier ein potentiell wirkungsvolles Mittel vorzuliegen, einem Sprecher auf subtile Art bestimmte Varianten gegenüber Konkurrenten zum Gebrauch zu vermitteln.

## **6 Literatur**

### **Quellen (Kodexschriften)**

#### **Gegenwärtige Kodexschriften**

Dudenredaktion (Hrsg.) (<sup>8</sup>2009): Duden. Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Mannheim: Bibliographisches Institut. (= Duden Band 4).

Eisenberg, Peter (<sup>4</sup>2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart/Weimar: Metzler. (= Grundriss der deutschen Grammatik 1).

- Hentschel, Elke und Harald Weydt (<sup>3</sup>2003): Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin/New York: de Gruyter.
- Jägel, Wolf-Dietrich (2000): Deutsche Sprachlehre. München: Schöningh.
- Lübke, Diethard (2000): Schulgrammatik Deutsch. Vom Beispiel zur Regel. Berlin: Cornelsen.
- Rötzer, Hans Gerd (<sup>2</sup>1997): Auf einen Blick: Grammatik. Bamberg: C.C. Buchner.
- Schoebe Grammatik (1997). München: Oldenbourg.
- Sick, Bastian (<sup>14</sup>2005): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Sick, Bastian (<sup>12</sup>2007): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache (Folge 2). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

### **Historische Kodexschriften (chronologisch)**

- Heinsius, Theodor (1801): Neue Deutsche Sprachlehre besonders zum Gebrauch in Schulen eingerichtet. Erster oder theoretischer Teil. Leipzig.
- Rambach, Friedrich (1802): Neue Teutsche Sprachlehre oder faßliche Anweisung zur Erlernung der teutschen Sprache. Auch für Ausländer. Berlin.
- Bauer, Heinrich (1811): Lehrbuch der deutschen Sprache. Besonders zum Gebrauch in Schulen. Band II. Potsdam.
- Reinbeck, Georg (1812): Neue deutsche Sprachlehre zum Gebrauche für deutsche Schulen. Stuttgart.
- Steinheil, F. C. P. von (1813): Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Stuttgart.
- Heyse, Johann Christian August (1819): Kleine theoretisch-praktische deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche der deutschen Sprache. Zunächst für Schulen bearbeitet. Hannover.
- Schmitthenner, Friedrich (1822): Teutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschung bearbeitet. Herborn.
- Bernhardt, Friedrich Carl (1825): Deutsche Grammatik für den höheren Schulunterricht.
- Müller, Joseph (1826): Lehre der teutschen Sprache gründlich und neu gefaßt sammt ausübender Ton- und Silbenmaßelehre. Berlin.
- Lehmann, Friedrich August (1834): Deutsche Sprachlehre. Sorau.
- Becker, Karl Ferdinand (<sup>3</sup>1835): Schulgrammatik der deutschen Sprache. Frankfurt M.
- Burchard, Johann Friedrich Wilhelm (1835): Deutsche Sprachlehre. Münster.
- Weyh, Johann Baptist (<sup>3</sup>1836): Deutsche Sprachlehre mit Übungen, in einer mit der lateinischen Grammatik verwandten Form zum Schulgebrauche bearbeitet. Regensburg.
- Hoffmann, Karl August Julius (1839): Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung bearbeitet. Clausthal.
- Vilmar, August Friedrich Christian (1840): Deutsche Schulgrammatik. Marburg.
- Koch, Friedrich (1848): Deutsche Grammatik für Gymnasien und Realschulen. Jena.
- Bauer, Friedrich (1850): Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für die unteren und mittleren Klassen höherer Bildungsanstalten. Nördlingen.
- Kelle, Johann (1852): Systematisches Lehrbuch der deutschen Sprache mit Übungen. Regensburg.
- Schäfer, Edmund (1854): Leitfaden beim Unterrichte in der deutschen Sprache für die unteren Classen höherer Lehranstalten. Köln.
- Stern, W. (1856): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten und für eigene Belehrung. Karlsruhe.
- Bone, Heinrich (<sup>2</sup>1865): Grammatische Grundlage für den Deutschen Unterricht an höheren Lehranstalten. Köln.
- Wetzel, Eduard/Friedrich Wetzel (1868): Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprache. Eine nach methodischen Grundsätzen bearbeitete Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Berlin.
- Englmann, Lorenz (1870): Grammatik der deutschen Sprache für Schulen. München.



- Abfahl, Karl und Johann Philipp Glöckler (1873/75): Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die erste (<sup>3</sup>1875)/zweite (1873) Stufe des grammatischen Unterrichts in höheren Lehranstalten. Stuttgart.
- Gelbe, Theodor (1877): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Eisenach.
- Wilmanns, Wilhelm (1877): Deutsche Grammatik für die Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Nebst Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Orthographie. Berlin.
- Blatz, Friedrich (1881): Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Tauberbischofsheim.
- Humperdinck, Gustav (1884): Deutsche Grammatik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Essen.
- Lyon, Otto (1885): Handbuch der Deutschen Sprache für höhere Schulen. Mit Übungsaufgaben. Erster Teil: Sexta bis Tertia. Leipzig.
- Michaelis, Karl Theodor (1889): Neuhochdeutsche Grammatik. Bearbeitet für höhere Schulen. Leipzig.
- Seeger, Heinrich (1891): Deutsche Schulgrammatik. Für die Klassen Sexta bis Tertia. Wismar.
- Matthias, Adolf (1892): Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht auf den drei unteren Stufen höherer Lehranstalten.
- Auer, Hermann (1893): Schulgrammatik der deutschen Sprache für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Stuttgart.
- Linnig, Franz (<sup>2</sup>1895): Deutsche Sprachlehre. Zusammenstellung der wichtigsten Lehrstoffe. Paderborn.
- Mensing, Otto (1903): Deutsche Grammatik für höhere Schulen. Leipzig.
- Wustmann, Gustav (<sup>3</sup>1903): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.
- Sütterlin, Ludwig und Albert Waag (1906): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Leipzig.
- Lochner, Johannes (1907): Deutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Leipzig.
- Helmsdörfer, Adolf (1908): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Leipzig/Wien.
- Matthias, Theodor (1908): Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. II., darstellender Teil. Leipzig.
- Hoffa, Anna/Ferdinand Reinhold (1912): Deutsche Sprachlehre. Teil I und II. Leipzig/Frankfurt M.
- Thomas, Robert (1917): Abriß der deutschen Sprachlehre für die Unter- und Mittelstufe höherer Lehranstalten. Nach K. Reissingers Deutscher Sprachlehre neu bearbeitet. Bamberg.
- Engel, Eduard (1922): Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig.
- Bojunga, Klaudius (1924): Deutsche Sprachlehre. Frankfurt M.
- Florstedt, Friedrich/Willi Stieber (1926): Neue deutsche Sprachlehre in der Fortsetzung der Lehrgänge der deutschen Grammatik von Dr. Hermann Werth auf Grund der Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens von 1925. Erster und zweiter Teil. Frankfurt M.
- Brömse, Heinrich (1927): Deutsche Sprachlehre. Erster Teil: Lautlehre, Wortlehre, Satzlehre. Berlin.
- Le Mang, Richard (1927): Deutsche Sprachlehre für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen. Münster.
- Schmidt-Voigt, Hans Heinrich (1927): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Teil I und II. Breslau.
- Ammon, Hermann/Theodor Gerhards (1928): Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Teil I: Unter- und Mittelstufe. Paderborn.
- Matthias, Theodor (<sup>6</sup>1929): Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig.
- Stoll, Max (1932): Neue Sprachlehre für den Deutschunterricht an den höheren Lehranstalten. München.

## Sekundärliteratur

- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation. Norm, Autorität, Legitimation. – In: Eichinger, Ludwig M. und Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Banhold, Dominik und Wolf Peter Klein (2015): *Standard, Varianz und Sprachbewusstsein*. Kernbegriffe der neuhochdeutschen Sprachentwicklung in deutschen Schulgrammatiken. In: Kiesendahl, Jana und Christine Ott (Hrsg.): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände, Methoden, Perspektiven. Göttingen: V&R. S. 285-302.
- Banhold, Dominik (2015): Sprachnorm, Sprachbewertung, Sprachlehre. Zum Umgang mit flexionsmorphologischer Varianz in deutschen Schulgrammatiken (1801-1932). Hamburg: Kovač.
- Banhold, Dominik und Claudia Blidschun (2013): Die Datenbank ZweiDat. Sprachliche Zweifelsfälle in historischer Perspektive. In: Kratochvílová, Iva und Norbert Richard Wolf (Hrsg.): Grundlagen einer sprachwissenschaftlichen Quellenkunde. Tübingen: Narr. S. 343-358.
- Battistella, Edwin (2005): *Bad Language. Are Some Words Better than Others?* Oxford: OUP.
- Davies, Winifred V. und Nils Langer (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistics Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt/M: Lang.
- Eisenberg, Peter (<sup>3</sup>2006): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 2: Der Satz. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für die Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Köpcke, Klaus-Michael (2011): Grammatikalität und Akzeptabilität. Zwei für den Grammatikunterricht zentrale Begriffe verstehen und lernen. – In: Ders. und Arne Ziegler (Hrsg.): *Lehren, Lernen, Verstehen. Zugänge zur Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 287-304.
- Lakoff, George und Mark Johnson (<sup>7</sup>2011): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl Auer.
- Reichmann, Oskar (1990): Sprache ohne Leitvarietät vs. Sprache mit Leitvarietät. Ein Schlüssel für die nachmittelalterliche Geschichte des Deutschen? – In: Besch, Werner (Hrsg.): *Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven*. Festschrift für Johannes Erben. Frankfurt/M: Lang. S. 21-29.
- Reuschel, Heidi (2014): *Tradition oder Plagiat? Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die ‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich*. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Schwinn, Horst (<sup>3</sup>2005): Normative Grammatik. – In: Glück, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar: Metzler. S. 447-448.
- Zimmermann, Claudia (2015): Von abscheulichen Unsitten, unerträglichen Moden und edelster Sprache – Emotionalität in Sprachratgebern zu Beginn des 20. Jahrhunderts. – In: Vankova, Lenka (Hrsg.): *Emotionalität im Text*. Tübingen: Stauffenburg. S. 481-490.

# Grammatik als Palimpsest

## Zur Ableitung des Kodex aus intertextuellen und metatextuellen Verweisstrukturen

SEBASTIAN STARK

### 1 Grammatikschreibung zwischen Tradition und Kritik

„No one writing a book on German grammar at this point of time starts from scratch or can avoid indebtedness to earlier workers in the field“, schreibt Alfred Edward Hammer (1971: v) im Vorwort der ersten Auflage seiner *German Grammar and Usage*, einer Grammatik des Deutschen für englischsprachige Lerner. Das Verfassen seiner Grammatik präsentiert sich ihm dabei als offene Teilhabe an einer langen Tradition, der er sich verpflichtet sieht. Ausführlich nennt und kommentiert er die von ihm zu Rate gezogenen Werke, wobei sein erster und ausführlichster Dank den ‚grauen Bänden‘ der Dudenreihe gilt: Besonders die Duden-Grammatik sei ihm ein unschätzbar wertvoller Wegweiser gewesen und habe ihn an vielen Stellen an Details erinnert, die er ohne sie vermutlich übersehen hätte (vgl. Hammer 1971: v). Deutlich tritt er dabei auch für einen kritischen Umgang mit den einschlägigen Referenzwerken ein: Er müsse zugeben, dass er den Duden nie als unfehlbar akzeptiert habe und dessen Aussagen anhand von Laienbefragungen überprüft habe, was ihn bisweilen zu anderen Urteilen geführt habe (vgl. ebd.).

Hammer umreißt mit diesen Anmerkungen nicht zuletzt einige der grundlegenden Gedanken aktueller grammatikologischer Forschung: Die Auffassung von Grammatikschreibung als etwas geschichtlich Gewordenes und potenziell Dynamisches steht konzeptionell sowohl hinter Detailuntersuchungen zu einzelnen Stigmatisierungstraditionen (vgl. Davies/Langer 2006 oder Banhold 2015) als auch hinter dem breiten Forschungsterrain der Kodifizierungsforschung, wie es der vorliegende Band in der Vielfältigkeit seiner Beiträge widerspiegelt. Die Historizität und Intertextualität metasprachlicher Darstellungen gerät hierbei in vielerlei Gestalt in den Blickpunkt und ihre klare Beschreibung kann nur gelingen, wenn handhabbare und vergleichbare Kategorien zur Verfügung stehen. Die vorliegenden Bemerkungen und Beobachtungen sollen in diesem Zusammenhang als Versuch verstanden werden, einen Beitrag zur Systematisierung dieses Untersuchungsfeldes zu leisten.

Ich konzentriere mich dabei insbesondere auf die Frage, wie sich die Zuordnung eines metasprachlichen Textes zum Kodex empirisch rechtfertigen lässt. Hierfür wird mir zuvorderst daran gelegen sein, zu einer Definition von Kodex zu gelangen, die auf der Basis konkreten sprachlichen Materials operiert. Zu diesem Zweck werde ich versuchen, die intertextuelle Komponente des Kodexbegriffs herauszuarbeiten, wobei ich einen Kodexstatus solchen Texten zuschreibe, die sich als Referenztexte evident in andere metasprachliche Texte einschreiben. Vor dem Hintergrund dieser (wörtlich zu verstehenden) ‚Lesart des Kodex‘ soll dann an den Auflagenfolgen zweier grammatischer Schriften (zum einen der Duden-Grammatik, zum anderen der bereits genannten *Hammer Grammar*) aufgezeigt werden, wie sich entsprechende Beziehungen implizit und explizit in konkreten Textpassagen nachweisen und kategorisieren lassen. Ich werde hierbei auch mit den Kategorien Intertextualität und Metatextualität arbeiten, orientiere mich also an poststrukturalistischen Beschreibungen von Text-Text-Beziehungen.

Zum Abschluss der Betrachtungen bleibt schließlich zu umreißen, welche Anforderungen an die Kodifizierungsforschung sich aus den vorgefundenen und beschriebenen Beziehungen ergeben. Der kurze Blick in die Grammatikausgaben im Rahmen dieser Ausführungen möchte dabei gewiss nur als Skizze eines Analysemodells dienen, dessen Angemessenheit im Hinblick auf die zugehörigen Forschungsziele und Untersuchungsgegenstände noch an größeren Textmengen zu erproben sein wird.

## 2 Kodex als ‚Kodex im Hinblick auf die metasprachlichen Schriften N‘

Um die nachfolgenden Analysen auf eine stabile terminologische Grundlage zu stellen, bedarf es vorab einiger grundlegender begrifflicher Klärungen. Insbesondere das Konzept des Kodex und – mit ihm eng verbunden – die Auffassungen von Kodexwahrnehmung und Sprachgemeinschaft müssen näher erläutert werden, um möglichen Missverständnissen vorzubeugen.

### 2.1 Kodex und Kodexwahrnehmung

In seinem Plädoyer für eine Intensivierung der Sprachkodexforschung fasst Wolf Peter Klein unter dem Begriff ‚Sprachkodex‘ solche metasprachlichen Schriften zusammen, „die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden“ (Klein 2014: 222). Dieser Kodexbegriff beruht damit in seinem Kern auf einem Konzept von Wahrnehmung durch einen abstrakten Rezipienten ‚Sprachgemeinschaft‘, wobei die Variable der Rezeption erst weiter operationalisiert werden muss, bevor sie in konkrete Analysen eingehen kann (vgl. Klein 2014: 223). Denkbar wäre in diesem Zusammenhang – neben den von Klein (2014) diskutierten Analysen zur Auflagenzahl und zur Präsenz der einzelnen Grammatik in der öffentlichen Diskussion – beispielsweise, Sprecher direkt nach ihrem Verhältnis zu den jeweiligen Grammatiken zu befragen oder die Wahrnehmung der einzelnen Werke durch einen Abgleich von provozierten Sprecherurteilen und metasprachlichen Bewertungen in den entsprechenden Grammatiken zu erschließen. Sowohl die erste, explizite Variante als auch die zweite, implizite, wurden in mehreren Untersuchungen von Davies und Langer (2000, 2006) erprobt.<sup>1</sup>

Ich möchte diese Gedanken weiter ergänzen, indem ich mein Augenmerk auf die intertextuelle Dimension<sup>2</sup> metasprachlicher Schriften lege, um mich auf diese Weise Kleins Definitivkriterium der „breiten Resonanz in einer Sprachgemeinschaft“ (Klein 2014: 223) empirisch anzunähern. Auch bei meiner Interpretation handelt es sich jedoch gewiss nur um eine Herangehensweise unter vielen und es sollte bedacht werden, dass eine möglichst umfassende Betrachtung des Phänomens ‚Sprachkodex‘ sehr wahrscheinlich nur über ein ausdifferenziertes Methodenspektrum zu erreichen ist.

Nimmt man mit Gansel und Jürgens (2009) nun an, Intertextualität gehöre zu den „allgemein gültigen Textmerkmalen“ (32), sollten also auch metasprachliche Texte Eigenschaften

<sup>1</sup> Ergebnis war ein differenzierter Blick auf das Konzept Standardsprache, wobei der Kodex nur noch als einer unter mehreren Orten der Standardsprache angesehen wird (vgl. Davies/Langer 2006: 278). Der Standardbegriff wird damit theoretisch von Fragen seiner Rezeption entlastet und der Weg für weitestgehend textimmanente Analysen des Kodex gebahnt.

<sup>2</sup> Ich beziehe mich damit auf einen engen bzw. referenziellen Intertextualitätsbegriff, wie ihn Heinemann (1997) vertritt und als „Wechselbeziehung zwischen konkreten Texten“ (33) umschreibt. Abzugrenzen ist dieser Blick auf Intertextualität von texttypologischen Interpretationen, die Intertextualität nicht in Verweisen von Einzeltexten auf andere Einzeltexte realisiert sehen, sondern sie in der Ausprägung von textsortentypischen Mustern suchen (vgl. Gansel/Frank 2009: 31f.).

aufweisen, „welche die Produktion oder Rezeption eines Textes von der Kenntnis eines oder mehrerer vorher aufgenommener Texte abhängig machen“ (Pätzold 2010: 304). Auch sie sollten charakterisiert sein durch ein Geflecht wiederkehrender textueller Identitäten, die in ihrer Häufigkeit (viele Identitäten vs. wenige Identitäten) und der Art des jeweiligen Verweises (implizite Verweisstruktur vs. explizite Verweisstruktur; positiver Verweis vs. neutraler Verweis vs. negativer Verweis) Rückschlüsse auf die Stellung der einzelnen Texte zueinander zulassen.

Nicht zuletzt Bemerkungen wie die anfangs zitierten Aussagen E. A. Hammers stützen die Vermutung, dass auch die Grammatiktexte selbst wichtige Hinweise auf die Wahrnehmung bestimmter metasprachlicher Werke als Kodex liefern können, indem die Autoren sich auf andere Schriften als Referenzen berufen oder diese einer kritischen Revision unterziehen. Besonders prominent könnten solche intertextuellen Beziehungsnetze beispielsweise bei der grammatischen Behandlung von sprachlichen Zweifelsfällen<sup>3</sup> erscheinen, die zu ihrer Beschreibung und Klärung verstärkt zu metasprachlichen Bewertungen und einer Auseinandersetzung mit den zugehörigen Traditionen herausfordern.

Setzt man voraus, dass in solchen Situationen jeweils nur Werke konsultiert werden, deren Aussagen vom Grammatikschreiber für (im weitesten Sinne) ‚wichtig‘ angesehen werden, kann man aus dieser Art des intertextuellen Verweises Schlüsse auf die Relevanz einer Grammatik in Normfragen ziehen. Mit der Offenlegung solcher Textbeziehungen erschlosse sich eine neue Kategorie der Kodexwahrnehmung, die sich in Form von Sprachdaten artikuliert und sich dementsprechend an konkreten Textstellen untersuchen ließe. Der Sprachkodex in einem so verstandenen – in gewisser Weise textimmanenten – Sinn bestünde dann schlicht aus den metasprachlichen Schriften, die von anderen metasprachlichen Werken häufig als Referenz herangezogen werden. Die Bestimmung des Kodex wäre demnach eine Spielart des der Textlinguistik durchaus geläufigen Problems einer Rekonstruktion der genutzten Referenztexte auf Basis eines bzw. mehrerer Phänotexte.<sup>4</sup>

Eine solche Auslegung des von Klein (2014) angeführten Wahrnehmungsbegriffs ist in vielen Studien zu Stigmatisierungstraditionen in der Sprachratgeberliteratur (Davies/Langer 2006) oder in Schulgrammatiken (Banhold 2015) jedenfalls bereits angelegt und bedarf nur noch eines Perspektivenwechsels: Wenn es legitim ist, aus Traditionslinien metasprachlicher Thematisierung (Wie wird etwas bewertet?) auf ein gewisses Konzept von ‚Standardsprache‘ zu schließen, dann sollte es analog zumindest denkbar sein, von ähnlichen Traditionslinien in den zugehörigen Metadaten (Wo steht, wie etwas bewertet wird?) auf den ‚Kodex‘ zu schließen.

Das so verstandene Bild von Kodex birgt in sich dann jedoch selbstverständlich die gleichen Einschränkungen, wie sie sich für jede anhand von Korpusdaten vorgenommene Kategorisierung ergeben: Eine Aussage über die Zugehörigkeit eines bestimmten Werkes zum Kodex

<sup>3</sup> Vgl. Klein (2014: 223). Zur Definition von sprachlichen Zweifelsfällen sei verwiesen auf Klein (2003: Abschnitt 2.1): „Ein sprachlicher Zweifelsfall (Zf) ist einesprachliche Einheit [sic] (Wort/Wortform/Satz), bei der kompetente Sprecher (a.) im Blick auf (mindestens) zwei Varianten (a, b...) in Zweifel geraten (b.) können, welche der beiden Formen (standardsprachlich) (c.) korrekt ist (vgl. Sprachschwankung, Doppelform, Dublette). Die beiden Varianten eines Zweifelsfalls sind formseitig oft teildentisch (d.) (z.B. *dubios/dubiös, lösbar/löslich, des Automat/des Automaten, Rad fahren/rad fahren/radfahren, Staub gesaugt/staubgesaugt/gestaubsaugt*).“ [Hervorhebungen im Text]

<sup>4</sup> Für die sequenzierende Unterscheidung zwischen Referenz- und Phänotext vgl. Lachmann (1984) bzw. Janich (2008: 178): „Texte, auf die Bezug genommen wird, seien im Folgenden REFERENZTEXTE (bzw. REFERENZTEXTSORTEN) genannt, die Bezug nehmenden Texte heißen PHÄNOTEXTE.“

bleibt immer abhängig von der untersuchten Gruppe der metasprachlichen Schriften. Würde man es schaffen, alle entsprechenden metasprachlichen Schriften heranzuziehen und ihre Verweisstrukturen zu untersuchen, könnte zumindest in der Theorie eine Art absoluter Kodex angenommen werden. Da uns die in Frage kommenden Schriften jedoch nicht in ihrer Gesamtheit zugänglich sind, stellt ‚Kodexstatus‘ in der Praxis keine absolute Kategorie dar, sondern ist stets relational zu verstehen. Empirisch wird der Kodex somit nur fassbar als ‚Kodex im Hinblick auf die metasprachlichen Schriften N‘. Die Relativität des Kodexbegriffs bedeutet für die hier vorgenommene Untersuchung konkret, dass bei einer Ableitung von Kodexzuordnungen aus Verweisen in der *Hammer Grammar*-Reihe auch ‚nur‘ Kodexstatus für eben diese Publikationsreihe konstatiert werden kann.

## 2.2 Sprachgemeinschaft

Diese Überlegungen haben notwendigerweise auch Auswirkungen auf das Verständnis des Terminus ‚Sprachgemeinschaft‘ (vgl. Kleins angeführte Definition): Sieht man in ihm eine Umschreibung der „Gesamtmenge der Sprecher einer gleichen Mutter(-Sprache)“ (Bußmann 2008: 651), könnte er als Richtgröße zwar durchaus hinter der Gesamtzahl aller Untersuchungsvorhaben stehen, die nach den oben genannten Prämissen ablaufen. Für die einzelne Untersuchung erschiene er jedoch nur partikularisiert, als ‚Teil der Sprachgemeinschaft‘ (nämlich als Korpus N), möglich, da die Wahrnehmung der Grundgesamtheit als abstraktes Ideal (Summe aller N) für die Untersuchung nicht greifbar bleibt.<sup>5</sup> Für die konkrete Analyse ist der Begriff damit von geringer Relevanz. Einen Ausweg bieten u. a. soziolinguistische Ansätze, die das Abstraktum Sprachgemeinschaft schon in der Definition in kleinere Einheiten zerlegen und so zu einzelnen Netzwerken gelangen, „an denen ein Mitglied in verschiedenem Ausmaß und in mehr als einer Funktion teilhaben kann“ (Raith 2010: 641). Die Aussagen zur Sprachgemeinschaft setzten sich dann aus Einzelaussagen zu den zugehörigen Netzwerken zusammen, wobei die Granularität der Analysen je nach Untersuchungskorpus (einzelne Grammatik, Grammatikreihe, mehrere Grammatikreihen usw.) unterschiedlich ausfallen kann. Diese Lesart – ‚Sprachgemeinschaft‘ als kaleidoskopischer Begriff, der nur gebrochen zugänglich bleibt – soll auch im Rahmen der vorliegenden Analysen weiterverfolgt werden.

In diesem Zusammenhang sei auch ein weiterer Diskussionspunkt kurz gestreift, der direkt den Gegenstand meiner Untersuchungen betrifft: Ich bin mir bewusst, dass die Frage, ob die *Hammer Grammar* überhaupt mit einem Teil der deutschen Sprachgemeinschaft in Verbindung steht, durchaus kontrovers diskutiert werden kann. Setzt man für eine Teilhabe am ‚Gesamtnetzwerk deutsche Sprache‘ volle Sprachkompetenz voraus – beispielsweise, indem man mit Helmut Glück Sprachgemeinschaften definiert als „Gruppen von Menschen, die die betreffende Sprache sprechend und schreibend verwenden, hörend und lesend verstehen können“ (2002: vii) – wären zumindest DaF-Lerner, d. h. die Adressaten DaF-didaktischer Literatur, in gewisser Weise tatsächlich außen vor.<sup>6</sup> Dies gilt jedoch meines Erachtens nicht für die Produzenten von DaF-Lehrwerken bzw. Lehr- und Lerngrammatiken, sprechen wir bei den in Frage kommenden Autoren doch von Personen, die, wenn es sich nicht sowieso um Muttersprachler handelt, über so hohe sprachliche wie metasprachliche Kompetenz in der deutschen

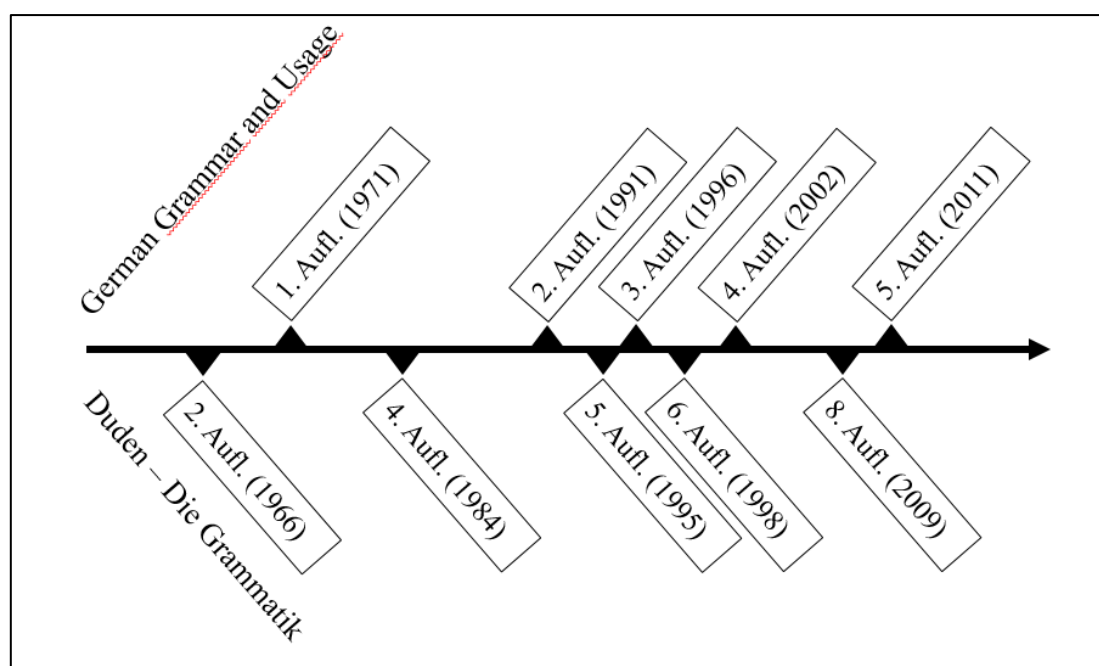
<sup>5</sup> Im Prinzip spiegelt sich hier sicherlich nur das bekannte Grunddilemma jeder empirischen Annäherung an eine in ihrer Diversität und Größe nicht unmittelbar fassbare Grundgesamtheit.

<sup>6</sup> Glück positioniert den DaF-Bereich entsprechend an der „Außenhaut der deutschen Sprache“ (2002: vii).

Sprache verfügen, dass eine Zuordnung zur deutschen Sprachgemeinschaft in meinen Augen in jedem Fall zu rechtfertigen ist.

### 3 Zu den untersuchten Texten

Grundlage dieser Untersuchung ist, wie bereits angedeutet, zum einen die 1971 von Alfred Edward Hammer verfasste und ab 1991 von Martin Durrell weitergeführte *German Grammar and Usage* in ihren mittlerweile fünf Auflagen. Es handelt sich um etwa 400 bis 550 Seiten starke Schriften, deren Aufbau sich grob an den Wortarten orientiert und die sich klar an ein nicht-muttersprachliches Publikum richten. Die Sprache der metasprachlichen Erläuterungen ist durchgehend Englisch, die zahlreichen objektsprachlichen Beispiele werden auf Deutsch präsentiert und mit einer Übersetzung versehen. Zur Zielgruppe der Grammatik rechnet Hammer Lerner der Oberstufe, Studierende, aber auch Lehrende („This book is intended as a reference grammar for sixth form and university use, while teachers may also find it helpful“, 1971: v). Die Hammer-Grammatiken sind also keine Anfängergrammatiken, sondern als Referenzwerke gedacht, die an sich selbst den Anspruch stellen, einen möglichst großen Anteil der Detailfragen fortgeschrittener Lerner zu beantworten (vgl. ebd.). Die Autoren bemühen sich dabei um eine möglichst deskriptive Darstellung und verwenden zur Einordnung des beschriebenen Sprachmaterials eine umfassende Auswahl metasprachlicher Markierungen.<sup>7</sup>



**Abbildung 1: Chronologischer Überblick über die Auflagenfolgen.** Oben: Auflagen von *German Grammar and Usage*. Unten: Auflagen der Duden-Grammatik, die in den Literaturverzeichnissen der *Hammer Grammar*-Auflagen geführt werden.

Für den zweiten Teil des Untersuchungskorpus habe ich all jene Ausgaben der Duden-Grammatik herangezogen, auf die in den Literaturverzeichnissen der Hammer-Reihe Bezug genommen wird. Dies sind ausnahmslos die zum Veröffentlichungszeitraum jeweils aktuellen Publikationen (1966, 1984, 1995, 1998, 2009) (für eine Übersicht siehe Abbildung 1). Unbestritten handelt es sich dabei nicht um das einzige Werk, auf das die Hammer-Grammatik Be-

<sup>7</sup> Detailliertere Erkenntnisse zu diesem Repertoire sowie zum daraus abzuleitenden Bild von Standard erhoffe ich mir von meinem Promotionsprojekt zur Behandlung von Varianz in DaF-Grammatiken.

zug nimmt<sup>8</sup>, die Prominenz der Publikation im Vorwort verleiht den Dudenveröffentlichungen jedoch unter der Gesamtheit der genannten metasprachlichen Texte eine gewisse Salienz, die sie für eine erste kursorische Studie empfehlen. Zur Charakterisierung der Auflagenreihe der Duden-Grammatik sei ein kurzer Auszug aus Mathilde Hennigs Grammatikführer mit dem Titel „Welche Grammatik braucht der Mensch?“ zitiert:

„An den Erscheinungsjahren der Erstauflage und der letzten Auflage ist zu erkennen, dass es sich bei der Duden-Grammatik um eine Grammatik mit jahrzehntelanger Tradition handelt. Die besondere Leistung der Duden-Grammatik liegt darin, dass sie sich darum bemüht, mit jeder neuen Auflage diese Tradition fortzusetzen und gleichzeitig durch neuere Erkenntnisse zu ergänzen. Neuauflagen bedeuten hier immer (teilweise) Neubearbeitungen, an denen ein sich immer wieder änderndes Autorenkollektiv arbeitet.“ (Hennig 2001: 123)

Die zwei untersuchten Textgruppen unterliegen demnach im Laufe der Zeit beide editorischen Neuausrichtungen und textuellen Veränderungen<sup>9</sup>, was die Suche nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten sowohl innerhalb der Reihen als auch im Vergleich der beiden Ausgabenfolgen zusätzlich interessant macht.

#### 4 Analysen impliziter und expliziter Verweisstrukturen

Die Aufgabe der nachfolgenden Analysen wird es dementsprechend sein, aufgrund offengelegter Textbezüge aufzuzeigen, ob und in welchem Maße die Duden-Grammatik als Kodextext für die Werke der *German Grammar and Usage*-Reihe dient. Wie bereits angedeutet wurde, wird Kodexforschung unter diesen Gesichtspunkten zur Intertextualitätsforschung und kann sich die in dieser Disziplin verankerten Dichotomien und Kategorien zunutze machen. Wichtig für meine Betrachtungen scheint mir in diesem Zusammenhang die Trennung zwischen (a) expliziten und (b) impliziten Verweisstrukturen<sup>10</sup> zu sein, die ich kurz an Textbeispielen erläutern möchte.

- (a) Für explizite Verweisstrukturen gilt: Der Bezug zum Vorgängertext ist manifest, die Quelle von übernommenen Textbestandteilen wird in Form von (knappen oder längeren) Literaturangaben offen angeführt. Ein Beispiel:

„1. Certain foreign nouns (especially modern loan words) and 2. certain German nouns frequently drop the -s of the gen. sing. Duden (Gram. 2020) cites for instance: der Barock (des Barock), der Dativ, der Dynamo, das Establishment, der Gulasch, das Interesse, der Islam, das Parlament, das Parterre *back stalls* (theatre), das Radar, der Test.“ (Hammer 1971: 26) [Hervorhebungen hier und in den folgenden Textauszügen jeweils im Original]

<sup>8</sup> Hammers erste Auflage verweist daneben unter anderem auf Erbens *Abriss der deutschen Grammatik*, Schulz-Griesbachs *Grammatik der deutschen Sprache*, Stopps *Manual of Modern German* sowie eine Radioserie der BBC mit dem Titel *Es geht weiter, Everyday German by Radio*.

<sup>9</sup> Thurmair beispielsweise konstatiert zwischen den Auflagen fünf und sieben einen Wandel von der Gebrauchsgrammatik hin zu einer Art „Mittelstellung zwischen wissenschaftlicher und Gebrauchsgrammatik“ (2010: 296).

<sup>10</sup> Vgl. Hausendorf/Kesselheim (2008: 192): „Zitate und Paraphrasen anderer Text(teil)e können in einem Text sprachlich als solche kenntlich gemacht werden. Dafür gibt es eine Reihe von Indikatoren, die vor allem aus der (direkten und indirekten) Redewiedergabe bekannt sind. Der Text-Text-Hinweis tritt dann stark in den Vordergrund [...]. Zitate und Paraphrasen können aber auch auftreten, ohne dass sie als Textwiedergaben sprachlich markiert sind – der Text-Text-Hinweis, der von ihnen ausgeht, ist dann wissensabhängig und tritt stark in den Hintergrund. Hier gibt es fließende Übergänge zum Feld der Anspielungen.“ Vgl. dazu auch Lachmann (1984: 134), deren Unterscheidung zwischen latenten und manifesten Referenzsignalen jedoch verquickt ist mit der Opposition intendiert/nicht-intendiert.



Hammer bezieht sich an dieser Stelle auf einen Paragraph zum Wegfall der Genitivflektionsendung aus der 2. Auflage der Duden-Grammatik aus dem Jahr 1966. Sowohl eine Vielzahl der angeführten Beispiele als auch die Anmerkung zur Häufigkeit des Phänomens (*frequently/oft*) sind dabei in beiden Texten identisch:

„Das Genitiv-s wird bei Fremdwörtern oft weggelassen, obwohl es hochsprachlich fest ist: des Barock, des Dativ, des Dynamo, des Enzian, des Festival, des Film, des Indiz, des Interesse, des Islam, des Jasmin, des Kaffee, des Klima, des Komitee, des Papa, des Parterre, des Radar, des Salbei, des Smaragd, des Vitamin u. v. a. Besonders die auf einen Zischlaut endenden Fremdwörter stehen oft ohne Genitivendung, obwohl sie hochsprachlich fest ist: des Gulasch.“ (Duden 1966: 206)

Es ist meines Erachtens plausibel, die beiden Textstellen bei einer solchen oder ähnlichen Datenlage als intertextuell verknüpft anzusehen. In den Grammatiken sind diese Formen von Verweisen relativ unproblematisch identifizierbar, hat man doch ein grobes Bild der Strukturen vor Augen, nach denen man sucht (direkte Zitate, indirekte Zitate, sonstige Nennungen von Autoren). Schwieriger gestaltet sich die Aufgabe im Hinblick auf implizite Übernahmen.

- (b) Im Gegensatz zu expliziten werden implizite Verweisstrukturen an der Textoberfläche nicht gekennzeichnet.<sup>11</sup> Ohne einen vergleichenden Blick in das mutmaßliche Textvorbild lassen sich hier nur schwer Aussagen treffen. Auch dazu ein kurzes Beispiel:

„ab (*starting*) from, as from is commercialese and officialese, but is fairly widely used in a time sense, where it takes the accusative. Examples: i Place: ab (unserer) Fabrik *ex works*; ab Jericho folgten wir einer langen Kolonne israelischer Touristenbusse (*Zeit*) ii Time: ab neun Uhr, ab heute, ab ersten Mai, ab nächste Woche.“ (Hammer 1971: 305)

Dieser kurze Abschnitt zur Kasusreaktion nach der Präposition *ab* enthält Passagen, die den thematisch zugehörigen Stellen in der Duden-Grammatik von 1966 sehr ähnlich sind. Übereinstimmungen finden sich unter den genannten objektsprachlichen Beispielen (*ab unserer Fabrik*), bei den gegebenen Angaben zur Häufigkeit (*heute bereits sehr weit verbreitet/fairly widely used*) sowie in der Zuordnung der Variante mit Dativreaktion zu bestimmten Funktiolekten (*Verkehrs- und Verwaltungssprache/commercialese and officialese*).

„ab wird heute in der Verkehrs- und Verwaltungssprache wieder als Präposition gebraucht. Es regiert den Dativ: ab *unserer Fabrik*, ab *unserem Werk*, ab *erstem April*, jugendfrei ab *vierzehn Jahren*. Der Akkusativ bei Zeitangaben ist heute bereits sehr weit verbreitet: ab *ersten April*, ab *nächste Woche*, jugendfrei ab *vierzehn Jahre*.“ (Duden 1966: 319).

Da offene Zitationsmerkmale fehlen, bleibt die Behauptung einer unmittelbaren Beziehung zwischen beiden Passagen immer in gewisser Weise spekulativ und abhängig von der ‚Menge‘ an Übereinstimmung, die man selbst als Grenzstein der Plausibilität setzen möchte. Alternativ zu dieser Deutung könnte beispielsweise darauf verwiesen werden,

<sup>11</sup> Ich sehe es im Zuge dieser Untersuchung nicht als zielführend an, hier von Plagiaten zu sprechen, auch wenn einige Typologien (z. B. Genettes klassische Unterteilung in Zitat, Plagiat und Anspielung, vgl. Genette 1993: 10) dies nahelegen und die Suche nach intertextuellen Bezügen ebenfalls im Zentrum solcher Arbeiten stehen kann, die sich mit der Detektion von Plagiaten befassen (so beispielsweise bei Reuschel 2014). Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, dass alle Auflagen der *Hammer Grammar* sich in ihren Vorworten und Literaturverzeichnissen deutlich in die Tradition der Dudenreihe stellen. Hammer vermerkt darüber hinaus, dass explizite Verweise nur dann gesetzt würden, wenn die zugehörigen Duden-Paragraphen von besonderem Wert für die Grammatiknutzer („particularly helpful and perceptive“, Hammer 1971: v) seien.

dass beide Autoren sich an derselben Sprachwirklichkeit orientieren und so zu ähnlichen metasprachlichen Urteilen kommen müssen, dass beide Texte auf einem gemeinsamen Vorgängertext beruhen könnten oder dass die sich ähnelnden Textteile durch die Vermittlung eines dritten Werkes Eingang in die neuere Publikation gefunden haben.<sup>12</sup> Diese möglichen Kritikpunkte lassen sich nicht gänzlich entkräften und sollten deshalb bei den in Kapitel 4.2 vorgenommenen Interpretationen impliziter intertextueller Beziehungen zumindest im Hinterkopf behalten werden.

#### 4.1 Explizite Verweise

Meine eigentlichen Analysen möchte ich mit einigen quantitativen Beobachtungen zu expliziten Verweisen der Hammer-Reihe auf die Duden-Grammatiken beginnen. Hierfür habe ich im Text<sup>13</sup> nach solchen Stellen gesucht, die in Form von Zitaten oder sonstigen Nennungen direkt auf Duden-Grammatiken Bezug nehmen. Je nach dem Umgang mit der Vorlage kann man die gefundenen Verweise dann weiter untergliedern in (I) Stellen, die das Referenzwerk zusätzlich positiv bewerten, (II) Stellen, die gegenüber dem Referenzwerk keine wertenden Aussagen machen (oft weil nur Beispiele übernommen werden) und (III) Stellen, die Wertungen aus dem Referenzwerk nur unter Einschränkungen gelten lassen.<sup>14</sup>

Dabei ist Folgendes zu beobachten (s. Abbildung 2): Die absolute Zahl der Zitate beträgt in der ersten Auflage (1971) noch 61, wobei die Duden-Grammatik im Großteil der Fälle weitestgehend neutral genannt wird. Unter den neutralen Verweisen sind indirekte Zitate der Art *cf. Du. Gram.* am häufigsten, die durch keine Bewertungen oder sonstigen Kommentare zur Referenzliteratur ergänzt werden. In zwei Fällen wird die Duden-Grammatik sogar ausdrücklich positiv hervorgehoben:

„NOTE: As Duden rightly observes (Gram. 2185), in the dative the adjective preceding the second noun is frequently given the weak ending –en.“ (Hammer 1971: 52)

„I owe this important distinction, usefully high-lighted by Colin H. Good in *Deutschunterricht für Ausländer* 6/1967, pp. 161 ff., to Schulz-Griesbach, op. cit., H 415, K 050 and p. 409, and to *Du. Gram.* 5255 ff. and 5650.“ (Hammer 1971: 376)

Dieses Bild ändert sich mit der zweiten Auflage von 1991 gravierend. Die absolute Zahl der Verweise bricht hier um etwa 80 % auf insgesamt nur noch 13 Zitate (8 neutral, 5 Nennungen unter Vorbehalt) ein. Es kommt an diesem Punkt in vielen Teilen der Grammatik zu Änderungen an der Textoberfläche<sup>15</sup>, denen insgesamt 58 explizite Verweise auf die Duden-Grammatik zum Opfer fallen. Demgegenüber werden nur zehn Verweise neu in den Text auf-

<sup>12</sup> Alle drei Arten von Mittlerinstanzen sind im Prinzip Besetzungen der Unbekannten X in Umberto Ecos Dreiecks-Modell des Einflusses (vgl. Eco 2003: 151ff.).

<sup>13</sup> Nicht einbezogen wurden bei dieser Zählung die Vorworte und Literaturverzeichnisse.

<sup>14</sup> Terminologisch könnte man (I) und (III) auch unter der Überkategorie ‚metatextuelle Beziehungen‘ (d. h. kritisierend-kommentierende Beziehungen) zusammenfassen, während bei (II) Intertextualität im Genette’schen Sinne vorliegt, vgl. Genette (1993: 11).

<sup>15</sup> Durrell rechtfertigt diese Änderungen im Vorwort u. a. mit der großen Zeitspanne zwischen Erst- und Zweitauflage: „However, much has changed in the intervening twenty years, and it became clear that a thoroughgoing revision which retained the essential virtues of Mr Hammer’s work had become necessary. For, if the basic structure of the language remains unaltered, the needs of language students and sixth-formers learning German are now rather different, as is the range of German with which they must cope and the methods by which they are taught, and it is these needs which this revised edition is intended to address“ (Durrell 1991: v).

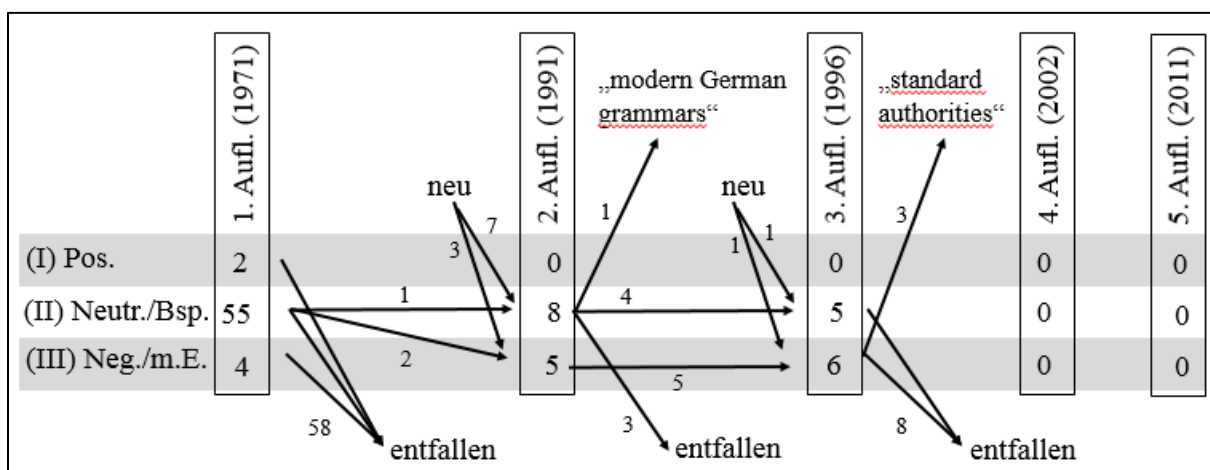
genommen. Die Duden-Grammatik scheint im Zuge dieser Umstrukturierungen deutlich an Präsenz zu verlieren.

Auch an anderen Beobachtungen lässt sich diese Entwicklungstendenz nachvollziehen: Dominierten in der ersten Ausgabe die neutralen Verweisstrukturen noch klar (90% aller expliziten Duden-Verweise in der ersten Auflage), wird das Referenzwerk in der zweiten Hammer-Ausgabe in mehr als einem Drittel der Fälle (5 von 13 Verweisen) kritisch betrachtet. Während die nicht-metatextuellen Bezüge einbrechen, bleibt die Zahl metatextueller Betrachtungen in etwa gleich. Die Kritik an den Referenztexten wird meist durch die Kontrastierung von metasprachlichen Aussagen in Duden Band 4 mit Frequenzangaben und Sprecherurteilen vorgenommen:

„This usage is still regarded as ‘incorrect’ by DUDEN (1984:§560), but *derer* is in practice more frequent in such cases than *deren*, especially in the plural.“ (Durrell 1991:87)

„Equally, the alternative of undeclined *-ein*, with a plural noun, e.g. *ein Buch mit dreihundertein Seiten*, which is offered by DUDEN (1984:457), is felt by many to be unnatural.“ (Durrell 1991: 164)

Sucht man in der ersten Auflage nach solchen Strategien der Revision vorgefundener metasprachlicher Urteile, sind diese im Verhältnis zur Gesamtzahl der Verweise noch selten (insgesamt 4 Textstellen) – und das trotz Hammers zitierter Ankündigung im Vorwort, manche Aussagen der Duden-Reihe durch Laienbefragungen einer Prüfung unterzogen zu haben. Es kann vermutet werden, dass Hammer Urteile, die sich nicht mit den von ihm gesammelten Daten decken, erst gar nicht in die Grammatik aufnimmt oder die überarbeiteten Einschätzungen nicht mehr als Übernahmen aus bzw. Revision der Duden-Grammatik kennzeichnet. Dass der prüfende Blick auf das ursprüngliche Referenzwerk mit der Neubearbeitung durch Durrell dann deutlicher zutage tritt, ist insofern nur die konsequente Umsetzung des eigenen, kritischen Anspruchs der Reihe.



**Abbildung 2: Explizite Verweise der Auflagen von *German Grammar and Usage* auf Duden-Grammatiken.** Angegeben sind positive Erwähnungen (I), neutrale Verweise/explicite Übernahmen von Beispielen (II) sowie negative Erwähnungen/Erwähnungen unter Einschränkungen (III). Die eingerahmten Daten spiegeln jeweils den Stand einer bestimmten Auflage wieder. Zwischen den Rahmen zeigen die Pfeile Detailentwicklungen innerhalb der einzelnen Verweisklassen auf.

Ein zweiter Bruch vollzieht sich schließlich zwischen der dritten und vierten Auflage. Jegliche expliziten Verweise auf Referenzwerke werden aus dem Fließtext getilgt, wobei es im Grunde zu zwei verschiedenartigen textuellen Änderungsschemata kommt: So werden die Angaben zur Duden-Grammatik in drei Fällen durch die vagare Bezeichnung „standard autho-

rities“ ersetzt. Dabei ist für die vorliegende Untersuchung sicherlich nicht unerheblich, dass die Duden-Grammatik in dieser Substitutionshandlung ausdrücklich den Autoritäten der deutschen Standardsprache zugerechnet wird. Ein Beispiel:

3. Auflage: „This usage has increased notably in recent years. However, DUDEN (1995: 252) and (1985: 691) maintain that it is quite incorrect.“ (Durrell 1996: 29)

4. Auflage: „This usage has increased markedly in recent years although many standard authorities consider it incorrect.“ (Durrell 2002: 31)

Meist jedoch entfallen sie schlicht ersatzlos und setzen so einen Trend fort, der für die gesamte Auflagenfolge typisch ist. Im Gegensatz zur großen Textrevision der zweiten Auflage bleibt die Kapitel- und Textstruktur nun aber häufig bis auf die Streichung des expliziten Verweises unverändert (d. h. getilgt wird nur das Zitat in Klammern). Da die aus der Duden-Grammatik übernommenen metasprachlichen Angaben beibehalten werden, verwandeln sich somit explizite in implizite Verweisstrukturen:

3. Auflage: „The use of an uninflected adjective after the noun is poetic, e.g.: *O Täler weit, o Höhen!* (Eichendorff). However, it has become frequent as a stylistic device in advertising and technical language, cf. DUDEN (1995: 256), e.g.:“ (Durrell 1996: 119)

4. Auflage: „The use of an endingless adjective after the noun is typically poetic: *O Täler weit, o Höhen!* (Eichendorff), but it has become quite frequent as a stylistic device in advertising and technical language:“ (Durrell 2002: 126)

Insgesamt also lässt sich für die chronologische Abfolge der Hammer-Publikationen die Tendenz konstatieren, explizite Verweise sukzessive aus dem Text zu entfernen. Wohlgemerkt beziehen sich diese Tilgungsmechanismen nicht zwangsläufig auch auf die übernommenen Inhalte, die bisweilen ohne das ursprüngliche Zitat (als impliziter Verweis) im Text weiterexistieren. Auch wenn auf den ersten Blick keine Spuren des Referenzwerks mehr sichtbar sind, bleiben sie doch als in der Textgenese etablierte Substruktur einer Reihe von metasprachlichen Urteilen eingeschrieben. Der Unterschied aus der Rezipientenperspektive ist dabei nicht zu unterschätzen: Nimmt ein Leser die erste Auflage von *German Grammar and Usage* noch leichter als Schrift wahr, die sich sehr eng an die Traditionen der Dudenreihe anlehnt, dürfte dieser Bezug in den letzten Ausgaben kaum mehr spürbar sein.

Was die Frage nach dem Kodexstatus der Duden-Grammatik betrifft, lässt sich im Hinblick auf explizite Verweisstrukturen somit festhalten, dass Duden Band 4 in der ersten Auflage der Hammer-Grammatik klar referenzgrammatische Funktion hat. 55 neutrale Nennungen sowie 2 positive Hervorhebungen machen deutlich, dass die Duden-Grammatik hier den Normautoritäten zugerechnet wird und somit als ein Kodextext (unter mehreren) im Sinne der obigen Ausführungen der *German Grammar and Usage* von 1971 zugrunde liegt. Für die weiteren Ausgaben muss eine solche Aussage dann weiter differenziert werden: Der Wegfall von Zitaten und der insgesamt kritischere Umgang mit vorgefundenen metasprachlichen Urteilen sprechen zunächst für einen zunehmenden Einflussverlust der Dudenpublikation. Andererseits bleiben manche Textfragmente (nun als latenter Bezug) auch in den neueren Auflagen erhalten. Bei der nachfolgenden Untersuchung impliziter Verweise muss es deshalb gerade darum gehen, zu eruieren, ob die Duden-Grammatik in den beiden Auflagen ohne explizite Verweise noch textverändernd wirksam bleibt.

## 4.2 Implizite Verweise

Während es verhältnismäßig einfach war, die absolute Zahl expliziter Verweise der Texte auf Duden-Grammatiken zu bestimmen, ist dies bei impliziten Verweisen sehr schwer. Die Gründe hierfür liegen nicht nur im oben erwähnten Problem einer schwierigen Unterscheidung zwischen unmittelbarem und mittelbarem Einfluss, sondern bereits auf der Ebene des Erkennens der entsprechenden Textstellen. So können die referierten Inhalte bei der Adaption durch andere Grammatikautoren eine andere formale Gestalt annehmen, indem ursprünglich adjektivisch ausgedrückte metasprachliche Bewertungen beispielsweise zu Substantiven werden oder die übernommenen Informationen so in neue Satzstrukturen eingegliedert werden, dass sie wenig bis keine äußerliche Ähnlichkeit mehr zu ihren Ursprungspassagen aufweisen. Für umfangreichere Untersuchungen anhand von Digitalisaten lohnt sich vor diesem Hintergrund vielleicht der Einsatz leistungsstarker computergestützter Verfahren zu Textabgleichen, doch stellen differierende formale Umsetzungen gleicher Inhalte für die meisten String-Matching-Algorithmen bisher (noch) ein großes Hindernis dar.<sup>16</sup>

Für diese Untersuchung möchte ich mich nur auf die Entwicklung einer einzelnen Textpassage in der Auflagenfolge der Hammer-Grammatik konzentrieren und habe dafür die Grammatikparagraphen zum Genus des Wortes *Meter* ausgewählt. Deren Identifizierung als Ort impliziter intertextueller Bezüge beruht zugegebenermaßen auf zufälligen, kursorischen Vergleichen der Textoberfläche, ich bin aber überzeugt, dass sich aus dieser Detailanalyse zumindest grundlegende Gedanken zu impliziten Interaktionsmustern von Grammatiken ableiten lassen.

Zuerst jedoch einige Anmerkungen zur Thematisierung der Genusproblematik beim Substantiv *Meter* in Duden Band 4: In allen der von mir untersuchten Ausgaben der Duden-Grammatik (1966, 1984, 1995, 1998 und 2009) wird *Meter* durchgehend zu den Substantiven mit schwankendem Genus gezählt. Die zweite Auflage (1966) der Grammatik stellt hierbei die Variante im Neutrum als die unmarkierte dar und versieht die maskuline Form mit den metasprachlichen Etiketten ‚umgangssprachlich‘ und ‚schweizerisch amtlich‘:

„Meter, das (ugs. auch u. schweiz. amtlich nur: der)“ (Duden 1966: 148)

Diese Wertungen werden in Auflage vier insofern revidiert, als die Markierung ‚Umgangssprache‘ für die maskuline Variante zurückgenommen wird (die Zuordnung zum schweizerdeutschen Sprachraum bleibt erhalten), das Maskulinum zur erstgenannten Variante aufrückt und die neutrale Ausprägung zur Nebenform (*auch: das*) reduziert wird:

„Meter, der (schweiz. nur so; auch: das)“ (Duden 1984: 209)

Diese Interpretation der Verhältnisse wird in den Ausgaben von 1995 (206) und 1998 (209) unverändert übernommen, erst in Auflage acht kommt es erneut zu Änderungen der Textoberfläche, wenn statt diatopischen Zusatzinformationen (*schweiz.*) eine funktiolektale Einordnung vorgenommen wird:

„Meter der (fachsprachl. auch: das)“ (Duden 2009: 236)

Vergleicht man diese Textstellen mit den entsprechenden Ausschnitten aus der Hammer-Reihe, fällt auf, dass die dort geäußerten Einschätzungen zum gleichen Phänomen sich bei

<sup>16</sup> Vgl. den letzten Softwaretest der von Debora Weber-Wulff geleiteten Forschungsgruppe Plagiat an der HTW Berlin: <http://plagiat.htw-berlin.de/software/2013-2/#>.

Ersterscheinung der DaF-Grammatik noch mit den Angaben der Dudenredaktion decken. Festgestellt wird auch hier eine Verbindung der maskulinen Form mit der schweizerdeutschen Varietät und der Umgangssprache:

„Meter, Millimeter and Zentimeter are officially neuter, but colloquially they are often masculine; in Switzerland they are officially masc.“ (Hammer 1971: 5)

An diesem Punkt einen impliziten Verweis anzunehmen, halte ich aufgrund der Ähnlichkeit der Textpassagen zumindest für plausibel. Nicht in der Duden-Grammatik zu finden ist die Bewertung der neutralen Variante als ‚offiziell‘. Es scheint nicht abwegig, dass an dieser Stelle gerade die vorrangige Nennung des Neutrums in den zeitgenössischen Duden-Publikationen als Nachweis des ‚offiziellen Status‘ dieser Varianten dient<sup>17</sup>, dass also über die metasprachlichen Kommentare hier wiederum eine Einordnung anderer grammatischer Schriften vorgenommen wird.

Bemerkenswert ist, dass die Hammer-Ausgaben in ihrer weiteren Entwicklung nicht an einer metasprachlichen Umwertung beider Varianten teilnehmen, wie sie in den Duden-Grammatiken zu beobachten ist. Die einmal getroffene Zuordnung der neutralen Ausprägung zur ‚offiziellen Sprache‘ bleibt erhalten, wobei in der zweiten Auflage die Bezeichnung *officially* noch in Anführungszeichen gesetzt wird. Letztere Beobachtung kann als weiteres Indiz der kritischeren Haltung gegenüber den Referenzwerken gelesen werden, wie sie sich schon bei den expliziten Verweisen hat nachweisen lassen. Hinzu tritt in den Durrell-Bearbeitungen (ab 1991) der Hinweis auf die Häufigkeit der maskulinen Version in der Schriftsprache, der sich nicht aus der Duden-Grammatik allein ableiten lässt und so womöglich Indiz für die Interferenz mit einer anderen Grammatiktradition oder aber ein für die Hammer-Grammatik spezifisches Urteil ist:

„**Liter and Meter** Both these words (and their compounds, e.g. *Zentimeter*) are ‘officially’ neuter, i.e. *das Liter, das Meter*. However, they are regularly masculine in colloquial speech, and not infrequently in print, i.e. *der Liter, der Meter*. In Switzerland both are ‘officially’ masculine.“ (Durrell 1991:8)

Unabhängig von dieser Frage sieht es bis hierhin so aus, als hätten sich durch Verfestigung ursprünglich übernommener metasprachlicher Bewertungen eigene Formulierungstraditionen herausgebildet und als hätte sich die Entwicklungslinie der *German Grammar and Usage* an dieser Stelle von denen der Duden-Grammatik entkoppelt. Auch dies stünde im Einklang mit der obigen Beobachtung, dass explizite Duden-Referenzen sukzessive an Bedeutung verlieren. Doch beschreibt eine solche Deutung der Daten das Verhältnis der beiden Reihen zueinander wohl nicht vollends zureichend, denn die fünfte Auflage der Hammer-Grammatik behält zwar die (im Blick auf die zugehörige Duden-Grammatik anachronistische) Zuordnung der Neutrum-Variante zur ‚offiziellen Sprache‘ und der Maskulinum-Variante zur Umgangssprache bei, integriert nun aber scheinbar in Form einer impliziten Übernahme gerade die funktiolektalen Angaben (*scientific terminology*), die auch die aktuelle Duden-Ausgabe anführt:

„**Liter and Meter** Both these words (and their compounds, e.g. *Zentimeter*) are officially neuter, notably in scientific terminology, i.e. *das Liter, das Meter*. However, they are reg-

<sup>17</sup> Vgl. hierzu auch die in Kapitel 4.1 beschriebenen Substitutionsprozesse, die aus drei expliziten Verweisen auf die Duden-Grammatik das vagere *many standard authorities* hervorgehen lassen.

ularly masculine in colloquial speech, and not infrequently in print, i.e. *der Liter, der Meter*. Written Swiss usage **always** prefers the masculine.“ (Durrell 2011:12)

Hält man die Annahme einer direkten Interaktion beider Texte hier für vertretbar, lassen sich die Daten wie folgt interpretieren: Die bis dahin zu beobachtende inhaltliche Loslösung der Hammer-Passagen von den metasprachlichen Urteilen der Duden-Publikationen wird in der neuesten Auflage der *German Grammar* teilweise aufgehoben und der Text des Phänotextes aufs Neue mit dem des Referenztextes verschränkt. Auf eine Phase der textlichen Konsolidierung, in deren Verlauf der Kontakt der beiden Traditionslinien vorübergehend abubrechen scheint, folgt zum Ende des Untersuchungszeitraumes hin eine abermalige Öffnung, die jedoch nicht das gesamte Wertungsschema betrifft, sondern sich auf die punktuelle Übernahme einer Varietätenszuschreibung beschränkt (vgl. die schematisierte Darstellung in Abbildung 3). Diese implizite Bezugnahme fällt damit genau in den Zeitraum, der auf Ebene der expliziten Verweise durch einen massiven Abbau von Verweisstrukturen gekennzeichnet ist. Band 4 der Dudenreihe bliebe demnach zumindest unter dem Eindruck dieses Einzelbeispiels auch für die jüngste Auflage der DaF-Grammatik textmodifizierende Einflussgröße und damit Kodextext im Sinne der obigen Ausführungen.

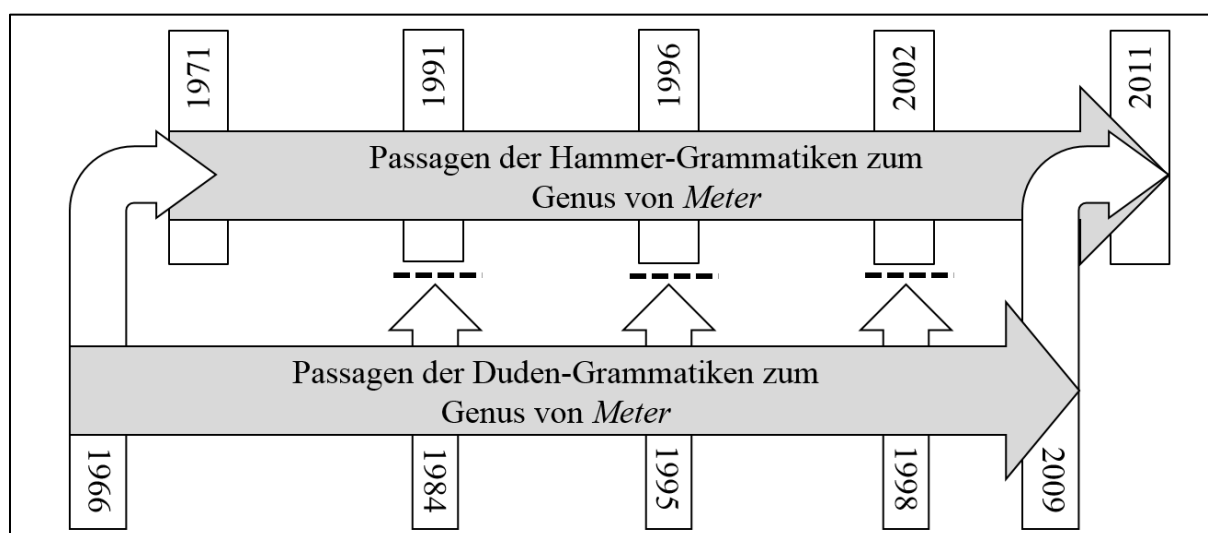


Abbildung 3: Inhaltliche Interdependenzen zwischen Auflagen der Hammer-Grammatik und Duden-Grammatiken in Passagen zum Genus des Substantivs *Meter*

### 4.3 Zusammenschau: Kodex als graduelles und relationales Konstrukt

Es scheint mir unter den beschriebenen Voraussetzungen durchaus angebracht zu sein, für die untersuchten Ausgaben der *German Grammar and Usage* von einem ‚Kodextext Duden Band 4‘ auszugehen, wobei der Umgang mit dem Referenztext im Laufe der Zeit einerseits kritischer wird (beobachtbar als Abnahme positiver und neutraler Zitate) und sich andererseits in Richtung impliziter Verhandlung referenztextlicher Urteile (beobachtbar in der Transformation expliziter zu impliziten Verweisen) bewegt. Ein Bezug zum vierten Band der Dudenreihe bleibt dabei trotz der Tilgung expliziter Verweise erhalten, das Werk ist in der untersuchten Passage zum Genus von *Meter* auf mindestens zwei Arten implizit textbildend wirksam:

Zum einen werden Aussagen aus älteren Duden-Auflagen von der Hammer-Grammatik weitergegeben und wirken so noch lange nach (so z. B. die Bewertung der maskulinen Form *der Meter* als umgangssprachlich). An dieser Stelle deutet sich bereits an, wie Grammatiken

fremde Textbausteine absorbieren und unter Umständen unabhängig von den Referenztexten tradieren können. Zum anderen fließen parallel zu solchen Konsolidierungserscheinungen weiterhin selektiv Wertungen aus neueren Auflagen der Duden-Grammatik in den Text der *Hammer Grammar* ein – so beispielsweise, wenn dem Textfluss die Zuordnung der Variante *das Meter* zur wissenschaftlichen Fachsprache einverleibt wird. Als Ergebnis mehrerer Revisionen der Textpassage steht also ein Text, der insgesamt vermutlich nicht nur verschiedene Grammatiktraditionen vereint,<sup>18</sup> sondern sich innerhalb dieser Einzeltraditionen auch noch verschiedener Auflagen bedient. Metasprachliche Schriften treten uns hier formal wie inhaltlich entgegen als hochkomplexe Verweiskonglomerate, die sich in ihrer Verbindung aus Selektions- und Inkorporationsvorgängen auch über die in Referenztexten etablierten Chronologien hinwegzusetzen vermögen. Metaphorisch gesehen handelt es sich bei Grammatiken also in der Sprache Gérard Genettes um Palimpseste, d. h. bei der jeweiligen Einzelschrift um ein Erzeugnis, „auf dem man auf dem gleichen Pergament einen Text über einem anderen stehen sieht, den er nicht gänzlich überdeckt, sondern durchscheinen läßt“ (Genette 1993: 532). Intertextuell ausgerichtete Kodexuntersuchungen lassen sich damit verstehen als Analysen im wörtlichen Sinne: Ziel ist eine ‚Auflösung‘ vorgefundener Strukturen, um nähere Erkenntnisse zur Genese des Gesamtobjekts zu erhalten.

Des Weiteren wird aus den vorgestellten Beobachtungen klar, dass sich zuverlässige Aussagen zu Interaktionsmustern zwischen Grammatiken nur treffen lassen, wenn sowohl implizite als auch explizite Verweisstrukturen genau in Augenschein genommen und punktuelle Betrachtungen durch umfangreichere Textvergleiche ergänzt werden. Der Fall der funktiolektalen Neubewertung der Variante *das Meter* in den neuesten Auflagen der *Hammer Grammar* zeigt, dass textglobale Tendenzen, die sich auf expliziter Ebene ergeben, auf impliziter Ebene (jedenfalls im Einzelbeispiel) gebrochen werden können. Der Blick auf die Grammatik als Zugang zum Kodex darf demnach nicht auf der bloßen Textoberfläche stehenbleiben, sondern legt immer auch ein kontrastives Lesen von Phänotext und möglichen Referenztexten nahe.

Aus den Ergebnissen der Analysen sowie den gerade genannten Überlegungen ergibt sich ferner, dass Kodexzugehörigkeit kein absolutes, sondern ein graduelles und variables Konzept darstellt. Referenztexte können im Laufe der Zeit an Relevanz gewinnen oder verlieren, was sich empirisch in einer Abnahme entsprechender Bezugsmuster niederschlägt. Hinzu tritt der im Rahmen dieser Studie kaum aufgegriffene Umstand, dass sie dies in größerer oder geringerer Abhängigkeit von anderen Referenzwerken tun, die ebenfalls mit den metasprachlichen Aussagen der Grammatik interferieren. Nimmt man nun an, dass diese Grammatiken sich in ihrem Entstehen wiederum gegenseitig bedingen, erscheint die Grammatik nur als textuelle Manifestation des Teilbestandteils eines weitaus größeren Netzwerks – in den Zeiten diskurslinguistischer Annäherung an größere Textkorpora<sup>19</sup> gewiss keine überraschende Erkenntnis, für die Kodexforschung aber ein sehr wichtiger Gedanke.

Würde man eine graphische Repräsentation dieser Verbindungen derart konstruieren, dass sich im Zentrum dieses Netzwerks an einem bestimmten Zeitpunkt solche Texte befinden, die

<sup>18</sup> Entsprechende Analysen zu Kontaktphänomenen zwischen Hammer-Grammatik und anderen Grammatiken (wie Eisenbergs *Grundriß* oder Engels *Deutscher Grammatik*) können im Rahmen dieser kursorischen Untersuchung nicht geleistet werden, vgl. für einen ersten Überblick jedoch die Literaturverzeichnisse der Hammer-Auflagen.

<sup>19</sup> Man denke hier auch an die konzeptuelle Positionierung der „Diskurslinguistik als Erweiterung der Textlinguistik“ in Spitzmüller/Warneke (2011: 22).



sich in Form von Verweisen in die meisten anderen Grammatiken eingeschrieben haben, wobei die Zahl der Verschränkungen zur Peripherie hin abnimmt, ergäben sich auf Basis konkreter Sprachdaten ähnliche Kategorisierungen des Kodex, wie sie Klein (2014) in seiner Unterscheidung von Kern- und Parakodex vorschlägt.<sup>20</sup> Eröffnen würde sich auf diese Weise ein weites Spektrum an Ansatzpunkten intertextueller Analysen, das es erlauben würde, mit „Skalen und Übergangszonen“ (Klein 2014: 225) zu arbeiten, um einem relationalen und graduellen Kodexbegriff gerecht zu werden.

## 5 Ausblick: Textlinguistik als Werkzeug der Kodexforschung

In den obigen Analysen wurden Berührungspunkte zwischen den einzelnen Ausgaben der Hammer-Grammatiken und denen der Duden-Grammatik vorgestellt. Man konnte dabei sehen, wie Band 4 der Dudenreihe als Referenzwerk explizit wie implizit in den Text der DaF-Publikationen eingehen kann und besonders für die späteren Auflagen eine Kontrastfolie bildet, vor deren Hintergrund Kontinuitäten und Diskontinuitäten herausgearbeitet werden können. Sicherlich stellt die *Hammer Grammar* in ihrer Konzeption als DaF-Grammatik sowie in ihrer Traditionslinie von fünf teilweise stark veränderten Auflagen eine gesonderte Klasse unter den Grammatiken dar. Gleichwohl können die oben genannten Beispiele meines Erachtens für Grundtypen der Beziehung zwischen Grammatiken und metasprachlichen Vorgängerschriften stehen. Die Genese der einzelnen Grammatik scheint gekennzeichnet zu sein durch eine Reihe von Übernahme- und Überschreibungsprozessen, die Altes mit Neuem und Eigenes mit Fremdem in Kontakt bringen. Wird eine Grammatik von anderen Grammatiktexten häufig als Bezugstext genutzt – und das nicht nur „durch Zitate, sondern auch da, wo man sich auf Wörter, Argumente, Meinungen anderer Texte beruft oder andere Texte auch nur Anlass der Textproduktion sind“ (Warnke 2008: 36) –, eröffnet sich die Möglichkeit, Herangehensweisen poststrukturalistischer Textanalyse in die Kodifizierungsforschung zu implementieren. Die vorliegenden Betrachtungen sollen damit nicht zuletzt ein Plädoyer dafür sein, sich synergetische Effekte in der Zusammenarbeit linguistischer Teildisziplinen zunutze zu machen.

Eines der Ziele aktueller Kodexforschung muss sein, die von ihr gewählte Kodexdefinition analytisch greif- und damit wissenschaftlich handhabbar zu machen. Ihre intertextualitätstheoretische Umdeutung ist dabei sicherlich nur ein Weg unter vielen, verspricht aber neue und interessante Perspektiven auf einige prominente Konzepte dieses spannenden Forschungsfelds. Für den Kodexstatus der einzelnen Grammatiken gilt allem Anschein nach das, was Klein (2014) für die Aussagen des Kodex annimmt: Sie „weisen vermutlich oft in dieselbe Richtung, können aber auch von Inhomogenitäten und Wandelprozessen geprägt sein“ (Klein 2014: 237). Umfassende Intertextualitätsanalysen könnten helfen, diese Entsprechungen und Widersprüche detailliert nachzuweisen und so einen Beitrag dazu leisten, die „Verhältnisse zu entwirren, die Resonanz des Kodex in der Sprach- und Gesellschaftsentwicklung genau zu eruieren und am Ende für einen sachhaltigen, angemessenen Sprachkodex zu sorgen“ (ebd., 237).

---

<sup>20</sup> Vgl. Klein (2014: 223-225).

## 6 Literatur

### Grammatiken im Untersuchungskorpus

- Duden Bd. 4 (<sup>2</sup>1966): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden Bd. 4 (<sup>4</sup>1984): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Gerhard Augst, Hermann Gelhaus, Helmut Gipper, Max Mangold, Horst Sitta, Hans Wellmann und Christian Winkler. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Duden Bd. 4 (<sup>5</sup>1995): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus.
- Duden Bd. 4 (<sup>6</sup>1998): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Bearbeitet von Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Duden Bd. 4 (<sup>8</sup>2009): Die Grammatik. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim/Zürich: Dudenverlag.
- Durrell, Martin (<sup>2</sup>1991): *Hammer's German Grammar and Usage*. London/New York/Melbourne/Auckland: Edward Arnold.
- Durrell, Martin (<sup>3</sup>1996): *Hammer's German Grammar and Usage*. London/Sydney/Auckland: Arnold.
- Durrell, Martin (<sup>4</sup>2002): *Hammer's German Grammar and Usage*. London: Hodder Education.
- Durrell, Martin (<sup>5</sup>2011): *Hammer's German Grammar and Usage*. London/New York: Routledge.
- Hammer, Alfred Edward (1971): *German Grammar and Usage*. London: Edward Arnold.

### Forschungsliteratur

- Banhold, Dominik (2015): *Sprachnorm, Sprachbewertung, Sprachlehre. Zum Umgang mit flexionsmorphologischer Varianz in deutschen Schulgrammatiken (1801-1932)*. Hamburg: Kovač.
- Bußmann, Hadumod (<sup>4</sup>2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Davies, Winifred (2000): *Linguistic norms at school. A survey of secondary-school teachers in a central German dialect area.* – In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 2/67. S. 129-147.
- Davies, Winifred und Nils Langer (2006): *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Eco, Umberto (2003): *Die Bücher und das Paradies*. München: Hanser.
- Gansel, Christina und Frank Jürgens (<sup>3</sup>2007): *Textlinguistik und Textgrammatik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Genette, Gérard (1993): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Glück, Helmut (2002): *Vorwort.* – In: Koch, Kristine: *Deutsch als Fremdsprache im Rußland des 18. Jahrhunderts*. Berlin: de Gruyter. S. vii-xiv.
- Hausendorf, Heiko und Wolfgang Kesselheim (2008): *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Heinemann, Wolfgang (1997): *Zur Eingrenzung der Intertextualität aus textlinguistischer Sicht.* – In: Klein, Josef und Ulla Fix (Hrsg.): *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg. S. 21-38.
- Hennig, Mathilde (2001): *Welche Grammatik braucht der Mensch? Grammatikführer für Deutsch als Fremdsprache*. München: Iudicium.
- Janich, Nina (2008): *Intertextualität und Text(sorten)vernetzung.* – In: Janich, Nina (Hrsg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen: Narr. S. 177-196.

- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. – In: Linguistik online 16. Zugänglich unter: [http://www.linguistik-online.de/16\\_03/klein.html](http://www.linguistik-online.de/16_03/klein.html).
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewina, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Lachmann, Renate (1984): Ebenen des Intertextualitätsbegriffs. – In: Stierle, Karlheinz und Rainer Warning (Hrsg.): Das Gespräch. München: Fink. S. 133-198.
- Pätzold, Jörg (<sup>4</sup>2010): Intertextualität. – In: Glück, Helmut (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/Weimar: Metzler. S. 304.
- Raith, Joachim (<sup>4</sup>2010): Sprachgemeinschaft. – In: Glück, Helmut (Hrsg.): Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart/Weimar: Metzler. S. 640-641.
- Reuschel, Heidi (2014): Tradition oder Plagiat? Die ‚Stilkunst‘ von Ludwig Reiners und die ‚Stilkunst‘ von Eduard Engel im Vergleich. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Spitzmüller, Jürgen und Ingo Warnke (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Thurmair, Maria (2010): Grammatik. – In: Krumm, Hans-Jürgen, Christian Fandrych, Britta Hufeisen und Claudia Riemer (Hrsg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. S. 293-304.
- Warnke, Ingo (2008): Text und Diskurslinguistik. – In: Janich, Nina (Hrsg.): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr. S. 35-52.
- Weber-Wulff, Debora (2013): Softwaretest 2013. Ergebnisse des Plagiatserkennungssoftware-Tests 2013. Zugänglich unter: <http://plagiat.htw-berlin.de/software/2013-2/#> [zuletzt aufgerufen am 16.11.2015].

# **Zur Verbreitung von Inhalten des Sprachkodex Die Regeln zur Kommasetzung in der Amtlichen Regelung und ihre Vermittlung im Bereich Deutsch als Fremdsprache**

EVA-MARIA MEIER

## **1 Einleitung**

Von Kodifizierung spricht man, wenn bestimmte Formen einer Sprache ausdrücklich in schriftlichen Regelwerken beschrieben sind und diese Schriftstücke von der Sprachgemeinschaft als Normautoritäten wahrgenommen werden (vgl. Klein 2014: 220 und 222). Die Menge aller Schriftstücke, auf die dies zutrifft, bildet den Sprachkodex einer Einzelsprache.

Im Regelteil der Amtlichen Regelung der deutschen Rechtschreibung (AR)<sup>1</sup> ist die deutsche Rechtschreibung in Form von präskriptiven Regeln fixiert und die AR somit Bestandteil des gegenwärtigen deutschen Sprachkodex. Sie trat am 1. August 2006 in allen Staaten mit Deutsch als Amts- oder Minderheitensprache in Kraft und „regelt die Rechtschreibung innerhalb derjenigen Institutionen (Schule, Verwaltung), für die der Staat Regelungskompetenz hinsichtlich der Rechtschreibung hat“ (AR 2006: 7). Die in der AR kodifizierten Normen sind also Vorbild für die Schulorthographie und Gegenstand des muttersprachlichen Deutschunterrichts (vgl. Bredel 2011b: 409). Wie die präskriptiven Inhalte der AR im Rahmen des muttersprachlichen Deutschunterrichts verbreitet bzw. vermittelt werden, wurde in Teilen bereits von der Fachdidaktik beschrieben und bewertet (vgl. Bredel 2011b). Obwohl die Inhalte der AR auch für Lerner/innen des Deutschen als Fremdsprache (DaF) relevant sind,<sup>2</sup> sind vergleichbare Untersuchungen zur Vermittlung der Inhalte der AR im DaF-Unterricht ein Desiderat. Mit der vorliegenden Untersuchung liegt ein erster Schritt in diese Richtung vor.

Konkret wird im Folgenden untersucht, wie die präskriptiven Regeln der AR zur Kommasetzung im DaF-Bereich verbreitet werden. Dies erfolgt nicht unmittelbar durch Unterrichtsbeobachtung, sondern mittelbar über die Sichtung und Analyse von ausgewählten DaF-Lehrmaterialien. Dieses Vorgehen ist insofern legitim, als DaF-Lehrmaterialien, ebenso wie Schulbücher für den muttersprachlichen Unterricht, unterrichtsrelevantes Wissen in den Unterricht überführen und „als Fenster ins Unterrichtsgeschehen und als Wissensstandsanzeige für das im Unterricht Gelehrte und zu Lernende“ (Kiesendahl/Ott 2015: 9) gelten (vgl. Neuner 1994: 8 und Steinhoff 2011: 26). Die Analyse ausgewählter DaF-Grammatiken, DaF-Lehrwerke und DaF-Übungsbücher soll zeigen, wie die in der AR kodifizierten Normen der

---

<sup>1</sup> Zugrundegelegt wird die Fassung von 2006.

<sup>2</sup> An deutschen Auslandsschulen und europäischen Schulen trat die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung – ebenso wie an allen Schulen Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Liechtensteins – 1998 in Kraft, auch andere DaF-Bildungsinstitutionen, wie z.B. das Goethe-Institut, schlossen sich der Neuregelung unverzüglich an (vgl. Ickler 2004: 82-83). Besonders relevant ist eine normgerechte Schreibweise für DaF-Lernende in Prüfungskontexten, worauf das Goethe-Institut explizit hinweist: „In allen Prüfungen des Goethe-Instituts ist für die Bewertung der schriftlichen Prüfungsleistungen die Rechtschreibung in der Form verbindlich, wie sie seit August 2006 geregelt ist“ (URL des Goethe Instituts: <http://www.goethe.de/lrn/prj/pba/ogf/10/deindex.htm>). Auch findet sich im Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen (GeR; Empfehlung des Europarats, die Vergleichbarkeit zwischen den verschiedenen europäischen Sprachzertifikaten sowie einen einheitlichen Maßstab für den Fremdspracherwerb schaffen soll) ein Abschnitt zu orthographischen Kompetenzen, in dem speziell zur Zeichensetzung vermerkt ist, dass Fremdsprachenlernende, und somit auch DaF-Lernende, „Satzzeichen und Regeln der Zeichensetzung [...] wissen, erkennen und produzieren können“ sollten (Europarat 2001: 117).

Kommasetzung in DaF-Materialien vermittelt werden, also ob dies – wie es im muttersprachlichen Deutschunterricht überwiegend der Fall ist – auf der Basis von Merksätzen oder – innovativer – über deiktische Merkhilfen o.Ä. geschieht (vgl. Bredel 2011b: 417-418). Finden sich in den DaF-Materialien Merksätze, so soll gezeigt werden, inwiefern sich diese von den Regeln der AR unterscheiden und ob sie, zumindest theoretisch, zu normgerechten Schreibungen führen können (vgl. Gallmann/Sitta 1997: 94).

## 2 Die Regeln zur Kommasetzung in der Amtlichen Regelung

Die AR besteht aus einem Wörterverzeichnis und einem Regelteil. Das Kapitel zum Komma befindet sich im Regelbereich „Zeichensetzung“ in der Fallgruppe „Gliederung innerhalb von Ganzsätzen“ und besteht aus neun Regeln, die durch Paragraphenzeichen gekennzeichnet sind (§§ 71-79) und jeweils aus einem Regeltext sowie Beispielen, Erläuterungen und Verweisen bestehen.<sup>3</sup>

Generell kann bei den Regeltexten der AR zwischen Grund- und Unterregeln unterschieden werden: Grundregeln sind übergeordnete Regeltexte; sie gelten oft nicht uneingeschränkt und sind dann ergänzt durch eine oder mehrere Unterregeln, die die Bedingungen nennen, unter denen die jeweils übergeordnete Regel nicht in Kraft tritt. Aus Grund- und Unterregeln bestehende, hierarchische Strukturen (sogenannte Regelkomplexe) müssen als Einheit betrachtet werden, da sie nur zusammen zur normgerechten Schreibung führen (vgl. Gallmann/Sitta 1997: 96).

Im Rahmen dieses Artikels können nicht alle die Kommasetzung betreffenden Regeln der AR näher beschrieben und mit den jeweiligen Darstellungen in den DaF-Materialien verglichen werden. Ausgehend von den sprachsystematischen Kommadomänen bzw. kommarelevanten Stellen „satzinterne Satzgrenze“, „Koordination“ und „Herausstellung“ nach Bredel (2011a) fiel die Auswahl auf die Regeln der AR, die die Kommadomänen „Koordination“ und „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ betreffen.<sup>4</sup>

Zunächst soll die hierarchische Struktur der Regeln der AR, die die Kommadomäne „Koordination“ betreffen, aufgezeigt werden. Hier sind zunächst die Regeltexte der §§ 71-73 zu nennen: Der Regeltext in § 71 stellt eine Grundregel dar (vgl. (1)), auf die in § 72 eine Unterregel folgt (vgl. (2)), in der in Form einer geschlossenen Liste die Rahmenbedingungen für ihr Inkrafttreten genannt werden. Der Unterregel in § 72 folgt in § 73 wiederum eine Unter-Unterregel (vgl. (3)).

- (1) „Gleichrangige (nebengeordnete) Teilsätze, Wortgruppen oder Wörter grenzt man mit Komma voneinander ab.“ (AR 2006: 78 (§ 71))
- (2) „Sind die gleichrangigen Teilsätze, Wortgruppen oder Wörter durch *und*, *oder*, *beziehungsweise/bzw.*, *sowie (= und)*, *wie (= und)*, *entweder...oder*, *nicht...noch*, *sowohl...als (auch)*, *sowohl...wie (auch)* oder durch *weder...noch* verbunden, so setzt man kein Komma.“ (AR 2006: 79 (§ 72))
- (3) „Bei der Reihung von selbstständigen Sätzen, die durch *und*, *oder*, *beziehungsweise/bzw.*, *entweder...oder*, *nicht...noch* oder durch *weder...noch* verbunden sind, kann

<sup>3</sup> Zusätzlich regelt § 93 unter dem Punkt „Anführungszeichen“ die Kommasetzung zwischen angeführten Sätzen und Begleitsätzen.

<sup>4</sup> Alle Regeltexte, die diese beiden Kommadomänen betreffen, werden in Kapitel 2 kurz erläutert; nicht berücksichtigt werden die Erläuterungen § 71/E1 und § 71/E2, die das Komma zwischen gleichrangigen Adjektiven und in kolumnenartigen Aufzählungen regeln.

man ein Komma setzen, um die Gliederung des Satzes deutlich zu machen.“ (AR 2006: 80 (§ 73))

Die Anordnung der Regeln und Erläuterungen zur Kommasetzung in der AR ist z.T. nicht schlüssig. So findet sich die Erläuterung § 72/E2 (vgl. (4)), in der auf die Konjunktionen *aber*, *doch*, *jedoch* und *sondern* eingegangen wird, unter der Unterregel § 72 (vgl. (2)), stellt aber eigentlich eine Erläuterung der Grundregel § 71 (vgl. (1)) dar.

- (4) „Bei entgegenstellenden Konjunktionen wie *aber*, *doch*, *jedoch*, *sondern* steht nach der Grundregel (§ 71) ein Komma, wenn sie zwischen gleichrangigen Wörtern oder Wortgruppen stehen.“ (AR 2006: 80 (§ 72/E2))

Zusammen mit Erläuterung (4) bilden die Regeln (1)-(3) folgenden Regelkomplex:

<b>Grundregel</b>	§ 71 (vgl. (1)) + Erläuterung § 72/E2 (vgl. (4))
<b>Unterregel</b>	§ 72 (vgl. (2))
<b>Unter-Unterregel</b>	§ 73 (vgl. (3))

**Tabelle 1: Regeln zur Kommadomäne „Koordination“**

Eine weitere sprachsystematische Kommadomäne liegt mit der „satzinternen Satzgrenze“ vor, deren wichtigste Bedingung das Vorhandensein eines verbalen Kopfes ist, der finit oder infinit sein kann (vgl. Bredel 2011a: 69). Ich werde mich im Folgenden lediglich auf die Regeln und Erläuterungen der AR beschränken, die sich auf die Kommasetzung bei *finiten* Verbalköpfen beziehen. Sprachsystematisch kann folgende Regel formuliert werden: Sind zwei Sätze, die jeweils ein finites Verb enthalten, voneinander syntaktisch abhängig, so steht zwischen ihnen ein Komma; „ob es sich dabei um Haupt- oder um Nebensatzstrukturen handelt, ob die Sätze vorangestellt, nachgestellt oder integriert sind“ (Bredel 2011a: 69), ist irrelevant. Bezüglich dieser Kommadomäne findet sich in der AR der Regeltext in § 74 (vgl. (5)):

- (5) „Nebensätze grenzt man mit Komma ab; sind sie eingeschoben, so schließt man sie mit paarigem Komma ein.“ (AR 2006: 80 (§ 74))

Diesem Regeltext folgen Beispiele, die nach der Stellung von Nebensätzen, konkret nach den Positionen „am Anfang des Ganzsatzes“, „eingeschoben“ und „am Ende des Ganzsatzes“ (AR 2006: 80-81) gegliedert sind. In den Erläuterungen § 74/E1,1-2 wird der Regeltext in § 74 insofern spezifiziert, als u.a. auf mehrteilige Nebensatzleitende Fügungen wie *als ob* und *angenommen dass* eingegangen wird (vgl. (6) und (7)).

- (6) „Besteht die Einleitung eines Nebensatzes aus einem Einleitewort und weiteren Wörtern, so gilt: (1) Man setzt das Komma vor die ganze Wortgruppe: *Ich habe sie selten besucht, aber wenn ich bei ihr war, saßen wir bis spät in die Nacht zusammen. Er rannte, als ob es um sein Leben ginge, über die Straße. [...]*“ (AR 2006: 81 (§ 74/E1,1))
- (7) „(2) In einigen Fällen kann der Schreibende zusätzlich ein Komma zwischen den Bestandteilen der Wortgruppe setzen: *Morgen wird es regnen, angenommen(,) dass der Wetterbericht stimmt. [...]*“ (AR 2006: 81 (§ 74/E1,2)).

Es handelt sich hierbei allerdings nicht um Einschränkungen oder Ausnahmen zur Grundregel (vgl. (5)); insofern liegen mit (6) und (7) keine Unterregeln, sondern Erläuterungen vor. Anders ist der Fall bei Erläuterung § 74/E2 (vgl. 8): In (8) liegt eine Unterregel vor, da hier festgesetzt wird, dass (5) nicht in Kraft tritt, sobald der Nebensatz mit einem nicht-satzförmigen Satzglied koordiniert ist, das unmittelbar an den übergeordneten Satz anschließt:

- (8) „Wenn eine beordnende Konjunktion wie *und*, *oder* (§ 72) Satzglieder oder Teile von Satzgliedern oder Nebensätzen verbindet, so steht zwischen den Bestandteilen einer solchen Reihung kein Komma. Gegenüber dem übergeordneten Satz sind die Teile der Reihung nur dann mit Komma abgetrennt, wenn der Nebensatz anschließt, nicht aber, wenn das Satzglied bzw. ein Teil eines Satzgliedes anschließt: *Wenn der Föhn weht und bei großer Dürre ist das Rauchen hier streng verboten. Bei großer Dürre oder wenn der Föhn weht, ist das Rauchen hier streng verboten.*“ (AR 2006: 82 (§ 74/E2))

Die Erläuterung § 74/E3 bezieht sich ebenfalls auf die Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze“, wenngleich in indirekter Weise und sozusagen *ex negativo*. Es handelt es sich bei (9) um eine weitere Erläuterung der Grundregel (5), in der darauf hingewiesen wird, dass bei *als* und *wie* in Kombination mit einer Wortgruppe oder einem Wort kein Nebensatz vorliegt und somit auch kein Komma gesetzt werden darf.

- (9) „Vergleiche mit *als* und *wie* in Verbindung mit einer Wortgruppe oder einem Wort sind keine Nebensätze; entsprechend setzt man kein Komma [...]: *Wie im letzten Jahr hatten wir auch diesmal einen schönen Herbst. Er kam früher als gewöhnlich von der Arbeit. [...] Das ging schneller als erwartet.*“ (AR 2006: 82 (§ 74/E3))

An dieser Stelle soll noch kurz erläutert werden, warum ich § 77,1 nicht auf die Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ beziehe. In § 77,1 wird gesondert auf Parenthesen, also Einschübe in die Linearstruktur, die funktional nicht integriert sind (vgl. Eisenberg 2013: 257) und satzförmig sein können, eingegangen (vgl. (10)).

- (10) „Zusätze oder Nachträge grenzt man mit Komma ab; sind sie eingeschoben, so schließt man sie mit paarigem Komma ein. [...] Dies betrifft (1) Parenthesen, [...]. (1) Parenthesen: *Eines Tages, es war mitten im Sommer, hagelte es. Dieses Bild, es ist das letzte und bekannteste des Künstlers, wurde nach Amerika verkauft. Ihre Forderung, um das noch einmal zu sagen, halten wir für wenig angemessen.*“ (AR 2006: 83 (§ 77,1))

Zwei der drei Parenthesen in den Beispielsätzen von (10) sind satzförmig, enthalten also ein Finitum. Da ich mich an den sprachsystematischen Kommadomänen nach Bredel (2011a) orientiere, zähle ich § 77,1 allerdings aufgrund der fehlenden syntaktischen Integration der Parenthesen in den Beispielen – und trotz der enthaltenen Finita – nicht zur Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ und gehe bei der Kommatierung satzförmiger Parenthesen stattdessen von einer Kennzeichnung der „Herausstellung“ aus.

Tabelle 2 illustriert zusammenfassend die hierarchischen Beziehungen zwischen den Regeln und Erläuterungen (5) bis (9) zur Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“.

<b>Grundregel</b>	§ 74 (vgl. (5)) + Erläuterungen § 74/E1,1 (vgl. (6)), § 74/E1,2 (vgl. (7)) und § 74/E3 (vgl. (9))
<b>Unterregel</b>	§ 74/E2 (vgl. (8))

Tabelle 2: Regeln zur Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“

### 3 Thematisierung der Kommasetzung in DaF-Lehrmaterialien

Im Folgenden soll, wie eingangs erwähnt, untersucht werden, wie die in der AR kodifizierten Normen der Kommasetzung durch DaF-Materialien im DaF-Bereich verbreitet werden. Dazu werden die Ausschnitte zur Kommasetzung in den untersuchten DaF-Materialien und die Re-

geln der AR verglichen; die Untersuchung beschränkt sich auf diejenigen Merksätze, Erläuterungen und Regeln, die die Kommandomänen „Koordination“ und „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ betreffen.

### 3.1 Zu den untersuchten DaF-Materialien

Für die Analyse ausgewählt wurden thematisch einschlägige Ausschnitte aus DaF-Grammatiken, DaF-Lehrwerken und einem DaF-Übungsbuch mit Übungen zur Rechtschreibung. Es handelt sich um aktuelle DaF-Materialien, die häufig im DaF-Unterricht eingesetzt werden und deren Analyse somit Aussagen über die Thematisierung und Vermittlung der Kommasetzung im DaF-Unterricht ermöglicht.<sup>5</sup> Berücksichtigt wurden nur DaF-Materialien, von denen Auflagen nach 2006, also nach Inkrafttreten des revidierten Regelwerks, vorliegen. Es wurden insgesamt fünf DaF-Grammatiken, vier DaF-Lehrwerke, bestehend aus jeweils drei bis fünf Lehrbüchern, und ein DaF-Übungsbuch gesichtet; in folgenden drei Grammatiken, zwei Lehrwerken und einem Übungsbuch fanden sich Ausschnitte zur Kommasetzung:<sup>6</sup>

- „Klipp und klar. Übungsgrammatik Grundstufe Deutsch in 99 Schritten“ (2008) von Christian Fandrych und Ulrike Tallowitz (Klett) (im Folgenden kurz: „Klipp und klar“)
- „Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik aktuell“ (2012) von Hilke Dreyer und Richard Schmitt (Hueber) (im Folgenden kurz: „Lehr- und Übungsbuch Grammatik“)
- „Grammatik mit Sinn und Verstand. Übungsgrammatik Mittel und Oberstufe“ (2014) von Wolfgang Rug und Andreas Tomaszewski (Klett) (im Folgenden kurz: „Grammatik mit Sinn und Verstand“)
- „Mittelpunkt neu“ (2012/2013/2014) von Birgit Braun et al. (Klett) (im Folgenden kurz: „Mittelpunkt“)
- „Aspekte neu“ (2014/2015/2016) von Ute Koithan et al. (Klett-Langenscheidt) (im Folgenden kurz: „Aspekte“)
- „Übungen zur neuen Rechtschreibung“ (2010) von Diethard Lübke (Hueber) (im Folgenden kurz: „Übungen Rechtschreibung“)

### 3.2 Möglichkeiten der Vermittlung von Inhalten der Amtlichen Regelung

Generell ist in Hinblick auf die Vermittlung der Inhalte der AR zu berücksichtigen, dass für die Erarbeitung der AR die Bedingungen der Textsorte „amtlicher Erlass“ maßgebend waren,

<sup>5</sup> Hennig (2001) stellt in ihrem Grammatikenführer für Deutsch als Fremdsprache Grammatiken vor, die für Deutsch als Fremdsprache im weitesten Sinne relevant sind, und untergliedert diese in didaktische und linguistische Grammatiken. Alle dort aufgeführten didaktischen Grammatiken, von denen Neuauflagen nach 2006 vorliegen, wurden gesichtet. Aus der Gesamtmenge der DaF-Lehrwerke wurden die einzelnen Lehrbücher derjenigen Reihen untersucht, die einer Umfrage von Ciuta aus dem Jahr 2004 zufolge zu den meistbenutzten gehören (an der Umfrage hatten sich 100 DaF-Lehrende an Instituten im In- und Ausland beteiligt) (vgl. Ciuta 2008: 46). Allerdings sind nur von zwei der fünf bei Ciuta genannten Lehrwerke Auflagen nach 2006 erschienen (vgl. Ciuta 2008: 69). Daher wurden noch zwei weitere Lehrwerke für die Mittel- und Oberstufe gesichtet.

<sup>6</sup> Keine Ausschnitte zur Kommasetzung fanden sich in „Grundstufengrammatik Deutsch“ (2010) von Monika Reimann, „Deutsche Grammatik“ (2013) von Gerhard Helbig und Joachim Buscha sowie in allen Lehrbüchern der Lehrwerke „em neu“ und „Passwort Deutsch“. Aufgrund der geringen Zahl an gesichteten DaF-Materialien können keine verallgemeinerbaren Rückschlüsse hinsichtlich der Häufigkeit der Thematisierung der Kommasetzung in DaF-Materialien gezogen werden. Es konnte also nicht überprüft werden, ob orthographische Themen (und somit auch die Kommasetzung) im DaF-Unterricht und in DaF-Materialien tatsächlich unterrepräsentiert sind, wie es unter anderem Földes (2000), Ciuta (2008) und Eisenberg (1995) konstatieren: „Eine didaktische Diskussion von einiger Breite gibt es nicht, und in den meisten Lehrwerken wird die Orthographie vernachlässigt“ (Eisenberg 1995: 171) (vgl. auch Földes 2000: 15 und Ciuta 2008: 25 und 204).



es sich hierbei also weder um eine linguistische Darstellung der Orthographie noch um ein nach didaktischen Gesichtspunkten aufgebautes Lehrbuch (vgl. Augst/Schaeder 1997: 75) handelt. Dementsprechend wird in Hinblick auf die Vermittlung der Regeln der AR oft darauf verwiesen, dass eine adressatengerechte Veränderung und Anpassung der Regeln nötig sei (vgl. Augst/Schaeder 1997, Gallmann/Sitta 1997 und Ewald 2007). Im Folgenden werden einige Vorschläge, wie eine adressatengerechte Anpassung aussehen sollte, kurz wiedergegeben.

Zunächst wird darauf verwiesen, dass eine Auswahl aus der Gesamtheit der Regeln getroffen werden müsse (vgl. Augst/Schaeder 1997: 75). Ein Regelwerk für Lernende sollte „keine Vollständigkeit anstreben, sondern sich auf die für die Erlernung der Orthographie [...] notwendigen Inhalte, also zunächst auf die zentralen orthographischen Regeln, konzentrieren“ (Ewald 2007: 53). Des Weiteren könne eine adressatengerechte Änderung durch eigene Erläuterungen und Kommentierungen (vgl. Augst/Schaeder 1997: 75) und die Auswahl eingängiger Beispiele (vgl. Ewald 2007: 54) erfolgen. Außerdem sei es üblich, dass im Schulunterricht Faustregeln verwendet werden, die Gallmann/Sitta als „vereinfachende[n] Notbehelf“ (Gallmann/Sitta 1997: 104) bezeichnen. Unter einer Faustregel verstehen sie eine vereinfachende Regel, die nicht alle Einzelfälle berücksichtigt und somit nicht mit absoluter Sicherheit zur normgerechten Schreibung führt. In Anlehnung an Gallmann/Sitta können folgende Typen von Faustregeln unterschieden werden (vgl. Gallmann/Sitta 1997: 104-105):

- Faustregeln, die insofern unvollständig sind, als sie nicht alle objektsprachlichen Beispiele der geschlossenen Liste einer Regel der AR aufführen,
- Faustregeln, die insofern vereinfachend sind, als sie nur eine von zwei oder mehr verbindlichen Schreibungen nennen, unter denen frei gewählt werden kann,
- und Faustregeln, die für Anwender mit geringen Grammatikkenntnissen („Schreibanfänger, wenig schreibende Erwachsene“ (Gallmann/Sitta 1997: 105)) gedacht sind, und daher z.B. keine Fachtermini enthalten.

Bredel (2011b) spricht bei vereinfachten Regeln für den Schulunterricht und in Schulbüchern nicht von Faustregeln, sondern von Merksätzen (diese Bezeichnung wird zur klaren terminologischen Abgrenzung von den Regeln der AR im Folgenden beibehalten). Merksätze sind die Grundlage des merksatzbasierten Ansatzes, den Bredel neben anderen Möglichkeiten der Vermittlung von Rechtschreibnormen eingehend erläutert. Dem merksatzbasierten Ansatz liegt die Vorstellung zugrunde, dass die „lückenlose Kenntnis der Regel eine lückenlose Kenntnis der Schreibnormen und mithin umfassende orthographische Kompetenz erzeugt“ (Bredel 2011b: 409). Als weitere Möglichkeit der Vermittlung von Rechtschreibnormen – neben dem merksatzbasierten Ansatz – nennt Bredel deiktische Merkhilfen, bei denen Operationen, die zu einer rechtschriftlichen Einsicht führen, nicht benannt, sondern handelnd umgesetzt werden (vgl. Bredel 2011b: 418). Auf die Kommasetzung angewendet bedeutet dies, dass kommarelevante Positionen auf der Grundlage einer stabilen topologischen Praxis entdeckt werden sollten. Konkret schlägt Bredel vor, dass Schüler/innen über topologische Grundkenntnisse verfügen sollten, mit Hilfe derer sie Wörter und Wortgruppen in entsprechende Abteilungen „topologischer“ Tabellen eintragen und somit kommarelevante Stellen identifizieren können (vgl. Bredel 2011b: 418).

Welche dieser beiden Möglichkeiten der Vermittlung von Inhalten der AR finden sich nun in den untersuchten DaF-Materialien? Bei der Untersuchung der Ausschnitte zur Kommasetzung in den DaF-Materialien zeigte sich, dass sich dort keine deiktischen Merkhilfen finden,

sondern fast ausnahmslos Merksätze. Diese Merksätze sind in den DaF-Grammatiken „Lehr- und Übungsbuch Grammatik“ und „Grammatik mit Sinn und Verstand“ sowie dem DaF-Übungsbuch „Übungen Rechtschreibung“ in separaten Kapiteln zur Kommasetzung unter Überschriften wie „Die wichtigsten Kommaregeln“ (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360) gebündelt aufgeführt, während sie in den DaF-Lehrwerken und in der DaF-Grammatik „Klipp und klar“ vereinzelt in Kapiteln zu bestimmten Grammatikeinheiten zu finden sind. Insgesamt finden sich in den untersuchten DaF-Materialien 48 Merksätze zur Kommasetzung, von denen sich 14 auf die Kommodäne „Koordination“ und neun auf die Kommodäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ beziehen (vgl. Tabelle 3).

Titel der DaF-Materialien	Merksätze (gesamt)	Merksätze „Koordination“	Merksätze „satzinterne Satzgrenze“
Klipp und klar	3	-	1
Lehr- und Übungsbuch Grammatik	13	3	3
Grammatik mit Sinn und Verstand	7	3	-
Mittelpunkt neu (B1+ und C1)	10	2	3
Aspekte neu (B2 und C1)	1	1	-
Übungen Rechtschreibung	14	5	2
	$\Sigma$ 48	$\Sigma$ 14	$\Sigma$ 9

**Tabelle 3: Anzahl von Merksätzen in den untersuchten DaF-Materialien**

Neben den Merksätzen finden sich in den Ausschnitten zur Kommasetzung in zwei der untersuchten DaF-Materialien Erläuterungen und Kommentierungen zur Kommasetzung, auf die kurz eingegangen werden soll. Im DaF-Übungsbuch „Übungen Rechtschreibung“ wird einleitend, also vor der Auflistung von 14 Merksätzen, auf die Bedeutung einer normgerechten Kommasetzung für Muttersprachler sowie auf die Vereinfachung der Kommasetzung durch die Rechtschreibreform verwiesen, was die Deutschlernenden vermutlich ermutigen und motivieren soll, sich mit der deutschen Kommasetzung zu befassen (vgl. (11) und (12)).<sup>7</sup>

(11) „Als Deutschler kann man sich kaum vorstellen, wie wichtig im Schulunterricht seit Jahrzehnten das Lernen der Kommaregeln war. Die Fähigkeit, alle Kommas richtig nach den Regeln setzen zu können, war Zeichen guter Schulbildung und immer ein Kriterium bei der Bewertung von Prüfungsarbeiten.“ (Übungen Rechtschreibung 2006: 51)

(12) „Es gab vor der Rechtschreibreform etwa 50-70 Kommaregeln, je nachdem, welche Einzelheiten und Ausnahmen man als eigene Regel zählte. Die Kommaregeln werden unterschiedlich häufig angewendet. Die Rechtschreibreform hat die Kommasetzung dadurch vereinfacht, dass nun in einigen Fällen ein Komma gesetzt werden kann, aber nicht gesetzt werden muss.“ (Übungen Rechtschreibung 2006: 51)

In „Grammatik mit Sinn und Verstand“ wird ebenfalls darauf verwiesen, dass die Kommasetzung durch die Rechtschreibreform insofern vereinfacht wurde, als die Zahl der Regeln verkleinert wurde (vgl. (15)).

(13) „Setze Kommas, wenn es der Verständlichkeit dient. Die wichtigste(n) Kommaregel(n)“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)

<sup>7</sup> Unklar bleibt, was in „Übungen Rechtschreibung“ mit dem Satz „Die Kommaregeln werden unterschiedlich häufig angewendet.“ (vgl. (12)) gemeint ist.

- (14) „Kommas (und auch die übrigen Satzzeichen) sind wie Straßenschilder: Sie sollen helfen, den richtigen Weg durch den Text zu finden.“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)
- (15) „Die Zahl der Regeln, wo im Deutschen ein Komma gesetzt werden muss oder wo keins stehen sollte, ist glücklicherweise nicht mehr groß, und eigentlich hätte der Titel dieses Kapitelchens als einzige Komma-Regel gereicht.“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)

Ob der zweite Hauptsatz der Erläuterung (15) eine Hilfe für die DaF-Lernenden darstellt, ist fraglich. Denn auch wenn die Satzzeichen, und somit auch das Komma, der Sprachverarbeitung dienen, kann für jedes Zeichen ein ganz bestimmter „Instruktionswert“ (Bredel 2011a: 6) rekonstruiert werden, der für das Komma nicht mithilfe der Anweisung „Setze Kommas, wenn es der Verständlichkeit dient“ (vgl. (13)) zu ermitteln sein dürfte.

Die Erläuterung (14) ist insofern sehr interessant, als der Vergleich von Satzzeichen mit Straßenschildern im Sinne von Bredels Online-Ansatz ist, demzufolge Interpunktionszeichen Lesezeichen sind und jedes Zeichen einen Sprachverarbeitungswert nach dem Muster „x instruiert den Leser, y zu tun – mit x für das Zeichen und y für die Sprachverarbeitungsaufgabe“ (Bredel 2011a: 5) aufweist. Dementsprechend wäre im weiteren Verlauf des Kapitels eine „leserorientierte, Sprachverarbeitungsprozesse reflektierende Interpunktionsdidaktik“ (Esslinger 2011: 318) zu erwarten. Stattdessen folgt eine Auflistung von Merksätzen im Stil des merksatzbasierten Ansatzes und der „produktionsorientierten, auf der Markierung sprachlicher Strukturen operierenden Interpunktionsdidaktik“ (Esslinger 2011: 318); den Interpunktionszeichen werden also nach folgendem Muster Konstruktionen zugeschrieben: „x kennzeichnet ein y – mit x als Interpunktionszeichen und y als Konstruktion“ (Bredel 2011a: 5).

### 3.3 Merksätze und Regeln zur Kommadomäne „Koordination“

Im Folgenden soll beschrieben werden, ob und inwiefern die Merksätze der DaF-Materialien gegenüber den Regeln der AR zum Zweck des Adressatenbezugs verändert worden sind. Dazu wird überprüft, inwiefern die Vorschläge zur Herstellung von Adressatenbezug (vgl. Punkt 3.2.) in den Merksätzen, die sich auf die Kommadomäne „Koordination“ beziehen, umgesetzt wurden.

In Hinblick auf die Auswahl bestimmter Regeln, die in Form von Merksätzen in die DaF-Materialien eingegangen sind, konnte Folgendes festgestellt werden: Die Merksätze der untersuchten DaF-Materialien betreffen vorwiegend die Kommadomänen „Koordination“ und „satzinterne Satzgrenze“, nur drei der insgesamt 48 Merksätze beziehen sich auf die Kommadomäne „Herausstellung“, auf das Komma bei Anführungszeichen (vgl. AR 2006: 96 (§ 93)) wird nur in einem Merksatz in „Übungen Rechtschreibung“ eingegangen (vgl. Übungen Rechtschreibung 2006: 53). Bei der Entwicklung der Merksätze für die jeweiligen DaF-Publikationen wurde also selektiv vorgegangen. Auch die Regeln, die die Kommadomäne „Koordination“ betreffen, werden nicht in allen DaF-Materialien vollständig wiedergegeben. In der DaF-Grammatik „Klipp und klar“ wurde die Kommadomäne „Koordination“ zum Beispiel gar nicht thematisiert, es findet sich kein Merksatz zu dieser Kommadomäne. In den zwei untersuchten Lehrwerken beziehen sich die Merksätze ausschließlich auf die Unterregel und die Unter-Unterregel des Regelkomplexes der AR zur Kommadomäne „Koordination“. Hier wurde also eine Auswahl vorgenommen, die insofern bemerkenswert ist, als sich gerade zur wichtigsten Regel, der Grundregel § 71, kein korrespondierender Merksatz findet. In

„Lehr- und Übungsbuch Grammatik“, „Grammatik mit Sinn und Verstand“ und „Übungsbuch Rechtschreibung“ werden die Inhalte aller vier Regeln des Regelkomplexes in der AR in Form von Merksätzen wiedergegeben.

Die „Merksatzkomplexe“ in diesen DaF-Materialien unterscheiden sich allerdings z.T. dadurch vom Regelkomplex zur Kommadomäne „Koordination“ in der AR, dass sich einige Merksätze nicht auf eine, sondern auf mehrere Regeln der AR beziehen, was am Beispiel von „Grammatik mit Sinn und Verstand“ illustriert werden soll. So bezieht sich der Merksatz (16) auf zwei Regeln des Regelkomplexes in der AR: zunächst auf den Inhalt der Grundregel § 71 (vgl. (1)); die Ausnahme zu dieser Grundregel, die in der AR in Form der Unterregel § 72 (vgl. (2)) benannt wird, folgt innerhalb des Merksatzes (16) in Form eines Konditionalsatzes. Auf den Inhalt der Erläuterung § 72/E2 (vgl. (4)) wird in Merksatz (17) eingegangen; die Propositionen von Regel und Merksatz entsprechen sich hier. Merksatz (18) bezieht sich schließlich wieder auf die Inhalte zweier Regeln der AR, nämlich auf die Unterregel § 72 (vgl. (2)) und die Unter-Unterregel § 73 (vgl. (3)).

- (16) „Nebensätze und Reihungen trennt man durch Komma, wenn sie nicht mit *und*, *oder* etc. verbunden sind. *Er wusste, dass der Mond um die Erde kreist und dass der Mond kein Gesicht hat.*“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)
- (17) „Wenn aber ein starker Kontrast ausgedrückt wird mit *aber*, *sondern*, *doch*, *jedoch*, dann soll man ein Komma setzen. *Die Rechtschreibreform gilt, aber nur wenige kümmern sich darum.*“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)
- (18) „Werden ‚gleichrangige‘ Sätze, Teilsätze oder Wortgruppen mit Konjunktionen wie *und*, *oder*, *bzw.*, *sowie*, *entweder...oder*, *sowohl...als auch*, *weder...noch* verbunden, dann braucht man kein Komma; aber wenn’s der Klarheit des Textes dient, dann können Sie ein Komma setzen. *Die Rechtschreibreform gilt(,) und die Leute schreiben so, wie es ihnen gefällt.*“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)

Bezüglich der Beispielsätze, die den Merksätzen der DaF-Materialien folgen, kann gesagt werden, dass sie nicht identisch sind mit den Beispielsätzen, die den Regeln der AR folgen. Es wurden für die Merksätze eigene Beispielsätze konstruiert, die in den meisten Fällen geeignet zu sein scheinen. Auffällig sind hier lediglich die Beispielsätze in „Grammatik mit Sinn und Verstand“ (vgl. (17) und (18)), deren Propositionen insofern bemerkenswert sind, als sie die Lernziele eines Kapitels zur Kommasetzung, nämlich den Erwerb der Fähigkeit zur normgerechten Kommasetzung, konterkarieren. Auffällig ist weiterhin, dass die Zahl der Beispielsätze in den Merksätzen sehr viel geringer ist als in den Paragraphen der AR: den Merksätzen folgen ein bis zwei Beispielsätze, während z.B. der Regel in § 72 der AR neun Beispielsätze folgen. Ob es sich bei den Beispielsätzen der Merksätze in den DaF-Materialien um, wie Ewald in Bezug auf eine adressatengerechte Anpassung von Regeln fordert, „eingängige Beispiele aus dem zentralen Bereich der durch die jeweilige Regel abgedeckten Phänomene“ (Ewald 2007: 54) handelt, müsste empirisch untersucht werden.

Was die Verwendung von Faustregeln betrifft, lässt sich Folgendes sagen: Sieben der insgesamt 14 Merksätze zur Kommadomäne „Koordination“ stellen Faustregeln dar, weil sie nicht alle Konjunktionen der (relativ langen) geschlossenen Listen der Regeln § 72 (vgl. (2)) und § 73 (vgl. (3)) aufführen. So werden in den Merksätzen (16) und (19) lediglich die Konjunktionen *und* und *oder* genannt.

- (19) „Ein Komma wird gesetzt zwischen gleichrangigen Satzgliedern und Satzaussagen (Aufzählungen). Nur wo sie mit *und* oder *oder* verbunden sind, steht kein

Komma: *In der gestohlenen Tasche waren Schlüssel, Geld, Ausweise und persönliche Sachen. [...]*“ (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360)

Des Weiteren findet sich unter den 14 Merksätzen, die sich auf die Koordination beziehen, ein Merksatz, der dem zweiten, in 3.2 genannten Faustregel-Typus entspricht: In (20) wird nur eine von zwei Schreibvarianten genannt, aus denen laut AR gewählt werden kann.

- (20) „Ein Komma wird gesetzt zwischen vollständigen Hauptsätzen, die mit Konjunktionen in der Position 0 oder in der Position I verbunden sind: *Sie sah ihn streng an, und er schwieg. Alle lachten, aber er machte ein unglückliches Gesicht.* (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360)

Merksatz (20) gibt die Inhalte der Regel § 73, also dass das Komma zwischen selbstständigen Sätzen mit bestimmten Konjunktionen gesetzt werden muss, und der Erläuterung § 72/E1, also dass das Komma vor adversativen Konjunktionen gesetzt werden muss, wieder, geht allerdings nicht darauf ein, dass § 73 lediglich eine Kann-Regel zur Unter-Regel § 72 darstellt. Dieser Typus von Merksatz „verschont“ den Rezipienten mit dem Inhalt einer Regel (in diesem Fall § 72), leitet ihn aber dennoch immer zu normgerechter Kommatierung an.

Schließlich soll noch auf Faustregeln eingegangen werden, die berücksichtigen, dass bestimmte Anwender/innen nicht über Grammatikkenntnisse verfügen (vgl. Gallmann/Sitta 1997: 105), und somit keine Fachtermini enthalten. Dies soll auf der Grundlage der Merksatzklassifikation von Bredel (2011b) geschehen, deren wichtigste Aspekte kurz erläutert werden sollen. Bredel unterscheidet innerhalb des merksatzbasierten Ansatzes verschiedene Typen von Merksätzen. Alle Typen beinhalten eine Schreibkomponente (also z.B. „steht das Komma“ in (21)), unterscheiden sich allerdings hinsichtlich ihrer zweiten Komponente. Handelt es sich bei dieser um eine Sprachkomponente, unterscheidet man Sprachkomponenten, die an Einzelfällen ausgerichtet sind und objektsprachliche Einheiten auflisten (vgl. (21); in (21) und (22) sind die Sprachkomponenten unterstrichen), und Sprachkomponenten, die sprachliche Kategorien nennen (vgl. (22)). Merksätze mit Sprachkomponenten, die objektsprachliche Einheiten auflisten, bezeichnet Bredel als kasuistisch (vgl. (21)), Merksätze, die sprachliche Komponenten mit sprachlichen Kategorien enthalten, bezeichnet sie als systematisch (vgl. (22)).

- (21) „Vor *weil, als* und *während* steht das Komma.“ (Bredel 2011b: 411)  
 (22) „Nebensätze werden mit Komma abgegrenzt.“ (Bredel 2011b: 413)  
 (23) „Zwischen Königreichen steht ein Komma.“ (Bredel 2011b: 415)

Übertragen auf Gallmann/Sitta (1997) bedeutet das, dass ein Merksatz dann eine Faustregel darstellt, wenn die Sprachkomponente der zugrundeliegenden Regel in der AR eine sprachliche Kategorie enthält, die Sprachkomponente des Merksatzes aber stattdessen objektsprachliche Einheiten auflistet.

Bredel unterscheidet noch einen weiteren Merksatz-Typus, die operativen Merksätze. Diese enthalten keine Sprachkomponente, sondern stattdessen eine Komponente, die eine Operation benennt bzw. lediglich ein Stichwort, das auf eine Operation verweist ((vgl. (23)); die operative Komponente ist unterstrichen). Die Königreich-Metapher in (23) geht zurück auf die Kommadidaktik von Lindauer (2011), in deren Zentrum die kommaauslösende Funktion des Verbs (= König) steht: Der König bildet zusammen mit seinen Untertanen (Satzgliedern) ein Königreich, das durch einen Schlagbaum an der Grenze (Komma) vom benachbarten Kö-

nigreich abgetrennt ist (vgl. Lindauer 2011: 602). In operativen Merksätzen wird der Lernprozess also von einer Handlung aus strukturiert (vgl. Bredel 2011b: 416).

Um diesbezüglich einen Vergleich zwischen den Regeln der AR und den Merksätzen in den DaF-Materialien durchführen zu können, wurde die zweite Komponente aller Regeln der AR und Merksätze der DaF-Materialien, die die Kommandomäne „Koordination“ betreffen, identifiziert und näher bestimmt. Es zeigte sich, dass neben den Schreibkomponenten ausschließlich Sprachkomponenten und keine operativen Komponenten vorliegen; weder in der AR noch in den DaF-Materialien finden sich also operative Regeln bzw. Merksätze. Weiterhin ergab sich, dass die Sprachkomponente vieler Regeln und Merksätze, anders als in den Beispielen bei Bredel (vgl. (21)-(23)), aus zwei Elementen besteht und sowohl eine sprachliche Kategorie als auch objektsprachliche Einheiten enthalten kann. So benennt die Sprachkomponente der Regel § 72 sowohl eine sprachliche Kategorie („gleichrangige Teilsätze, Wortgruppen oder Wörter“) als auch objektsprachliche Beispiele („*und, oder, [...]*“), deren gleichzeitiges Auftreten eine bestimmte Schreibkomponente bedingt, in diesem Fall keine Kommataierung (vgl. (24)); die zwei Elemente der Sprachkomponente sind unterstrichen).

(24) „Sind die gleichrangigen Teilsätze, Wortgruppen oder Wörter durch *und, oder, beziehungsweise/bzw., sowie (= und), wie (= und), entweder...oder, nicht...noch, sowohl...als (auch), sowohl...wie (auch) oder durch weder...noch verbunden*, so setzt man kein Komma.“ (AR 2006: 79 (§ 72))

Bezüglich der vier Regeln und Erläuterungen der AR, die die Kommandomäne „Koordination“ betreffen, lässt sich sagen, dass in den Sprachkomponenten der Regel § 71 (vgl. (1)) sowie der Erläuterung § 72/E2 (vgl. (4)) sprachliche Kategorien genannt werden; die Regel § 71 und die Erläuterung § 72/E2 sind also nach Bredel (2011b) als systematisch zu bezeichnen. Die Regeln § 72 und § 73 hingegen lassen sich nicht eindeutig einem Merksatz-Typus nach Bredel (2011b) zuordnen und sind als systematisch und gleichzeitig kasuistisch zu bezeichnen, weil ihre Sprachkomponenten eine sprachliche Kategorie und eine geschlossene Liste objektsprachlicher Beispiele enthalten (vgl. Tabelle 4). Insgesamt finden sich also in der AR zu dieser Kommandomäne zwei systematische und zwei systematisch-kasuistische Regeln.

	§ 71	§ 72	§ 72/E2	§ 73
<b>Element(e) der Sprachkomponente</b>	sprachliche Kategorie	sprachliche Kategorie + objektsprachliche Einheiten	sprachliche Kategorie + sprachliche Kategorie	sprachliche Kategorie + objektsprachliche Einheiten
<b>Bezeichnung der Regel</b>	systematisch	systematisch-kasuistisch	systematisch	systematisch-kasuistisch

Tab. 4: Elemente der Sprachkomponenten und Bezeichnung der Regeln der AR zur Kommandomäne „Koordination“

Unterscheiden sich die Sprachkomponenten der Merksätze der DaF-Materialien diesbezüglich von den Regeln der AR? Nein, in den allermeisten Fällen ähneln sie den Regeln der AR in Hinblick auf ihre Sprachkomponenten sehr stark. So enthalten alle Merksätze der DaF-Materialien, die den Inhalt von § 71 wiedergeben, ebenso wie § 71 eine sprachliche Kategorie und sind somit als systematische Merksätze zu bezeichnen (vgl. (25)<sup>8</sup>).

<sup>8</sup> In Merksatz (25) zeigt sich, dass die sprachliche Kategorie durchaus durch andere grammatische Termini als in der korrespondierenden Regel der AR benannt werden kann, worauf im Rahmen des Artikels allerdings nicht genauer eingegangen werden kann.

- (25) „Ein Komma wird gesetzt zwischen gleichrangigen Satzgliedern und Satzaussagen (Aufzählungen).“ (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360).

In den Merksätzen, die sich auf die Erläuterung § 72/E2 beziehen, finden sich, ebenso wie in der korrespondierenden Erläuterung, fast ausschließlich sprachliche Kategorien in den Sprachkomponenten; die Merksätze sind also ebenso wie die Erläuterung der AR systematisch. Lediglich in einem Merksatz in „Grammatik mit Sinn und Verstand“ besteht die Sprachkomponente nicht aus einer Kategorie, sondern aus objektsprachlichen Einheiten, deren Semantik beschrieben wird (vgl. (26)).

- (26) „Wenn aber ein starker Kontrast ausgedrückt wird mit *aber, sondern, doch, jedoch*, dann soll man ein Komma setzen.“ (Grammatik mit Sinn und Verstand 2014: 68)

Auch die Merksätze, die sich auf § 72 und § 73 der AR beziehen, ähneln diesen (bis auf eine Ausnahme) strukturell sehr stark und sind ebenso wie die korrespondierende Regel der AR als systematisch-kasuistisch zu bezeichnen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Sprachkomponenten der Merksätze der DaF-Materialien und der Regeln der AR nur in Ausnahmefällen Unterschiede aufweisen und sich die Merksätze und Regeln in Hinblick auf ihre Sprachkomponenten in hohem Maße gleichen. Nur einer der Merksätze stellt insofern eine Faustregel dar, als in dessen Sprachkomponente die sprachliche Kategorie der korrespondierenden Regel der AR durch objektsprachliche Einheiten ersetzt wurde (vgl. (26)). Drei der Sprachkomponenten der DaF-Materialien enthalten sogar jeweils einen Fachterminus mehr als die korrespondierende Regel der AR (vgl. 27)).

Letztlich hat die Analyse gezeigt, dass relativ viele der Merksätze in den DaF-Materialien Sprachkomponenten mit sprachlichen Kategorien enthalten und den Rezipienten daher grammatisches Vorwissen abverlangen, also voraussetzungsreich sind und zu Verständnisproblemen bei den Rezipienten führen könnten.

In den untersuchten DaF-Lehrwerken wird dieser möglichen Problematik insofern entgegengewirkt, als sich die Merksätze zum Teil innerhalb von Lektionen zu bestimmten grammatischen Phänomenen befinden, die in den Sprachkomponenten der Merksätze auftauchen. In den DaF-Grammatiken finden sich in einigen Merksätzen Querverweise zu Grammatiklektionen, in denen die entsprechende sprachliche Kategorie erläutert wird. So finden sich in Merksatz (27) Verweise auf Kapitel, in denen auf Konjunktionen in Position 0 bzw. I eingegangen wird.

- (27) „Ein Komma wird gesetzt zwischen vollständigen Hauptsätzen, die mit Konjunktionen in der Position 0 (siehe § 23) oder in der Position I (siehe § 24) verbunden sind.“ (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360).

### 3.4 Merksätze und Regeln zur Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze“

Zur Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ finden sich insgesamt neun Merksätze in vier der sechs untersuchten DaF-Materialien; in „Grammatik mit Sinn und Verstand“ sowie im DaF-Lehrwerk „Aspekte“ gibt es keine Merksätze, die diese Kommadomäne betreffen. Acht der neun Merksätze beziehen sich inhaltlich auf die Grundregel § 74 (vgl. (28)). Auf die Erläuterung § 74/E3 (vgl. (9)) bezieht sich ein Merksatz in der DaF-Grammatik „Klipp und klar“, auf den im Schlussteil noch genauer eingegangen wird.

- (28) „Nebensätze grenzt man mit Komma ab; sind sie eingeschoben, so schließt man sie mit paarigem Komma ein.“ (AR 2006: 80 (§ 74))

Zu den Erläuterungen § 74/E1,1 (vgl. (6)) und § 74/E1,2 (vgl. (7)), die sich auf mehrteilige Nebensatzeinleitende Fügungen beziehen, liegt kein Merksatz vor. Ebenso findet sich kein Merksatz zur Unterregel § 74/E2 (vgl. (8)) der AR, die sich auf den vermutlich recht seltenen Fall der Koordination eines Nebensatzes mit einem nicht-satzförmigen Satzglied, das unmittelbar an den übergeordneten Satz anschließt, bezieht. In Hinblick auf die Auswahl der Regeln aus dem Regelkomplex der AR zu dieser Kommandomäne lässt sich sagen, dass insofern selektiv vorgegangen wurde, als lediglich die Inhalte der Grundregel (und einer Erläuterung) in den Merksätzen der DaF-Materialien berücksichtigt wurden.

Was die Verwendung von Faustregeln betrifft, so zeigte sich Folgendes: Bemerkenswerterweise entspricht keiner der Merksätze zur Kommandomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ einem der in 3.2 genannten Faustregel-Typen. Inwiefern unterscheiden sich die Merksätze der DaF-Materialien dann von den Regeln der AR, die diese Kommandomäne betreffen? Dies soll wiederum durch einen Rückgriff auf die Merksatzklassifikation von Bredel (2011b) veranschaulicht werden. Regel (28) besteht aus zwei Sätzen, die im Grunde zwei Einzelregeln darstellen. Die Sprachkomponente des ersten Satzes enthält eine sprachliche Kategorie, der erste Teil der Regel ist folglich als systematisch zu bezeichnen. Die Merksätze, die sich auf den ersten Satz von (28) beziehen, sind ebenfalls ausschließlich systematisch und gleichen diesem ersten Satz insofern. Betrachtet man die Merksätze jedoch näher, so zeigt sich, dass dort, anders als im ersten Satz von (28), nicht die Rede von Nebensätzen ist, die abgegrenzt werden, sondern von Haupt- und Nebensätzen, die durch ein Komma getrennt werden (vgl. (29)).

(29) „Ein Komma wird gesetzt zwischen Haupt- und Nebensätzen: *Ich freue mich, wenn du kommst. Obwohl er uns verstanden hat, antwortete er nicht. Ich kenne einen Arzt, der dir helfen kann*“. (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360)

Der Grund für diese Abweichung der Merksätze gegenüber dem ersten Teil der Regel (28) könnte deren unglückliche Formulierung sein: Anstatt darauf zu verweisen, dass satzwertige syntaktische Einheiten durch Komma voneinander getrennt werden, besagt die Regel, dass Nebensätze abgegrenzt werden, ohne darauf einzugehen, wovon diese abgegrenzt werden.<sup>9</sup> Der Plural *Nebensätze* in Regel (28) kann zudem zu der irrigen Annahme führen, dass die Regel ausschließlich besagt, dass ein Nebensatz von einem anderen Nebensatz, nicht aber von einem übergeordneten Satz abgegrenzt wird. In der DaF-Grammatik „Lehr- und Übungsbuch Grammatik“ versucht man diese „Schwächen“ der Formulierung der Regel (28) dadurch zu beheben, dass man deren Inhalt auf drei Merksätze aufteilt: Ein Merksatz bezieht sich auf die Abgrenzung des Kommas von Haupt- und Nebensätzen (vgl. (29)), ein Merksatz auf die Abgrenzung von untergeordneten Nebensätzen (vgl. (30)) und ein Merksatz auf eingeschobene Nebensätze und somit auf den Inhalt des zweiten Satzes der Regel (28) (vgl. (31)).

(30) „Ein Komma wird gesetzt zwischen verschiedenen Nebensätzen. *Ich weiß, dass ich ihm das Geld bringen muss, weil er darauf gewartet hat*“. (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360).

(31) „In Kommas eingeschlossen werden Relativsätze und Nebensätze, wenn sie den übergeordneten Satz unterbrechen. *Der Apfelbaum, den er selbst gepflanzt hatte, trug herrliche Früchte*. (Lehr- und Übungsbuch Grammatik 2012: 360).

<sup>9</sup> Baudusch plädierte dementsprechend in ihrer kritischen Stellungnahme zur Neuregelung der Rechtschreibung für folgende Formulierung von § 74: „Die Teilsätze eines Ganzsatzes (Haupt- und Nebensätze) grenzt man mit Komma ab; sind sie eingeschoben, schließt man sie mit paarigem Komma ein“ (Baudusch 1997: 492).



Auch in „Übungen Rechtschreibung“ und „Mittelpunkt“ werden die Inhalte der Regel (28) auf jeweils zwei Merksätze aufgeteilt. In „Mittelpunkt“ wird insofern Adressatenbezug hergestellt, als einem Merksatz eine Erläuterung zur Topologie von Nebensätzen folgt (vgl. (32)).

- (32) „Hauptsatz und Nebensatz sind durch ein Komma getrennt. Der Nebensatz beginnt meist mit einem Nebensatzkonnektor, z.B. *Er macht Abitur, weil er Chemie studieren will.* [...] Der Nebensatz kann vor oder nach dem Hauptsatz stehen. Wenn der Nebensatz vor dem Hauptsatz steht, ist das Verb im Hauptsatz auf Position 1, z. B. *Weil er Chemie studieren will, macht er Abitur.*“ (Mittelpunkt B1+ 2014: 91)

Die Analyse der Merksätze, die sich auf die Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“ beziehen, hat gezeigt, dass das Übersetzen von Regeln der AR in Merksätze nicht immer mit einer Verkürzung, sondern z.T. auch mit einer ausführlicheren und kleinschrittigeren Darstellung einhergehen kann.

#### 4 Schluss

Durch die Analyse von DaF-Lehrmaterialien konnte im vorliegenden Artikel demonstriert werden, wie die in der AR kodifizierten Normen der Kommasetzung über DaF-Materialien im Bereich DaF verbreitet werden. Dabei hat sich gezeigt, dass sich in den DaF-Materialien, ebenso wie in der AR, ausschließlich kasuistische, systematische und kasuistisch-systematische Merksätze und keine operativen Merksätze oder deiktischen Merkhilfen finden. Die Ausschnitte der DaF-Materialien unterscheiden sich gegenüber dem Regelteil der AR insofern, als es dort lediglich eine Auswahl aus der Gesamtheit der Regeln zur Kommasetzung in der AR gibt. Die Merksätze in den DaF-Materialien stellen zum Teil Faustregeln dar, die insofern „defizitär“ sind, als sie nicht alle objektsprachlichen Einheiten der Regeln der AR aufführen, nur eine von mehreren möglichen Schreibungen nennen oder weniger grammatische Termini enthalten. Obwohl sich Beispiele für Faustregeln in den DaF-Materialien finden lassen, konnte festgestellt werden, dass sich die Merksätze in den DaF-Materialien z.B. in Hinblick auf die Anzahl der enthaltenen Fachtermini nicht sonderlich stark von den Regeln der AR unterscheiden. Unter Punkt 3.2 wurden einige Vorschläge aus der Literatur genannt, wie Inhalte der AR adressatengerecht und verständlich in Merksätze übertragen werden könnten. Diese Vorschläge bildeten die Ausgangslage für die Beschreibung der Merksätze in den DaF-Materialien. Ob die Merksätze allerdings tatsächlich adressatengerecht sind und zu besseren Kommatierungsleistungen bei den DaF-Lernenden führen, darüber lassen sich im Rahmen der Analyse von Lehr-Lern-Materialien keine Aussagen treffen. In Hinblick auf die Kommatierungskompetenz von muttersprachlichen Schüler/innen liegen Studien vor, die die Vorstellung des Orthographieerwerbs als sukzessiven Regelerwerb widerlegen (vgl. Bredel 2011b: 410). Studien zu Leistung und Erwerb von Kommatierungen bei DaF-Lernenden stellen hingegen ein Desiderat dar.

Abschließend soll die deskriptive Analyse von Merksätzen in DaF-Materialien noch durch einige Gedanken zur Bewertung von Merksätzen ergänzt werden. Gallmann/Sitta äußern sich diesbezüglich folgendermaßen:

- „Wie eine Regel in einem Schulbuch oder auf einem Arbeitsblatt formuliert wird, spielt vom Gesichtspunkt der Norm aus so lange keine Rolle, als daraus die angestrebte Schreibung und die dafür notwendigen Schreibhandlungen abgeleitet werden können. Entscheidend ist mit anderen Worten, ob die Regel der zugrunde liegenden Norm gerecht wird. Im Rahmen dieser Einschränkung können die im amtlichen Regelwerk aufgeführten Regeln

in den unterschiedlichen Publikationen frei abgeändert oder ersetzt werden.“ (Gallmann/Sitta 1997: 94).

Ob ein Merksatz in Lehr-Lern-Materialien zur normgerechten Schreibung anleitet oder nicht, ist im konkreten Einzelfall wohl nicht immer eindeutig zu bestimmen. Die Grenze zwischen didaktisch vereinfachten und verkürzten Merksätzen, die der Norm und dem Gegenstand gerecht werden, und solchen, bei denen dies nicht der Fall ist, dürfte relativ schwer zu bestimmen sein. Eine kriteriengeleitete Bewertung der Merksätze in DaF-Materialien in Hinblick auf ihre Norm- und Gegenstandsadäquatheit konnte im Rahmen des vorliegenden Artikels nicht erfolgen. Dennoch soll abschließend noch ein Beispiel eines Merksatzes genannt werden, bei dem die Normadäquatheit stark eingeschränkt zu sein scheint.

(33) „Hinweis: Vergleichssätze mit „wie“ und „als“: Das Komma ist fakultativ! *Der Film war nicht so lustig wie ich gehofft hatte. Der Schrank ist viel größer als ich erwartet hatte.*“ (Klipp und klar 2008: 148)

Merksatz (33) ist innerhalb der Grammatik im Kapitel „Nebensätze: Vergleiche“ als zusätzlicher Hinweis aufgeführt. Er bezieht sich auf die Regel § 74 (vgl. (5)) und somit auf die Kommadomäne „satzinterne Satzgrenze (mit finitem Verbalkopf)“. Der Merksatz gibt den Inhalt der korrespondierende Regel insofern nicht exakt wieder, als postuliert wird, dass die Kommasetzung bei satzförmigen Einheiten, die mit *als* und *wie* eingeleitet werden, fakultativ ist. Laut Regel (5) der AR ist sie allerdings obligatorisch. Man könnte diesbezüglich entgegennehmen, dass der Merksatz durchaus zur normgerechten Schreibung führen kann, sofern sich der/die DaF-Lernende im Anwendungsfall dafür entscheidet, das Komma zu setzen. Dennoch scheint dieser Merksatz mit höherer Wahrscheinlichkeit zu nicht-normgerechten Schreibungen zu führen, als dies bei den anderen analysierten Merksätzen der Fall ist. Problematisch ist neben der Merksatzformulierung, dass die fehlende Kommatierung der angeführten Beispielsätze in (33) nicht normgerecht ist.

Zum Schluss soll noch auf eine im Kontext der Kodifizierungsforschung interessante Frage aufmerksam gemacht werden, nämlich ob bestimmte Lehrmaterialien für den Sprachunterricht, also u.a. DaF-Materialien, möglicherweise Kodex-Status besitzen und dem „Parakodex“ (Klein 2014: 224) des Deutschen zugeschrieben werden könnten.<sup>10</sup>

Es wäre sicherlich wenig zielführend, Lehrmaterialien für den Sprachunterricht generell zum Kodex zu rechnen, da der Kodex-Begriff dadurch unter didaktischer Perspektive stark aufgeweicht würde. Es könnte allerdings durchaus lohnenswert sein, den Kodex-Status bestimmter DaF-Materialien in Erwägung zu ziehen und zu eruieren, ob bestimmte DaF-Materialien einen stärkeren Kodex-Status besitzen als andere. Dazu müsste empirisch erhoben werden, ob DaF-Materialien Eigenschaften von Kodex-Texten aufweisen, also ob sie von vielen Menschen in orientierender Absicht benutzt werden (vgl. Klein 2014: 223), (zumindest für bestimmte Teile der Sprachgemeinschaft) als Normautoritäten zur Verfügung stehen (vgl. Klein 2014: 222) und ob man sich „auf sie als Nachschlagewerk mit Erfolg berufen kann“ (Ammon 2005: 35). Man könnte hier auflagenstarke DaF-Grammatiken wie die „Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ von Gerhard Helbig und Joachim Buscha ins Auge fassen, die laut Hennig seit ihrem Erscheinen 1972 zu den wichtigsten DaF-Grammatiken gehört (vgl. Hennig 2001: 101). Ammon verweist in seinen Ausführungen zum

<sup>10</sup> Dazu müsste zunächst die Frage diskutiert werden, ob DaF-Materialien, indem sie auf den DaF-Kontext einwirken, gleichzeitig auf einen Teil der deutschen Sprachgemeinschaft einwirken.

Kern- und Randbereich des Sprachkodex der nationalen Varietät „deutsches Standarddeutsch“ auf diese DaF-Grammatik und konstatiert, dass sie im Bereich der Orthogrammatik verglichen mit zentralen Nachschlagewerken wie der Duden-Grammatik „[s]pezielleren, aber durchaus normativen Zwecken“ (Ammon 1995: 328) dient. Ammon zieht hier also die Zugehörigkeit einer DaF-Grammatik zum Parakodex des Deutschen in Erwägung, was – wie bereits gesagt – zu diskutieren und empirisch zu überprüfen wäre.

## 5 Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. – In: Eichinger, Ludwig, Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Amtliche Regelung (AR) (2006): Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Entsprechend den Empfehlungen des Rats für deutsche Rechtschreibung. Überarbeitete Fassung des amtlichen Regelwerks 2004 mit den Nachträgen aus dem Bericht 2010. München/Mannheim. Zugänglich unter: <http://rechtsschreibrat.ids-mannheim.de/download/regeln2006.pdf>.
- Augst, Gerhard und Burkhard Schaefer (1997): Die Architektur des amtlichen Regelwerks „Deutsche Rechtschreibung“. – In: Augst, Gerhard, Karl Blüml, Dieter Nerius und Horst Sitta (Hrsg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer. S. 73-91.
- Baudusch, Renate (1997): „Die unproblematischsten Vorschläge sind die zur Zeichensetzung“. – In: Augst, Gerhard, Karl Blüml, Dieter Nerius und Horst Sitta (Hrsg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer. S. 487-495.
- Bredel, Ursula (2011a): Interpunktion. Heidelberg: Winter.
- Bredel, Ursula (2011b): Merksätze – Die Relation zwischen orthographischem Können und orthographischem Wissen. – In: Bredel, Ursula und Thilo Reißig (Hrsg.): Weiterführender Orthographieerwerb. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. S. 409-421.
- Ciuta, Irina Diana (2008): Auswirkungen der Rechtschreibreform im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Dissertation Universität Erlangen-Nürnberg.
- Eisenberg, Peter (1995): Die deutsche Orthographie und Deutsch als Fremdsprache: analoge Strukturierung von System und Erwerb? – In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 21. S. 171-184.
- Eisenberg, Peter (<sup>4</sup>2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Esslinger, Gesine (2011): Konzepte des Interpunktionserwerbs. – In: Bredel, Ursula und Thilo Reißig (Hrsg.): Weiterführender Orthographieerwerb. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. S. 318-339.
- Europarat (2001): Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: Lernen, Lehren, Beurteilen. Berlin: Langenscheidt.
- Ewald, Petra (<sup>4</sup>2007): Zur orthographischen Regel. – In: Nerius, Dieter (Hrsg.): Deutsche Orthographie. Hildesheim: Olms Verlag. S. 40-54.
- Földes, Csaba (2000): Rechtschreibunterricht in der Lernsprache Deutsch – nach der Orthographie reform. – In: Zielsprache Deutsch 31/1. S. 15-30.
- Gallmann, Peter und Horst Sitta (1997): Zum Begriff der orthographischen Regel. – In: Augst, Gerhard, Karl Blüml, Dieter Nerius und Horst Sitta (Hrsg.): Zur Neuregelung der deutschen Orthographie. Begründung und Kritik. Tübingen: Niemeyer. S. 93-112.
- Goethe-Institut (2016): Welche Rechtschreibung wird bei den Prüfungen angewendet? (Rubrik „Oft gestellte Fragen“ auf der Homepage des Goethe-Instituts). Zugänglich unter: <http://www.goethe.de/lrn/prj/pba/ogf/10/deindex.htm>.

- Hennig, Mathilde (2001): Welche Grammatik braucht der Mensch? Grammatikenführer für Deutsch als Fremdsprache. München: Iudicium.
- Ickler, Theodor (2004): Regelungsgewalt. Hintergründe der Rechtschreibreform. Zugänglich unter: [http://vernuenftig-schreiben.de/dokumente/ickler\\_regelungsgewalt.pdf](http://vernuenftig-schreiben.de/dokumente/ickler_regelungsgewalt.pdf).
- Kiesendahl, Jana und Christine Ott (2015): Linguistik und Schulbuchforschung. – In: Kiesendahl, Jana/Ott, Christine (Hrsg.): Linguistik und Schulbuchforschung. Gegenstände – Methoden – Perspektiven. Göttingen: V&R unipress. S. 7-18.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Lindauer, Thomas (2011): Das Komma zwischen Verbgruppen setzen. – In: Bredel, Ursula und Thilo Reißig (Hrsg.): Weiterführender Orthographieerwerb. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. S. 601-609.
- Neuner, Gerhard (1994): Lehrwerkforschung und Lehrwerkkritik. – In: Kast, Bernd und Gerhard Neuner (Hrsg.): Zur Analyse, Begutachtung und Entwicklung von Lehrwerken für den fremdsprachlichen Deutschunterricht. Berlin/München: Langenscheidt. S. 8-22.
- Steinhoff, Annette (2011): Lernmedien Deutsch als Fremdsprache und die Vermittlung des Passivs. München: Iudicium.

### **Gesichtete DaF-Lehrmaterialien**

- Albrecht, Ulrike und Christian Fandrych, Gaby Grüßhaber, Uta Henningsen, Oliver Hesselmann, Angela Kilimann, Harald Knaus, Sylvia Klötzer, Renate Köhl-Kuhn, Karen Papendieck (2013): Passwort Deutsch 1. Kurs- und Übungsbuch. A1. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Albrecht, Ulrike und Dorothea Dane, Christian Fandrych, Gaby Grüßhaber, Uta Henningsen, Angela Kilimann, Sylvia Klötzer, Harald Knaus, Renate Köhl-Kuhn, Karen Papendieck, Susanne Schäfer (2013): Passwort Deutsch 2. Kurs- und Übungsbuch. A1-A2. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Albrecht, Ulrike und Christian Fandrych, Gaby Grüßhaber, Uta Henningsen, Oliver Hesselmann, Angela Kilimann, Sylvia Klötzer, Harald Knaus, Renate Köhl-Kuhn, Karen Papendieck (2013): Passwort Deutsch 3. Kurs- und Übungsbuch. A2. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Albrecht, Ulrike und Christian Fandrych, Gaby Grüßhaber, Uta Henningsen, Oliver Hesselmann, Angela Kilimann, Harald Knaus, Sylvia Klötzer, Renate Köhl-Kuhn, Karen Papendieck (2013): Passwort Deutsch 4. Kurs- und Übungsbuch. A2-B1. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Braun, Birgit und Stefanie Dengler, Nadja Fügert, Sandra Hohmann (2014): Mittelpunkt neu B1+. Deutsch als Fremdsprache für Fortgeschrittene. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Dreyer, Hilke und Richard Schmitt (2012): Lehr- und Übungsbuch der deutschen Grammatik aktuell. Ismaning: Hueber.
- Fandrych, Christian und Ulrike Tallowitz (2008): Klipp und klar. Übungsgrammatik Grundstufe Deutsch in 99 Schritten. Stuttgart: Klett International.
- Helbig, Gerhard und Joachim Buscha (2013): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. München: Klett-Langenscheidt.
- Koithan, Ute und Helen Schmitz, Tanja Sieber, Ralf Sonntag (2014): Aspekte neu. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch mit DVD. B1 plus. München: Klett-Langenscheidt.
- Koithan, Ute und Helen Schmitz, Tanja Sieber, Ralf Sonntag (2015): Aspekte neu. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch mit DVD. B2. München: Klett-Langenscheidt.

- Koithan, Ute und Helen Schmitz, Tanja Sieber, Ralf Sonntag (2016): Aspekte neu. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch. C1. München: Klett-Langenscheidt. Perlmann-Balme, Michaela und Susanne Schwalb, Jutta Orth-Chambah, Dörte Weers (2008): em neu. Deutsch als Fremdsprache. Niveaustufe B1+. Brückenkurs. Kursbuch und Arbeitsbuch. Lektion 1-5. Ismaning: Hueber Verlag.
- Koithan, Ute, Helen Schmitz, Tanja Sieber, Ralf Sonntag, Ralf-Peter Lösche und Ulrike Moritz (2015): Aspekte neu B2. Mittelstufe Deutsch. Lehrbuch mit DVD. München: Klett-Langenscheidt.
- Lübke, Diethard (2006): Übungen zur neuen Rechtschreibung. Neubearbeitung. Ismaning: Hueber.
- Perlmann-Balme, Michaela und Susanne Schwalb, Jutta Orth-Chambah, Dörte Weers (2008): em neu. Deutsch als Fremdsprache. Niveaustufe B1+. Brückenkurs. Kursbuch und Arbeitsbuch. Lektion 6-10. Ismaning: Hueber Verlag. Perlmann-Balme, Michaela und Susanne Schwalb (2008): em neu. Deutsch als Fremdsprache. Niveaustufe B2. Hauptkurs. Kursbuch. Ismaning: Hueber Verlag.
- Perlmann-Balme, Michaela und Schwalb Susanne, Dörte Weers (2008): em neu. Deutsch als Fremdsprache. Niveaustufe C1. Abschlusskurs. Kursbuch und Arbeitsbuch. Lektion 6-10. Ismaning: Hueber Verlag.
- Perlmann-Balme, Michaela und Schwalb Susanne, Dörte Weers (2009): em neu. Deutsch als Fremdsprache. Niveaustufe C1. Abschlusskurs. Kursbuch und Arbeitsbuch. Lektion 1-5. Ismaning: Hueber Verlag.
- Reimann, Monika (2010): Grundstufen-Grammatik für Deutsch als Fremdsprache. Erklärungen und Übungen. Ismaning: Hueber.
- Rug, Wolfgang und Andreas Tomaszewski (2009): Grammatik mit Sinn und Verstand. Übungsgrammatik Mittel- und Oberstufe. Stuttgart: Ernst Klett.
- Sander, Ilse und Albert Daniels, Renate Köhl-Kuhn, Barbara Bauer-Hutz, Klaus F. Mautsch, Heidrun Tremp Soares (2012): Mittelpunkt neu B2. Deutsch als Fremdsprache für Fortgeschrittene. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.
- Sander, Ilse und Renate Köhl-Kuhn, Klaus F. Mautsch, Daniela Schmeiser, Heidrun Tremp Soares (2013): Mittelpunkt neu C1. Deutsch als Fremdsprache für Fortgeschrittene. Stuttgart: Ernst Klett Sprachen.

## **-ier(en) vs. -ir(en)**

### **Die Verbendung und ihre Schreibung in Geschichte und Erwerb**

NANNA FUHRHOP & FRANZISKA BUCHMANN

#### **1 Einleitung**

Mit den Rechtschreibkonferenzen von 1876 und 1901 ist die Schreibvariante *-ir(en)* des Suffixes *-ier(en)* verschwunden. Während die Rechtschreibreformer 1876 Variantenschreibung *-ier(en)/-ir(en)* je nach Herkunft zulassen, wird 1901 eine reine *ier(en)*-Schreibung zur Norm erhoben. Dabei sind es nicht die Rechtschreibreformen allein, die zur Ablösung der *ir(en)*-Schreibung führen. Dazwischen stehen die Schulorthographien, allen voran die preußische Schulorthographie von Wilhelm Wilmanns, der eine flächendeckende *ier(en)*-Schreibung vorschlägt. Diese Vorschläge stehen in einem deutlichen Missverhältnis zum offensichtlichen Usus der Zeit, denn die Rechtschreibreformer von 1876 haben sehr deutlich artikuliert, dass die Variante *-ir(en)* die bis dato häufigere ist.

Die *ier(en)*-Variante galt lange als gut etabliert im System des Deutschen – so entspricht sie durchaus einigen Regularitäten des Systems. In der neueren Forschung des Erwerbs der Fremdwortschreibung zeigen sich allerdings überraschende Probleme, gerade für diesen Bereich. Man könnte die These vertreten, dass genau diese Schreibung den Aufbau der überaus wichtigen Fremdwortsensitivität stört.

Im Folgenden geht es zunächst um die morphologische Funktion des Suffixes *-ier(en)* im heutigen Deutsch (Abschnitt 2). Anschließend wird seine Schreibung graphematisch eingeordnet – zwischen einer nativen Schreibung und einer fremdwortsensitiven (Abschnitt 3). Der eher theoretischen Beschreibung folgt die Darstellung einer Studie zur <i>- vs. <ie>- Schreibung im Erwerb (von Paxa 2013 Abschnitt 4). Historisch war vor 1876 die *ir(en)*-Variante die bevorzugte (Abschnitt 5). Die Konferenz von 1876 wollte diese beibehalten, der Text der preußischen Schulorthographie hingegen nicht (Abschnitt 6). Offenbar war dieser durchsetzungsstärker und <-ir(en)> wurde ziemlich rasant durch <-ier(en)> ersetzt (Abschnitt 7). Diese Durchsetzungskraft ist auch damit begründet, dass die Variante <-ier(en)> vermeintlich gut ins System passt; allerdings ist *-ir(en)* erstens die durch natürlichen grammatischen Wandel entstandene und zweitens würde diese Schreibung vermutlich die Entwicklung der Fremdwortsensitivität im Schriftspracherwerb unterstützen (Abschnitt 8).

Die Normierung der *ieren/iren*-Verben 1876 und 1901 sowie deren Auswirkungen laden zu allgemeineren Betrachtungen über die Kodifizierung von Sprache, hier im Besonderen die Kodifizierung der Schreibung, bzw. die Kodexforschung ein (vgl. dazu Klein 2014). Betrachtet man nur die Durchsetzungskraft der neuen Schreibung *-ieren* nach 1901, so ist diese Kodifizierung gegen den Usus als erfolgreich zu interpretieren. Vor 1876 herrscht die *iren*-Variante vor, nach 1901 die *ieren*-Variante, und zwar zu 100 Prozent. Betrachtet man hingegen die Fähigkeiten der kompetenten Schreiber/innen bezüglich der [i]-Schreibung im Fremdwortbereich im 21. Jahrhundert, so muss man die Kodifizierung als künstlich und hinderlich für den Aufbau einer Fremdwortsensitivität im Schriftspracherwerb interpretieren. Künstlich meint in diesem Zusammenhang eine Norm, die nicht dem vorherrschenden Usus entspricht und die sich somit nicht in einem natürlichen Sprachwandelprozess entwickelt hat. Hier wurde also nicht die Schreibung normiert, die sich auf natürlichem Wege herausgebildet hatte.

Die Motive der Kodifizierer sind nachvollziehbar: Eine Vereinheitlichung der Schrift und damit eine Vereinfachung des Lernprozesses standen im Vordergrund und diese Vereinheitlichung ist vor dem Hintergrund des sich gerade konstituierten Deutschen Reichs 1871 einzuordnen.

## 2 Die Verbendung *-ier(en)* im heutigen Deutsch – morphologisch

Die Verbendung *-ier(en)* ist im heutigen deutschen Wortschatz sehr präsent, obwohl sie vermutlich nicht mehr produktiv ist. Es gibt einige Hundert Wörter im Deutschen mit dieser Endung – in CELEX, einer Datenbank zum Deutschen mit rund 50 000 Wörtern des Deutschen, sind unbereinigt 1451 verzeichnet, davon 213 mit *-isier(en)* (s. unten) und 41 mit *-ifizier(en)* (Baayen et al. 1995). In Fuhrhop (1998: 73) wird das Suffix *-ier(en)* mit Hilfe dieser Beispiele erläutert:

- (1)
  - a. adressieren, annoncieren, argumentieren, balancieren, synkopieren – pausieren, schattieren
  - b. aktivieren, blondieren, halbieren, nasalieren, stolzieren
  - c. formen – formieren, hausen – hausieren, proben – probieren, spenden – spendieren
  - d. blamieren, chauffieren, datieren, definieren, deklinieren, dekorieren, demonstrieren, determinieren, explodieren, faszinieren, fundieren, kalkulieren, kritisieren, memorieren, montieren, operieren, organisieren, reagieren, servieren, spekulieren, studieren, tolerieren, zirkulieren

(1a-c) listet Bildungen auf, bei denen *-ier(en)* dem lexikalischen Stamm folgt, sie sehen aus wie typische Suffigierungen. (1a) nennt Bildungen mit substantivischen Basen, und zwar solche, die ‚fremd‘ wirken und solche, die ‚nativ‘ wirken. (1b) hat adjektivische Basen, zum Teil überschneiden sich (1a) und (1b) wie bei *Stolz/stolz*, *Nasal/nasal*. Bei diesen beiden Gruppen ist der semantische Beitrag des Suffixes *-ier(en)* gering; *-ier(en)* scheint hier die Funktion eines reinen Verbalisierungssuffix zu haben, so wie es auch bei der zahlenmäßig größten Gruppe in (1d) der Fall ist. (1c) listet *ier(en)*-Verben, zu denen es auch Verben ohne *-ier(en)* gibt, hier könnte *-ier(en)* als deverbale interpretiert werden. Diese Gruppe ist sehr klein; eine einheitliche Funktion von *-ier(en)* ist hier nicht festzustellen. Die Hauptfunktion von *-ier(en)* ist die, Verben zu bilden, und zwar insbesondere Verben aus fremden Wörtern (*Argument*, *Nasal*) und ‚Stämmen‘ (Konfixen wie *demonstr-*, *oper-*, *stud-*) wie in (1d). In Fuhrhop (1998) wurde gezeigt, dass *-ier(en)* ein ‚Zentrum‘ ist, um den sich ein Netz aus Fremdwörtern ergibt, in diesem Sinne auch Eisenberg (2012: 294, 2013:277f.).

- (2)
  - a. operieren – Operator – Operation – Operand
  - b. demonstrieren – Demonstrator – Demonstration – ... – Demonstrant
  - c. kalkulieren – Kalkulator – Kalkulation usw.

Mit nativen Basen kombiniert es – trotz seiner überaus starken Präsenz im heutigen Deutsch – fast nicht; Wörter wie *halbieren*, *buchstabieren* sind marginal.

Es wurde immer wieder festgehalten, dass die Endung selbst aus dem Französischen entlehnt wurde, deutlich ist aber, dass es nicht als französische Verbendung entlehnt wurde. Das ist an Paaren wie frz. *friser* ‚kräuseln‘ – dt. *frisieren*, frz. *friter* (scheint es frz. nur noch als Adjektiv/Partizip zu geben *frité*) – dt. *frittieren* deutlich zu erkennen. Es kam von der franzö-

sischen Substantivendung *-ier*, deren Schreibung so zunächst aus dem Französischen übernommen wurde. Im Französischen ist dies keine Dehnungsschreibung, sondern steht für eine Kombination aus einem Gleitlaut und einem Vokal. Offenbar wurde diese Schreibung aber nicht als deutsche Dehnungsschreibung reanalysiert, sondern durch die Schreibung *ir(en)* ersetzt (s. Abschnitt 5), die im 19. Jahrhundert eindeutig die häufigere war (*probieren* mit 8,78% zu *probiren* mit 91,22 Prozent). So wird das auch von Raumer in der Begründung für die Rechtschreibreform von 1876 diskutiert (Raumer 1876: 58 in Nerius 2002: 55).

Die Endung *-ier(en)* ist schon sehr lange eine Endung im Deutschen, die systematisch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aus fremden Stämmen/Konfixen Verben bilden konnte. Die Verben wurden unabhängig von der Herkunftssprache mit *-i(e)ren* integriert, so auch Verben aus dem Englischen, wie an *trainieren* deutlich zu sehen ist. Und genau hier ist auch ein Wandel festzustellen: Verben werden heute aus dem Englischen nicht mehr mit dem Suffix *-ier(en)* integriert wie *\*scannieren*, *\*coachieren*, *\*surfieren*, *\*chattieren*, *\*jobbieren*; die Integration geschieht heute rein durch die syntaktische Konversion, mithilfe der Flexion.

Dem Integrationsuffix *-ier* folgen die Suffixe der nativen schwachen Verbflexion. Links von der Endung *-ier* stehen damit im Allgemeinen fremde Stämme, rechts davon native Einheiten (s. auch Eisenberg 2012: 293), und zwar einerseits die Endungen der nativen schwachen Verbflexion, andererseits können das aber auch native Derivationsuffixe sein wie *-ung*, *-bar*, *-er*:

- (3) a. Aktivierung, Annullierung, Archivierung, Dehydrierung, Imprägnierung  
 b. aktivierbar, explodierbar, flektierbar, konjugierbar, kontrollierbar, verifizierbar  
 c. Modellierer, Programmierer, Radierer, Randalierer, Tapezierer

Daneben finden sich Bildungen wie *kontinuierlich*, *possierlich*, *manierlich*, *reputierlich*, *despektierlich*; es fehlen aber häufig die Basen (*?kontinuieren*); sie sind isoliert.

Interessant ist hierbei Folgendes: Es gibt jeweils ‚Konkurrenzbildungen‘, gerade aus dem fremden Bereich; diese aber immer ohne *-ier*.

- (4) a. *-ung* vs. *-ation*: Alimentierung – Alimentation, Animierung – Animation, Evaluierung – Evaluation, Imitierung – Imitation, Imprägnierung – Imprägnation, Kumulierung – Kumulation, Konzentrierung – Konzentration, Liquidierung – Liquidation, Materialisierung – Materialisation, Perforierung – Perforation, Restaurierung – Restauration  
 b. *-bar* vs. *-abel*: akzeptierbar – akzeptabel, deklinierbar – deklinabel, diskutierbar – diskutabel, operierbar – operabel, passierbar – passabel, präsentierbar – präsentabel, reparierbar – reparabel, transportabel – transportierbar, variierbar – variabel  
 c. verschiedene Konkurrenzen für *-er*: *-and*, *-ator*, *-eur*: Demonstrierer – Demonstrant, Kalkulierer – Kalkulator, Kassierer – Kassier (im Duden als ‚süddt., österr., schweizer.‘), Kontrollierer – Kontrolleur, Montierer – Monteur, Operierer – Operator

Die Einheit *-ier* ist damit genuin das Scharnier vom ‚Fremden‘ zum ‚Nativen‘. Damit stellt sich die interessante Frage, wie fremd sie selbst ist. Aus Sicht einer heutigen Wortgrammatik ist sie



1. segmentalphonologisch ‚nativ‘ – /i/ und vokalisiertes /ɐ/,
2. prosodisch zumindest als Suffix fremd (also morphoprosodisch), weil sie den Akzent auf sich zieht,
3. flexionsmorphologisch hilfreich für die Integration; sie ermöglicht regulär schwache Verbflexion,
4. derivationsmorphologisch beschränkt auf fremde Basen und daher derivationsmorphologisch eher fremd. Auch die Tatsache, dass es überhaupt Verbalisierungssuffixe gibt, ist für das Deutsche ungewöhnlich. Wie in der Flexion macht sie aber die Basen zugänglich für native Derivationsuffixe. Sie entfaltet also auch hier eine Integrationswirkung,
5. graphematisch undeutlich, s. Abschnitte 3ff. Die Schreibung -ier- ist sicherlich eine native Schreibung, aber diese ist ja, wie gesagt, eher künstlich.

Eisenberg (2012: 291) interpretiert die Betonung des Suffix als ‚Trochäus‘ von hinten; es verhält sich quasi wie ein nativer Stamm, an den Flexionsendungen kommen.

Die Varianten -isier(en) (und -ifizier(en)) gelten zum Teil noch als produktiv (s. Eisenberg 2012: 291f). In CELEX sind 213 Verben mit -isier(en) verzeichnet. Im Folgenden sind sie schon ein wenig geordnet:

- (5)
- a. botanisieren, dynamisieren, elektrisieren, erotisieren, fanatisieren, europäisieren, germanisieren, harmonisieren, heroisieren, hypnotisieren, ideologisieren ...
  - b. brutalisieren, digitalisieren, egalisieren, emotionalisieren, formalisieren, homogenisieren, humanisieren, idealisieren, immunisieren, internationalisieren ...
  - c. generalisieren, individualisieren, industrialisieren, institutionalisieren, internalisieren, kommerzialisieren, kriminalisieren, provinzialisieren, professionalisieren, sexualisieren
  - d. bürokratisieren, charakterisieren, dämonisieren, demokratisieren, computerisieren, fetischisieren, galvanisieren, hospitalisieren, humorisieren, idolisieren ...
  - e. christianisieren, favorisieren, fraternisieren, inthronisieren, kolonisieren
  - f. improvisieren, koalieren, organisieren

In (5a-c) handelt es sich um Verben mit einer adjektivischen Basis: In (5a) ‚ersetzt‘ -ier(en) das Suffix -isch; -isch ist für die weitere Wortbildung bekanntermaßen beschränkt (s. Fuhrhop 1998: 219). Bei einigen der Basen ist sicher auch eine Zuordnung zu einem Substantiv möglich (*magnetisieren* zu *Magnet* oder *magnetisch*, bei *Theorie* – *theoretisch* könnte das *t-* in *theoretisieren* ein Hinweis auf eine engere Verwandtschaft zum Adjektiv sein). Auch semantisch sind die isier(en)-Verben von adjektivischen Basen so zu lesen: *dynamisieren* – ‚dynamisch machen‘, *magnetisieren* – ‚magnetisch machen‘. In (5b) gibt es die einfachen Basen, in (5c) findet ein Wechsel von -ell zu -al statt, auch der ist häufig im Deutschen belegt (s. Fuhrhop 1998: 127f.). Zu (5d) gibt es Substantive, zu (5e) fehlen die konkreten Basen der Form nach. In (5f) gibt es *ation*-Substantive, genauer sogar *isation*-Verben, hier ist also wie sonst auch -ier(en) und -ation ‚gegeneinander austauschbar‘.

Eisenberg zeigt zumindest eine punktuelle Produktivität, gerade auch bei Anglizismen *randomisieren*, *pidginisieren*, *computerisieren* (Eisenberg 2012: 292). -isier(en) macht transitive Verben (ebd.) und integriert die prosodische Struktur von -ier(en) gut, denn durch die vorangestellte unbetonte Silbe scheint es relativ natürlich, auf dem Stamm (oder auf einem anderem fremden vorangehenden Suffix wie -al) einen Nebenakzent zu platzieren. In der Tat

zeigt ein Blick in verschiedene Korpora hier immer wieder eine punktuelle Produktivität wie *bonapartisieren*, *lessingsieren* in dem Korpus Cosmas-historisch-literarisch HK3 . Durch die Transitivity hat es eine klare Funktion. Es scheint aber nicht strukturell produktiv zu sein.

- (6) a. deadjektivisch bei Anglizismen: *\*coolisieren*, *hippisieren*, *famisieren*, *pinkisieren*  
 b. deadjektivisch bei anderen: *\*naivisieren*,  
 c. deadjektivisch/desubstantivisch (nach dem Typ *Pädagoge – pädagogisch – pädagogisieren*), *Linguist – linguistisch – <sup>??</sup>linguistisieren*, *morphologisieren*, *semantisieren*, *chemisieren*, <sup>???</sup>*pharmazisieren*

Insgesamt ist aber deutlich: Während *-ier(en)* noch weithin die Funktion des einfachen Verbalisierungsmarkers hat, ist *-isier(en)* morphosemantisch (und syntaktisch) sehr viel transparenter und es leuchtet ein, dass hier durchaus Neubildungen möglich sind. In welchem Sinne der modernen Diskussion es produktiv ist, ist eine andere Frage. Die Abbildung zeigt einen späten, aber überaus steilen Anstieg. Es geht allerdings um die Tokens, über die Types sagt diese Graphik nichts aus.

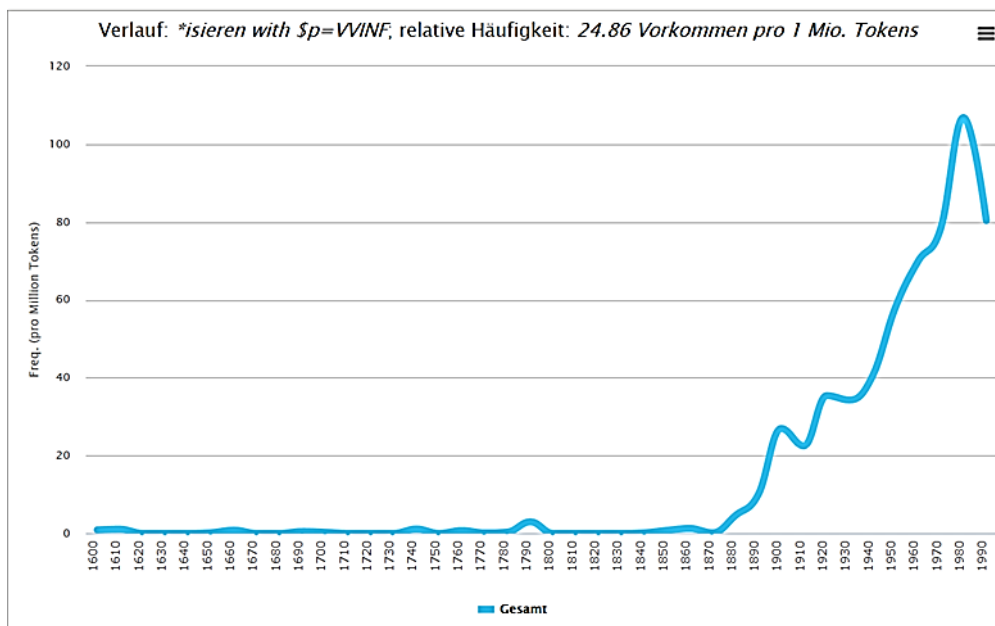


Abbildung 1: *\*-isier(en)* als Infinitivendung im DTA und DWDS

Interessant für die vorliegenden Fragestellungen ist bei *-isier(en)*, ob sie sich tatsächlich an Einsilber hängen und damit auch an genuin native Wörter. Die Frage dahinter ist, ob *-ier(en)* in der Variante *-isier(en)* den Sprung aus dem Fremdwortbereich schafft. Das wäre der morphologische Teil der Antwort – die morphologische Fremdheit würde es hier verlieren. Die morphoprosodische Fremdheit (Betontheit des Suffixes) bleibt bestehen. Unsere Frage ist ja unter anderem, ob es graphematisch integriert ist oder ob die graphematische Integration eine künstliche war und eigentlich dem System nicht entspricht. Und selbst in diesem Bereich, wo die Integration am weitesten vorangeschritten ist, können wir sie nicht wirklich zeigen.

### 3 -ier(en) im System des Deutschen – graphematisch

Die Forschung der Fremdwortgraphematik im Deutschen ist noch relativ wenig etabliert. Lange Zeit wurde sie lediglich in Zusammenhang mit möglichen Rechtschreibreformen betrachtet. In jüngerer Zeit hat sich Eisenberg (2012) mit der Grammatik des Fremdworts beschäftigt und damit auch mit der Fremdwortgraphematik. Im Fremdwortbereich herrschen zum Teil eigene Regularitäten, die aber deswegen nicht weniger systematisch sind als die in der Kerngrammatik. Daneben sind immer Integrationstendenzen der Fremdwörter in den Kernbereich zu beobachten.

Mit der Erforschung eines graphematischen Fußes, die Primus begonnen hat (erste Veröffentlichung dazu 2010: 23ff.) und die mit Evertz (2014) einen neuen Höhepunkt erreicht, zeigt sich, dass die Schreibung <ie> nicht einfach auf einer simplen Phonem-Graphem-Beziehung beruht, sondern vielmehr, dass <ie> dann gewählt wird, wenn es gilt, die schwere Silbe zu zeigen. Das Zeigen der schweren Silbe in der Graphematik kann zunächst phonologisch interpretiert werden. Primus geht wiederholt davon aus, dass die primäre Korrespondenz /i/ – <i> ist, wie sie an Beispielen wie *wider*, *Iren*, *Viren* (Primus 2010: 24) betont. Sicherlich ist diese Schreibung die seltenere, aber es gibt kein Vertun darüber, dass aufgrund der Silbenstrukturen (offene, betonte Silben) der gespannte Langvokal gemeint ist: Die erste Silbe in *wider* usw. ist graphematisch offen; der Bezug von einer phonologischen Gespanntheit/Länge ist deutlich und ist letztendlich so markiert, wie bei den anderen Vokalen auch (*lesen*, *loben*, *laben*, *Grube*). Im nativen Wortschatz sind Silben mit <ie> im Allgemeinen Stammsilben und keine Suffixe. Das native System hat zwei ‚Suffixe‘ -i:

- (7) a. Studi, Sozi, Fundi
- b. Betti, Susi, Hanni, Hansi

Sie funktionieren beide ähnlich (das Suffix -i in b. lässt aufgrund seiner Funktion zwei Genera zu, die Substantive in a. sind hingegen maskulin) – es handelt sich um ‚Kurzwortsuffixe‘; die vermeintliche Langform wird vor dem zweiten Silbenkern abgebrochen und stattdessen -i angehängt. Diese Endung wird gespannt gesprochen, sie kann auch lang gesprochen werden, insbesondere in isolierter Stellung (‚Pausa-Stellung‘) und bei fallend-steigender Kontur (*Hansi?*) ist das auch wahrscheinlich.<sup>1</sup> Insgesamt wird damit deutlich, dass <ie> schwere Silben anzeigt: Im nativen Bereich sind das auf der einen Seite betonte Silben, aber es sind auch Stammsilben. Beides fällt zusammen und es ist auf der Grundlage der vorliegenden Beispiele wohl kaum möglich, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen.

Im Fremdwortbereich wird /i/ als <i> geschrieben, phonologisch kann das durchaus gespannt sein, mitunter auch lang: *Militär*, *Philanthrop*, *Maschine*, *Kabine*. Die Ausnahme bilden diejenigen Endungen, auf denen die Betonung liegt wie *Chemie*, *Philosophie*, *Biologie* (-ologie), *Ökonomie*. Die These ist, dass bei diesen Endungen von kanonischen Füßen abgewichen wird, nämlich dass die zweitletzte Silbe (Pänultima) betont ist. Die Schreibung markiert das extra. Diese Markierung findet sich auch in den Schreibungen *Marie*, *Sophie* usw.

Ein kurzer Exkurs zeigt, dass bestimmte Graphien typisch für den Kernbereich des Deutschen sind und man kann hier für die fünf Schreibungen, die (auch) Informationen über die Vokalqualität/-quantität enthalten, folgende Aussage machen:

---

<sup>1</sup> Für diesen Hinweis danken wir Jörg Peters.

- Das postvokale <h> kommt nicht in Fremdwörtern vor; dies ist eine genuin deutsche Schreibung.
- <ie> kommt in den oben genannten Fällen vor, um eine Fußstruktur anzuzeigen.
- Auch die <ä>-Schreibung zeigt eine bestimmte Fußstruktur an -ität (s. Schmidt 2010, Fuhrhop/Peters 2013: 231)
- Die ö-Schreibung in -ös, -ör (*seriös, Frisör*) hat den gleichen Effekt, auch wenn diese Schreibung auch phonographisch zu deuten ist.
- Die finale Doppelkonsonantenschreibung wie in *Ballett, Karussell* ist ebenso zu interpretieren (s. Augst 1987, Fuhrhop 2011: 155f.).

Bei der Integration von Fremdwörtern zeigt sich also, dass bestimmte Schreibungen gar nicht vorkommen (das postvokale <h>), oder sie werden genutzt, um abweichende prosodische Strukturen (insbesondere die Betonung der Ultima) zu zeigen.

Gerade die *ie*-Schreibung und die Doppelkonsonantenschreibung kommen auch in anderen Sprachen vor – es ist also interessant, wie der Integrationsdruck jeweils ist, wenn Wörter mit diesen Schreibungen integriert werden. So hat die Doppelkonsonantenschreibung sehr unterschiedliche Funktionen in den verschiedenen Sprachen, im Englischen *running* vs. *run* (Silbengelenkschreibung, aber keine Stammkonstanz), Französisch *j'appelle* vs. *nous appelons* (gerade keine Silbengelenkschreibung, die ‚Endung‘ danach ist ‚stumm‘), Italienisch *Pizza, Mamma* (Schreibungen von langen Konsonanten). Augst (1987: 101) hat gezeigt, dass ein Wechsel (wie zum Beispiel frz. *ballet* zu dt. *Ballett*, frz. *caroussel* zu dt. *Karussell*) prosodisch bedingt ist.

Die *ie*-Schreibung ist durchaus in verschiedenen Sprachen etabliert; mit der Funktion der Kennzeichnung einer Ultimabetonung findet sich die *ie*-Schreibung auch im Niederländischen und Französischen: ndl. *afasie, filosofie, biologie*, frz. *aphasie, philosophie, biologie*. Es ist die Verschriftung von einem endbetonten /i/. In anderen Umgebungen steht <ie> in diesen beiden Sprachen typischerweise für einen Hiatus/ Diphthong.

Die Argumentation ist also: Bei der Integration können Schreibungen mit spezifischen Funktionen übernommen werden. Es ist möglich, Schreibungen im Fremdwortbereich anders zu motivieren als im nativen Bereich. Außerdem ist zu erkennen, dass bestimmte native Schreibungen nicht in den Fremdwortbereich vordringen, wie zum Beispiel das postvokale <h>. Im Laufe der Zeit sind aber ansonsten Anpassungen möglich.

Es wäre also eine Skala der Integration anzusetzen – wenn sich eine <ie>-Schreibung innerhalb des Fremdwortes etabliert, wäre dies ein Schritt in Richtung Integration ins Deutsche.

Wie sähe das bei Schreibungen wie *demonstrieren, kalkulieren, studieren, immatrikulieren* aus, die es historisch ja gegeben hat? Durch die Verbflexion ist weitgehend verhindert, dass Fälle wie *demonstrir* vorkommen, entweder es folgt *-t, -st* oder eine neue Silbe. Im Infinitiv steht das <i> in einer graphematisch offenen Silbe und ist damit gespannt, die <ie>-Schreibung ist hierfür also völlig redundant, für die Pänultima-Betonung letztlich auch.

Betrachten wir die anderen, durchaus häufigen fremden Suffixe im heutigen Deutschen mit /i/: *-ität, -iv*. Bei beiden gibt es keine <ie>-Schreibung, Wörter mit *-ität* werden auf <ä> betont, *-iv* hingegen auf <i>, zumindest ist die Betonung möglich (*naiv, nativ, aktiv*). Hier findet sich keine Schreibung *\*-iev*.

Morphologisch kann man dies aber auch interpretieren: Im Allgemeinen fällt im nativen System die schwere Silbe mit der Stammsilbe zusammen, und zwar sowohl die phonologisch schwere Silbe als auch die graphematisch schwere Silbe.

Man kann nun drei Argumentationen verfolgen:

1. Die Schreibung *-ier(en)* zeigt den Trochäus von hinten; es zeigt eine schwere Silbe. In einem phonographischen Sinn ist dies sinnvoll. Dabei ist wichtig, dass <ie> sehr wohl immer für eine betonte Silbe steht; es ist also nicht einfach eine Schreibung für /i/, sondern zusätzlich muss auf diesem Vokal die Betonung liegen. Das spricht für eine Schreibung *-ier(en)*.
2. Die Schreibung <ie> steht entweder in einer Stammsilbe oder sie zeigt explizit die Abweichung von einem zu erwartenden Fuß, also einem Trochäus (*Chemie* vs. *Ami*). Bei dem Suffix *-ier(en)* ergibt sich sowieso eine trochäische Struktur, also bedarf dies keiner besonderen Auszeichnung; das würde für eine Schreibung *-ir(en)* sprechen und genau dies entspricht auch mehr den bekannten Schreibungen für Suffixe. Die Beschreibung als ‚Trochäus von hinten‘ hinkt auch ein bisschen, weil sie ja in der üblicherweise häufigsten Form (3.Ps, Sg, Präs, Ind) gerade kein Trochäus von hinten ist (*stud-jiert*. Im Gegensatz zu oben benanntem *-ie* (*Chemie*) vs. *-i* (*Sozi*) weist ein Suffix *-ir(en)* neben der Vokalschreibung aber mehr Substanz auf: wenigstens <r> und die jeweilige unsilbische Flexionsendung, also *studirt* und *studirst* bzw. *studirte*, *studiren* usw. Bedarf es also einer speziellen Auszeichnung oder ‚reicht‘ auch *-ir(en)*?
3. Man argumentiert von der Morphologie her und hält fest, dass Stämme und Suffixe sich in der Schreibung unterscheiden. Eine Schreibung *-ir(en)* würde das eher hergeben als eine Schreibung *-ier(en)*.

Vom System her kann man die Schreibung *-ier(en)* durchaus ‚verteidigen‘. Es stellen sich aber zwei Fragen: 1. Zeigt auch der Erwerb die Systematik der Schreibung? 2. Ist die Schreibung auch historisch angemessen?

#### **4 *-ier(en)/-ir(en)* im Schriftspracherwerb**

Bredel (2011) entwirft einen Erwerbsverlauf für die Fremdwortschreibung und stellt dabei die Entwicklung einer ‚Fremdwortsensitivität‘ fest. Dabei geht sie – wie Eisenberg (2012) – von einem ‚synchronen‘ Fremdwortbegriff aus: Ein Fremdwort wird bestimmt durch das Verhältnis zu einem als Kernbereich angenommenen nativen System. Das Fremdwort wird also ‚strukturell‘ bestimmt. Ohne Zweifel sind viele Fremdwörter auch Wörter fremder Herkunft, aber das ist nicht der Kern der Definition. Nur so kann man die Studie von Paxa (2013) verstehen, denn sie operiert wesentlich mit Pseudowörtern, und zwar mit Pseudowörtern, die entweder eine ‚native‘ Struktur haben oder eine ‚fremde‘.

Paxa (2013) ist die erste umfangreiche Studie zum Erwerb der Fremdwortschreibung. Die Studie beschränkt sich auf *ie/i*-Schreibungen und *h*-Schreibungen. Die Fremdwortsensitivität bei der *h*-Schreibung zeigt sich an der Platzierung des <h> – prävokalisch ist es eher eine Fremdwortschreibung (zum Beispiel in <th>, <ph>), postvokalisch eine Erbwortschreibung (Dehnungs-*h* und silbenintiales <h>). In dem Test sollten folgende Pseudowörter geschrieben werden (Paxa 2013: 165):

- (8) a. Pseudoerbwörter mit *ie*-Schreibung im Wortstamm: *Briegel*, *Siefe*, *Schiemen*, *wielt*, *gliemt*, *Kliege*, *Niedel*, *Striebe*, *Tieg*

- b. Pseudofremdwörter mit *i*-Schreibung im Wortstamm: *Howinen*, *Quantise*, *Bansine*
- c. Pseudofremdwörter mit *ie*-Suffix: *Kantorie*, *Syntopie*, *Importie*
- d. Pseudofremdwörter auf *-ier(en)*: *konditorieren*, *danzieren*, *plexieren*
- e. Pseudoerbwörter mit silbeninitialem *h*: *plühen*, *frehe*, *sträher*
- f. Pseudoerbwörter mit Dehnungs-*h*: *Göhne*, *fuhl*, *mühren*
- g. Pseudofremdwörter mit *th*: *Thezum*, *Präthos*, *Exthologin*
- h. Pseudofremdwörter mit *rh*: *Rheogese*, *Rhinolor*, *Rhombolase*

Wenn es um <h> ging, wurde verlangt, dass man jeweils ein <h> in dem Wort setzen muss. Uns interessiert hier aber die *ie/i*-Schreibung, also die Fälle (8a-d).

Die Ergebnisse der Studie von Paxa (2013) sind grob die folgenden: Die Fremdwortschreibsicherheit korreliert mit der Sicherheit in der Erbwortschatzschreibung. Starke Schreiber/innen entwickeln eine Fremdwortsensitivität, die sie Fremdwörter mit großer Sicherheit richtig schreiben lässt. Schwache Schreiber/innen entwickeln dies nicht. Gerade bei der *i*-Schreibung in Fremdwörtern findet sich aber eine gegenteilige Tendenz: Starke Schreiber/innen machen hier mit zunehmendem Voranschreiten (von der 8. in die 10. Klasse) mehr Fehler: Sie schreiben die Kunstwörter *Bansine*, *Howine*, *Quantise* mit <ie>, also tendenziell *Bansiene*, ebenso *Howinen*, *Quantiese* (Paxa 2013: 235f). Ohne Zweifel schreiben sie aber in der Verbendung *-ier(en)* (also *danzieren*). Schwache Schreiber/innen hingegen schreiben sowohl *Howinen* als auch *-ir(en)* (*danziren*, *plexiren*); sie schreiben aber auch im Erbwortschatz <i>, wo das System <ie> vorgibt (also *Brigel*, *Sife*, *schimen*, *wilt*). Sie schreiben *Howinen*, *Bansinen* nur deswegen ‚richtig‘, weil sie keinen Unterschied zwischen der *i*- und der *ie*-Schreibung machen.

Da die *ier(en)*-Verben im heutigen Deutsch erstens häufig und zweitens auch präsent sind, darf man die Ausstrahlung dieser Schreibung nicht unterschätzen. Möglicherweise liegt hier eine ‚Übeneralisierung‘ vor – denn wie gesagt befindet sich ja links von *-ier(en)* im Allgemeinen eine ‚fremde‘ Einheit, es wird also mit Fremdwortschreibung in Zusammenhang gebracht. Man ahnt, dass die *ier(en)*-Schreibung bis heute ungewollte Folgen hat. Die These wäre also: Würde man *-ir(en)* schreiben, würden die starken Schreiber/innen hier nicht einbrechen. Die Frage, die sich daraus ergibt, ist, ob eine Schreibung *-ir(en)* dem System nicht eher entspricht als eine Schreibung *-ier(en)*. Kann die Diachronie hier weiterhelfen?

## 5 Die Variation *-ier(en)*/*-ir(en)* historisch (vor 1876)

Wie sind die *ir(en)*- und *ier(en)*-Schreibungen in historischen Texten vor 1876 tatsächlich verteilt? Das Deutsche Textarchiv dient als Korpus; es enthält aktuell ca. 1500 Texte aus Belletristik, Wissenschaft und Gebrauchsliteratur zwischen 1600 und 1900. Darüber hinaus kommen vereinzelt Texte vor 1600 und nach 1900 vor. Für die Zeit nach 1903 können die Daten aus dem DWDS-Kernkorpus hinzugenommen werden. Dieses enthält zum Teil die gleichen Textsorten wie das DTA, nämlich Belletristik, Gebrauchsliteratur und Wissenschaft. Darüber hinaus enthält das DWDS journalistische Prosa.

Die folgenden Abbildungen zeigen eine erste Näherung, zwischen 1600 und 1900 wird die Grafik von den Tokens aus dem DTA gespeist, ab 1900 von den Tokens aus dem DWDS.

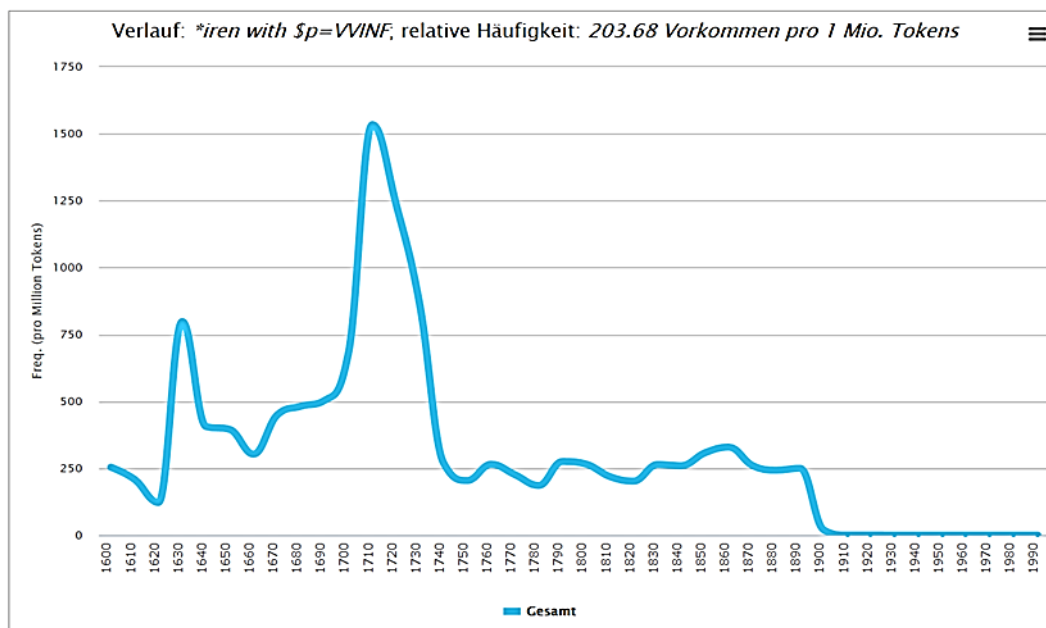


Abbildung 2: *\*-ir(en)* als Infinitivschreibung im DTA und DWDS

In Abbildung 2 ist deutlich zu sehen, dass die Variante *-ir(en)* als verbaler Infinitiv um 1900 quasi verschwunden ist; vorher war sie präsent, und zwar durchaus knapp dreimal so häufig wie die *ier(en)*-Variante (dta, Zugriff 14.11.14).

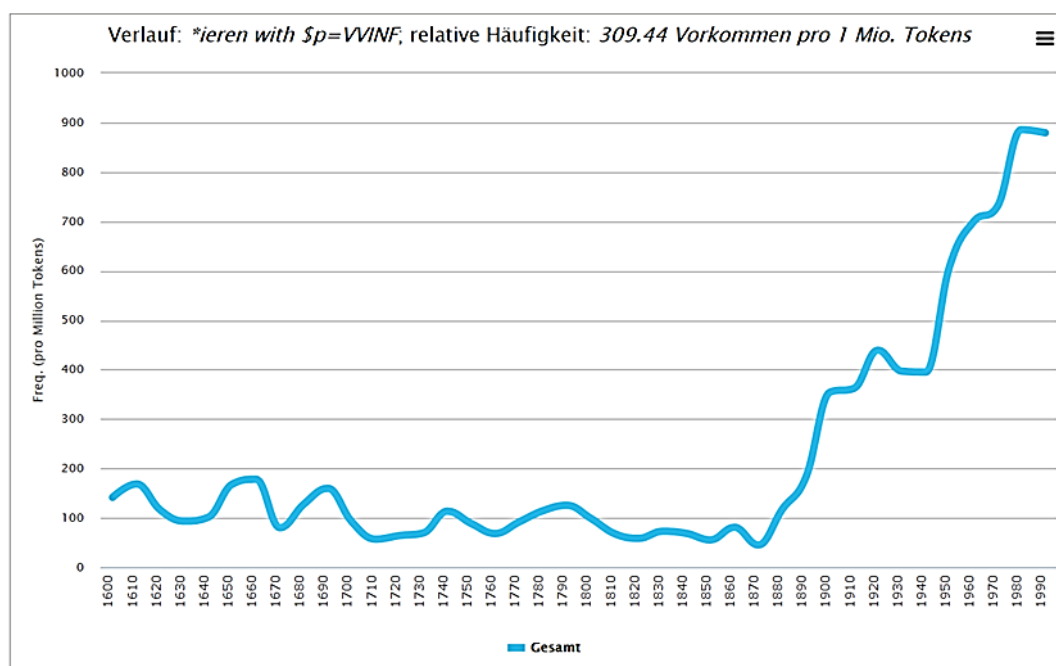


Abbildung 3: *\*-ier(en)* als Infinitivschreibung im DTA und DWDS

Abbildung 3 zeigt die Variante *-ier(en)* im verbalen Infinitiv; zu beachten ist, dass sie verhältnismäßig seltener vorkommt – die y-Achse in Abbildung 3 operiert mit Hunderter-Schritten, in Abbildung 2 mit Zweihundertfünfziger-Schritten. Die *ier(en)*-Variante wird im Zeitraum 1880-1889 häufiger (mit der I. Orthographischen Konferenz), die *ir(en)*-Variante hingegen verschwindet um 1900, also mit der II. verbindlichen Orthographischen Konferenz von 1901.

Offenbar kommen vor 1876 sowohl *-ir(en)* als auch *-ier(en)* vor, die Schreibung *-ir(en)* ist deutlich häufiger, aber es wäre interessant zu wissen, ob diese globale Variation lexikalisch determiniert ist – gibt es Lexeme, die häufiger mit *-ier(en)* vorkommen?

Im Folgenden soll ein detaillierterer Blick auf die Einträge erfolgen, auch hier werden zur Vergleichbarkeit nur die Varianten der Infinitivschreibungen getestet. Hier arbeiten wir mit verschiedenen Zeitschnitten, um der Schreibvariation auf den Grund zu gehen. Der erste Zeitschnitt betrifft 1600 bis 1876, also vor der ersten Reform. Ab Beginn des Korpus sind *ier(en)*-Verben vorhanden, beispielsweise <studieren> (Bucer, 1521), <demonstrieren> (Staden, 1557). Der zweite Zeitabschnitt ist der zwischen den beiden Orthographiekonferenzen (1876 und 1901), der dritte nach der zweiten Orthographiekonferenz (also nach 1901).

Im DTA kommen zwischen 1600 und 1876 bei verbalen Infinitiven 9775 Tokens auf *-ier(en)* vor, aber 34580 Tokens auf *-ir(en)*. Aus der Datenmenge muss das besonders häufige *verlieren* ausgeschlossen werden, da es sich hierbei nicht um ein *ier(en)*-Verb in unserem Sinne handelt. *verlieren* kommt in der fraglichen Zeit im Infinitiv 4403 Mal vor und verteilt sich auf die Varianten: *verlieren* (3735), *verliehren* (635), *verliren* (9), *verlihren* (2). Damit finden sich noch höchstens 5340 Tokens auf *-ier(en)*, die sich durch weitere native Verbschreibungen (wie zum Beispiel *zieren*, *frieren*, *schmieren*) reduzieren können.

Wenden wir uns nun den fremden Stämmen/Konfixen mit *-ier(en)* zu. Da das DTA keine Aussagen über die Zusammensetzung der Tokens zulässt, nähern wir uns zunächst über die Types. Die 20 häufigsten Verben aus CELEX wurden im DTA getestet, ein weiteres Kriterium war eine Gesamttokenzahl von über 1000 zwischen 1600 und 1900 (für alle Schreibvarianten und Flexionsformen im DTA). Zu diesen Verben gehören *regieren*, *studieren*, *spazieren*, *passieren*, *existieren*, *produzieren*, *probieren*, *zitieren*: Die Auswahl der hier untersuchten Verben ist also relativ zufällig. In der Tabelle sind die großgeschriebenen Varianten extra aufgeführt.

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsfor- men)	nur Infinitiv (mit allen Schreibvarianten)	Infinitiv <i>-ieren</i>	Infinitiv <i>-iren</i>	Infinitiv <i>-ihren</i>	Infinitiv <i>-iehren</i>
regieren	5202	1948	<b>1826</b>	105	0	0
Regieren			<b>0</b>	<b>5</b>		
spazieren	1460	1138	<b>446</b>	79	0	0
spatzieren			<b>488</b>	106	0	0
spacieren			7	1	0	0
verspatzieren			1	0	0	0
spazzieren			2	0	0	0
Spazieren			1	0	0	0
studieren			2746	1162	336	821
Studieren	0	1			0	0
passieren	2119	905	64	<b>671</b>	0	0
paßieren			8	<b>142</b>	0	0
pasieren			0	1	0	0
Passiren			0	3	0	0
probieren	1552	820	135	623	0	0
Probieren			1	1	0	0
existieren	2376	471	6	<b>461</b>	0	0
Existieren			0	<b>4</b>	0	0



produzieren	782	290	2	<b>68</b>	0	0
producieren			0	<b>218</b>	0	0
Produzieren			0	2		
zitieren	847	172	0	<b>15</b>	0	0
citieren			4	<b>151</b>	0	0
cittieren			0	<b>1</b>	0	0
Zitieren			0	<b>1</b>	0	0

Tabelle 1: *ier(en)*-Verben zwischen 1600 und 1875 (Zugriff erfolgt am 13.03.2015)

Tabelle 1 zeigt den Zeitraum von 1600 bis einschließlich 1875. Dabei ergeben die Zahlen aus Spalte 3 und 4 nicht immer die Zahl aus Spalte 2: Hier verbirgt sich eine Variation in der Schreibung der Infinitivendung (*regiern, spaziern, spatziern, studiern, passiern, probiern*). Allen Infinitivschreibungen ist gemeinsam, dass die <i>-Schreibung im Suffix nur in zwei Varianten vorkommt: <ie> oder <i>. Die Varianten mit <ieh> und <ih> von *verlieren* kommen hier nicht vor. Darüber hinaus wird schnell deutlich, dass sich <regieren, spazieren> deutlich anders verhalten als <passieren, existieren, produzieren, probieren, zitieren>. <studieren> gehört weder eindeutig zur ersten Gruppe noch eindeutig zur zweiten Gruppe.

*regiern, spaziern, spatziern, studiern, passiern* sowie *probiern* weisen eine Variation für die Infinitivendungen auf (-en vs. -n). Interessant ist, dass *regiern, spaziern* die Infinitivvariante eher mit <ie> zeigen. Für *regiern* beispielsweise ergibt sich ein Verhältnis von 10 Tokens mit <iern> vs. 2 Tokens mit <irn>. Während die anderen Verben *studirn, passirn, probirn* eher mit einfachem <i> geschrieben werden. In der Tendenz zeigt sich hier also die gleiche Variation wie sonst auch.

### 5.1 Zusammenhänge zu anderen nativen Schreibungen vor 1876

<regieren> und <spazieren> sind die beiden Verben, in denen auch historisch die <ieren>-Schreibung die dominante ist. Dies ist durchaus überraschend, da beide Lexeme etymologisch genauso fremd sind wie *studieren, passieren, existieren, produzieren, probieren, zitieren*. Es muss gute Gründe geben, warum ausgerechnet bei diesen beiden Wörtern schon vor 1876 die <ie>-Schreibung etabliert ist.

<regieren> wird über den gesamten Untersuchungszeitraum verteilt mehrheitlich mit <ie> geschrieben. Die Schreibvariante mit <i> taucht selten auf, kommt aber im gesamten Untersuchungszeitraum vor. Als Verb weist *regieren* mit allen Schreibvarianten und Flexionsformen 5202 Tokens auf; das zugehörige Substantiv *Regierung* kommt mit allen Schreibvarianten und Flexionsformen im selben Zeitraum 10660 Mal vor. Das Substantiv ist also sehr viel präsenter als das Verb. Die Substantivschreibung zeigt ebenfalls eine Variation für <ie> vs. <i>: Die Schreibung *Regierung/Regierungen* weist 10046 Tokens auf, in der Kleinschreibungen *regierung/regierungen* 397 Tokens; die Schreibung *Regirung/Regirungen* weist hingegen nur 174 Tokens auf, in der Kleinschreibung *regirung/regirungen* 43 Tokens. Damit finden sich also für die Schreibung mit <ie> 10443 Tokens und für die Schreibung mit <i> nur 217. Möglicherweise stützt die sehr präsente Schreibung des Substantivs mit <ie> die Schreibung der Verbform.

<spazieren> variiert in der *ier(en)*-Schreibung, aber auch hier ist die Variante mit <ie> die dominante. *spazieren* zeichnet sich zusätzlich durch die Variation in der Schreibung der Affrikate /ts/ aus: <z> bzw. <tz>. <spazieren> kommt von lateinisch <Spatium>, die Schreibung mit <z/tz> ist eine Schreibung, die dem Lautwert des <t> in <Spatium> am ehesten gerecht

wird. Die Schreibungen mit <c> müssen als Übergeneralisierung in Anlehnung an andere Fremdwörter, die <c> zu <z> oder <k> integrieren, verstanden werden. Sie kommen nur vereinzelt bei einem einzigen Schreiber vor, der im selben Lexem auch die <tz>-Variante nutzt. Historisch variiert die Verbschreibung *spazieren* also zwischen <z> und <tz>. Hier wird mit <tz> eine Schreibung genutzt, die im Gegenwartsdeutschen nicht im Fremdwortschatz genutzt wird. Es handelt sich vielmehr um eine besondere Silbengelenkschreibung im Kernbereich (vgl. Eisenberg 2013: 311).

Dem gegenüber haben die Verben *passieren*, *existieren*, *produzieren*, *probieren*, *zitieren* die <i>-Schreibung als dominante Variante.

<passieren> weist außerdem eine Variation zum Buchstaben <ß> auf: <ß> wurde früh und sehr stabil im etymologischen Fremdwortschatz genutzt: *Prozeß* – *Prozesse*, *Kongreß* – *Kongresse*, ganz analog zum etymologisch nativen *Einfluß* – *Einflüsse*. <ß> kommt also im Fremdwortbereich vor, zu *passieren* passt sie aber natürlich nicht, weil <ss> hier in der Gelenkposition steht. Dass <ß> in etymologischen Fremdwörtern vorkommt, wurde erst mit der Rechtschreibreform von 1996 abgeschafft.

<produzieren, zitieren>: In beiden Verben kommen weitere Buchstaben vor, die synchron im Gegenwartsdeutschen als Fremdwortmarker gefasst werden, nämlich die Variation von historisch <c> zu heute <z> oder <k>. Bei der Schreibung von <produzieren> deutet sich ein interessanter Fall an, nämlich dass die Schreibung mit <ie> dann ‚besser‘ wird, wenn auch das <c> zu <z> integriert ist. <produciren> ist mit 218 Schreibungen die Hauptvariante, danach kommt <produziren> mit 68 Schreibungen. Nur in der Variante mit <z> gibt es auch eine Variantenschreibung *-ier(en)*: <produzieren>. Eine Schreibung <producieren> kommt vor 1876 gar nicht vor. Bei der Sichtung von weiteren Verben zeigt sich die Tendenz, dass vor 1876 bereits häufig <k> statt <c> geschrieben wurde, aber auch bei diesen jegliche *ie*-Schreibung im Suffix *-ier(en)* selten war.

## 5.2 Native Stämme mit dem Suffix *-ier(en)*

Bei den Verben mit einem etymologisch heimischen Stamm ist interessant, ob sich hier im Suffix *-ier(en)* auch Schreibungen mit <h> wie bei <verlieren> herausbilden, also *-iehr(en)*, *-ihr(en)*. Entsprechend wurden bei den Verben *amtieren*, *buchstabieren*, *grundieren*, *halbieren*, *hausieren*, *hofieren*, *spendieren*, *stolzieren* die Infinitivformen abgefragt. Sie verhalten sich wie die Verben mit fremden Stämmen, mit der Variation <ie>/<i>.

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsfor- men)	nur Infinitive (mit allen Schreibvarianten)	Infinitiv <i>-ieren</i>	Infinitiv <i>-iren</i>	Infinitiv <i>-ihren</i>	Infinitiv <i>-iehren</i>
amtieren	4	3	0	0	0	0
amthieren			1	1	0	0
Amthieren			1	0	0	0
buchstabieren	106	57	11	46	0	0
grundieren	5	1	0	1	0	0
halbieren	210	54	5	48	0	0
Halbieren			0	1	0	0
hausieren	82	48	4	42	0	0
haußieren			1	0	0	0
Hausieren			0	1	0	0

hofieren	69	35	<b>16</b>	<b>16</b>	0	0
hoffieren			2	1	0	0
spendieren	184	70	5	<b>65</b>	0	0
stolzieren	115	37	2	<b>11</b>	0	0
stoltzieren			<b>14</b>	<b>10</b>	0	0

Tabelle 2: native Stämme mit *ir(en)*-*ier(en)*-Variation zwischen 1600 und 1875 (Zugriff am 13.03.2015)

Auch hier lässt sich eine Tendenz erkennen, dass die *ier(en)*-Verben mit nativen Stämmen ebenfalls die Schreibvariante *-ir(en)* bevorzugen. Von dieser Tendenz ausgenommen ist das Verb *amtieren*: Hier zeigt sich eine native Schreibung für gespannten Vokal nach *t* in Wörtern mit einem einfach geschlossenen Endrand, die <th>-Schreibung wie in *Thor*, *Thier*. Es handelt sich um eine Dehnungsschreibung vor dem Vokal und kann damit als eine Variation von *-iehr(en)* interpretiert werden.

Um die Tendenz zu unterfüttern, werden aufgrund der sehr kleinen Fallzahlen auch Schreibungen auf *-iert* bzw. *-ieret* überprüft, also potentiell 3. Person Singular, 2. Person Plural sowie das Partizip II. Bei den flektierten Verben bestätigt sich das Bild, auch die flektierten Formen werden eher mit <irt/iret> geschrieben als mit <iert/ieret>: *halbirt/halbiret* mit zusammen 35 Tokens, aber *halbiert/halbieret* mit zusammen 6 Tokens. Lediglich in *hofiehret* zeigt sich einmal eine Variation aus dem nativen Bereich. Alle anderen getesteten Flexionsformen zeigen, dass auch bei etymologisch nativen Stämmen die Variation zwischen <ie> und <i> stattfindet. Zusätzliche native Markierungen der Vokalqualität, wie sie in *verlieren* zu beobachten sind, zeigen sich hier nicht.

Die bisher gezeigten Daten geben den Stand vor der I. Orthographischen Konferenz wider.

## 6 *-iren/-ieren* und die Rechtschreibreformen von 1876 und 1901

Bis zur ersten und zweiten Rechtschreibreform von 1876 beziehungsweise 1901 hat sich das Schriftsystem des Deutschen natürlich entwickelt (vgl. dazu Nübling et al. 2013: 208ff.). Sowohl 1876 als auch 1901 kann jedoch erstmals ein gut dokumentierter externer Eingriff in die Schreibung beobachtet werden. Anhand von Sprachdaten vor und nach den Reformen, hier Schreibungen der Verben auf *-ier(en)*, kann damit erstens überprüft werden, ob die Reformer den natürlichen Wandelprozessen in der Schrift gefolgt sind oder in das historisch herausgebildete System eingegriffen haben, und zweitens, ob die Schreiber es annehmen, Änderungen also im Schreibusus ankommen.

Die Verhandlungen der I. Orthographischen Konferenz stützen sich auf Regelungsvorschläge von Rudolf von Raumer, der zu den führenden Vertretern der sogenannten phonetischen Richtung der Orthographie gehörte. Im 19. Jahrhundert bemühten sich Vertreter verschiedener Richtungen um die Vereinheitlichung der Schreibung. Hier können drei große Richtungen ausgemacht werden: Die historische Richtung, die phonetische Richtung und die radikal phonetische Richtung. Die Vertreter der historischen Richtung wollten im Prinzip eine Schriftsprache etablieren, die sich an der Schreibung des Mittelhochdeutschen orientiert (vgl. dazu Nerius 2007: 336f.). Die Vertreter der phonetischen Richtung orientierten sich an der Lautung, die Vertreter der radikal phonetischen Richtung orientierten sich an einer dialektfreien Lautung. Letztere wollten eine 1:1-Korrespondenz von Laut und Buchstabe etablieren. Sowohl die Vertreter der historischen, als auch die Vertreter der radikal phonetischen Richtung nahmen nicht an der I. Orthographischen Konferenz teil (ebd., S. 343).

Von Raumer betrachtet in seinem Manuskript die <i>-Schreibung bei den *ier(en)*-Verben im Kontext der <i>-Schreibung in etymologisch nativen Wörtern. Bei letzteren schlägt er das <e> als Dehnungszeichen für die Schreibung des gespannten [i] vor. Von dieser Schreibung sollten schon 1876 die auch heute noch bekannten Ausnahmen ausgenommen sein, also die Schreibung der Personalpronomen, die Schreibung der Substantive *Igel*, *Isegrim*, *Biber*, *Augenlid* sowie die Schreibung einiger Fremdwörter *Bibel*, *Fibel*, *Maschine*, *Stil*, *Tiger* (Verhandlungen der Konferenz 1876: 14 in Nerius 2002: 12). Die Festlegung der <ie>-Schreibung im Kernbereich spiegelt die historisch gewachsenen Schreibungen wider.

„Ebenso wird *ie* geschrieben in den Fremdwörtern auf *-ie* und *-ier* (Demokratie, Monarchie, Artillerie, Infanterie; Barbier, Papier, Quartier u.s.w.) und in der Endung *-ier(en)* (regieren, studieren, probieren, einquartieren u.s.w.)“ (Verhandlungen der Konferenz 1876: 14 in Nerius 2002: 12).

Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass von Raumer eine durchgängige <ie>-Schreibung für das gespannte [i] sowohl im nativen Bereich als auch im etymologisch fremden Bereich etablieren wollte. Dies erläutert er in den Anmerkungen zu seinem Regelvorschlag detailliert:

„Die Endung *iren* wird gegenwärtig noch von der Mehrzahl in den meisten Fällen *iren*, in einigen aber *ieren* geschrieben. Auch wer *probiren*, *studiren* u.s.f. schreibt, zieht bei *regieren*, *spazieren* und bei den Wörtern, die von Substantiven auf *ier* abgeleitet sind, wie *barbieren*, *einquartieren* u.s.f. die Schreibung *ieren* vor. Unter allen Umständen ist eine Einigung über die Schreibung dieser aus der Fremde eingeführten Ableitungssilben zu wünschen. Sie stammen bekanntlich aus dem altfranzösischen *ier* und werden deshalb im Mittelhochdeutschen *ieren* geschrieben. Was für uns den Ausschlag gibt, die Schreibung *ieren* vorzuziehen, ist der Umstand, daß wir nur dann eine einheitliche Schreibung dieser Endung erreichen können, wenn wir durchweg *ieren* schreiben. Denn zu *regiren*, *einquartieren* u.s.f. wird man sich schwerlich verstehen.“ (Raumer, Zur Begründung der Schrift 1876: 58 in Nerius 2002: 55)

In den Protokollen der Verhandlungen über die Rechtschreibung (1876: 94 in Nerius 2002: 90) kristallisieren sich zwei widerstrebende Bedürfnisse der Reformer heraus: Zum einen sind die Reformbemühungen vom Wunsch geprägt, eine einheitliche Schreibung des gespannten [i] über alle Wortbestände hinweg zu installieren. Auf der anderen Seite jedoch unterscheiden die Reformer stark zwischen der Schreibung des nativen Bereichs und der Schreibung im etymologisch fremden Bereich. Von Raumer gibt in seinem Regelungsvorschlag dem ersten Bedürfnis den Vorzug. In der Diskussion zwischen den Teilnehmern wird jedoch deutlich, dass sich die Kommissionsmitglieder nicht auf diesen Vorschlag einigen können. Während die *ie*-Schreibung bei nativen Wörtern auf Akzeptanz trifft, bleibt sie bei den *ier(en)*-Verben umstritten, obwohl alle Mitglieder eine einheitliche Schreibung grundsätzlich begrüßen. In der Diskussion werden verschiedene Argumente ins Feld geführt. Die Befürworter der <ie>-Schreibung – hierzu gehört u.a. auch Wilmanns – führten an, dass in Substantiven und den davon abgeleiteten Verben mit der <ie>-Schreibung die Betonungsverhältnisse adäquat abgebildet seien, darüber hinaus sei diese Schreibung bei diesen Wörtern etabliert und lasse sich nur schwer zugunsten einer <i>-Schreibung abschaffen. Befürworter der *ir(en)*-Schreibung hingegen geben zu bedenken, dass die <ie>-Schreibung eine Schreibung der ‚historischen Richtung‘ sei. Duden schließlich setzte sich dafür ein, dass „in den als Fremdwörter gefühlten Verben die überall verbreitete Schreibung *-iren* bewahrt [...] werde“ (Protokolle 1876: 94 in Nerius 2002: 90). Duden wurde daraufhin aufgefordert, seinen Antrag auszuformulieren und der Kommission vorzulegen. Dies tat Duden offensichtlich am nächsten Verhandlungstag, die

Protokolle schweigen aber zu den Details; darüber hinaus wurde die Entscheidung über die Schreibung der *ier(en)*-Verben „bis nach Metallographirung derselben“ vertagt (Protokolle 1876: 96 in Nerius 2002: 92).

Der Kompromissvorschlag zur Schreibung der *ier(en)*-Verben heißt dann in der zweiten Lesung: „Die Länge der Vokale werde nur bei i durch e gekennzeichnet“ (Protokolle 1876: 114 in Nerius 2002: 110). „In deutschen Wörtern werde langes i immer mit ie verschriftet“ (ebd., § 8, S. 114 in Nerius 2002: 110). Bezüglich der Fremdwörter heißt es weiter:

„Bei den Fremdwörtern bleibt [...] die Länge in der Regel unbezeichnet z.B. Bibel, Fibel, Fiber (in beiden Bedeutungen), Kamin, Maschine, Mine (in beiden Bedeutungen), Saline, Satire, Stil, Tiger; ferner in den Verben auf -iren nebst deren Ableitungen und Zusammensetzungen, wie probiren, regiren, spaziren, studiren; Regierung, Spazirgang. Die aus dem Französischen entlehnten Wörter auf ie und ier sowie die übrigen ähnlich gebildeten Fremdwörter schreibt man mit ie z.B. Artillerie, Infanterie; Monarchie, Theorie; Barbier, Papier, Quartier; Falkenier, Manier, Revier; ebenso die Ableitungen wie manierirt und insbesondere die von Substantiven auf ier abgeleiteten Verba wie barbieren, einquartieren.“ (ebd., § 8, S. 115 in Nerius 2002: 111)

Dieser Kompromissvorschlag wird im Regelwerk von 1876 verabschiedet: Damit sollen derivierte Verben, die von französischstämmigen Substantiven auf *-ier* gebildet werden, mit *-ier(en)* geschrieben werden: *barbieren*, *einquartieren*. Alle anderen Verben auf *-ir(en)* sollen dem Schreibgebrauch folgend mit *-ir(en)* verschriftet werden. Die einzige Ausnahme von dieser Regelung sind abweichend vom Kompromissvorschlag die Schreibungen der Lexeme *regieren* mit *Regierung* und *spazieren*. Bei diesen Wörtern „... ist die Schreibung mit ie noch die übliche.“ (Regeln und Wörterverzeichnis 1876, § 10, S. 137 in Nerius 2002: 132). Diese Schreibregel trägt dem Bedürfnis Rechnung, dass die Reformer die Schreibung der Fremdwörter von denen des nativen Bereichs unterscheiden wollten, was ja durchaus im Sprachusus verankert war. Darüber hinaus sollte es nicht einfach eine vom nativen Bereich differente Fremdwortschreibung geben, sondern innerhalb des Fremdwortbereichs sollte auch noch einmal nach der Herkunftsschreibung der Wörter unterschieden werden. Wiesen die Fremdwörter schon ein *ie* auf, weil sie aus dem Französischen kommend auf *-ier* endeten, so sollten diese Wörter auch weiterhin im Deutschen mit *ie* geschrieben werden. Diese Schreibung sollte in einer Art Konstanzschreibung morphologisch auf die derivierten Verben übertragen werden. Bei den übrigen *ier(en)*-Verben hingegen war der tatsächliche Usus Grundlage der Schreibregel; hier sollte diesem folgend ohne *ie* geschrieben werden. Damit wurde dem Bedürfnis nach einer einheitlichen Schreibung des gespannten [i] über alle Wortschätze hinweg nicht nachgekommen.

Im Folgenden möchten wir prüfen, ob sich die Schreibungen der Verben nach der I. Orthographischen Konferenz verändern.

### 6.1 Fremde Stämme und *-ier(en)* zwischen 1876 und 1900

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsfor- men)	nur Infinitive (mit allen Schreibvari- anten)	Infinitiv <i>-ieren</i>	Infinitiv <i>-iren</i>	Infinitiv <i>-ihren</i>	Infinitiv <i>-iehren</i>
regieren	464	149	<b>136</b>	13	0	0
spazieren	111	95	<b>90</b>	3	0	0
spatzieren			0	0	0	0
spacieren			0	0	0	0
spazier'n			2	0	0	0
studieren	532	198	<b>93</b>	<b>103</b>	0	0
verstudieren			0	2	0	0
passieren	627	235	<b>103</b>	<b>132</b>	0	0
paßieren			0	0	0	0
pasieren			0	0		
probieren	111	50	<b>27</b>	<b>23</b>	0	0
existieren	1033	133	37	<b>95</b>	0	0
Existieren			1	0	0	0
produzieren	808	184	<b>48</b>	8	0	0
producieren			3	<b>125</b>	0	0
zitieren	385	55	<b>7</b>	1	0	0
citieren			7	<b>40</b>	0	0

Tabelle 3: *ier(en)*-Verben zwischen 1876 und 1900 (Zugriff erfolgt am 25.02.2015)

Zunächst lässt sich feststellen, dass bei der Schreibung der Infinitivendung keine Variation mehr beobachtet werden kann; alle Infinitivendungen werden nun *-en* geschrieben oder das Fehlen der Infinitivendung wird mit einem Apostroph gekennzeichnet. Die Variation der [i]-Schreibung beschränkt sich darüber hinaus weiterhin auf <ir(en)> und <ier(en)>, wobei die <ier(en)>-Variante deutlich zulegt.

- <regieren, spazieren> hatten schon vor 1876 *-ier(en)* als dominante Variante. Bei <spazieren> verschwindet mit 1876 die Variation für die Affrikatenschreibung.
- <studieren, passieren, probieren> werden zwischen 1876 und 1900 in etwa gleich häufig mit *-ir(en)* und mit *-ier(en)* geschrieben. *Studieren* und *passieren* haben dabei auch die häufigsten Tokens im Infinitiv aller hier untersuchten *ier(en)*-Verben. In <passieren> verschwindet zusätzlich die Variation der *s*-Schreibung.
- Beim Lexem <existieren> bleibt auch nach 1876 die dominante Variante die *ir(en)*-Schreibung, aber das Verhältnis zwischen <ir(en)> und <ier(en)> ändert sich deutlich. Vor 1876 waren es 6 Tokens mit <ier(en)>, aber 461 mit <ir(en)>, zwischen 1867 sind es 38 Tokens mit <ier(en)> und 96 mit <ir(en)>. Prozentual heißt das, dass zwischen 1600 und 1875 1,27 Prozent der *existieren*-Infinitive mit <ie> geschrieben wurden, aber 97,88 Prozent mit <i>. Zwischen 1876 und 1900 hingegen werden 27,82 Prozent aller *existieren*-Infinitive mit <ie> geschrieben.
- In <produzieren, zitieren> deutet sich wieder eine Interaktion mit der Schreibung von <c> zu <z> an: Die *ir(en)*-Variante ist in Kombination mit einer <c>-Schreibung die häufigere; steht ein integriertes <z> ist die *ier(en)*-Variante häufiger oder zumindest gleich oft vertreten wie eine *ir(en)*-Schreibung in Kombination mit <c>.

Bei einer ersten groben Sichtung zeigt sich durchaus, dass es einen Zusammenhang zwischen der *c-k*-Integration und der *ir(en)/ier(en)*-Schreibung gibt. So zeigt sich eine Integrationsrich-

tung – erst <k>, dann <ie> wie zum Beispiel bei *combiniren* (20 Tokens) – *kombiniren* (11), *kombinieren* (17), aber *combinieren* (0). Analoges ist festzuhalten für die c-z-Integration, die bei diesen Verben aber sowieso zögerlich ist: *modificiren* (18 Tokens) – *modifiziren* (17) – *modifizieren* (8) und die theoretisch mögliche Variante *modificieren* kommt nicht vor.

Diese Beispiele deuten darauf hin, dass zunächst <c> ‚ersetzt‘ wird und sich dann die <ie>-Schreibung etablieren kann.

## 6.2 Die Zunahme der *ier(en)*-Schreibung als Variation in Büchern

Betrachtet man die *ir(en)*-/*ier(en)*-Schreibungen zwischen 1860 und 1899 genauer, wird deutlich, dass die Variation von <iren> und <ieren> zwischen einzelnen Büchern und nicht zwischen einzelnen Lexemen stattfindet. Für die folgenden Ausführungen gilt folgendes: Wir betrachten die Variation der *ier(en)*-/*ir(en)*-Schreibung bei allen Verben außer bei den Lexemen *regieren* und *spazieren*, da diese schon früh eine konstante *ie*-Schreibung ausprägen und zwar unabhängig von der Schreibung aller anderen *ier(en)*-Verben.

Das DTA enthält zwischen 1860 und 1899 254 Bücher, in denen *ier(en)*-Verben vorkommen (Stand Ende Dezember 2014), davon stehen in 176 Büchern die *ier(en)*-Verben mit <i>. Erst 1881 verzeichnet das DTA erstmals ein Buch (aus Leipzig), das alle *ier(en)*-Verben vollständig mit <ie> schreibt, dem folgen zwischen 1881 und 1899 36 weitere Bücher, in denen die Schreibung mit <ie> ebenfalls vollständig umgesetzt wird. Zwischen 1860 und 1899 stehen sich also 176 Bücher, in denen alle *ier(en)*-Verben außer *regieren*, *spazieren* mit <iren> geschrieben werden, 37 Büchern gegenüber, in denen alle entsprechenden Verben mit <ieren> geschrieben werden.

Daneben finden sich im DTA zwischen 1860 und 1899 41 Bücher mit beiden Varianten, zumindest scheint es so auf den ersten Blick. Beachtet man auch bei diesen Verben *regieren* und *spazieren* nicht, so ergibt sich ein anderes Bild: Neben einem Ausreißer 1869 sind auch in diesen Veröffentlichungen die *ie*-Schreibungen der *ier(en)*-Verben marginal. Erst 1881 und 1883 und dann in den 1890er Jahren wird in den Veröffentlichungen die *ir(en)*-Schreibung von einer *ier(en)*-Schreibung abgelöst. Die Druckorte dieser Veröffentlichungen verteilen sich auf das gesamte Gebiet des Deutschen Reichs: Leipzig, Berlin, Freiburg i. Breisgau, Braunschweig, Stuttgart, München. Der Wechsel der Schreibung erfolgt abrupt. Sind zunächst die *ier(en)*-Schreibungen marginal, sind es nach dem Wechsel die *ir(en)*-Schreibungen. Es gibt also keine Veröffentlichung, in der die Tokens der *ier(en)*- und *ir(en)*-Schreibungen gleichmäßig verteilt sind.

## 6.3 Abgeleitete *ier(en)*-Verben von Substantiven auf -ier

Im Regelwerk von 1876 wurden wie oben zitiert Ausnahmen formuliert für *ier(en)*-Verben, die von Substantiven auf -ier abgeleitet sind. Die genannten Substantive sind gar nicht ohne Weiteres verbal verwendbar. Bei Herkunftsbezeichnung auf -ier *Indier*, *Spanier* erwartet man beispielsweise gar keine Verben. Die Menge der von dieser Regelung betroffenen Verben dürfte daher gering sein. Die Listen in a) und b) stellen eine Auswahl von verhältnismäßig häufigen Substantiven im DTA vor.

- (9) a. Turnier – turnieren, Quartier – (ein)quartieren, Visier – (an)visieren, Revier – \*revieren, Atelier – \*atelieren

b. Portier – \*portieren, Offizier – \*offizieren, Harschier – \*harschieren, Bankier – \*bankieren, Tapezier – tapezieren, Curier – kurieren

<Curier> und <kurieren> kommen beide vor, sie haben aber nicht die gleiche Bedeutung. Im Folgenden testen wir die Schreibungen dieser Verben zwischen 1600 und 1875 sowie zwischen 1876 und 1900.

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsformen)	nur Infinitive (mit allen Schreibvarianten)	Infinitiv -ieren	Infinitiv -iren	Infinitiv -ihren	Infinitiv -iehren
turnieren	44	14	6	4	0	0
thurnieren			2	2	0	0
tapezieren	37	6	4	2	0	0
visieren	93	30	3	<b>22</b>	0	0
viesieren			1	1	0	0
Visieren			1	0	0	0
visiern			1	0	0	0
Visiern			1	0	0	0
quartieren			59	13	4	<b>8</b>
quartiern	0	1			0	0
einquartieren	169	18	<b>5</b>	<b>10</b>	0	0
eynquartieren			<b>2</b>	0	0	0
einqvartieren			0	1	0	0
barbieren	26	16	<b>9</b>	5	0	0
parbieren			<b>1</b>	0	0	0
burbieren			<b>1</b>	0	0	0
kurieren	1069	541	3	<b>64</b>	0	0
curieren			35	<b>425</b>	0	0
currieren			1	1	0	0
curiern			0	2	0	0
Curieren			0	1	0	0
Kurieren			0	<b>9</b>	0	0

Tabelle 4: Abgeleitete Verben von *ier*-Substantiven zwischen 1600 und 1875 (Zugriff am 13.03.2015)

Es ist an dieser Stelle nicht mehr überraschend, dass die Verben keine Variation mit *-ihr(en)* oder *-iehr(en)* zeigen. Es ist aber vielleicht schon überraschend, dass bei diesen Verben die wegen einer angenommenen Stammkonstanzschreibung unterstellte Schreibung mit *-ier(en)* insgesamt nicht die dominante Variante ist. Die Schreibung mit <ie> kommt vor, aber es kommen eben auch immer entsprechende Schreibungen mit <i> vor, außer bei *barbieren*. Das mit großem Abstand frequenteste Verb *kurieren* verhält sich wie alle anderen *ier(en)*-Verben auch; es dominiert die Schreibung mit <i>, und zwar sowohl in der Variante mit <k> als auch in der häufigeren Variante mit <c>.

Daher handelt es sich bei diesen Ausnahmen im Regelwerk um lediglich angenommene Ausnahmen wenig frequenter Einzelfallschreibungen.



	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsformen)	nur Infinitive (mit allen Schreibvari- anten)	Infinitiv -ieren	Infinitiv -iren	flek- tiert -iert	flek- tiert -irt
turnieren	1	1	0	0	1	0
thurnieren			0	0	0	0
tapezieren	3	0	0	0	2	1
visieren	5	2	0	2	1	1
quartieren	1	0	0	0	1	0
einquartieren	23	3	0	0	17	3
einzuquartieren			2	1	0	0
barbieren	1	1	1	0	0	0
kurieren	31	12	5	2	9	3
curieren			0	4	0	3

Tabelle 5: Abgeleitete Verben von *ier*-Substantiven zwischen 1876 und 1900 (Zugriff am 13.03.2015)

In Tabelle 5 wurde nicht nur die Infinitivschreibung getestet, sondern auch die Schreibung auf *-iert/-irt*. Dies wurde nötig, da die wenigen Verbtokens zwischen 1876 und 1900 oft nicht als Infinitive vorkommen. Diese Zahlen sind für eine Interpretation zu klein.

## 7 Schreibungen nach 1901

Die I. Orthographische Konferenz von 1876 und das dort verabschiedete Regelwerk gelten als gescheitert, wenn auch nicht wegen der hier diskutierten Schreibung *-ier(en)*. In der II. Orthographischen Konferenz 1901 wurde das letztlich bis 1996 geltende Regelwerk verabschiedet. Zwischen diesen beiden Reformen stehen die bayerische Schulorthographie sowie die Regelungen der preußischen Schulorthographie, letztere wurde von Wilhelm Wilmanns 1880 verfasst und von Minister Puttkamer in den Schulen durchgesetzt (vgl. Küppers 1984: 74ff.). Die preußische Schulorthographie diente den Teilnehmern der II. Orthographischen Konferenz als Entscheidungsgrundlage: Es wurde wenig inhaltlich diskutiert, vielmehr wurde die preußische Schulorthographie als flächendeckende Regelung bestätigt (vgl. Nerius 2007: 349). Die preußische Schulorthographie von 1880 zeigt bezüglich der Schreibung der *ier(en)*-Verben ein anderes Bild als die Regelungen von 1876. Wilmanns war schon in den Verhandlungen von 1876 Befürworter einer durchgängigen *ie*-Schreibung (vgl. die Protokolle zur I. Orthographischen Konferenz 1876: 94 in Nerius 2002: 90) und so überrascht es nicht, dass er diese mit dem Verweis, die bayerische Schulorthographie sei ebenfalls in diesem Punkt den Regelungen Raumers gefolgt, in der preußischen Schulorthographie durchsetzt (vgl. Wilmanns 1880: 126).

„In den Fremdwörtern bleibt die Länge des i in der Regel unbezeichnet; z.B. Bibel, Fibel, Tiger; Satire; Kamin, Lawine, Maschine, Saline; auch in der ursprünglich fremden Endung =ine bei Eigennamen, z.B. Wilhelmine. Aber völlig eingebürgerte Fremdwörter werden wie deutsche behandelt, z.B. Brief, Fiedel, Paradies, Priester, Radieschen, Siegel, Spiegel, Tiegel, Ziegel, Zwiebel. Dabei unterscheidet man Fiber (Faser) und Fieber (Krankheit), Mine (unterirdischer Gang) und Miene (Gesichtsausdruck), Stil (Schreibart) und Stiel (Handgriff, Stengel). Die aus dem Französischen entlehnten Endungen =ie und =ier werden mit e geschrieben, z.B. Artillerie, Monarchie; Barbier, Manier, Quartier. Auch die zahlreichen Zeitwörter auf =ieren und ihre Ableitungen sind alle mit ie zu schreiben, z.B. regieren, probieren, studieren, hantieren, Hantierung.“ (Regeln zum Gebrauch in den preußischen Schulen 1901 und zugleich Vorlage für die II. Orthographische Konferenz, S. 13-14 in Nerius 2002: 235f.)

Wilmanns hat die Formulierung über die Schreibung des gespannten [i] in Fremdwörtern fast wortwörtlich von Raumer übernommen und weicht damit von der Regelung von 1876 in dem entscheidenden Punkt der Schreibung der *ier(en)*-Verben ab. Wilmanns setzt also die Schreibung der *ier(en)*-Verben mit <ie> entgegen dem angenommenen Schreibgebrauch in der preußischen Schulorthographie und diese Schreibung wird 1901 in der II. Orthographischen Konferenz bestätigt. Auch Konrad Duden verzeichnet in seinem Wörterbuch 1880 ausschließlich die *ier(en)*-Variante (Duden 1880); obwohl Duden selbst in seinem Vorwort zeigt, dass er sehr behutsam mit den Schreibungen umgehe und durchaus Varianten und Übergangsschreibungen zulasse, fehlt hier jeder Kommentar zur *ier(en)*-Schreibung.

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsformen)	nur Infinitive (mit allen Schreibvarianten)	Infinitive -ieren	Infinitive -iren
regieren	68	16	<b>16</b>	0
spazieren	26	21	<b>21</b>	0
studieren	3488	477	<b>476</b>	1 (1905)
passieren	76	28	<b>27</b>	1 (1905)
probieren	11	3	<b>3</b>	0
existieren	54	9	8	1 (1901)
produzieren	39	7	<b>7</b>	0
producieren			0	0
zitieren	25	3	<b>2</b>	0
citieren			0	<b>1</b>

Tabelle 6: *ier(en)*-Verben nach 1901 im DTA

Ab 1901 ist die Schreibung der Verben mit *-ier(en)* die dominante Variante. Das DTA enthält allerdings nicht gleich viele Texte nach 1900 wie vor 1900, daher soll hier zusätzlich das DWDS-Kernkorpus für das 20. Jahrhundert hinzugezogen werden.

	alle Formen (Schreibvarianten und Flexionsformen)	nur Infinitive (mit allen Schreibvarianten)	Infinitiv -ieren	Infinitiv -iren
regieren	2669	725	<b>725</b>	0
spazieren	1176	794	<b>794</b>	0
studieren	5576	1472	<b>1472</b>	0
passieren	5064	1522	<b>1522</b>	0
probieren	1162	325	<b>325</b>	0
existieren	4254	546	<b>546</b>	0
produzieren	2830	716	<b>713</b>	1 (1902)
producieren			2 (1949, 1954)	0
zitieren	4188	539	<b>537</b>	0
citieren			2 (1901, 1959)	0

Tabelle 7: *ier(en)*-Verben nach 1900 im DWDS

Auch das DWDS-Kernkorpus bestätigt die Beobachtung, dass nach 1900/1901 die <ir(en)>-Variante der Infinitivschreibung nahezu vollständig verschwunden ist. Auch die Verben, in denen bei den Schreibvarianten ein Zusammenhang zwischen der [i]-Schreibung und der <c>-Schreibung beobachtet bzw. vermutet wurde, bestätigen dieses Bild. Auch hier setzt sich die Integrationsbewegung fort, die ab 1876 beobachtet werden kann; die *k-ie*-Variante (*korrigieren*, *dokumentieren*, *diktieren*, *kombinieren*) hat sich durchgesetzt.

## 8 Zusammenfassung und Diskussion

Vor der Rechtschreibreform hatte sich eine leichte Variation von *-ir(en)* vs. *-ier(en)* herausgebildet. Bedenkt man, dass das Suffix vermutlich von einem frz. (Substantiv-)Suffix *-ier* kommt, ist es sicherlich nicht verwunderlich, dass es einige Schreibungen auf *-ier(en)* gab; es ist aber viel erstaunlicher, wie konsequent sich die Variante *-ir(en)* im Lauf der Jahrhunderte durchgesetzt hatte. Hierzu müssen detaillierte Untersuchungen erfolgen, die prüfen, wie sich auch frühe *ier(en)*-Schreibungen in Verben zugunsten von *ir(en)*-Schreibungen abbauen. So ist beispielsweise der früheste Eintrag des Verbs *studieren* von 1521 mit <ie> geschrieben.

Wir haben nun gezeigt, dass bei einigen Lexemen (*regieren*, *spazieren*) die *ier(en)*-Variante die häufigere war, ansonsten *-ir(en)*. Über alle Verben hinweg wurde von den Reformern der Wunsch formuliert, diese Schreibungen zu vereinheitlichen. Die Rechtschreibreform von 1876 hätte sowohl die Variation bewahrt als auch die Bevorzugung von *-ir(en)*; allerdings hätte sie auch hier in den konkreten Schreibungen zu Veränderungen geführt. Durchschlagskräftig war dann eher die Schulorthographie von Wilmanns und das Wörterbuch von Duden – die *ir(en)*-Variante verschwindet rasant und ist mit der Reform von 1901 endgültig abgeschafft.

Dies ist als Fakt interessant. In historischen Untersuchungen zur Schreibung (im Übrigen zu allen sprachsystematischen Fragen, aber in der Schreibung ist es immer besonders augenscheinlich) wird immer wieder gefragt, wie stark der normative Einfluss ist. Man kann diesen nie völlig ausschließen. Aber die Tatsache, dass hier eine Schreibvariante, die ja sogar die häufigere war, schlagartig verdrängt wird, lässt darauf schließen, dass eine Normierung gegen den Usus möglich ist. Dies ist besonders interessant vor dem Hintergrund, dass die I. Orthographische Reform als an der Vokallängenmarkierung gescheitert gilt. So sah die Reform wesentlich vor, in betonbaren Silben mit einfach besetztem Endrand die bis dato etablierte Vokallängenmarkierung durch Doppelvokal oder Dehnungs-h bei <a, o, u> abzuschaffen: <Sal> statt <Saal>, <Par> statt <Paar> (vgl. das beschlossene Regelwerk von 1876: 138ff. in Nerius 2002: 133). Von Raumer hat in seiner Begründung den graphematischen Trochäus mit prominenten und schweren Silben vorweggenommen (Begründung der Schrift, Raumer 1876: 61 in Nerius 2002: 58; Evertz/Primus 2013; Fuhrhop/Peters 2013: 229ff.). Hier zeigt sich, dass von Raumer eine durchaus dem grammatischen System entsprechende Änderung der Schreibung vorschlägt. Darüber hinaus macht von Raumer (1876: 189 in Nerius 2002: 181) in den Erläuterungen zur I. Orthographischen Konferenz deutliche Unterschiede zwischen <a, o, u> auf der einen Seite und <i, e> auf der anderen Seite. Nur bei letzteren Vokalbuchstaben sei eine Längenmarkierung nötig, da nur diese Buchstaben in unbetonten Silben stehen können. Der Vorschlag, Vokallängen bei <a, o, u> zukünftig nicht mehr am Vokal selbst zu markieren, traf auf massiven Widerstand, an dem letztendlich die Durchsetzung der Reform scheiterte (vgl. Nerius 2007: 344).

Die Änderungsvorschläge für die *ier(en)*-Schreibung als auch für den Abbau der Vokalverdopplungen betreffen gleichermaßen etablierte Schreibungen. Die Änderung für die Vokalverdopplung stößt auf Ablehnung – in der öffentlichen Diskussion und in den Schreibungen im DTA und DWDS. Die Schreiber/innen übernehmen diese Schreibungen nicht. Die Änderung zu *-ier(en)* führt hingegen nicht zu einer öffentlichen Diskussion, wird aber von den Schreiber/innen schnell übernommen.

Der Gestus der Rechtschreibreformen von 1876, 1901 und 1996 war zum Teil ein ähnlicher, zum Teil ein anderer. Bei den Rechtschreibreformen von 1876 und 1901 war der wesentliche Grund die ‚Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung‘. Dies gilt für 1996 nicht; es gab vor 1996 eine einheitliche Rechtschreibung. Was 1996 sehr viel eher gewollt wurde, war eine ‚Vereinheitlichung der Regeln‘ und eine vermeintliche Vereinheitlichung, so sollten ‚Ausnahmen‘ bei der *ä*-Schreibung, der Großschreibung und der Getrennt- und Zusammenschreibung ‚getilgt‘ werden. Argumentiert wurde mit der Vereinfachung für die Schüler/innen bzw. für die Schreiber/innen. Dass hier allzu oft die ‚Vereinfachung der Schreibung‘ mit der (vermeintlichen) ‚Vereinfachung der Regeln‘ verwechselt wurde, ist oft (und zurecht) kritisiert worden.

Wir möchten hier noch einmal die Ergebnisse der Schriftspracherwerbsstudie von Paxa (2013) heranziehen (vgl. dazu auch Abschnitt 4): Neu in unserer Argumentation ist an dieser Stelle: Man betrachtet, was die starken Schreiber/innen nicht können. Es geht also nicht darum, die häufigen Fehler zu behandeln – viele Fehlerquellen sind ja erst durch den Unterricht geschaffen. Sondern es geht darum, die wirklich schwierigen Fälle zu behandeln. Die Schüler/innen haben hier tatsächlich intuitiv etwas gefunden, was historisch so nicht gewachsen ist und damit einen Bruch im System der Schreibung. Die Durchsetzung der Variante *-ier(en)* war künstlich, auch wenn der Wechsel von der *<iren>*-Schreibung hin zur *<ieren>*-Schreibung vermeintlich gut ins Schriftsystem des Deutschen passt bzw. schon 1876 gepasst hat (Abschnitt 3, 6). Deswegen hat sie sich so gut durchgesetzt. Allerdings etabliert die *<ieren>*-Variante eine Schreibung im Fremdwortbereich, die nicht fremd ist und allzu heimisch aussieht. Damit wird der Unterschied zwischen der Schreibung im nativen Kernbereich und der Schreibung im Fremdwortbereich aufgehoben und die Entwicklung der Fremdwortsensitivität im Schriftspracherwerb wird empfindlich gestört. Betrachtet man die Ersetzung der *<iren>*-Schreibung durch die *<ieren>*-Schreibung aus der Perspektive der Integration von Fremdwörtern kann man sich fragen, ob ein solcher Integrationsprozess nicht begrüßenswert sei. Fremdwörter sind historisch immer wieder so in das Deutsche integriert worden, dass sie sich im Gegenwartsdeutschen genauso verhalten wie die Wörter des Kernbereichs. Sie sind damit keine Fremdwörter mehr (*Keller, Fenster, Tulpe*). Wie solche Integrationsprozesse von statten gehen, ist alles andere als geklärt: Handelt es sich um lexembezogene Entwicklungen oder werden ganze Gruppen von Lexemen, die sich in einem bestimmten Punkt relativ ähnlich verhalten, durch Analogie integriert? Mit Blick auf die *[i]*-Schreibung im Fremdwortbereich lässt sich sehr deutlich sehen, dass zwischen 1876 und 1901 eine Gruppe von Wörtern, nämlich die *ieren*-Verben, aus allen *[i]*-Schreibungen des Fremdwortbereichs herausgehoben wurden. Dort haben die Kodifizierer künstlich eingegriffen und dies hat im Gegenwartsdeutschen Auswirkungen auf die gesamte *[i]*-Schreibung im Fremdwortbereich. In Bezug auf die Kodifizierung ist die Frage angemessen, ob ein solcher externer, punktueller Eingriff in ein funktionierendes Schriftsystem angemessen ist. Die Schreibung nach 1901 sollte einheitlicher und damit in den Schulen leichter zu unterrichten und zu erlernen sein. Die Eingriffe von 1996 haben deutlich gezeigt, dass die Intuition der Schreiber/innen empfindlich gestört wurden. Die Folgen dieses Eingriffs haben sich 1996 sehr schnell gezeigt, die Folgen des Eingriffs von 1901 in Bezug auf die *[i]*-Schreibung im Fremdwortbereich haben sich erst jetzt gezeigt. Eine solche Forschung hätte einer Rechtschreibreform vorangehen sollen, die tatsächlich die Schreibung für den Schriftspracherwerb hätte einfacher machen sollen. Unser

Gestus ist jetzt aber nicht, diese Schreibung wieder abzuschaffen, sehr wohl sollte diese Schreibung aber als eine besondere in der Fremdwortschreibdidaktik eingeführt werden.

Darüber hinaus stellen sich hier weitere Fragen für den Gang von Sprachwandel und Variation in der Schreibung: Es scheint so zu sein, als wäre die Umstellung von *-ir(en)* zu *-ier(en)* ‚bücherweise‘ geschehen, also in einem Buch zwischen 1876 und 1901 kommt entweder die eine oder die andere Variante vor. Ist das gleichermaßen vorher festzuhalten? Oder um es allgemeiner zu fassen: Welche Variation findet sich innerhalb eines Textes/bei einem Autor? Hier sind für die Zukunft noch viele Fragen offen.

## 9 Literatur

- Augst, Gerhard (1987): Zur graphischen Bezeichnung der Vokalqualität bei Fremdwörtern. – In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen. (=Reihe Germanistische Linguistik 79). Tübingen: Niemeyer. S. 94-110.
- Bredel, Ursula (2011): Didaktik der Fremdwortschreibung. – In: Bredel, Ursula und Tilo Reißig (Hrsg.) (2011). S. 355-373.
- Bredel, Ursula und Tilo Reißig (Hrsg.) (2011): Weiterführender Orthographieerwerb. (=Deutschunterricht in Theorie und Praxis 5). Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Duden, Konrad (1980 [=Nachdruck von 1880]): Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig: Verlag des Bibliographischen Instituts [Nachdruck: Mannheim: Bibliographisches Institut AG].
- Eisenberg, Peter (<sup>2</sup>2012): Das Fremdwort im Deutschen. Berlin, New York: de Gruyter.
- Eisenberg, Peter (<sup>4</sup>2013): Der Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Evertz, Martin und Beatrice Primus (2013). The graphematic foot in English and German. – In: Writing Systems Research, 5(1). S. 1-23.
- Evertz, Martin (2014): Visual Prosody: The graphematic foot in English and German. Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln.
- Fuhrhop, Nanna (1998): Grenzfälle morphologischer Einheiten. (= Studien zur deutschen Grammatik 57). Tübingen: Stauffenburg.
- Fuhrhop, Nanna (2011): Fremdwortschreibung. – In: Bredel, Ursula und Tilo Reißig (Hrsg.) (2011). S. 145-163.
- Fuhrhop, Nanna und Jörg Peters (2013): Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall. Dynamik – Wandel – Variation. Berlin, New York: de Gruyter, S. 219-242.
- Küppers, Hans-Georg (1984): Orthographiereform und Öffentlichkeit. Zur Entwicklung und Diskussion der Rechtschreibreformbemühungen zwischen 1876 und 1982. Düsseldorf: Schwann.
- Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002): Die orthographischen Konferenzen von 1876 und 1901. (=Documenta Orthographica). Hildesheim, Zürich, New York: Olms.
- Nerius, Dieter (<sup>4</sup>2007): Deutsche Orthographie. Hildesheim: Olms.
- Nübling, Damaris, Antje Dammel, Janet Duke und Renata Szczepaniak (<sup>4</sup>2013): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. (=Narr Studienbücher). Tübingen: Narr.
- Paxa, Anne-Marie (2013): Erwerb der Fremdwortschreibung. Dissertation Hildesheim. Online veröffentlicht: <http://opus.bsz-bw.de/ubhi/volltexte/2013/205/>.

- Primus, Beatrice (2010): Schriftstrukturelle Grundlagen des deutschen Schriftsystems. In: Bredel, Ursula, Gabriele Hinney und Astrid Müller (Hrsg.): Schriftsystem und Schriffterwerb. Linguistisch – didaktisch – empirisch. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik). S. 9-45.
- Protokoll der Verhandlungen (1876). – In: Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002). S. 76-126.
- Raumer, Rudolf v.: Zur Begründung der Schrift. Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie (1876). – In: Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002). S. 45-75.
- Regeln und Wörterverzeichnis der deutschen Orthographie. Auf Grundlage der von R. v. Raumer verfaßten Vorlage (1876). – In: Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002). S. 127-173.
- Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis (1902). – In: Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002). S. 302-331.
- Schmidt, Karsten (2010): Die ä-Schreibungen in den Fremdwörtern des Deutschen. Oldenburg, Ms.
- Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz (1876). – In: Nerius, Dieter (Hrsg.) (2002). S. 1-44.
- Wilmanns, Wilhelm (1880): Kommentar zur preußischen Schulorthographie. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung.
- Online unter: [http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11023637\\_00005.html](http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb11023637_00005.html).

## Korpora

<http://www.deutschestextarchiv.de/>

<http://www.dwds.de/>

Baayen, R. Harald, Richard Piepenbrock und Leon Gulikers (1995): The CELEX lexical database (release 2). Philadelphia: Linguistic Data Consortium.

Cosmas literarisch-historisch: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/>

HK3 Historisches Korpus/Digitale Bibliothek: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka. Zugriff am 1.3.2016

# Das Wałęsa-Syndrom II

## Einige Überlegungen zur Realisation polnischer Eigennamen mit <ę>, <ą> und <ł> in der deutschen Standardaussprache

ROBERT SKOCZEK

### 1 Problemstellung und Zielsetzung

Die elektrotechnischen Erfindungen des 20. Jahrhunderts revolutionierten zweifelsohne die zwischenmenschliche Kommunikation. Es ist aus heutiger Sicht nichts Außergewöhnliches, dass jeder in Sekundenschnelle über Internet und Mobiltelefone Kontakt mit Menschen auf einem anderen Kontinent aufnehmen kann. Die Informationen werden bereits in digitalisierter Form in HD-Qualität übertragen. Mit dem technischen Fortschritt, der praktisch jeden tagtäglich mit neuen fremd klingenden Namen überrumpelt, hat es leider nicht viel auf sich, wenn es um den Umgang mit dem Kommunikationsmedium „Sprache“ geht. Als Auslöser der nachstehenden Diskussion gilt der vor 27 Jahren erschienene Artikel „Das Wałęsa-Syndrom: Die Aussprache fremdsprachlicher Namen in Rundfunk und Fernsehen“ (1989), in dem Elmar Ternes mit Recht die Vielfalt von Aussprachevarianten fremdsprachiger Eigennamen im deutschen Hörfunk und Fernsehen kritisiert. Die mannigfaltige Realisation der polnischen Eigennamen mit den Xenographen <ę, ą, ł> besteht nach wie vor. Die Ursachen dafür können erstens aus divergierenden Angaben in den aktuellen Aussprachekodizes resultieren (Skoczek 2014). Zweitens hängt die hohe Anzahl an Aussprachevarianten fremder, darunter auch polnischer Endonyme von dem Grad der diesbezüglichen beruflichen Vorbereitung der Rundfunksprecher, vor allem der Nachrichtensprecher ab, deren Sprechweise nach Hollmach (2007) für viele Sprachteilhaber eine normphonetische Orientierungsgrundlage schafft und die laut Ammon (2005: 32f.) als eine normsetzende Instanz im Kodifizierungsprozess gelten. Drittens können die Versuche der Nachrichtensprecher, die Originallautung des Endonyms zu erreichen, wofür Ternes in seinem Artikel plädiert, die Grundlage für zahlreiche mehr oder weniger geglückte Reproduktionen fremdsprachiger polnischer Namen im deutschen Lautkontext sein. Gemäß der an der Martin-Luther-Universität Halle betriebenen Eindeutschungsforschung spricht sich auch der Autor des vorliegenden Beitrags im Gegensatz zu Ternes (1989) für die gemäßigte Anpassung der im deutschen Lautkontext vorkommenden Xenophone an das deutsche Lautsystem aus. Demnach werden Fremdlaute durch die artikulatorisch und akustisch ähnlichste Lautsubstanz des Deutschen substituiert. In Bezug darauf soll im vorliegenden Beitrag, aus sprachtheoretischer und sprachvergleichender Sicht betrachtend, gezeigt werden, wie man bei neu erschienenen polnischen Fremdnamen oder bereits vorhandenen unterschiedlichen Realisationen eines polnischen Namens wie etwa <Wałęsa> für den öffentlichen Gebrauch eine artikulatorisch leicht überwindbare und einheitliche Realisation von <ę, ą, ł> erreicht. Eingangs wird im Allgemeinen das Gewicht der Eindeutschung im Kontext des massenmedialen Gebrauchs von Fremdnamen beleuchtet. Des Weiteren wird Kritik an der von Ternes (1989) vorgeschlagenen Originallautung fremdsprachlicher Namen am Beispiel von <Wałęsa> geübt. Danach wird die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wie polnische Phonetiker die mündliche Realisation von <ę, ą, ł> interpretieren und sie im Sprachsystem klassifizieren. Die aus kontrastiver Sicht gewonnenen Erkenntnisse werden im letzten Teil dieses

Beitrags als ein potenzieller Lösungsweg bei der Eindeutschung polnischer Eigennamen vorgeschlagen.

## 2 Eindeutschung als normphonetisches Problem

Die Präsenz von Informationen über weltpolitische Ereignisse, Beiträge zu fremden Kulturen etc. bewirkten, dass im heutigen öffentlichen Sprachgebrauch im Vergleich mit der Situation noch vor 30 Jahren immer häufiger fremdsprachliche Namen und Begriffe erscheinen. Dies resultiert zum einen aus der Vielfalt der Sendeformate, die jedem Nutzer heutzutage zur Verfügung stehen. Kurzbeiträge, Podcasts, zusätzliche Online-Berichte z. B. Warschauer Wochen bei der ARD, Kowalski & Schmidt bei RBB, die auf den Internetseiten einzelner Sender abrufbar sind, wie auch neue thematische Fernsehprogramme wie etwa ZDF Kultur, Tagesschau24, Discovery, National Geographic, EinsFestival, Eurosport tragen zweifelsohne zur höheren Frequenz fremder Eigennamen im öffentlichen Gebrauch bei. Im vereinten Europa wirken nicht nur Politiker auf der internationalen Arena, sondern es wird auch von der Welt des großen Show-Business berichtet, in der sich Schauspieler, Sänger, Musikmacher lancieren möchten. Darüber hinaus bieten neue technische Errungenschaften der letzten 20 Jahre in der Informationsvermittlung neue Möglichkeiten, so dass Zugriffe auf Mediatheken, Flash News via Handys, Tablets und Smartwatches in jeder Situation möglich sind. Mit neuen publizistischen Programmen, in denen auch von weniger bekannten ausländischen Politikern anderer Ressorts, Musikern und Künstlern berichtet wird, trat gleichzeitig das orthoepische Problem aufs Neue zutage, wie aktuelle und oft ephemerisch präsente Fremdnamen gehandhabt werden sollten. Die mit Recht an die Rundfunksprecher gestellten Forderungen nach einem wohlgeformten Sprachgebrauch sind mit deren sprecherischer Vorbildrolle verbunden. Somit gehört es nach wie vor zur obersten Aufgabe des Rundfunks, Sprach- und Sprechkultur im öffentlichen Leben zu fördern. Um weite Zuschauer- und Hörerkreise zu erreichen, müssen die für die gesamte Bevölkerung bestimmten Inhalte in einer dementsprechend für alle Sprachteilhaber verständlichen Sprachvarietät vermittelt werden. Ohne das seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts u. a. aufgrund seiner allgemeinen Akzeptanz und seines Prestiges als *Standardsprache* bezeichnete Subsystem des Deutschen kommen die Medien grundsätzlich nicht aus. Obwohl viele Anwendungsbereiche der Standardsprache normativ geregelt sind, weckt die Frage nach der Aussprache fremdsprachlicher Namen bis heute selbst bei Rundfunksprechern viele Zweifel und Unsicherheiten, denn ein und derselbe neue Fremddname kann innerhalb einer Sendung in unterschiedlichem Grad und mithilfe verschiedener lautlicher Mittel eingedeutscht werden (vgl. Ebel et al. 2014). Transparenz in der lautlichen Handhabung des fremdsprachlichen Sprachguts scheint dennoch schon viel früher gefordert zu sein. Leserfragen aus den 1960er Jahren nach Akzentpositionen, Aussprache phonotaktisch untypischer Konsonantenhäufungen sowie einzelner Xenophone und diesbezügliche Antworten der Sprachexperten in der Zeitschrift „Sprachpflege“ (vgl. Sprachpflege 1961: 63; 1966: 26; 1969: 60) legen nahe, dass einheitliche Regeln für die Aussprache fremdsprachlicher Eigennamen schon mit der Expansion des Fernseh- und Hörfunks vor 40 Jahren für die Sprachbenutzer relevant waren, denen die Kultur des lebendigen Wortes besonders am Herzen lag. Auch aktuelle wissenschaftliche Arbeiten zeugen davon, dass das Problem der Aussprache von Fremdnamen immer noch nicht endgültig gelöst worden ist und ein für den öffentlichen Gebrauch grundlegendes und von allen öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten akzeptiertes



und anwendbares Regelsystem fehlt (vgl. Ebel 2015, Lange 2015). Für die einheitliche Eindeutschung, also eine Anpassung der Fremddlaute an das eigene Lautsystem zur Artikulations-erleichterung, haben Aussprachewörterbücher, Beihefte oder Datenbanken zwar einen großen Beitrag geleistet, aber ihre Richtlinien unterscheiden sich gravierend voneinander (vgl. Skoczek 2014: 198ff.). Dies resultiert u. a. daraus, dass den bisherigen Aussprachekodizes unterschiedliche Normierungskonzepte zur Aussprache systemfremder Lauteinheiten zugrunde lagen bzw. liegen. Die einen Kodifizierer huldigten und huldigen wie etwa im Duden-Aussprachewörterbuch (2005) einem xenophonischen Purismus und schreiben ohne meritorsche Begründung vor, Fremdnamen originalgetreu auszusprechen, ohne auf den artikulatorischen Aufwand selbst der bestgeschulten Sprecher und dadurch auf den Bruch im Redefluss zu achten. Für polnische Eigennamen wird auch in der 7. Auflage des Duden-Aussprachewörterbuchs an den originalgetreuen Transkriptionen festgehalten (vgl. Kleiner/Knöbl 2015: 147f.). Dies wird ebenfalls von Ebel (2016: 8) bemängelt:

„Die Aussprache wird, wie schon in den vorigen Auflagen, ausgangssprachennah empfohlen, was dazu führt, dass den Nutzern zahlreiche Xenophone zugemutet werden.“  
(Ebel 2016: 8).

Die in die ARD-Datenbank eingegebenen Namen sollen wie nur möglich das Original abbilden. Trotzdem sucht man für Segmente, die vom deutschen Lautsystem weit abstehen, Äquivalente aus dem eigenen Lautinventar (Heinemann 2007). Im Deutschen Aussprachewörterbuch (Krech et al. 2010) sprach und spricht man sich für eine einheitliche mäßige bis starke Anpassung der Lautgestalt fremdsprachlicher Eigennamen an das deutsche Sprachsystem aus und wollte mit klaren Eindeutschungsrichtlinien der Bildung vieler willkürlicher Realisationsvarianten ein und derselben Lemmata entgegenwirken. Auch dieses Konzept lässt sich nicht ohne Weiteres in die Tat umsetzen. Beide Referenzwerke unterscheiden sich überdies in den Substitutionsregeln für einzelne polnische Xenophone und in den Eindeutschungsgraden für gut und wenig bekannte Fremdsprachen. Die Frage nach dem Grad der Eindeutschung, die stufenweise vollzogen werden kann, bleibt ohne Untersuchung der medialen Sprechwirklichkeit immer noch offen. Analysiert man die Einzelfälle der Aussprache polnischer Eigennamen, stellt man fest, dass für manche Xenographe, wie z. B. <ł>, alle xenophonischen Merkmale ganz zugunsten der deutschen Lautung aufgegeben werden können (Skoczek 2014, 206 f.). Andere Xenographe wie <ę, ą> kennzeichnet eine breite Streuung in der Realisation. Im Zusammenhang damit müsste man in weiteren Forschungsschritten auf die Frage eingehen, durch welche deutschen Laute einzelne Xenophone ersetzt werden sollen und welche Faktoren die lautliche Anpassung mitbestimmen. Einerseits kann hier die phonetische Ähnlichkeit ausschlaggebend sein, andererseits können neben einer originalnahen Aussprache im Sprachgebrauch Lautsubstitutionen auftreten, die durch das Schriftbild geprägt werden, was das Xenophon [w] im Fremdnamen <Wałęsa> bestens beweist. Die Eindeutschung kann aber auch durch eine Mittlersprache erfolgen. Der Fragenkatalog ist jedoch damit noch nicht erschöpft, denn es fragt sich, ob sich ein allgemeines Eindeutschungssystem für alle Sprachen schaffen lässt oder ob es besser wäre, jede fremdsprachliche Lautung separat zu behandeln. Zum anderen taucht auch der Zweifel auf, ob man die Xenophone aus verschiedenen Sprachen wie etwa Polnisch und Slowakisch, die eine akustisch-artikulatorische Verwandtschaft aufweisen, durch dieselben deutschen Laute ersetzen oder unter Berücksichtigung der fremdsprachlichen Spezifik verschiedene Phone anwenden soll. Im Folgenden auf die einzelnen

Fragen einzugehen, würde den zulässigen Rahmen des Beitrags sprengen und sein grundsätzliches Ziel verfehlen. Unter Beachtung der im Titel des Artikels genannten Problemstellung soll die Frage beantwortet werden, inwieweit die im Polnischen gängigen phonostilistischen und großräumigen Aussprachevarianten der Grapheme <ę, ą, ł> die Eindeutschung polnischer Fremdnamen des Typus <Wałęsa> erleichtern und berücksichtigt werden können.

### 3 <Wałęsa> – kein Revolutionär in der Eindeutschungspraxis

Die angeführten Probleme verlieren in der gegenwärtigen Orthoepieforschung nach wie vor nicht an ihrer Aktualität. 27 Jahre nach der Publikation des Beitrags „Das Wałęsa-Syndrom: Die Aussprache fremdsprachlicher Namen in Rundfunk und Fernsehen“ von Elmar Ternes hat sich in der Praxis deutscher Moderatoren, Korrespondenten und Nachrichtensprecher keine einheitliche Aussprachenorm für manche polnische Fremdlaute etabliert. Der oft im Rundfunk präsente Name des polnischen Gewerkschaftsführers hat den Umgang mit den polnischen Xenographen <ę>, <ą> und <ł> leider nicht revolutioniert, denn bis heute stößt man auf eine ganze Bandbreite von mehr oder weniger gelungenen, oft als probabilistisch wirkenden Lautsubstitutionen. Die von Ternes postulierte Orientierung an einer möglichst originalen Aussprache schafft eine Grundlage für eine ‚fiktive Normierung‘, denn die Sprechwirklichkeit in den deutschen Medien bleibt fern von der Originalnähe. Wegen vieler Realisationsvarianten derselben Namen gibt es für sprachsensiblere Rezipienten eher viel Anlass zur Verwirrung. Aus der jahrelangen Beobachtung der Sprechwirklichkeit heraus ist Ternes‘ Behauptung, „daß Vorschriften für die Anpassung an die deutsche Aussprache durch normgebende Institutionen (wie z. B. ein Aussprachewörterbuch) unnötig sind, da eine solche Anpassung ohnehin in den meisten Fällen automatisch erfolgt“ (Ternes 1989: 180), nicht akzeptierbar. Wenn man dem Umgang mit Fremdnamen freien Lauf lässt, so wie es Ternes suggeriert, landet die Realisation eben in solchen Aussprachevarianten, die er selbst in seinem Beitrag angeführt und als Nachlässigkeit angeprangert hat. Man kann mit Ternes (vgl. Ternes 1989: 180) nicht darin übereinstimmen, dass normativ konstituierte Anpassungsrichtlinien der Xenophone an das deutsche Lautsystem überflüssig sind. Wenn man die originalgetreuen Ausspracheangaben im Duden-Aussprachewörterbuch befolgt, gelingt es nur wenigen Rundfunksprechern, den angestrebten Originalklang eines Fremdnamens zu erreichen. Auf diese Weise wird der Willkür ein Weg zu diversen Aussprachevarianten ein und desselben Namens bereitet, denn in der Tat „ergeben sich die Anpassungen notgedrungen von selbst“ (ebd., 180), aber ihre Qualität lässt in dieser Situation zweifellos viel zu wünschen übrig. Wie im Fall <Wałęsa> wird mit vielen Fremdnamen umgegangen, die momentan an Tagesaktualität gewinnen und auf dem eigenen Sprachgefühl basierend ausgesprochen werden. Dies ist auch selbsterklärend, denn die Nachrichtensprecher stehen oft unter Zeitdruck. Die wenigen Minuten, die in vielen Fällen bis kurz vor der Sendung zur Verfügung stehen, um sich mit dem Text vertraut zu machen, reichen bei weitem nicht, jedes Mal Klarheit über die originalgetreue Aussprache fremder Namen zu gewinnen. Die spontane Angleichung erfolgt dadurch, dass sich die Bildungsweise der fremden Laute auf der dem Deutschen eigenen Artikulationsbasis vollzieht. Es ist auch sinnvoll, sich das deutsche Lautreservoir zu dem Zweck zu Nutzen zu machen, dem Original näher zu kommen, aber es macht wenig Sinn, entweder den Prozess der Spontanität auszusetzen oder Rundfunksprecher auf Fremdlautungen zu trimmen und die Aussprache fremdsprachiger Laute im deutschen Satzzusammenhang zu trainieren. Die Anzahl der Xenophone und der systemfrem-

den Lautkombinationen kann unvorhersehbar sein, deswegen müssten die Rundfunksprecher in ihren Arbeitsplan ein regelmäßiges Übungsprogramm für schwierige Fremdlaute im deutschen Redetext einbauen. Zum einen steht dafür zu wenig Zeit zur Verfügung. Zum anderen macht es wenig Sinn und ist kaum möglich, von Rundfunksprechern eine originalgetreue Aussprache von Lauten und Lautkombinationen aus unzähligen Fremdsprachen zu verlangen. Aus diesem Grund ist eine allgemein verbindliche, empirisch fundierte Referenzbasis durchaus erforderlich und begründet. Im Falle einer im medialen Sprachgebrauch ermittelten hohen Streuung der Aussprachevarianten fremdsprachiger Endonyme müssen von Kodifizierern weitere normative Vorkehrungen getroffen werden, die beispielsweise aus den sprachkontrastiven Erkenntnissen für die Eindeutschung gewinnbringend sein können. Bei der Vielzahl konkurrierender Lautformen soll mithilfe von Kontrastanalysen eine so ermittelte Eindeutschungsform präferiert und im Referenzwerk als Empfehlung angegeben werden. Diese Maßnahme wird nachstehend mit dem Endonym <Wałęsa> exemplifiziert.

#### 4 Lautwerte von <ę> und <ą> im Polnischen

Die polnischen Nasalvokale sind ein Überbleibsel aus dem Urslawischen. Während in den meisten slawischen Sprachen die Nasalvokale im 13. Jh. zu verschwinden begannen, blieben sie im Altpolnischen erhalten und unterlagen im 15. und 16. Jh. lediglich koartikulationsbedingten Modifizierungen. So gingen mit der Zeit ihre Quantitätsunterschiede verloren und zu ihrer Differenzierung wurde ihre Artikulationsstelle herabgesetzt oder erhöht (vgl. Kułakowska/Myszka, 2013: 126f.) Phonetisch gesehen haben sich auch ihre akustischen Merkmale verändert. Die stark ausgeprägte Nasalität zog sich nicht mehr über die gesamte Dauer des Vokals. Mit der Zeit setzte die Öffnung zum Nasenraum während der Artikulation des Nasalvokals verzögert ein, so dass die gegenwärtigen Nasalvokale im Polnischen im Vergleich mit den französischen eine asynchrone Nasalität aufweisen, eine diphthongische Beschaffenheit haben. Die asynchrone Aussprache polnischer Nasalvokale beruht darauf, „daß die nasale Resonanz zum Schluß der Artikulation etwas länger dauert als die orale Artikulation“ (Wójtowicz 1981: 148). An manchen Stellen kann sogar von einer kompletten Denasalierung die Rede sein, weil die nasalierte Komponente des Diphthongs getilgt wird. Demzufolge macht es im Hinblick auf diese Tendenzen wenig Sinn, bei der Eindeutschung polnischer Namen mit <ę> und <ą> eine ideale Nasalität anzustreben.

In der Fachliteratur streuen die Angaben zur Anzahl der Nasalvokale in der polnischen Gegenwartssprache zwischen zwei und sechs, wobei nur zwei eine graphische Repräsentation haben (<ę> und <ą>) und die anderen in Fremdwörtern als oraler Vokal und nachfolgender Nasalkonsonant in Form graphischer Repräsentationen vorkommen (vgl. Dłuska 1981: 53; Dudkiewicz 1995: 32). Demzufolge wird die Aufmerksamkeit in erster Linie den Xenographen <ę> und <ą> geschenkt. Wierzchowska (1980: 79) betrachtet polnische Nasalvokale als Diphthonge, deren Artikulation aus einer oralen Phase mit Nasalresonanz im zweiten Bestandteil des Zwielautes besteht: [aǫ̃ eǫ̃ ɨ̃ ɛ̃ ɔ̃ ũ]. Diese vokalische Nasalität tritt vor Frikativen ein, denn nur Engelaute ermöglichen, die verspätet eingesetzte Nasalresonanz gleichzeitig durch zwei Resonatoren – Mund- und Nasenhöhle – ausklingen zu lassen (vgl. Wójtowicz 1981: 149). Vor Plosiven und Affrikaten überschneidet sich die Nasalresonanz des Vokals mit der Implosion des folgenden Konsonanten, so dass an die Stelle des nasalen Vokalbestandteils ein homorganer Nasalkonsonant tritt. Dudkiewicz (1995: 33) spricht hier von der konsonanti-

schen Nasalität. Im Vergleich zu älteren Angaben in der Fachliteratur sind sich die Wissenschaftler heute darüber einig, dass der diphthongische Charakter von <ę> und <ą> nicht nur die Nasenraumaktivität im zweiten Bestandteil kennzeichnet, sondern dass sich dabei auch eine für Diphthonge typische Gleitbewegung des Zungenrückens auf das Velum hin vollzieht und die Lippen eine entrundete Form annehmen. So kann man für die Grapheme <ę> und <ą> folgende phonetische Repräsentationen festhalten:

Graphem	Beispiele	Phonem	Allophone
<ę>	<Chęcin, sępy, pręty, lęk, kęs>	/ɛũ̃/	[ɛɲ][ɛm][ɛn][ɛŋ][ɛũ̃]
<ą>	<mać, kapiel, kąt, pać, waż>	/ɔũ̃/	[ɔɲ][ɔm][ɔn][ɔŋ][ɔũ̃]

Tabelle 1: Phonetische Repräsentationen der Grapheme <ę> und <ą>

Aus den Beispielen ist ersichtlich, dass man es im Polnischen nicht mit einer synchronen Artikulation der Vokale zu tun hat, denn der endgültige Lautwert des nasalen Elements wird durch die rechtsseitige Lautnachbarschaft bedingt. Bei der Eindeutschung der Xenographe <ę> und <ą> hat es bereits aus diesem Grund gar keinen Zweck, das [ɔ̃] und das [ɛ̃] oft in einer komplizierten Distribution auszusprechen.

Sawicka (1995: 134ff.) geht in ihrer phonologischen Interpretation sogar weiter und spricht den polnischen Nasalvokalen den Phonemstatus ab. Sie meint, dass es im Standardpolnischen nur sechs Vokalphoneme /a ɛ i ĩ ɔ u/ gibt. Hinter den Graphemen <ą> und <ę> verbergen sich orale Vokalphoneme in Verbindung mit Nasalkonsonanten /m n ɲ ŋ/ (ebd.: 131), deren Allophone Positionsvarianten darstellen. Wenn man bedenkt, dass die polnischen Nasalvokale einst synchron ausgesprochen wurden, dann kann man aus heutiger Sicht sogar von einer Phonemspaltung sprechen. Den Buchstaben <ą> und <ę> entsprechen also folgende Phonempaa-re:

Graphem	Phonemkombination	Kontext
<ą>	/ɔm/	/_p/ /_b/
<ę>	/ɛm/	/_p/ /_b/
<ą>	/ɔn/	/_t/ /_d/ /_ts/ /_dz/ /_tʃ/ /_dʒ/
<ę>	/ɛn/	/_t/ /_d/ /_ts/ /_dz/ /_tʃ/ /_dʒ/
<ą>	/ɔɲ/	/_tc//dz/
<ę>	/ɛɲ/	/_tc//dz/
<ą>	/ɔŋ//ɛŋ/	in sonstigen Positionen
<ę>	/ɔŋ//ɛŋ/	in sonstigen Positionen

Tabelle 2: Phonologische Repräsentation der Grapheme <ą> und <ę>

Nach Sawicka (1995: 134) hat jeder okklusive Nasalkonsonant seine approximante Entsprechung als fakultative Positionsvariante vor einem frikativen Obstruenten. In dieser Distribution kommt es in erheblichem Maße zu einer Aufhebung der phonologischen Oppositionen. Während die Neutralisierung der Oppositionen zwischen den Nasalapproximanten vor Explosiven obligatorisch ist, sind derartige Neutralisationen der phonologischen Oppositionen vor Frikativen zwar fakultativ, aber dennoch ziemlich gewöhnlich. So könnte man für die okklusiven Nasalkonsonanten folgende nasale Äquivalente mit homorganer Engebildung nennen:

Nasalsonanten	
okklusiv	approximant
[m]	[ɱ]
[n]	[ɳ]
[ɲ]	[ʝ]
[ŋ]	[ɥ]

Tabelle 3: Okklusive und approximante Nasalsonanten

In der Distribution /Vokal + Nasal + Frikativ/ müssen jedoch nicht unbedingt die Nasalapproximanten mit der gleichen Artikulationsstelle vorkommen. Sawicka (ebd.) meint, dass an Stelle der okklusiven Nasalsonanten am häufigsten der hintere, hohe und ungerundete Nasalapproximant [ɥ] tritt. Die Phonemspaltung der Nasalvokale führte letztendlich zur Entstehung eines neuen Nasalkonsonanten /ŋ/, dessen Distribution recht komplex ist. Im Vergleich zum Deutschen ist er weder mit einem Graphem oder noch mit einer Graphemkombination in der Schrift kenntlich gemacht worden. Deswegen ist seine Existenz im Lautsystem vielen Polen gar nicht bewusst. Da der Nasalapproximant statt des okklusiven Nasalsonanten fakultativ auftritt und es oft zur Neutralisierung der phonologischen Oppositionen vor den Frikativen kommt, kann der zweite Bestandteil der Vokal-Nasalsonant-Verbindung nach Sawicka (1995: 137f.) in der Distribution vor frikativen Obstruenten folgende Realisationsvarianten haben:

zu neutralisierendes Nasalphonem	Distribution /_Frikativ	freie Allophone	Phonemneutralisationen
/m/	/v//f/	[m][ɱ] [ɥ]	/m/ /ɱ/ /ɥ/
/n/	/v//f/	[ŋ] [n][ɳ] [ɥ]	/m/ /n/ /ɱ/ /ɥ/
	/z//s//x/ /ʃ//ʒ/	[n][ɳ] [ɥ]	/n/ /ɱ/ /ɥ/
	/z//c/	[n][ɳ] [ɲ][ʝ] [ɥ]	/n/ /ɲ/ /ɱ/ /ɥ/
/ɲ/	/_Frikativ	[ʝ]	/ɲ/
/ŋ/	/_Frikativ außer /z//c/	[ɥ]	/ɱ/
	/z//c/	[ʝ]	/ɲ/

Tabelle 4. Nasalphoneme und freie Allophone in der Position vor Frikativen

Diese alternierende Aussprache des Nasalphonems macht sich besonders in Fremdwörtern bemerkbar. Demnach könnte man für die nachfolgend genannten Lemmata folgende freie Aussprachevarianten erwarten:

<benzyna> (dt. Benzin)	[benz'ina] / [benʑ'ina] / [beɥz'ina]
<konflikt> (dt. Konflikt)	[k'ɔnfl'ikt][k'ɔɳfl'ikt][k'ɔɳfl'ikt][k'ɔɥfl'ikt]
<kunst> (dt. Kunst)	[kunʃt][kuɳʃt][kuɥʃt]
<wiedeński> (dt. Wiener)	[v'jed'ɛɳsci][v'jed'ɛʃsci]
<gęś> (dt. Gans)	[gɛɥɕ][gɛʃɕ]

Hierbei muss man anmerken, dass die Varianten mit dem velaren, delabialen Nasalapproximanten [u̥] am häufigsten vorkommen. Viele Polen, die erst schreiben lernen oder in der polnischen Orthografie weiterhin nicht so bewandert sind, begehen Rechtschreibfehler, die eben aus der „phonetischen Schreibung“ resultieren: <bęzyna>, <kąfesjonał> statt <benzyna>, <konfesjonał>.

Für die Grapheme <ę> und <ą>, also die Phonemverbindungen /eŋ/ und /ɔŋ/ vor Frikativen, nennt Sawicka (1995: 137) nur die diphthongische Realisation [eũ] und [ɔũ]. In der regional markierten Aussprache werden <ę> und <ą> oft als Verbindung von Oralvokal und Nasalkonsonant ausgesprochen. Wie man demnach die fakultativen Realisationsvarianten der polnischen Nasalphoneme für die Eindeutschung nutzen könnte, wird im weiteren Teil des Beitrags geschildert

## 5 Lautwerte von <Ł, ł> im Polnischen

Die bis heute in der polnischen Rechtschreibung erhaltenen Buchstaben <Ł> und <ł> implizieren eine phonologische Verwandtschaft ihrer einstigen lautlichen Repräsentationen mit den Lateralen. In der Tat kennzeichnete sie eine apiko-dentale Okklusion bei gleichzeitiger Velarisierung des hinteren Zungenrückens, während die Phonationsluft seitlich eines Zungenrandes oder der beiden Zungenränder entwich (vgl. Wierzchowska 1980: 162f.) Dieser Laut wird nur noch von wenigen älteren Polen ausgesprochen, die in den östlichen Gebieten wohnen, in denen es zum Sprachkontakt mit den ruthenischen Dialekten kam. In der polnischen Gegenwartssprache herrscht der bilabial-velare Approximant [w] vor, der in der polnischen Fachliteratur aufgrund seiner artikulatorischen Ähnlichkeit mit dem Vokal [u] auch als *unsilbisches u* bezeichnet wird. Dieser Laut verbreitete sich im Polnischen besonders im 19. Jh. Seine Spuren in der polnischen Aussprache lassen sich jedoch viel früher anhand von Reimversen erkennen (vgl. Kułakowska/Myszka 2013: 214).

Auch wenn der ursprüngliche apiko-dentale, velare Lateral [ɫ] im Standardpolnischen längst von dem velaren Approximanten verdrängt wurde, wird in den Aussprachelehren für die Schauspielkunst die erste Variante als bühnengerecht in den Aussprachekurs integriert (vgl. Michałowska 2006). Für die jüngere Generation der polnischen Schauspieler (etwa bis 30 Jahre), klingt der Lateralsonant [ɫ] nicht mehr natürlich und wird mit einer ostslawischen Herkunft assoziiert (vgl. Nowakowski 1997: 129).

Das heutige <ł> hat mit der Lautklasse ‘Laterale’ ganz wenig gemeinsam. Der bilabial-velare Approximant wird darüber hinaus in Fremdwörtern und Fremdnamen graphemisch auch durch <u> und <w> repräsentiert.

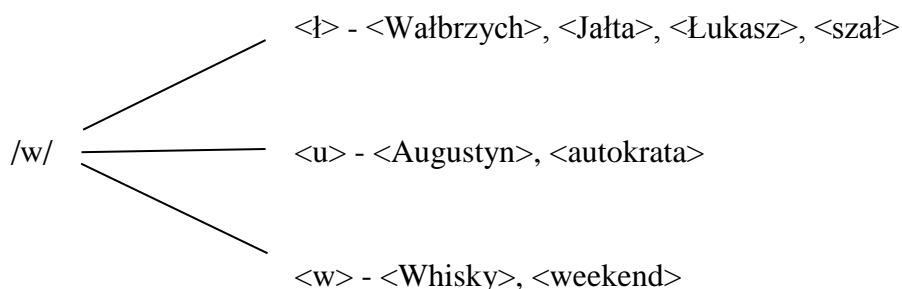


Abbildung 1 Phonem-Graphem-Beziehung

In der Aussprache mit verminderter Artikulationspräzision wird das /w/ bei schnellerem bis normalem Sprechtempo außerdem oft elidiert. „Sehr oft wird das auslautende /w/ nach einem Konsonanten ausgelassen, was auch für Wörter mit fakultativem /w/ vor einer Pause gilt“ (Biedrzycki 1974: 123). Demnach werden solche Wortformen wie <zjadł>, <poszedł>, <po-mysł>, <zdechł> als [zjat], [p'ɔ]ʃet], [p'ɔmis], [zd'ex] ausgesprochen. Zu ähnlichen Elisionen kommt es auch, wenn das /w/ intervokalisches auftritt.

„Meistens wird /w/ ł zwischen Vokalen ausgelassen, im allgemeinen zwischen zwei identischen Vokalen, insbesondere zwischen zwei /a/ der Vergangenheitsformen 1. Person Singular Femininum wie in *dałam*. [...] Ebenfalls zwischen anderen Vokalen, besonders zwischen /a/ und /ɛ/ wird /w/ ł in den Vergangenheitsformen ausgelassen (1. Person Singular Maskulinum).“ (Biedrzycki 1974: 101).

Diese Synkopierungen sind jedoch nicht nur auf die Vergangenheitsformen beschränkt und umfassen generell die intervokalische Stellung des Approximanten /VwV/.

Graphemische Repräsentation	Phonetische Repräsentation
<koło>	[k'ɔɔ]
<tułów>	[t'uuf]
<społeczny>	[spɔ'et[ni]
<pedałem>	[pɛd'aɛm]

Tabelle 5: Realisation von /w/ in der intervokalischen Position

Die Tilgungen von /w/ beschränken sich nicht nur auf die Positionen zwischen Vokalen oder im absoluten Silbenauslaut nach einem Konsonanten. Auch die Nachbarschaft von [u] fördert die /w/-Elisionen, denn solche Realisationen wie [u'kaʃ] statt [w'ukaʃ] für <Łukasz> oder [p'uɾtusk] statt [p'uwtusk] für <Pułtusk> sind in der legeren Aussprache regelmäßig zu hören.

## 6 <Wałęsa> oder <Walesa>, die Frage der Diakritika

Gegenüber dissonanten Ausspracheempfehlungen in den älteren wie auch neueren Aussprachekodizes (Duden-Aussprachewörterbuch 2015, Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache 1982, Deutsches Aussprachewörterbuch 2010) hat sich die Medienwelt selbst auch keine wirklich festen Regeln für die Aussprache der polnischen Xenographie <ę>, <ą> und <ł> gegeben. Ternes' Behauptung, es habe sich für <Wałęsa> eine durchaus akzeptierte Form [va'lɛsa] etabliert, ist überaus optimistisch. Die jüngsten Beispiele aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk weisen vielmehr auf eine labile Handhabung des fremden Sprachguts im Allgemeinen hin:

[vav'ɛsa]	BR 15.08.2010
[val'ɛza]	RBB 27.11.2011
[vaw'ãsa]	ARD 02.10.2008
[vaw'õsa]	ARD 14.08.2010

Wenn man solche Eigennamen hinzunimmt wie <Czesław Miłosz, Wisława Szymborska, Książ Wielkopolski> oder <Łętnica>, deren etliche Variationsformen bis heute in den deutschen öffentlich-rechtlichen Medien kursieren, ist eine medieninterne Eindeutschungslogik nur schwer zu ermitteln.

Die Vielfalt an Ausspracheformen von <Wałęsa> ist teilweise selbstverschuldet. Viele deutsche Redaktionen sowohl der Presse als auch des Rundfunks betrachten diakritische Zeichen in lateinischen Alphabeten anderer Sprachen als belanglose Schnörkel, die man nach Belieben schreiben oder weglassen darf. Im Zeitalter digitalisierter Vorlagen und des Zugriffs auf Auslandsportale ist deren spärliche Verwendung schlichtweg unerklärbar und zeugt von normativer Ignoranz und Nachlässigkeit der Redakteure. Von seriösen Presseagenturen und Rundfunkanstalten, zu denen wohl der deutsche öffentlich-rechtliche Rundfunk gehört, kann die originale Schreibung fremdsprachlicher Namen, die nicht transliteriert werden müssen, erwartet werden. Außerdem bereitet es heutzutage keinen Umstand mehr, allerlei Fonts in die Textbearbeitungsprogramme zu installieren. Die Beibehaltung von Diakritika sensibilisiert überdies den Rezipienten für die Andersartigkeit der Buchstaben und impliziert andere Lautwerte, die dahinter stehen. Der Mangel an Markierung durch Diakritika kann nicht nur weitere distinktive Konsequenzen nach sich ziehen, sondern trägt zu unerwünschten graphemisch-phonischen Interferenzen (vgl. Prędoła 1979: 22) bei. Die Schreibung <Walesa> in den Textvorlagen kann zur unerkennbaren Aussprache dieses Endonyms führen und Ternes' Postulat, sich an der Originallautung zu orientieren, rückt mit jeder neuen, durch diese Schreibung begünstigten Aussprachevariante in weitere Ferne. Wenn die Realisation *nach der Schrift* ohne Diakritika wenigstens einheitlich vor sich ginge, könnte man diesen status quo für die Eindeutschungsregelung hinnehmen, doch die Rundfunksprecher tun es nicht. Manchmal gewinnt man den Eindruck, dass die Namen in ihren Textvorlagen anders geschrieben und zum Vorlesen präpariert werden, als die Schreibform, die dem Zuschauer auf dem Bildschirm eingeblendet wird. Aus diesem Grunde ist die Originalschreibung meiner Ansicht nach unbedingt weiterhin zu empfehlen. Dadurch wird teilweise verhindert, grundsätzlich gegen die allgemeinen Eindeutschungsprinzipien zu verstoßen, dass fremdsprachliche Laute durch die artikulatorisch und akustisch ähnlichsten Segmente im deutschen Lautsystem ersetzt werden sollen. Durch Weglassen von Diakritika etwa <l, e, a> statt <ł, ę, ą> ordnet der deutsche Rundfunksprecher automatisch den in der deutschen Rechtschreibung vorhandenen Graphemen deutsche, völlig abwegige Lautwerte zu, ohne den tatsächlichen Lautwert in der Fremdsprache zu hinterfragen und nach einem besseren deutschen Äquivalent zu suchen, das der Originalaussprache näher steht. Für den polnischen Skispringer Adam Małysz kursiert in den deutschsprachigen Massenmedien zweierlei Schreibung <Małysz> vs. <Malysz>, aus der sich ebenfalls zwei eingedeutschte Aussprachevarianten ergeben. Ähnliche alternierende Lautgestalten kommen bei der Aussprache des Namens Wałęsa vor. Demzufolge wird der polnische bilabial-velare Approximant <ɸ> zum lateralen Sonanten, <s> wird mit Stimmton ausgesprochen und die diphthongische Segmentkombination, die sich hinter dem Buchstaben <ę> verbirgt, bekommt Merkmale eines einfachen Monophthongs [ɛ] oder [e:]. Demnach greift man auf die am wenigsten anspruchsvolle Methode der Anpassung von fremdsprachlichem Lautgut zurück: Aussprache nach der Schrift. Die Medienspezifik des Rundfunks verlangt nun einmal auch eine korrekte Aussprache und diese wird auch von den Empfängern erwartet (vgl. Jochmann 2000, Hollmach 2007), deswegen sind solche Schreibvariationen in den Textvorlagen nach meinem Ermessen unzulässig und tadelhaft. Eindeutschung kann sich zwar stark an der Originallautung orientieren, aber sie gleicht nicht der Originalaussprache eines Fremdnamens. Die Originalschreibung kann dagegen einen Weg zur einheitlichen Anpassung der Xenophone an das deutsche Lautsystem bereiten und graphemischen Fehlinterpretationen entgegenwirken.



Die von Ternes (1989) postulierte Beibehaltung der Originalaussprache oder die starke Orientierung daran impliziert in diesem Kontext noch eine Frage, wem eigentlich dieser artikulatorische Aufwand nützt. Der Rundfunksprecher tut sich schwer, dem Original möglichst nahe zu kommen, und der Rezipient wird den Fremdnamen sowieso in einem solchen Fall auf eigene Art reproduzieren, falls er in seinem alltäglichen Sprachgebrauch auftaucht. Deswegen müsste man eher danach fragen, wie stark man Fremdnamen eindeutschen darf und wo die goldene Mitte liegt, so dass die Rundfunksprecher sie jedes Mal einheitlich aussprechen und Rezipienten sie reproduzieren können. Die von Ternes (1989: 174) als etabliert erklärte Aussprache [va'lɛsa] stellt in jedem Fall eine hybride Eindeutschungsform dar. Der laterale Konsonant wird durch das Schriftbild suggeriert, also ein Verstoß gegen die akustische und artikulatorische Ähnlichkeit des Xenophons mit einem deutschen Laut. Wie bereits oben gezeigt, ist dagegen der stark ausgeprägte Nasalmonophthong dem polnischen Lautsystem fremd und daher als unnötiger artikulatorischer Aufwand zu werten. Die synchrone Nasalität kennzeichnet vielmehr die französischen Nasalvokale und ist im Polnischen in dieser Gestalt gar nicht vorhanden.

Vor diesem Hintergrund wirft sich wiederum die Frage auf, ob man aus verschiedenen Sprachen stammende, phonetisch verwandte Laute im Eindeutschungsprozess differenzieren soll oder ob sie unter eine für alle Sprachen gültige Eindeutschungsregel fallen sollen. So hieße Letzteres beispielsweise für alle fremdsprachlichen Nasalvokale die synchrone Nasalität vorzuziehen, angenommen dass sich diese durch den starken Einfluss des Französischen generell in der Eindeutschung durchgesetzt hat. Folgerichtig müsste es zutreffen, dass man den englischen bilabial-velaren Approximanten [w], der nach Erkenntnissen von Lange (2015) ebenfalls oft in dieser Form bei der Eindeutschung englischer Namen übernommen wird, auch für die Eindeutschung des polnischen <ɫ> fordern soll. Man würde quasi diese Realisationstendenz pauschal auf alle Sprachen mit Nasalvokalen anwenden. In den bisherigen Eindeutschungsrichtlinien ging man allerdings auf einzelne Phänomene ein, auch wenn sie grob gesehen zu einer gemeinsamen Lautklasse gehörten. Dies ist auch dadurch begründet, dass es selbst in der Gebersprache wie etwa dem Polnischen alternative Realisationsmöglichkeiten gibt, die dem deutschen Lautsystem viel leichter angepasst werden können.

## 7 Implikationen zur Eindeutschung von <ɛ>, <ą> und <ɫ>

Das Streben nach einer möglichst originalen Aussprache, für die sich Ternes (1989) ausgesprochen hat, fruchtete in vielen sowieso dem Original fernen Ausspracheweisen des Nachnamens von Lech Wałęsa. Die oben besprochenen Realisationsvarianten der Grapheme <ɛ>, <ą> und <ɫ> in der polnischen Standardsprache können im Eindeutschungsprozess eine konkrete Hilfestellung darstellen. Statt eine Originalnähe mit großem Artikulationsaufwand anzustreben und sich dabei nicht nur den Kopf, sondern auch die Zunge zu zerbrechen, könnte ein besseres Ergebnis durch den Einsatz anderer phonetischer Mittel erzielt werden, die auch im deutschen Lautinventar vorkommen. Wenn man sich beispielsweise die Rechtschreibfehler vieler polnischer Grundschüler anschaut, springt einem sofort ins Auge, dass die Aussprache von <ɛ> und <ą> recht stark variiert. Besonders in Fremdwörtern, in denen die okklusiven Nasalkonsonanten /m/, /n/, /ŋ/ und /ɲ/ vor Frikativkonsonanten fakultative Varianten aufweisen, verursacht die unterschiedliche Aussprache der Schüler ihre orthographischen Fehler.

Diese inkorrekte Schreibung betrifft auch die polnischen Wörter mit <ę> und <ą>, an Stelle derer Buchstabenverbindungen wie <em>, <en>, <om>, <on> auftreten.

korrekte Schreibung	inkorrekte Schreibung	normgerechte Aussprache
sens	sęs	[sens][seũs]
konstrukcja	kąstrukcja	[kons][kouũs]
benzyna	bęzyna	[benz'ina][beũz'ina]
ida	idom	[idouũ]
wąs	wons	[vouũs]
wąwóz	womwóz	[v'ouũvus]
węzeł	wenzeł	[v'euũzew]
dentysta	dętysta	[dent'ista]

Tabelle 6: Rechtschreibfehler polnischer Schüler

Nach Sawicka (1995: 132) soll die Verbindung /Vŋ/ vor Frikativen in der Standardsprache obligatorisch als [Vũ] ausgesprochen werden. Die in den Rechtschreibfehlern erkennbaren instabilen Realisationen von <ę> und <ą> ergeben sich aus regionalen Unterschieden in der polnischen Umgangssprache, welche letztendlich besonders in der Schreibung der Schüler ihren Ausdruck finden, die die geltende Orthographie noch nicht beherrschen, also die normativen Präskriptionen nicht verinnerlicht haben. Für die Eindeutigung ist also die Realisation der Grapheme <ę> und <ą> als Vokal-Nasalschmelze vor Frikativen durchaus legitim und nicht selten im Polnischen zu hören.

Bezüglich der Aussprache von <ł> könnte man gegebenenfalls die im Polnischen allgemein vorhandenen Elisionen des velaren Approximanten in intervokalischer Position nutzen, anstatt die Berufssprecher zur Realisation systemfremder Lautverbindungen zu zwingen. Für den in diesem Beitrag diskutierten Namen des ehemaligen polnischen Präsidenten <Wałęsa> könnte eine artikulatorisch einfachere und originalnahe Aussprachevariante [va'ensa] vorgeschlagen werden. Zur Markierung der Silbengrenze in der intervokalischen Position könnte ein Glottisplosiv gebildet werden. Diese Ausspracheweise würde in dieser Form sowieso der Originallautung näher stehen als die mit dem an dieser Stelle realisierten Lateralkonsonanten.

Wenn man die Eindeutigkeitsrichtlinien für polnische Namen in den gültigen deutschen Aussprachekodizes (vgl. Ebel et al. 2014: 340) mit den obigen Implikationen vergleicht, hat nur das Deutsche Aussprachewörterbuch (Krech et al. 2010) diese bisegmentale Realisation von <ę> und <ą> wahrgenommen. Während in der ARD-Datenbank die Aussprache variiert, verharret das DUDEN-Aussprachewörterbuch (2015) bei der Aussprache der Vokale mit synchroner Nasalität, die wie oben besprochen im polnischen Lautsystem gar nicht vorhanden sind.

	Duden-AWB	ARD - ADB	DAWB
<Wa.łę.sa>	[va'ũɛsa]	[va'ũɛsa]	[vav'ensa:]
<Łu.cjan>	[l'ũutsjan]	[l'ũutsjan]	[v'utsjan]
<Ha.ř.zie>	[ha'rẽze]	[ha'rẽzje]	[ha'r'enzjə]

Tabelle 7: Realisation von <ę> und <ą> in den gültigen Aussprachekodizes in intervokalischer, initialer Position oder vor einem Frikativ

In keinem der drei Aussprachekodizes wird dagegen die Möglichkeit wahrgenommen, dass das /w/ in der intervokalischen Position im Polnischen elidiert werden kann. Im DAWB (2010) wird die [w]-Tilgung nur für eine Distribution des /w/ vermerkt. Wenn das Graphem

<ɫ> nach einem <u> und vor einem weiteren Konsonanten steht, soll der Approximant elidiert und der vorausgehende Vokal kompensatorisch gedehnt werden: <Pułtusk> [p'u:ɫusk] (vgl. ebd. 179). Die Eindeutschungsregeln für <ɫ> in den Kodizes gehen bislang auseinander und bedürfen einer weiteren Analyse aus dem deutschen Rundfunk erhobener Lautkorpora. Erst diese kann Klarheit darüber verschaffen, welche Lautformen sich in der Eindeutschung etabliert haben. Falls die tatsächlichen Aussprachevarianten eines Endonyms eine hohe und disperse Vielfalt aufweisen, so dass keine eindeutige Eindeutschungsregelmäßigkeit ermittelt werden kann, empfiehlt sich wie im oben besprochenen Wałęsa-Fall auf interne Aussprachevariante der Gebersprache zurückzugreifen und nach Formen zu suchen, die artikulatorisch leicht überwindbar sind und dem Original nahe stehen. Die Normphonetiker können in solchen Fällen nur eine Eindeutschungsform suggerieren. Letztendlich entscheidet der Sprachusus darüber, welche Ausspracheform im Referenzwerk als empfehlenswert erscheint.

## 8 Bibliographie

- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. – In: Eichinger, Ludwig und Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Biedrzycki, Leszek (1974): Abriss der polnischen Phonetik. Wiedza Powszechna. Warszawa/Leipzig: Enzyklopedie.
- Dudkiewicz, Leokadia (1995): Fonologia. – In: Wróbel, Henryk (Hrsg.): Gramatyka współczesnego języka polskiego. Fonetyka i Fonologia. Kraków, Wydawnictwo Instytutu Języka Polskiego PAN. S. 1-103.
- Ebel, Alexandra (2015): Aussprache russischer Namen in der bundesdeutschen Standardsprache. Untersuchungen zur Akzeptanz unterschiedlicher Eindeutschungsgrade. Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, Bd. 2. Berlin: Frank & Timme.
- Ebel, Alexandra (2016): Kleiner, Stefan und Ralf Knöbl (2015): Duden. Das Aussprachewörterbuch. 7. Komplett überarbeitete und aktualisierte Ausgabe. Rezension. – In: Sprechen. Zeitschrift für Sprechwissenschaft, Sprechpädagogik, Sprechtherapie und Sprechkunst. 33/61. S. 6-11.
- Heinemann, Roland (2007): Die Aussprache (fremder Namen) im Hörfunk in den deutschsprachigen Ländern – eine kurze Übersicht. – In: Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht. 12/2. (<https://zif.spz.tu-darmstadt.de/jg-12-2/docs/Heinemann.pdf>)
- Hollmach, Uwe (2007): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik, Bd. 21. Frankfurt am Main: Lang.
- Jochmann, Tanja (2000): Zur Einschätzung soziophonetischer Befragungen. Kontrolluntersuchung zu einem geplanten gesamtdeutschen Aussprachewörterbuch. Aachen: Shaker.
- Kleiner, Stefan und Ralf Knöbl (2015): Duden. Das Aussprachewörterbuch. 7. Komplett überarbeitete und aktualisierte Ausgabe. Duden-Verlag: Mannheim.
- Krech, Eva-Maria, Eberhard Stock, Ursula Hirschfeld und Lutz-Christian Anders (2010): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin: de Gruyter.
- Kułakowska, Małgorzata und Agnieszka Myszka (2013): Na tropach przeszłości języka. Fonetyka. Rzeszów: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Rzeszowskiego.
- Lange, Friderike (2015): Standardaussprache englischer Namen im Deutschen. Sprechwissenschaftliche Untersuchungen zur Eindeutschung, Bd. 3. Berlin: Frank & Timme.
- Mangold, Max in Zusammenarbeit mit der Duden-Redaktion (2005): Duden. Das Aussprachewörterbuch. 6. Überarb. u. akt. Aufl. Mannheim u.a.: Duden-Verlag.
- Michałowska, Danuta (2006): O polskiej wymowie scenicznej. Kraków, Państwowa Wyższa Szkoła Teatralna im. Ludwika Solskiego w Krakowie.

- Nowakowski, Paweł (1997): *Wariantywność polskiej wymowy scenicznej*. Poznań: Sorus.
- Prędota, Stanisław (1979): *Die polnisch-deutsche Interferenz im Bereich der Aussprache*. Wrocław u.a.: Ossolineum.
- Sawicka, Irena (1995): *Fonetyka*. – In: Wróbel, Henryk (Hrsg.): *Gramatyka współczesnego języka polskiego. Fonetyka i Fonologia*. Kraków, Wydawnictwo Instytutu Języka Polskiego PAN. S. 105-196
- Skoczek, Robert (2014): *Standardyzacja wymowy polskich nazw własnych w niemczyźnie ponadregionalnej*. – In: Grochowski, Maciej (Hrsg.) *Linguistica Copernicana* 11/2014. S. 193-209. (<http://apcz.pl/czasopisma/index.php/LinCop/article/view/6964/6331>)
- Szpyra-Kozłowska, Jolanta (2002): *Wprowadzenie do współczesnej fonologii*. Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej.
- Ternes, Elmar (1989): *Das Walesa-Syndrom. Die Aussprache fremdsprachlicher Namen in Rundfunk und Fernsehen*. – In: Slembek, Edith (Hrsg.): *Von Lauten und Leuten. Festschrift für Peter Martens*. Frankfurt am Main: Scriptor. (= Sprache und Sprechen 21). S. 181-198.
- Wierzchowska, Bożena (1980): *Wymowa polska*. Warszawa: Państwowe Zakłady Wydawnictw Szkolnych.

# Niederländische Aussprachewörterbücher 1970 – 2000

## Variation sowie Konzepte und Begriffe für die enthaltene Varietät

SABINE STRAUß

### 1 Einleitung

Die Kodifizierungsgeschichte der deutschen Standardaussprache ist recht gut erforscht und zum Beispiel in Hollmach (2007) ausführlich beschrieben. Eines der ersten und bekanntesten Aussprachewörterbücher war Ende des 19. Jahrhunderts die *Deutsche Bühnenaussprache* von Theodor Siebs (1998). Die aktuellsten Aussprachewörterbücher für das in der Bundesrepublik gesprochene Deutsch sind das *Duden-Aussprachewörterbuch (Duden-AWB, 7. Auflage 2015)* und das *Deutsche Aussprachewörterbuch (DAWB, 1. Aufl. 2009, 1. Broschurausgabe 2010)*.

Die Kodifizierungsgeschichte der niederländischen Standardaussprache ist, soweit bekannt, noch nicht zusammenhängend dargestellt worden. Man kann ihren Beginn in den 1930er Jahren ansetzen, und zwar mit dem Erscheinen von Edgar Blancquaerts *Practische uitspraakleer der Nederlandsche taal* ('Praktische Aussprachelehre der niederländischen Sprache', 1934). Das aktuellste niederländische Aussprachewörterbuch ist *Uitspraakwoordenboek* (Heemskerk und Zonneveld, 1. Auflage 2000).

#### 1.1 Niederländische Aussprachewörterbücher des 20. Jahrhunderts

Der vorliegende Aufsatz möchte einen Beitrag zur Beschreibung der Kodifizierungsgeschichte der niederländischen Standardaussprache leisten. Ausgangspunkt ist ein Dissertationsprojekt zur Eindeutschung niederländischer Namen in der deutschen Standardaussprache. Ziel der Dissertation ist zum einen ein kontrastiver Vergleich der nordniederländischen (vgl. 2.3.1) und deutschländischen Phoneminventare und deren phonetischer Realisation. Zum anderen sollen kodifizierte Formen niederländischer Namen in Aussprachewörterbüchern und der ARD-Aussprachedatenbank erfasst werden sowie tatsächlich ausgesprochene Formen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Anschließend wird untersucht, welche dieser Ausspracheformen Hörende bevorzugen, so dass sie wiederum zur Aufnahme in Aussprachewörterbücher sowie zur Verwendung im Rundfunk empfohlen werden können.

Zur Charakterisierung der sprachlichen Verhältnisse, besonders des sprachlichen Standards, und zum kontrastiven phonologischen und phonetischen Vergleich werden in der Dissertation die aktuellen Aussprachewörterbücher des Deutschen und Niederländischen herangezogen. Sie dienen einerseits als eine der Quellen für den Sprachvergleich auf segmentalem Niveau und andererseits als wichtige Bezugspunkte für Beobachtungen im Bereich der Standardisierung im Sinne von Haugen. Drei niederländische Aussprachewörterbücher des 20. Jahrhunderts werden deshalb in diesem Aufsatz, Abschnitte 2.3.2 bis 2.3.4, beschrieben. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf den Zielen der Verfasser, auf den sie leitenden Konzepten von Standardsprachlichkeit sowie auf den Inhalten und der Darstellung der Wörterverzeichnisse.

Aussprachewörterbücher können als Kodizes bzw. Kodifikationen eingeordnet werden, deshalb folgt nun erst eine Charakterisierung dieses Begriffes.

## 1.2 Der Begriff „Kodifikation“

Der Begriff „Kodifikation“ wird in der linguistischen Literatur einerseits für einen Prozess, andererseits für ein Produkt verwendet. Im vorliegenden Aufsatz bezieht sich der Begriff „Kodifikation“ auf das Produkt und der Begriff „Kodifikationsprozess“ auf den Weg zu diesem Produkt. In diesem Abschnitt wird auf deutschsprachige Quellen zurückgegriffen, da dieses Thema in der niederländischen Forschungsliteratur bis jetzt kaum ausführlich behandelt worden ist. Einige Aussagen zum Niederländischen finden sich in Abschnitt 2.3.1.

Mit Hilfe einer Sprachkodifikation kann ein bestimmter Bereich der Sprache dargestellt werden. Dies erfolgt meist in Buchform oder in Form einer Datenbank. In den meisten Fällen ist die Standardvarietät Gegenstand der Kodifikation, dies können aber ebenso andere Varietäten sein.

Eine Kodifikation ist das Ergebnis eines Kodifikationsprozesses, dessen Grundlage Daten aus dem tatsächlichen Sprachgebrauch bilden können. Die Daten müssen zum Zwecke der Darstellung bearbeitet werden, was innerhalb eines bestimmten theoretischen Rahmens geschieht (vgl. Klein 2004: 395-397). So entstehen „metasprachlichen Schriften“, die von der Sprachgemeinschaft anerkannt werden sollten (Klein 2014: 222), um als Kodifikation zu gelten.

Krech (1999: 139) spricht von einer wirklichkeitsnahen Kodifikation, wenn diese durch entsprechende empirische Untersuchungen fundiert ist (vgl. auch Klein 2013). Klein (2004: 399) formuliert: „Etwas bereits Gegebenes soll verstanden werden, indem man seine Strukturiertheit in Regeln wiedergibt.“ Es solle keine bisher inexistenten Realität durch bestimmte Regularien erst hervorgebracht werden. Krech (1997: 95) nennt als Bearbeitungsschritte die Bewertung der Daten, ihre Auswahl, ihre Verallgemeinerung und die Fixierung ihrer Regelmäßigkeiten. Sie weist im Hinblick auf orthoepische Kodifikationen darauf hin, dass das Ergebnis dieser Bearbeitungsschritte nicht mit Deskriptionen der Sprechweise gleichzusetzen sei. Die Spiegelung der Vielfalt standardsprachlicher Realisationen sei nicht möglich, es gehe vielmehr um nachvollziehbare und gegebenenfalls vereinfachende Regeln, die die Kodifikation erst als Handlungsempfehlung nutzbar machten. In einer Kodifikation ist also ein höheres Maß an Abstraktion angebracht, als es bei rein beschreibenden Arbeiten der Fall ist. Um dieses Maß genauer zu bestimmen, spielen sowohl praktische Faktoren wie zum Beispiel die Darstellungsform eine Rolle, als auch inhaltliche Faktoren wie die Zielgruppe.

Auf die Wichtigkeit des (regelmäßigen) Abgleichs von Kodifikationen mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch, hier mit der tatsächlich verwendeten Standardaussprache, weisen zum Beispiel Hollmach (2007: 141), Krech (1997) und das *DAWB* (2010: 6) hin. Letzteres betont dabei den Unterschied zwischen expliziten, formulierten Normen – in der Kodifikation – und impliziten, nicht formulierten Normen – im Bewusstsein der Sprechenden und Hörenden. Von Polenz (1999: 230) siedelt „kodifizierte Sprachnormen“ zwischen „subsistenten/Gebrauchsnormen“ und „statuierten/präskriptiven“ Normen an, wobei manche kodifizierte Normen durch offizielle Empfehlungen oder Verordnungen zu statuierten Normen werden können (vgl. Gloy 2010: 402).

Einen verbindlichen Charakter hat in Deutschland zum Beispiel die kodifizierte Form der Rechtschreibung im Bildungswesen: „Abweichungen“ gelten als Fehler und führen zu Sanktionen. Auf die Aussprache bezogen stellt eine Kodifikation „keine strenge, in jedem Fall verpflichtende Vorschrift“ dar, urteilt das *DAWB* (2010: 7). Es betrachtet die kodifizierte Stan-

dardausssprache als „in hohem Maße verbindlich“ für Berufssprecher im engeren Sinn, wie Mediensprecher in überregionalen Sendungen sowie für DaF-Lehrende (DAWB 2010: 6f.). Als „Empfehlung mit größerer Normtoleranz“ kann sie Berufssprechern im weiteren Sinn wie in der Öffentlichkeit wirkenden Wissenschaftlern, Politikern etc. zur Orientierung dienen (DAWB 2010: 7).

Zur Zugänglichkeit der nicht kodifizierten Normen schreibt Krech (1997: 94), dass der Sprechgebrauch und vor allem die Erwartungen vom Sprechgebrauch weitgehend von diesen Normvorstellungen geprägt seien. Das bedeute, dass man zum Teil von der Sprechrealität, die sich ermitteln und beschreiben lässt, auf die Normvorstellungen schließen könne. Außerdem könne man durch gezielte Befragungen einen Einblick in diese Erwartungen von Sprechrealisationen bekommen. Gloy (1997: 29) legt den Akzent dagegen eher auf die „Virtualität“ von Regeln, Konventionen und Normen und spricht von „unbekannt vielen Variationen“.

### 1.3 Deskriptive und präskriptive Merkmale von Kodifikationen

Aus dem eben Beschriebenen lässt sich schlussfolgern, dass Kodifikationen von Sprachen oder Teilbereichen von Sprachen sowohl deskriptive als präskriptive Merkmale aufweisen (vgl. Krech 1999: 139). Eine nützliche Aufgliederung, mit der man diese Merkmale differenzieren kann, ist die von Klein (2004) vorgeschlagene. Er unterscheidet vier Dimensionen, die sich im Einzelnen auf Autor, Rezipient, Text und Daten beziehen. Klein bespricht dazu beispielhaft Grammatiken und weist darauf hin, dass seine Beobachtungen auch auf Arbeiten in anderen linguistischen Bereichen übertragen werden können (vgl. Klein 2004: 379f.).

Die Autor- und die Textdimension sind am leichtesten zugänglich, sie können in der vorliegenden Charakterisierung niederländischer Aussprachekodifikationen am ausführlichsten besprochen werden. Die Absicht der Autoren lässt sich an Hand von Aussagen in der linguistischen Beschreibung selbst oder in damit zusammenhängenden Aussagen herausfinden. Die Textdimension erschließt sich aus einer Analyse des Titels, der Formulierungen und der Darstellungsweise des Inhalts.

Die Rezipienten- und die Datendimension sind weniger leicht zugänglich und weniger gut wissenschaftlich erforscht. Dazu sind oft nur wenige explizite Angaben zu finden (vgl. Klein (2014: 228) zur Rezipientendimension). Im vorliegenden Aufsatz werden zum Beispiel Rezensionen als Quelle genutzt. Die Datendimension lässt sich nach empirie- und theoriegeleiteten Auswahl Faktoren betrachten (vgl. Klein 2004: 395). Der vorliegende Aufsatz bezieht sich dazu einerseits auf explizite Aussagen der Wörterbuchautoren. Außerdem werden die empiriegeleiteten Auswahl Faktoren ansatzweise mit Daten in explizit deskriptiven Studien verglichen. Die theoriegeleiteten Auswahl Faktoren kommen ebenfalls im Vergleich zu solchen Studien zur Sprache, und zwar im Hinblick auf die Benutzung von Schlüsselbegriffen und von Konzepten, die möglicherweise dahinter stehen.

## 2 Kodifikationen der niederländischen Standardausssprache

### 2.1 Entwicklung der gesprochenen Standard(aus)sprache in den Niederlanden

Eine gesprochene niederländische Standardsprache entstand allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts (vgl. Van der Sijs/Willems 2009: 309). In diesem Jahrhundert erhielt auch die Aussprache immer mehr gemeinsame Eigenschaften, und zwar in der Provinz Holland und in

anderen Teilen des wirtschaftlich und politisch dominanten Gebietes *Randstad* in den Provinzen Noord- und Zuid-Holland und Utrecht im Westen der Niederlande (vgl. Van der Sijs 2004: 208f. und Van der Sijs/Willemyns 2009: 309). S. dazu die Abbildung 1 „Niederländische Provinzen“. Diese gemeinsamen Eigenschaften erwuchsen „nicht auf natürliche Weise“ aus einem der Dialekte, sondern entstanden in der Sprechweise der Oberschicht auf der Grundlage bewusster Entscheidungen für *beschaafde*, in etwa ‘gepflegte’, Laute (vgl. Van der Sijs 2005: 119 und 2004: 210). Im 1813 errichteten Königreich wechselten Beamte ihre Posten im ganzen Land und verbreiteten so in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese gesprochene Sprache. Auch die Industrialisierung, erweiterte Bildungsmöglichkeiten, die Wehrpflicht und der Gesangsunterricht trugen hierzu bei (vgl. Van der Sijs 2005: 105).

Noch immer dominiert die *Randstad* die als Standard betrachtete Aussprache, vgl. hierzu zum Beispiel Van de Velde (1996: 30), Bennis et al. (2004: 37), Grondelaers/Van Hout (2010: 221), Grondelaers et al. (2010: 108f.) und Pinget et al. (2014: 41).



Abbildung 1: Niederländische Provinzen (Quelle: nl.wikipedia.org)

## 2.2 Erste Kodifikationen der niederländischen Sprache

Entwürfe einer Rechtschreibregelung (Siegenbeek) und einer Grammatik (Weiland) wurden 1804 offiziell bestätigt und recht allgemein akzeptiert (vgl. Van der Wal/Van Bree 2008: 289, Van der Sijs 2005: 103f.). Das Festlegen der Rechtschreibung ab diesem Zeitpunkt habe vereinheitlichend auf die Aussprache gewirkt (vgl. Van der Sijs 2004: 205).

Erste Aussprachelehren entstanden ebenfalls im 19. Jahrhundert. Sie waren nicht sehr erfolgreich, und zwar weil die Aussprache vor allem durch die Eliten der Städte in Holland bestimmt wurde, urteilt Van der Sijs (2004: 208). Dies impliziert, dass die kodifizierten Formen andere als die von der Elite verwendeten Formen waren. Van der Horst (2001: 51f.) setzt Übereinstimmung über die Aussprachenorm in den Niederlanden am Ende des 19. Jahrhunderts an. Anfänglich sei die Anzahl der Sprecher so begrenzt gewesen, dass die Norm unter



ihnen bekannt genug war; erst im Laufe des 20. Jahrhunderts sei mit zunehmender Anzahl der Sprecher ein größerer Bedarf an Richtlinien entstanden.

## 2.3 Neuere Kodifikationen der niederländischen Sprache

### 2.3.1 Heutige Situation in den Niederlanden

Man kann mit Müller (2012: 121) festhalten, dass in den Niederlanden eine nicht-präskriptive Sprachpolitik vorherrscht, abgesehen von der Rechtschreibung. Auch Smakman (2006: 121) stellt fest, dass es keine einflussreiche Institution gibt, die die Sprachstruktur diktiert und dass nur einzelne Personen und eine Anzahl kleiner Organisationen versuchten, den „linguistischen Liberalismus“ zu stoppen. Andererseits erkennt Smakman (2006: 356) in den Niederlanden ein starkes Bedürfnis nach einer eindeutigen Aussprachenorm. Dass es „noch“ Diskussionen über die Aussprache im Hinblick auf nicht kommunikationsrelevante Variation gebe, zeige den Bedarf an einer beispielhaften Aussprache, an einem „absoluten und nicht anzweifelbaren“ (*indubitable*) Modell (Smakman 2006: 285). Er schränkt ein, dass nicht jeder, der sich auf so ein Modell bezieht, danach strebe, selbst dementsprechend zu sprechen. Auch Haeseryn (2003: 184) konstatiert in den Niederlanden ein echtes Bedürfnis nach Richtlinien auf sprachlichem Gebiet. Er schlussfolgert dies unter anderem aus dem Erfolg der vielen Sprachratgeber und Sprachberater (vgl. Van der Horst 2001: 52). Im Gegensatz dazu zitiert Sanders (1993: 227) einen Mitarbeiter des Verlages Van Dale, laut dem Buchhandlungen wenig Interesse an einem eventuellen neuen Aussprachewörterbuch gehabt hätten. Neben zu geringem Interesse spielten dabei auch die hohen Kosten wegen der zu erwartenden enormen „Pionierarbeit“ eine Rolle. Im gleichen Artikel zitiert Sanders (1993: 228) wiederum auch einen der beiden Autoren des 2000 erschienenen *Uitspraakwoordenboek*, Zonneveld, der einen großen Markt für ein Aussprachewörterbuch sah.

Harmes und Boonen (2013: 20) sind der Meinung, dass man sich im Hinblick auf Grammatik und Aussprache auch in der heutigen Zeit oft an Personen wie Schriftstellern, Journalisten oder Politikern orientiere (vgl. 2.2). Dies sind also Personen, die in der Öffentlichkeit, vor allem in den Medien, auftreten und denen Autorität zugeschrieben wird. Bennis et al. (2004: 15; vgl. Neijt 1993: 6) vertreten eine gegenteilige Meinung – es seien nicht Personen, sondern Wörterbücher und Grammatiken, die auf sprachlichem Gebiet als Autorität akzeptiert würden. Das Zuschreiben von Autorität an Daten in Nachschlagewerken habe zum Vorhandensein einer Standardvariante des Niederländischen beigetragen und diese werde wahrscheinlich auch dank der Kodifikationen fortbestehen (vgl. Bennis et al. 2004: 35, Van der Sijs und Willemyns 2009: 351). Von ihrer bis dahin „normativen Haltung“ seien Wörterbücher seit den 1980er Jahren ganz abgekommen (vgl. Van der Sijs/Willemyns 2009: 335). Van der Wal und Van Bree (2008: 332) und Smakman (2006: 4) bescheinigen allerdings zum Beispiel dem *Dikke van Dale*, einem bekannten lexikalischen Nachschlagewerk, dass es normativ sei. Mit einem liberalen (*rekkelijk*) Standpunkt seien viele Sprachbenutzer unglücklich (Van der Sijs und Willemyns 2009: 337), Variation – gemeint ist hier wahrscheinlich auch kodifizierte Variation – werde manchmal als schwierig empfunden, weil sie Unsicherheit schaffe (vgl. Haeseryn 2003: 185, dazu auch Sanders 1993: 228).

In den folgenden Abschnitten werden drei Kodifikationen der niederländischen Aussprache, die Eckpunkte in der Kodifizierungsgeschichte der letzten Jahrzehnte darstellen, beschrieben – zwei ältere etwas knapper in den Abschnitten 2.3.2 bis 2.3.3 und die aktuellste

ausführlicher in Abschnitt 2.3.4. Ergänzend dazu wird in Abschnitt 3 auf einige aktuelle Studien zur niederländischen Standardaussprache eingegangen. Bei der Beschreibung der Wörterbücher und bei der Auswahl der Studien liegt der Nachdruck auf dem segmentalen Bereich. Vgl. Abschnitt 1.1.

Bei den Kodifikationen handelt es sich um *Het Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* von De Coninck (1. Auflage 1970), um *ABN-Uitspraakgids* von Paardekooper (1. Auflage 1978) und um *Uitspraakwoordenboek* von Heemskerk und Zonneveld (2000). Die ersten beiden Werke, sowie *Praktische Uitspraakleer van de Nederlandse Taal* von Blancquaert (1. Auflage 1934, 8. und letzte 1969), werden von Heemskerk und Zonneveld in einem Artikel über ihr *Uitspraakwoordenboek* (2001: 24) als bereits erschienene Aussprachewörterbücher des Niederländischen erwähnt.

*Praktische Uitspraakleer van de Nederlandse Taal* von Blancquaert ähnelt einem Wörterbuch von der Form her am wenigsten, da die theoretische Beschreibung den größten Teil des Buches bildet und das Wörterverzeichnis nur einen sehr kleinen Teil. Die letzten Ausgaben von *Het Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* von De Coninck und von *ABN-Uitspraakgids* von Paardekooper werden auf der Website <http://taaladvies.net> der *Taalunie* innerhalb der Kategorie der Nachschlagewerke, als „Ratgeber“ (*adviesboeken*) aufgeführt. Die *Taalunie* ist eine Instanz, die sprachpolitische Entscheidungen trifft, die Rechtschreibung reguliert und international für die Verwendung der niederländischen Sprache eintritt. Hiermit ist eine Anerkennung verbunden, wenn auch nicht explizit als Kodifikation. Sanders (1993: 228) bezeichnet *Het Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* und *ABN-Uitspraakgids* bereits vor reichlich zwanzig Jahren als veraltet. Diese Kodifikationen sind also nicht unmittelbar relevant für die heutigen Verhältnisse in den Niederlanden, mittelbar sind sie jedoch wohl als wichtige Punkte in der Kodifizierungsgeschichte in einem Teil des niederländischen Sprachgebietes anzusehen.

Über ein konkretes Projekt zum Aktualisieren des letzten Aussprachewörterbuches oder zum Zusammenstellen eines neuen ist zur Zeit nichts bekannt. Es gibt aber ein Vorhaben zur Erfassung der niederländischen Aussprache: *Sprekend Nederland*, ungefähr: ‘die sprechenden Niederlande’, an dem zum Beispiel der öffentlich-rechtliche Sender NTR und die Utrechter Universität mitwirken. Es ist unter anderem eine App entwickelt worden, mit der Testpersonen Aufnahmen ihrer Aussprache machen und die anderer Sprecher beurteilen können. So sollen „alle niederländischen Akzente“ und deren Wirkung erfasst werden.<sup>1</sup> Auch die Frage „Was ist das ABN?“ – also in etwa: ‘die niederländische STANDARDSPRACHE’<sup>2</sup> – soll dabei beantwortet werden (vgl. 3.1 bis 3.3).

Für die Zwecke dieses Aufsatzes kann prinzipiell von einer niederländischen und einer belgischen Varietät der niederländischen Sprache ausgegangen werden. An Stellen, an denen man weiter nuancieren möchte, sollte man berücksichtigen, dass die Sprachgrenze weiter nördlich gezogen werden kann. Man setzt sie dann auf der Höhe der „großen Flüsse“ an, also in etwa beginnend bei Rotterdam und in Richtung Osten verlaufend. Die Begriffe „Norden/nördlich/nordniederländisch“ und „Süden/südlich/südniederländisch“ können also einmal im Sinne nationaler Varietäten und einmal im Sinne regionaler Varietäten voneinander getrennt werden.

<sup>1</sup> <http://www.npowetenschap.nl/site/artikel/sprekend-nederland/7332>

<sup>2</sup> Die Kapitälchen werden für den Begriff Standard(aus)sprache und für damit unmittelbar zusammenhängende Konzepte verwendet.

### 2.3.2 *Het Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* von De Coninck

Das *Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* von De Coninck (= *Groot Uitspraakwoordenboek*) wurde vor allem für flämische Leser geschrieben, so Van de Velde (1996: 29). Einer der Rezensenten, Pée (1976), schreibt ebenfalls eher aus einem flämischen Blickwinkel. Im Buch selbst findet sich diese Ausrichtung nicht explizit, nur in einem Zitat zur Aussprache nach dem Buchstaben ist die Rede von Flandern (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXIV). Weiterhin sei das Buch vor allem nützlich für Ausländer und für diejenigen, die sich der richtigen Aussprache oder Akzentuierung eines bestimmten Wortes nicht sicher seien, urteilt ein anderer Rezensent (vgl. Van den Toorn 1975: 151). Der Verfasser nennt also keine Zielgruppe, wohl aber nennt er ein inhaltliches Ziel. Es gehe darum, ein praktisches Nachschlagewerk (*referentiewerk*) für den täglichen Gebrauch zu sein (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VII).

Pée (1976: 85) spricht vom verdienten Beifall für die erste Ausgabe und davon, dass man binnen absehbarer Zeit eine neue, überarbeitete Auflage erwarten dürfe. Durch den Tod des Autors wurde jedoch nicht diese überarbeitete, sondern eine nur leicht geänderte zweite Fassung herausgegeben, in der vor allem Druckfehler korrigiert wurden. Im Vorwort zur zweiten Auflage steht, dass die erste Auflage sowohl durch Fachleute als auch durch Laien positiv empfangen worden und das Wörterbuch anscheinend ein unverzichtbares Handbuch geworden sei (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VI).

Die erste Auflage des *Groot Uitspraakwoordenboek* erschien 1970 und die zweite und letzte 1974. Es enthält etwa 100.000 Wörter aus der heutigen (*hedendaagse*) gesprochenen und geschriebenen Sprache. Um den Umfang des Wörterbuches zu begrenzen, wurden „Provinzialismen und Barbarismen“ prinzipiell weggelassen. Mit Bedauern stellt der Autor fest, dass auch die Eigennamen, die in der bereits druckfertigen Fassung noch enthalten waren, nicht in die endgültige Version aufgenommen wurden. Sie wurden stattdessen vorbehalten für ein separates Aussprachewörterbuch zu Eigennamen (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VII), das allerdings nicht erschienen ist. Weiterhin enthält das Wörterbuch eine Einleitung zur Phonetik und Phonologie sowie eine Besprechung der Begriffe ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS/ABN oder ALGEMEEN VERZORGD NEDERLANDS, beides übersetzbar mit ‚Allgemeines/Allgemeingültiges gepflegtes Niederländisch‘ (vgl. 3.1).

Der Verfasser erkennt an, dass innerhalb der Grenzen des ABN viele Nuancen und Aussprachevarianten vorkommen (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VII); einige davon sind in der Wörterliste aufgenommen und besonders in Fremdwörtern kommen sie recht oft vor. Ein Beispiel ist *con[s]onant* oder *con[z]onant* (*consonant*, ‚Konsonant‘) (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek*, 20 und 87). Die Aufnahme dieser Aussprachevarianten wird in einer Rezension positiv beurteilt (vgl. Van den Toorn 1975: 151).

Einige andere Varianten, z. B. [e.uw] gegenüber [e.w] (*eeuw*, ‚Jahrhundert‘), werden in der Einleitung genannt. Dabei ist die Rede von der Gleichwertigkeit der Varianten (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XV). Ohne weitere Beurteilung erwähnt der Verfasser, dass sich bei manchen Sprechern eine Vereinfachung der Lautgruppe [sɣr] zu [sr] finde, z. B. in *schrijven* (‚schreiben‘) (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXII). Dies lässt sich als stilistische Variation einordnen, hat aber auch damit zu tun, wie ein Sprecher das Phonem /r/ ausspricht. Bei der Aussprache von <ui> als [œ.i] oder [œ.y] ist die Rede von der Akzeptanz beider Varianten in „kultivierten Kreisen“ (*beschaafde kringen*) (vgl. *Groot Uitspraakwoor-*

denboek 1974: XIV). An anderen Stellen, wie z. B. der Reduzierung des unbetonten /e/ zu /ə/, werden die Varianten ebenfalls als gleichwertig bezeichnet, aber die erste als die gebräuchlichere (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXX). An wieder anderer Stelle gilt das Prädikat „meist und vorzugsweise“ (*meestal en bij voorkeur*) für eine der Varianten, beispielsweise für die Betonung von *gastvrij* (‘gastfreundlich’) auf dem ersten Bestandteil (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXXI).

Eine weitere Nuancierung, sowie ihre Beurteilung durch manche Hörer, wird z. B. bei der Aussprache des <w> nur beschrieben, nicht gewertet: Viele Niederländer und praktisch alle Flamen verwendeten die bilabiale Form ([w], S. S.), aber es gebe die Meinung, dass diese nur nach gerundeten Vokalen ausgesprochen werden dürfe und dass in den anderen Positionen nach dieser Meinung die labiodentale Form ([v], S. S.) verwendet werden müsse (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XV; vgl. S. XXII). Pée (1976: 86) kritisiert, dass einige andere Unterschiede zwischen „Nord“ und „Süd“ (vgl. 2.3.1), zum Beispiel die Diphthongierung von /e/ und /o/ und die Monophthongierung von /ɛ.i/ und /œ.y/ im Norden, nicht zur Sprache gebracht werden.

Der Verfasser erwähnt, dass es auch stilistische Unterscheidungen gibt, die allerdings nicht berücksichtigt werden konnten; diese stuft er in „sehr gepflegt“, „normal (*gewoon*) gepflegt“ und „familiär“ ein (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VII). Auch an anderer Stelle, z. B. bei der möglichen Elision des [n] der Infinitivendung, weist er darauf hin; diese finde in der flotten Umgangssprache (*vlotte omgangstaal*), also wenn nicht gelesen oder deklamiert wird, statt (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XIX). Totalassimilation des [t], z. B. [kerzdax] (*kerstdag*, ‘Weihnachtstag’), komme nur bei „kräftiger Artikulation“ nicht vor (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXI).

Insgesamt erscheint die Absicht des Verfassers und die Darstellungsweise im Wörterbuch deskriptiv. Darauf deutet übrigens auch der Hinweis hin, dass das Aufnehmen eines Wortes im Verzeichnis nicht mit einer Empfehlung zum Gebrauch gleichzusetzen sei (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: VII). An verschiedenen Stellen im Text ist jedoch ein präskriptiver Aspekt erkennbar, zum Beispiel durch die Verwendung von Urteilen wie „verkehrt“ (*verkeerd*) und „vorzugsweise“ (*bij voorkeur*). Bei Formen, die als „weniger gebräuchlich“ (*minder gebruikelijk*), hyperkorrekt, oder veraltet markiert werden, ist sogar die Rede von „Ablehnung“ (*afkeuring*) und „Warnung“ (*waarschuwing*). Ein Beispiel für Letzteres ist [ki'mo:no] als empfohlene Aussprache gegenüber dem abgelehnten [ki.mono] (*kimono*, ‘Kimono’) (*Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXXI).

In seinen Aussagen zum ALGEMEEN BESCHAAFD of ALGEMEEN VERZORGD NEDERLANDS/ABN, also zum ‘Allgemeinen kultivierten oder allgemeinen gepflegten Niederländisch’ (vgl. Abschnitt 3) gibt De Coninck unter anderem die folgenden Meinungen einiger Autoren wieder: das Niederländische habe keine feststehende Standardsprache; der Sprachgebrauch der meisten Niederländer weise regionale und persönliche Eigenarten auf; trotzdem gebe es allgemein anerkannte Normen und sei das ABN Realität; die Norm schließe bestimmte Abweichungen und Unterschiede nicht aus; es gehe um die Kultursprache des gesamten niederländischen Sprachgebietes (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXIIIff.). Er tut das unkommentiert, aber in einer Form, die darauf schließen lässt, dass er diese Ansichten ebenfalls vertritt. Zum Ziel seines Buches äußert sich der Verfasser explizit – er möchte die Aussprache empfehlen, die momentan als am gepflegtesten gilt (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXV).

Das *Groot Uitspraakwoordenboek* hat den Anspruch, eine Wiedergabe objektiv wahrgenommener Fakten, des gepflegten ABN zu sein. Es gehe nicht um die persönliche Bevorzugung einer bestimmten Aussprache, was an den Varianten bei sehr vielen Wörtern im Wörterverzeichnis zu sehen sei (vgl. *Groot Uitspraakwoordenboek* 1974: XXV). Seine genaue Herangehensweise bei der Datensammlung beschreibt der Verfasser nicht. Pée (1976: 87) führt einige Wörterbücher auf, auf die der Verfasser vermutlich zurückgegriffen hat, und kritisiert, dass er diese nicht nennt.

### 2.3.3 ABN-Uitspraakgids von Paardekooper

Der *ABN-Uitspraakgids* von Paardekooper (= *Uitspraakgids*) richtet sich wiederum vor allem an Flamen sowie an Nichtmuttersprachler des Niederländischen (aus dem Vorwort der ersten Auflage 1978, *Uitspraakgids* 1998: V, vgl. dazu Van de Velde 1996: 29 und Van Haeringen 1979: 553). Weiterhin werden Dialektsprecher als Zielgruppe genannt (*Uitspraakgids* 1987: 4. Umschlagseite) sowie Lehrer, Schüler und Laien (*Uitspraakgids* 1998: V).

Die erste Auflage dieses Aussprachewörterbuches erschien 1978, die dritte und letzte 1998; für den vorliegenden Aufsatz waren die zweite (1987) und die dritte Auflage (1998) verfügbar. Der *Uitspraakgids* umfasst 26.000 Wörter. Bewusst aufgenommen sind Fremdwörter, da Benutzer vor allem deren Aussprache nachschlagen werden. Personen- und Ortsnamen sind im Allgemeinen nicht enthalten, da sie in der Praxis wenig Probleme bereiten; nur wenn dies doch der Fall ist, werden sie behandelt. Außerdem erwartet der *Uitspraakgids* Interesse an Fragen wie der möglichen Elision der Infinitivendung [ə(n)] (1998: VII). Dialektale Elemente oder Vulgarismen kommen nicht im Buch vor (*Uitspraakgids* 1998: V).

Das Nachschlagewerk basiert laut Vorwort zur ersten Auflage auf der „lebenden Sprache“ (*levende taal*) (*Uitspraakgids* 1998: V), was eine deskriptive Absicht des Verfassers nahelegt. Um sicherzugehen, dass die phonetischen Transkriptionen unabhängig von Buchstaben sind, hat er sich seine eigene >spontane< Aussprache der Wörter angehört (*Uitspraakgids* 1998: X). Der Verfasser ist ‚Muttersprachler des ABN‘ (1987: 4. Umschlagseite). AB steht dabei für ihn laut Abkürzungsverzeichnis für *cultuurtaal*, ‚Kultursprache‘ und ABN für *Nederlandse cultuurtaal*, also ‚niederländische Kultursprache‘ (*Uitspraakgids* 1998: XIX). Der Verfasser findet es unwissenschaftlich, bestimmte Erscheinungen „glattzustreichen“, da man auf diese Weise einen Teil der Tatsachen ignorieren würde. Deshalb habe er sich bewusst für bestimmte Inkonsistenzen entschieden, welche auf den Einfluss von „Text“<sup>3</sup>, „kleinen Akzentunterschieden“ (*kleine accentverschillen*) oder von Sprechtempo zurückzuführen seien (*Uitspraakgids* 1998: X). Beispiele aus dem Wörterverzeichnis sind [ardəpəl] (*aardappel*, ‚Kartoffel‘) gegenüber [potardəpəl; potardəpəl] (*pootaardappel*, ‚Pflanzkartoffel‘) (*Uitspraakgids* 1998: X, 3 und 151). Beim Lemma *academie* (‚Akademie‘) nimmt der *Uitspraakgids* (1998: X, 4) die Ausspracheformen [aka'demi] und [akə'demi] auf. Dagegen ist [aka'demi] als „Leseaussprache“ (*leesuitspraak*) – und deshalb in spontaner Sprache ausgeschlossen – nicht aufgenommen. Der *Uitspraakgids* bevorzugt weiterhin zum Beispiel in seiner Übersicht von Formen mit und ohne d-Elision stark diejenigen, die aktuell als informell gelten können. Ein Beispiel ist [gouə] (*gouden*, ‚golden‘) (*Uitspraakgids* 1998: XII), mit informeller d-Elision. Van Haeringen (1979: 554) beurteilt diese Übersicht kritisch.

<sup>3</sup> Wahrscheinlich ist damit die Textsorte, und damit das Register mit dem entsprechendem Grad der Formalität etc., gemeint.

Das ABN ist laut Paardekooper die Sprache, bei der man die geographische Herkunft des Sprechers nicht hören kann. Sie zeigt syntaktisch, morphologisch, phonologisch und lexikalisch gesehen eine straffe Einheit(lichkeit) (*eenheid*), lässt aber kleine phonetische Varianten, wie stimmliche Unterschiede, oder Gruppenvarianten, wie eine bestimmte Aussprache des /r/, zu. Die Anzahl der „echten Varianten innerhalb des ABN“ sei äußerst klein. Dies habe mit dem im Vergleich zum bspw. Französischen relativ kleinen Sprachgebiet zu tun (vgl. *Uitspraakgids* 1998: VII). Varianten, durch die sich der nördliche und der südliche Teil des Sprachgebietes voneinander unterscheiden, sind in der Wörterliste nicht aufgenommen. Das entspricht dem Ausgangspunkt des Verfassers, dass das ABN keine regionale Färbung zeige. Ein Beispiel ist die Aussprache von Wörtern wie *politie* (‘Polizei’) als poli[si] im Süden und als poli[tʰi] im Norden (vgl. 3.2). Der Verfasser betrachtet das Gebiet, in dem die nördliche Aussprachevariante vorkommt, als zu begrenzt, und innerhalb dieses Gebietes noch einmal die Anzahl der Sprecher dieser Variante (vgl. *Uitspraakgids* 1998: XVI). Van Haeringen (1979: 559f.) reagiert hierauf mit der Kritik, dies gebe nicht den wirklichen Zustand wieder (vgl. 2.3.4.2). Eine weitere Variante, der bilabiale Liquid, gehöre zwar im Gegensatz zum labiodentalen Liquid nicht zum ABN, er „störe“ aber nicht (*Uitspraakgids* 1998: XVIII). An verschiedenen Stellen zeigt sich so eine präskriptive Tendenz, auch sichtbar an Formulierungen wie „falsch“ (*fout*) oder „unnötig schwieriger“ (*onnodig moeilijker*). Van Haeringen (1979) kritisiert diese Präskriptivität bzw. das Bevorzugen bestimmter Varianten und das Ausschließen anderer Varianten an verschiedenen Stellen (zum Beispiel auf S. 557f.)

Eine weitere Gruppe von Varianten wird nicht näher klassifiziert und gewertet: Wörter wie *schaduw* (‘Schatten’), vor darauf folgenden Vokalen mit oder ohne auslautendem [u], werden im Wörterverzeichnis transkribiert als [sxady(u)] (vgl. *Uitspraakgids* 1998: XVIII und 170). Schließlich bespricht der Verfasser in der Einführung auch Varianten, die im Zusammenhang mit dem Sprechstil gesehen werden können. Es geht dabei um Assimilationsphänomene in Wortgruppen (wie t-Elision, z. B. [wapretəx] (*wat prettig*, ‘wie angenehm’, vgl. *Uitspraakgids* 1998: XVI f.).

Paardekooper wird in der Rezension von Van Haeringen als *figuur apart* in der Niederlandistik bezeichnet, und seine Herangehensweise an die Aussprache als „ursprünglich, selbstständig, persönlich“; sein *Uitspraakgids* wird eine „auffällige, intrigierende Erscheinung“ genannt (Van Haeringen 1979: 563). Die manchmal willkürlich erscheinende Herangehensweise und die teilweise ausgeprägt präskriptiven Begriffe scheinen diese Einschätzung zu rechtfertigen.

### 2.3.4 *Uitspraakwoordenboek* von Heemskerk und Zonneveld

Das *Uitspraakwoordenboek* von Heemskerk und Zonneveld (2000) kann als die aktuellste Kodifikation der Aussprache des Niederländischen betrachtet werden. Die Autoren verwenden den Begriff „Kodifikation“ ausdrücklich nicht (*Uitspraakwoordenboek* 2000 und freundlicher Hinweis Wim Zonneveld). Ausgangspunkt ist dabei vermutlich die nicht-präskriptive Absicht der Autoren. Zu dieser Überlegung passt die Bemerkung, dass die Begriffe >kodifizieren< und >Kodifikation< zu Unrecht den Eindruck erwecken können, dass es um eine Art Sprachgesetzbuch gehe (Haeseryn 2003: 185).<sup>4</sup> Eine „Kodifikation“ braucht jedoch nicht mit

<sup>4</sup> In den Niederlanden ist der Begriff „Kodifikation“ am gängigsten in der Bedeutung ‘schriftliche Gesetzestexte’.

„Präskriptivität“ gleichgesetzt zu werden, sie kann Informationsquelle für gängige Formen sein, wie das *Uitspraakwoordenboek* selbst als Ziel nennt (2000, 7). Weiterhin ähnelt das *Uitspraakwoordenboek* anderen Aussprachewörterbüchern, die zum Beispiel wegen Auswahl, Darstellungsform und Abstraktionsgrad der Daten als Kodifikation aufgefasst werden können (vgl. 1.2 und 1.3). Aus diesen Gründen wird es hier als Kodifikation behandelt.

Ab 1991 arbeiteten der Verlag Het Spectrum, das Institut *Onderzoeksinstituut voor Taal en Spraak* der Utrechter Universität und die *Taalunie* (vgl. 2.3.1) am *Uitspraakwoordenboek* (vgl. Heemskerk/Zonneveld 2001: 24). Es erschien 2000 in einer einmaligen Auflage und ist vergriffen. Die Reaktionen in zwei Rezensionen, Ros (2001) und Van der Horst (2001), waren positiv. „[...] dieses *Uitspraakwoordenboek* wird das neue Standardwerk“ schreibt Ros (2001: 63, Übersetzung S. S.), es könnte zu diesem werden, Van der Horst (2001: 52). Hilligsmann (2000) enthält eine kritischere Beurteilung.

Zielgruppe sind einerseits Muttersprachler, die das Wörterbuch wahrscheinlich verwenden werden, um die Aussprache von Wörtern nachzuschlagen, die sie in schriftlicher Form gesehen haben (*Uitspraakwoordenboek* 2000: 7). Es kann dabei um Fremdwörter und wenig frequente Wörter gehen (vgl. Don et al. 2000: 12 und Heemskerk/Zonneveld 2001: 23). Andererseits sind es nichtmuttersprachliche Lernende des Niederländischen, die wahrscheinlich die Aussprache einer viel größeren Gruppe von Wörtern nachschlagen (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 7 und Don et al. 2000: 14). Als zusätzliche Funktion nennen die Autoren, dass sich Sprecher des Niederländischen der Art der Laute und Lautverbindungen in ihnen bekannten Wörtern bewusst(er) werden, was zum Beispiel im Bereich des Niederländischunterrichtes eine Rolle spielt (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 7).

Die Autoren weisen darauf hin, dass das Aussprachewörterbuch nicht dazu verwendet werden kann, einen lokalen oder fremdsprachlichen Akzent verschwinden zu lassen. Der Wunsch, eine (Zweit-)sprache akzentlos sprechen zu lernen, könne zwar berechtigt (*redelijk*) sein (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 9); hierbei könne ein Aussprachewörterbuch aber nur eine unterstützende Funktion haben.

Das Wörterbuch enthält am Anfang eine etwa 40-seitige Einleitung zu Phonologie und Phonetik, einschließlich einer Erklärung der verwendeten IPA-Zeichen und einer Übersicht der Phonem-Graphem-Beziehungen (vgl. Don et al. 2000: 11-44). Auf die Einleitung folgt die Wörterliste, die etwa 80.000 Stichwörter umfasst. Dies sind hauptsächlich Appellative und einige Eigennamen, bei denen es sich meist um Exonyme handelt.

Das Wörterbuch fühlt sich einer deskriptiven Vorgehensweise verpflichtet (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 8 und Ros 2001: 63). Grundlage des Wörterverzeichnis war ein dem Verlag bereits vorliegender Bestand. Die ins Wörterbuch aufgenommenen Ausspracheformen sind das Ergebnis von „Beobachtung“ (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 8), unter anderem der Aussprache in den Medien (freundliche Mitteilung Wim Zonneveld). Bei der Auswahl der Ausspracheformen von Fremdwörtern haben sich die Autoren leiten lassen durch eine Kombination aus eigenem Wissen und Ratschlägen von Fachgenossen (Heemskerk und Zonneveld 2001: 27). Die Literaturübersicht enthält Werke mit empirisch belegten Ergebnissen. Müller (2012: 121) ist der Meinung, dass die Transkriptionsgrundsätze des Wörterverzeichnis das Ideal einer homogenen linguistischen Entität erkennen ließen, „a kind of supranational >General Dutch<“. Dieser Eindruck kann teilweise durch die breit gehaltene Transkription entstehen, zum Beispiel bei der nicht berücksichtigten Monophthongierung von Diphthongen und der Diphthongierung von Monophthongen. Ros (2001: 63) vermisst Angaben hierzu. Hier

trägt die Tatsache, dass Sprachgrenze und Staatsgrenze nicht ohne Weiteres zusammenfallen, zur Komplexität der Verhältnisse bei (vgl. 2.3.1).

Beispiele für Einträge sind (in weiter IPA-Transkription):

*fonetiek* [fonet'ik] ('Phonetik')

*kaas* [kas] ('Käse')

*Berlijn* [berl'ein] ('Berlin')

#### 2.3.4.1 Verständnis von Standardaussprache im *Uitspraakwoordenboek*

Die Verfasser des *Uitspraakwoordenboek* (2000) verwenden keinen Begriff wie ABN oder STANDARD(AUS-)SPRACHE. Der Grund ist laut einem der beiden Autoren, dass auch das Flämische abgedeckt werden sollte (freundliche Mitteilung Wim Zonneveld). Dies impliziert, dass STANDARDNIEDERLÄNDISCH als einseitig auf das niederländische Niederländisch ausgerichtet empfunden wurde; erst in den letzten Jahren kristallisiert sich immer mehr ein Konsens zu Inhalt und eigener Bezeichnung eines nationalen Aussprachestands im niederländischsprachigen Teil Belgiens heraus.

Das *Uitspraakwoordenboek* entscheidet sich stattdessen für Umschreibungen. Die Transkriptionen in der Wörterliste geben die „in der normalen täglichen Konversation verwendete“, „gängige“ Aussprache bzw. „Aussprachemöglichkeiten“ an. Für die Autoren geht es dabei um eine „praktische Definition“ des Niederländischen, mit der sich jeder Benutzer des Wörterbuches in „normale Sprachsituationen“ (*normale taalstuaties*) begeben könne, und zwar überall im Sprachgebiet. Es sei weder das Niederländische, so wie es gesprochen werden sollte (*behoort*), noch das „>denkbar schönste< Niederländisch“ oder eine Form des Niederländischen, das von der Mehrheit der Niederländischsprachigen auf diese Art gesprochen wird (*Uitspraakwoordenboek* 2000: 7ff.).

#### 2.3.4.2 Variation im *Uitspraakwoordenboek*

Was die Vollständigkeit von Formen angeht, streben die Autoren im Wörterbuch nicht an, alle vorkommenden Aussprachevarianten zu inventarisieren. Das sei einerseits dem Platzmangel im Buch geschuldet, andererseits der Tatsache, dass in dieser Hinsicht viel zu wenig über den Sprachgebrauch im Niederländischen bekannt sei (vgl. *Uitspraakwoordenboek* 2000: 8). Varianten sind im Wörterverzeichnis teilweise wiedergegeben, teilweise werden sie in der Einleitung besprochen. Dabei handelt es sich zum Beispiel um originalnähere oder an das Niederländische angepasste Formen von Fremdwörtern. Andere Varianten betreffen Formen, die man grob als niederländisches Niederländisch oder als belgisches Niederländisch einordnen kann, vgl. Ros (2001: 63). Eine weitere Art von Varianten kann man als stilistische betrachten.

Van der Horst (2001: 52), hätte gern eine größere Anzahl von Varianten im Wörterverzeichnis gesehen. Er kritisiert, dass deren Nichtaufnahme leicht als Ablehnung interpretiert werden könne. Es ist möglich, dass er dabei vor allem an Fremdwörter denkt, denn als Beispiel nennt er *cello* (Cello). Vgl. Hilligsmann (2000: 63f.). Die Verfasser des *Uitspraakwoordenboek* legen in einem Aufsatz dar, dass sie sich der Variation in der Aussprache von Fremdwörtern bewusst waren (vgl. Heemskerk/Zonneveld 2001: 24-28). Deren Aufnahme ins Wörterbuch war aber „unrealistisch“ auf Grund der Ressourcen, die zu ihrer Erforschung er-



forderlich wären und auf Grund der Beschränkungen wegen der Darstellung in Buchform (vgl. Heemskerk/Zonneveld 2001: 26).

Hierunter folgt eine kurze Auflistung der Varianten, die sowohl in der Einführung des Wörterbuches besprochen als auch im Wörterverzeichnis gekennzeichnet werden, einschließlich einiger Beispiele.

- Fremdwörter  
Beispiel: die Nasalisierung ursprünglich französischer Wörter (Don et al. 2000: 33) wie [krwasɑ̃] und [kr(w)asɑ̃nt] (*croissant*, ‘Croissant’).
- Nationale bzw. regionale Unterschiede zwischen Nord und Süd  
Beispiel: das in 2.3.3 bereits angeführte *politie* (‘Polizei’). Bei diesem Lemma ist die Form [poli(t)si] ohne weitere Bemerkungen aufgenommen, wird also sowohl als niederländisches als auch als belgisches Niederländisch eingeordnet. Weiterhin ist „Blg.: -isi“ angegeben (*Uitspraakwoordenboek* 2000: 563). In der Einleitung steht der Zusatz, dass die Aussprache als [si], die im Wörterverzeichnis als „Belgisch“ charakterisiert ist, auch in Teilen der Niederlande typisch ist (Don et al. 2000: 28).
- Sprechstil  
Beispiel: die mögliche Elision des wort- oder morphemfinalen /n/ (vgl. Don et al. 2000: 32) wie in [dɑnsə(n)] (*dansen*, ‘tanzen’) und [teyə(n)lixt] (*tegenlicht*, ‘Gegenlicht’). Dessen Beibehalten kann im niederländischen Niederländisch einen formellen Eindruck machen, sein Weglassen kennzeichnet einen neutralen bis informellen Stil. Die Verfasser nennen hier auch Hyperkorrektheit (vgl. Don et al. 2000: 32), diese kann eventuell mit einem formellen Stil in Verbindung gebracht werden. Dieses konkrete Phänomen kann auch als regional beeinflusst aufgefasst werden. Dabei wird es zum Beispiel im in der *Randstad* gesprochenen Niederländisch, das die Medien dominiert, meist nicht realisiert (vgl. 2.1).
- Idiolektale und lexikalische Variablen  
Beispiel: verschiedene Grade der Assimilation in Konsonantengruppen (Don et al. 2000: 31) wie in [pɔ(st)seyə] (*postzegel*, ‘Briefmarke’). Hier geben die Autoren an, dass Variation auf Wort- und Sprecherniveau auftritt (Don et al. 2000: 31). Man kann diese Varianten hauptsächlich den stilistischen zuordnen. Bei sorgfältiger und langsamer Artikulation, die tendenziell einen formelleren Stil kennzeichnet, wird die Konsonantengruppe vollständig ausgesprochen; bei weniger sorgfältiger und schnellerer Artikulation, tendenziell in einem weniger formellen Stil, nur teilweise.

Andere Varianten werden in der Einführung besprochen, im Wörterverzeichnis aber nur mit einer einzigen Form aufgeführt. Dazu folgt hier wieder eine Auflistung mit Beispielen:

- Fremdwörter  
Beispiel: die mögliche Qualitätsveränderung des Vokals /e/ zu /i/ wie in [idijal] (*ideaal*, ‘ideal’) (vgl. Don et al. 2000: 30). Im Wörterverzeichnis steht [idejal].

- Nationale bzw. regionale Unterschiede zwischen Nord und Süd  
Beispiel: die Aussprache stimmhafter wortinitialer und intervokalischer Frikative wie in [bezəm] (*bezem*, ‘Besen’). Diese Frikative werden im Norden eher stimmlos ausgesprochen. Wegen des „großen Maßes an Variation“, die außerdem idiolektal und lexikalisch ist, sind die Varianten nicht im Wörterverzeichnis aufgenommen (Don et al. 2000: 27).
- Andere regionale Differenzierungen  
Beispiel: die mögliche Elision des intervokalischen /d/ wie in [hauwən] (*houden*, ‘halten’), im Wörterverzeichnis [hauðə(n)]. Die Verfasser nennen hier Dialekte als Einflussgröße (vgl. Don et al. 2000: 32). Zusätzlich verwenden sie das Stichwort „Gesprächskontext“, stellen aber fest, dass die in einem bestimmten Kontext akzeptablen Formen schwierig zu bestimmen seien (Don et al. 2000: 32).
- Sprechstil  
Beispiel: die Verschmelzung von /i/ und /s/ zu [ʃ] wie in [speʃal] (*speciaal*, ‘besonders, speziell’) (vgl. Don et al. 2000: 29). Diesem Bereich kann man auch das Sprechtempo zuordnen. Beispiel: die regressive Stimmhaftigkeitsassimilation wie in [klabdør] (*klapdeur*, ‘Pendeltür’). Mit der Erhöhung des Sprechtempos erhöht sich auch die Wahrscheinlichkeit der Assimilation (vgl. Don et al. 2000: 26f.).
- Lexikalische Variablen  
Don et al. (2000: 27) nennen dies „Bekanntheit eines Wortes“, wobei zum Beispiel bei Assimilationsphänomenen gilt, dass die Wahrscheinlichkeit der Assimilation mit der Bekanntheit des Wortes, also mit dessen Frequenz, zunimmt (vgl. Don et al. 2000: 27). Gleiches gilt, zusammen mit dem Sprechstil und dem Urteil des Sprechers, für die Reduktion von Vokalen, die keinen Hauptakzent tragen. Beispiel: *ba-naan* (‘Banane’) mit den möglichen reduzierten Formen [banan] und [bənan], im Wörterverzeichnis angegeben als [banan] (vgl. Don et al. 2000: 33).
- Wortklasse der Funktionswörter  
Bei ihnen kann leicht eine Reduktion der Lautform auftreten. Beispiel: die Reduktion von *ik* (‘ich’), wie in *ik ga* (‘ich gehe’) zu [k] (Don et al. 2000: 35f.).
- Varianten ohne Klassifikation  
Beispiel: das Einfügen eines Schwa in bestimmten Konsonantengruppen wie in [wɛrək] (*werk*, ‘Arbeit’). Es sei normal, aber nicht notwendig (Don et al. 2000: 33).

Eine weitere separate, sehr kleine Gruppe bilden Varianten, die sich ausschließlich im Wörterverzeichnis finden. Es sind Fremdwörter wie das (aus dem Französischen entlehnte) [‘oto, ‘auto] (*auto*, ‘Auto’).

## 2.4 Zusammenfassung: Verständnis von Standardaussprache und Variation in den neueren Kodifikationen

Die Autoren der ersten beiden besprochenen Kodifikationen benutzen ähnliche Bezeichnungen für die beschriebene Sprachvarietät. Im *Het Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal* (<sup>2</sup>1974) wird sie als ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS und ALGEMEEN VERZORGD NEDERLANDS bezeichnet und im *ABN-Uitspraakgids* (<sup>3</sup>1998) als AB, ABN, und NEDERLANDSE CULTUURTAAL. Als eines der wichtigsten Merkmale der besprochenen Varietät kann Gültigkeit im gesamten Sprachgebiet betrachtet werden, wobei vor allem Belgien und die Niederlande im Blick sind. Weiterhin werden im *Groot Uitspraakwoordenboek* zwei Aspekte der Varietät betont: Sie sei „gepflegt“, die „Kultursprache“ und gleichzeitig eine „Realität“. Der *ABN-Uitspraakgids* verwendet ebenfalls den Begriff „Kultursprache“, daneben geht es dem Verfasser um die „lebende“ und „spontane“ (Aus-)Sprache.

Die Verfasser des *Uitspraakwoordenboek* (2000) benutzen keinen einzelnen Begriff für die beschriebene Aussprachevarietät, sondern Umschreibungen. Es geht ihnen um eine „praktische Definition“ des Niederländischen, mit der sich jeder Benutzer des Wörterbuches überall im Sprachgebiet in „normale Sprachsituationen“ begeben kann. Dies impliziert das Streben nach der Aufnahme stilistisch unauffälliger und überregionaler Formen.

Diese Aussagen können auf Grund der Angaben in den Einleitungen der Wörterbücher getroffen werden. Inwiefern dem die tatsächlich vorkommenden Ausspracheformen in den Wörterverzeichnissen entsprechen, wäre ein separates Forschungsthema.

Alle besprochenen Kodifikationen thematisieren Variation in der Einleitung, nehmen sie im Wörterverzeichnis auf oder tun beides. Ihr Maß und ihre Art sind dabei unterschiedlich. Sowohl für das *Groot Uitspraakwoordenboek* als auch für das *Uitspraakwoordenboek* kann man feststellen, dass sie der Variation innerhalb der beschriebenen Aussprachevarietät relativ viel Platz einräumen; im *Groot Uitspraakwoordenboek* ist dies explizit im Vorwort angegeben, im *Uitspraakwoordenboek* kann man es aus Aussagen im Vorwort schlussfolgern. Im *ABN-Uitspraakgids* wird explizit die umgekehrte Meinung vertreten. In allen drei Kodifikationen wird stilistische Variation berücksichtigt. Regionale bzw. nationale Variation zwischen Nord und Süd bzw. Belgien und den Niederlanden wird im *Groot Uitspraakwoordenboek* und im *Uitspraakwoordenboek* konstatiert bzw. anerkannt, im *ABN-Uitspraakgids* wird sie sozusagen „geduldet“, aber außerhalb des ABN angesiedelt. Variation in der Aussprache von Fremdwörtern kommt wiederum in allen drei besprochenen Kodifikationen vor. Weiterhin enthalten alle drei Wörterbücher Varianten, die nicht näher kategorisiert werden. Teilweise ist auch von anderer Variation wie lexikalischer, idiolektaler, stimmlicher etc. die Rede.

## 3 Niederländische Standardaussprache: Begriffe und Konzepte in deskriptiven Texten und Kodifikationen

### 3.1 ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS

Traditionell wird für die niederländische Sprache die Bezeichnung ALGEMEEN BESCHAAFD (NEDERLANDS), ABN, verwendet. Die Aussprache ist einer ihrer Teilbereiche. *Algemeen* ist übersetzbar als ‘Allgemein’ oder ‘Allgemeingültig’; laut Van der Sijs (2004: 161, Übers. S. S.) bedeutet dies „im ganzen niederländischen Sprachgebiet als Norm betrachtet“ und „im ganzen niederländischen Sprachgebiet verwendet (obwohl nicht von jedem)“. Hier kann zu-

sätzlich daran gedacht werden, dass die gemeinte Varietät von verschiedensten sozialen Gruppen gesprochen und/oder verstanden wird, vgl. für das Deutsche *DAWB* 2010: 6f.). *BESCHAAFD* ist übersetzbar als ‘kultiviert’ oder ‘gepflegt’; Smakman (2006: 32f.) überträgt es ins Englische als ‘civilised, cultivated, educated’. Somit kann man die ganze Bezeichnung zum Beispiel als ‘Allgemeines Gepflegtes Niederländisch’ übersetzen. Der Begriff *BESCHAAFD* werde heute als elitär und sozial diskriminierend empfunden, so Janssens und Marynissen (2008: 188). Sie weisen darauf hin, dass der Sprachwissenschaftler Kloeke schon 1936 Kritik daran äußerte. Laien und teilweise populärwissenschaftliche Werke benutzen den Begriff weiterhin, oft in der abgekürzten Form. Gerade bei der abgekürzten Form ist es fraglich, inwiefern sie weiterhin die traditionellen Interpretationen transportiert. Dass ein Forschungsprojekt wie *Sprekend Nederland* (vgl. 2.3.1) auch *ABN* benutzt, legt eher eine möglichst wertungsfreie Interpretation nahe.

Der Sprachwissenschaftler Van Haeringen ist dafür bekannt, dass er ein *ABN* ohne regionale Spuren propagierte (Van Haeringen 1924: 65 und 68f.). Diese Ansicht kann als früher und teilweise noch heute weit verbreitet gelten. Grondelaers und Van Hout (2010) bezweifeln in ihrer Studie zur aktuellen Haltung gegenüber regionaler Variation, dass sich Van Haeringens „>starke< Ideologie“ jemals im tatsächlichen Sprachgebrauch widergespiegelt hat. Van Haeringen (1924: 68) schließt weiterhin Vulgarismen aus, noch strenger als Provinzialismen. Kloeke (1951: 8) wies regionale Neutralität statt dessen zurück. Was „gepflegte Aussprache“ sei, stehe nicht fest (Kloeke 1951: 40).

In den drei in den Abschnitten 2.3.2 – 2.3.4 untersuchten Kodifikationen findet sich tendenziell die Haltung von Van Haeringen wieder. Sie gehen von einer einzigen Varietät des Niederländischen aus. Die Unterschiede, die sie zwischen „Nord“ und „Süd“ trotzdem festhalten, müssten in einer folgenden Kodifikation getrennt für die nördliche und südliche Varietät betrachtet werden. Der Aspekt der Kultiviertheit wird besonders im *Groot Uitspraakwoordenboek* und *ABN-Uitspraakgids* genannt, aber gleichzeitig relativiert durch Aufmerksamkeit für das „Reale“, „Lebende“, „Spontane“. Letzteres gilt sinngemäß auch für das *Uitspraakwoordenboek*. Damit wird jedoch nicht automatisch Informalität einbezogen, denn die Wörterbücher schenken einem formellen bis neutralen Stil die größte Aufmerksamkeit, ganz besonders in den Formen im Wörterverzeichnis.

### 3.2 Vom ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS zum STANDAARDNEDERLANDS

Haeseryn (2006: 416) urteilt, dass das Ideal, laut dem die regionale Herkunft eines Sprechers nicht hörbar ist, „weit hinter uns“ liege; im Gegenteil dazu möchten Menschen gerade in gewissem Maße an ihrer Sprache zu erkennen sein. Auch Van der Wal stellt für das Niederländische, neben dem Flämischen und Afrikaans, eine größer gewordene Toleranz gegenüber Variation fest (vgl. Van der Wal 2010: 19f.). Sie vertritt die Meinung, dass diese innerhalb der Standardsprache fallen kann, und stellt gleichzeitig die Frage nach ihren Grenzen. Andere Studien bestätigen diese Tendenz, zum Beispiel Grondelaers und Van Hout (2010: 234): „In the minds of the lay speakers, Standard Dutch with a regional accent has become standard.“

Grondelaers/Van Hout (2010: 223) machen außerdem darauf aufmerksam, dass es eine „Westliche Ideologie“ gibt; diese schreibt dem westlichen *Randstad*-Niederländisch eine bestimmende Position im heutigen *STANDARDNIEDERLÄNDISCHEN* zu (vgl. van de Velde 1996: 51 sowie Abschnitt 2.1 oben). Pinget et al. (2014: 43) formulieren wie folgt: Der *Randstad*-Akzent sei zum überregionalen Standard emporgehoben worden, während die Definition, dass

Standardaussprache nicht-regional klingt, immer noch zu gelten scheine. Niederländer sind sich der historischen Wurzeln der Standardsprache im Westen bewusst (vgl. Smakman 2006: 281).

Die besprochenen Kodifikationen lassen keine Dominanz der westlichen Varietät erkennen. Eher im Gegenteil – so wird zum Beispiel die typische Diphthongierung von /e/ und /o/ nicht zur Sprache gebracht (vgl. 2.3.2 und 2.3.4) bzw. werden selbst südliche Formen bevorzugt (vgl. 2.3.3). Für regionale Varianten gelten die gleichen Aussagen wie in 3.2.

### 3.3 STANDAARDNEDERLANDS

Zwaardemaker und Eijkman verwenden in ihrem *Leerboek der fonetiek* bereits 1928 den Begriff STANDARDNIEDERLÄNDISCH. In den meisten anderen sprachwissenschaftlichen Arbeiten dagegen ist bis zum späten 20. Jahrhundert ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS gebräuchlich. Zwaardemaker und Eijkman (1928: 3f.) mahnen zur Vorsicht bei der Beurteilung bzw. Verurteilung bestimmter Ausspracheformen, es geht ihnen eher um das Schaffen eines Bewusstseins. Hierzu passt Van Haeringens (1979: 561) Bemerkung in seiner Rezension von Paardekoopers *Uitspraakgids*, dass der Leser durch die Einleitung zur „scharfen Wahrnehmung“ stimuliert wird, und zwar an erster Stelle seiner eigenen Aussprache. In aktuellen Studien wird der Begriff STANDAARDNEDERLANDS, seltener ALGEMEEN NEDERLANDS, wohl verwendet. Einige Konzepte bzw. Merkmale dieser Konzepte sollen exemplarisch für drei Studien kurz beschrieben werden. Diese Studien sind Monographien, die standardsprachliche Phoneme untersuchen, deren Aussprache sich in den letzten Jahrzehnten verändert hat.

Van de Velde (1996) untersucht segmentale und suprasegmentale Phänomene des Sprachgebrauchs im Radio im 20. Jahrhundert. Er charakterisiert das nördliche Standardniederländisch als „standardisierte Umgangssprache“ (*gestandaardiseerde omgangstaal*) (Van de Velde 1996: 239), die von einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung aktiv beherrscht werde (vgl. Van de Velde 1996: 52). Die Standardsprache habe Platz gemacht für eine „variationsbreitere Umgangssprache“ (*variatiebredere omgangstaal*), innerhalb derer regionale und soziale Variation als wesentliche Merkmale betrachtet würden (Van de Velde 1996: 30). In einer späteren Publikation fügt er eine „funktionelle Definition“ hinzu: ein Muttersprachler, der die Absicht hat, in der Standardsprache zu kommunizieren, spreche STANDARDNIEDERLÄNDISCH (Van de Velde 2003: 224). An wiederum einer anderen Stelle nuanciert er, dass es um die zeitgenössische Aussprache Niederländischsprachiger gehe, die höher gebildet und in der Standardsprache bewandert (*bedreven*) seien (vgl. Van de Velde 2006: 66).

Smakman (2006) analysiert sowohl die Akzeptanz sich verändernder Phoneme als auch die Aussprache von Mediensprechern. Seine Ausgangsposition ist, dass „some standardised form of Dutch“ die Alltagssprache der meisten Sprecher ist, diese benutzen es in „a broad range of usage contexts“; er geht außerdem davon aus, dass es als Muttersprache beherrscht wird (Smakman 2006: 34). Als mögliche Sichtweise auf die sprachliche Situation in den Niederlanden stellt er das ABN als „alte Elitevarietät“ dar, es sei eine Subvarietät der gemeinschaftlichen Varietät, des STANDARD DUTCH (Smakman 2006: 359; vgl. Müller 2012). Die Tendenz zum Einschließen von – vor allem regionaler – Variation in die Standardsprache sei stärker als die Tendenz zum Ausschließen. Letzteres sei meist ein bequemer (*convenient*) theoretischer Bezugspunkt (Smakman 2006: 284). Einerseits werde besonders die Aussprache als bestimmend empfunden für Standardsprachlichkeit (vgl. Smakman 2006: 358), andererseits

könnten zum akzeptablen Ausmaß der phonetischen Variation nur wenige umfassend geltende (*comprehensive*) Regeln angegeben werden (Smakman 2006: 289).

Jacobi 2009 hat eine Studie zur spontansprachlichen Aussprache von Vokalen und Diphthongen des nordniederländischen MODERN STANDARD DUTCH durchgeführt. Ihr Korpus ist tendenziell dialogischer und informeller ausgerichtet als die Korpora von Van de Velde (1996) und Smakman (2006). Bei einigen Phonemen hat Jacobi einen Einfluss des Bildungsniveaus, des Alters der Sprecher und/oder ihrer Wohngegend beobachtet (vgl. Jacobi 2009: 86). Sie vertritt die Meinung, dass Variation auch bei Ausschluss regionaler Akzente in der niederländischen Standardaussprache vorhanden ist, und zwar auf Grund des sozialen Hintergrunds von Sprechern (vgl. Jacobi 2009: 16).

Die Feststellungen, die in Zwaardemaker/Eijkman (1928) und in den drei skizzierten Studien gemacht werden, können richtungsweisend für zukünftige Kodifikationen sein. Zum Teil weisen die hier in den Abschnitten 2.3.2 – 2.3.4 besprochenen Kodifikationen aber schon entsprechende Merkmale auf. Sie haben einen deskriptiven Anspruch – der nicht konsequent umgesetzt ist – und sie erkennen teilweise regionale/nationale Variation an. Aus den Ergebnissen von Van de Velde (1996) und Jacobi (2009) kann man schließen, dass auch soziale Variation und informellere Genres im Nordniederländischen als standardsprachlich berücksichtigt werden sollten. Hierzu müsste ergänzend zu den vorwiegend auf die Produktion ausgerichteten Studien die Erwartungshaltung von Rezipienten der Standardsprache und von möglichen Nutzern eines Aussprachewörterbuches untersucht werden.

#### 4 Zusammenfassung und Diskussion

*Groot Uitspraakwoordenboek* und *ABN-Uitspraakgids* verwenden für die Varietät, die Gegenstand ihrer Werke ist, den Begriff ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS bzw. AB/ABN. Das *Uitspraakwoordenboek* vermeidet diese Begriffe und umschreibt, dass das ganze Sprachgebiet abgedeckt werden sollte. In aktuellen Studien zum Nordniederländischen hat sich der Begriff STANDARD(AUS)SPRACHE etabliert.

Sowohl das *Groot Uitspraakwoordenboek* als auch der *ABN-Uitspraakgids* charakterisieren das ALGEMEEN BESCHAAFD NEDERLANDS einerseits als „gepflegt“ bzw. „Kultursprache“ und andererseits als „lebend“. Das *Uitspraakwoordenboek* dagegen beschränkt sich vor allem auf letzteren Aspekt, nämlich das Niederländische für „normale Sprachsituationen“. Hierin kann man die aktuelle Tendenz zur Betonung der Gemeinschaftlichkeit und der Funktion als Alltagssprache (Smakman 2006) bzw. Umgangssprache (Van de Velde 1996) – des Nordniederländischen – wahrnehmen.

Alle besprochenen Kodifikationen erkennen das Vorhandensein von Variation im Niederländischen an. Verglichen mit aktuellen Studien ist ihre Bandbreite eher gering, weshalb man von einer konservativen Haltung der Kodifikationen sprechen kann. Die weitaus meisten Varianten werden in den einleitenden Teilen der Kodifikationen besprochen, nur ein sehr kleiner Teil ist auch in den Wörterverzeichnissen zu finden. Diese Tatsache ist einerseits den Beschränkungen der papiernen Form zuzuschreiben, andererseits den ungenügenden Kenntnissen auf diesem Gebiet. Der Übergang zu digitalen Formaten eröffnet hier neue Möglichkeiten für die Form, ein Projekt wie *Sprekend Nederland* (vgl. 2.3.1) für den Inhalt. Daneben sind weitere empirische Studien zum tatsächlichen Sprachgebrauch und zu Haltungen von Sprechern und Hörern nötig (vgl. Smakman 2006: 7). Beispiele dafür sind außer den oben in 3.3

bereits genannten Studien Grondelaers/Van Hout (2010), Grondelaers et al. (2010), Pinget et al. (2014).

Bei der angesprochenen Variation handelt es sich, je nach Kodifikation, vor allem um stilistische, regionale, lexikalische und nicht näher klassifizierte. Im Hinblick auf regionale Variation ist einigermaßen unklar, inwiefern die Unterschiede zwischen den nationalen Varietäten der Niederlande und Belgiens bestimmend sind. Neuere Studien zum Nordniederländischen gehen von Variation innerhalb dieser Varietät aus, also von einer „inkluisiven“ Sichtweise (Smakman 2006: 283f.), zum Beispiel Van de Velde (1996), Smakman (2006) und Jacobi (2009). Außerdem wird in Van de Velde (1996) und Jacobi (2009) auch soziale Variation festgestellt, die in den bisherigen Kodifikationen nicht enthalten ist bzw. nicht so benannt wird. Diese Entwicklungen wären in Übereinstimmung mit der Feststellung, dass die Akzeptanz gegenüber Variation zunimmt. In welchem Umfang und in welcher Form diese auch in Kodifikationen aufgenommen werden sollte, ist eine getrennt zu klärende Frage.

## 5 Literatur

### Aussprachewörterbücher

ABN-Uitspraakgids: Paardekooper, Petrus Cornelis (<sup>2</sup>1987): ABN-Uitspraakgids. Antwerpen: Heide-land-Orbis.

ABN-Uitspraakgids: Paardekooper, Petrus Cornelis (<sup>3</sup>1998): ABN-Uitspraakgids. Den Haag: Sdu. Antwerpen: Standaard.

Blancquaert, Edgard (<sup>8</sup>1969 [bearb. von Pée, Willem]): Praktische uitspraakleer van de Nederlandse taal. Antwerpen: De Sikkel.

Blancquaert, Edgard (<sup>7</sup>1964): Praktische uitspraakleer van de Nederlandse taal. Antwerpen: De Sikkel.

Blancquaert, Edgard (<sup>1</sup>1934): Practische uitspraakleer van de Nederlandsche taal. Antwerpen: De Sikkel.

DAWB: Krech, Eva-Maria, Eberhard Stock, Ursula Hirschfeld und Lutz Christian Anders (Hrsg.) (<sup>1</sup>2010): Deutsches Aussprachewörterbuch. Berlin, New York: de Gruyter.

Duden-AWB: Duden. Das Aussprachewörterbuch (<sup>7</sup>2015). Mannheim etc.: Dudenverlag. (= Duden 6).

Groot Uitspraakwoordenboek: De Coninck, Robrecht H. B. (1970): Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse Taal. Antwerpen etc.: De Nederlandsche Boekhandel.

Groot Uitspraakwoordenboek: De Coninck, Robrecht H. B. (<sup>2</sup>1974): Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse Taal. Antwerpen etc.: De Nederlandsche Boekhandel.

Siebs, Theodor (Hrsg.) (<sup>1</sup>1898): Deutsche Bühnenaussprache. Berlin etc.: Ahn.

Uitspraakwoordenboek: Heemskerk, Josée und Wim Zonneveld (2000): Uitspraakwoordenboek. Utrecht: Het Spectrum.

### Monographien und Aufsätze

Bennis, Hans et al. (2004): Verandering en verloedering. Normen en waarden in het Nederlands. Amsterdam: Amsterdam University Press/Salomé.

Don, Jan, Josée Heemskerk und Wim Zonneveld (2000). Fonologische Inleiding. In Heemskerk, Josée und Wim Zonneveld: Uitspraakwoordenboek. Utrecht: Het Spectrum. S. 11-44.

Gloy, Klaus (1997): Sprachnormen als ‚Institutionen im Reich der Gedanken‘ und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. – In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Norm und Variation. Frankfurt a. M. etc.: Lang. (= Forum angewandte Linguistik; 32). S. 27-36.

- Gloy, Klaus (<sup>2</sup>2010 [1. Auflage 1984/85]): Sprachnormierung und Sprachkritik in ihrer gesellschaftlichen Verflechtung. – In: Besch, Werner, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 1. Berlin, New York: de Gruyter. S. 396-406.
- Grondelaers, Stefan und Roeland van Hout (2010): Is Standard Dutch with a regional accent standard or not? Evidence from native speaker attitudes. – In: *Language Variation and Change* 22. S. 1-19.
- Grondelaers, Stefan, Roeland van Hout und Mieke Steegs (2010): Evaluating Regional Accent Variation in Standard Dutch. – In: *Journal of language and social psychology* 29/1. S. 101-117.
- Haeseryn, Walter (2006): Voor damp- én afzuigkap. Over norm en variatie in het Nederlands. – In: *Ons erfdeel. Vlaams-Nederlands cultureel tijdschrift* 49/3. S. 411-419.
- Haeseryn, Walter (2003): Het kan allemaal! Over de ANS en goed en fout. – In: Stroop, Jan (Hrsg.): *Waar gaat het Nederlands naartoe? Panorama van een taal.* Amsterdam: Bert Bakker. S. 194-193.
- Harmes, Ingeborg und Ute K. Boonen (2013): Die niederländische Sprache. – In: Harmes, Ingeborg und Ute K. Boonen (Hrsg.): *Niederländische Sprachwissenschaft. Eine Einführung.* Tübingen: Narr/Francke/Attempto. S. 11-30.
- Heemskerk, Josée und Wim Zonneveld (2001): (not the) Nederlandse Uitspraakwoordenboek. – In: *Gramma/TTT* 9/1. S. 23-44.
- Hilligsmann, Philippe (2000): Hoe breed is het Spectrum van het Uitspraakwoordenboek? – In: *Nederlands van nu* 48/4. S. 62-65.
- Hollmach, Uwe (2007): Untersuchungen zur Kodifizierung der Standardaussprache in Deutschland. Frankfurt a. M. etc.: Lang. (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik; 21).
- Jacobi, Irene (2009): On variation and change in diphthongs and long vowels of spoken Dutch. Amsterdam: Universiteit van Amsterdam [Host]. <http://dare.uva.nl/record/293297>. [Proefschrift Universiteit van Amsterdam]. [Eingesehen am 13. November 2015].
- Janssens, Guy und Ann Marynissen (<sup>3</sup>2008): *Het Nederlands vroeger en nu.* Leuven und Voorburg: Acco.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation.* Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 2013. Berlin, New York: de Gruyter. S. 219-242.
- Klein, Wolf Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard.* Tübingen: Stauffenburg. S. 15-35.
- Klein, Wolf Peter (2004): Deskriptive statt präskriptiver Sprachwissenschaft!? Über ein sprachtheoretisches Bekenntnis und seine analytische Präzisierung. – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32/3. S. 376-405.
- Kloeke, Gesinus Gerardus (1951): *Gezag en norm bij het gebruik van verzorgd Nederlands.* Amsterdam: Meulenhoff.
- Krech, Eva-Maria (1999): Standardaussprache im Spannungsfeld von Norm, Normierung und Realisation. In: *Deutsch als Fremdsprache* 36/3. S. 135-140.
- Krech, Eva-Maria (1997): Untersuchungen der Sprechrealität – Grundlage für die Kodifizierung von Aussprachenormen. – In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Norm und Variation.* Frankfurt a. M. etc.: Lang. (= Forum angewandte Linguistik; 32). S. 93-104.
- Müller, Ernst-August (2012): *Standard Vowel Systems of English, German, and Dutch.* Variation in Norm. Frankfurt a. M. etc.: Lang.
- Neijt, Anneke (1993): *Fijndradige weefsels.* Nijmegen: Katholieke Universiteit Nijmegen. [Inaugurale rede Nijmegen.].
- Pée, Willem (1976): R. H. B. De Coninck, Groot Uitspraakwoordenboek van de Nederlandse taal. – In: *Taal en Tongval. Tijdschrift voor dialectologie* 28. S. 85-88.



- Pinget, Anne-France, Marjolein Rotteveel und Hans Van de Velde (2014): Standaardnederlands met een accent. Herkenning en evaluatie van regionaal gekleurd Standaardnederlands in Nederland. – In: Nederlandse taalkunde 19/1. S. 3-46.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.
- Provincies van Nederland. <https://nl.wikipedia.org/wiki/Bestand:NederlandseProvinciesLarge.png>. [Eingesehen am 24. Oktober 2015].
- Ros, Myriam (2001): Uitspraakwoordenboek. – In: Over taal 40/3. S. 63.
- Sanders, Ewoud (1993): Uitspraakwoordenboeken. – In: Onze Taal 10. S. 227-228.
- Smakman, Dick (2006): Standard Dutch in the Netherlands: A Sociolinguistic and Phonetic Description. Utrecht: LOT. [Proefschrift Radboud Universiteit Nijmegen].
- Sprekend Nederland  
<http://www.npowetenschap.nl/site/artikel/sprekend-nederland/7332>, <http://www.alledaags.nl/ntr-sprekend-nederland/> [Eingesehen am 13. November 2015].
- Van de Velde, Hans (2006): Hoe klinkt het Standaardnederlands? – In: Van der Sijs, Nicoline, Jan Stroop, Fred Weerman (Hrsg.): Wat iedereen van het Nederlands moet weten en waarom. Amsterdam: Bert Bakker. S. 66-76.
- Van de Velde, Hans (2003): Limburgers slapen in bad. Klinkerverschillen in het Standaard-Nederlands. – In: Stroop, Jan (Hrsg.): Waar gaat het Nederlands naartoe? Amsterdam: Bert Bakker. S. 224-234.
- Van de Velde, Hans (1996): Variatie en verandering in het gesproken Standaard-Nederlands (1935-1993). [Proefschrift Katholieke Universiteit Nijmegen.]
- Van den Toorn, Maarten (1975): Uitspraakwoordenboek herdrukt. – In: De Nieuwe Taalgids 68. S. 151.
- Van der Horst, Joop (2001): Een rijke oogst. Kroniek van de taalkunde. – In: Neerlandica extra muros 39/1. S. 51-55.
- Van der Sijs, Nicoline (2005): De geschiedenis van het Nederlands in een notendop. Amsterdam: Bert Bakker.
- Van der Sijs, Nicoline (2004): Taal als mensenwerk: het ontstaan van het ABN. Den Haag: Sdu.
- Van der Sijs, Nicoline und Roland Willems (2009): Het verhaal van het Nederlands. Een geschiedenis van twaalf eeuwen. Amsterdam: Bert Bakker.
- Van der Wal, Marijke (2010): Standaardtalen in beweging. Standaardisatie en destandaardisatie in Nederland, Vlaanderen en Zuid-Afrika. – In: Van der Wal, Marijke und Eep Franken (Hrsg.): Standaardtalen in beweging. Stichting Neerlandistiek VU Amsterdam, Nodus Publikationen Münster. S. 11-26.
- Van der Wal, Marijke und Cor van Bree (<sup>5</sup>2008): Geschiedenis van het Nederlands. Houten: Het Spectrum.
- Van Haeringen, Coenrad Bernardus (1979): Beschaafde uitspraak. [Recensie van P. C. Paardekooper, ABN-uitspraakgids.] – In: Nieuwe Taalgids 72/6. S. 553-563.
- Van Haeringen, Coenrad Bernardus (1924): Eenheid en nuance in beschaafd Nederlandse uitspraak. – In: De nieuwe Taalgids 18. S. 65-86.
- Zwaardemaker, Hendrik und Leonard Pieter Hendrik Eijkman (1928): Leerboek der fonetiek. Haarlem: Bohn.

# Syntax der gesprochenen Sprache und Kodifizierung

JAN GEORG SCHNEIDER

## 0 Einleitung

Bei der Frage nach der Kodifizierung und der Kodifizierbarkeit gesprochener Sprache geht es meistens um die *Aussprache* – diese ist jedoch nicht Thema des vorliegenden Beitrags. Vielmehr soll hier erörtert werden, wie Besonderheiten der *Syntax* des gesprochenen Deutsch bei der Kodifizierung in Grammatiken und Wörterbüchern berücksichtigt werden könnten. Zudem soll am Beispiel von Duden 9 („Zweifelsfälle-Wörterbuch“) und Duden 4 („Duden-Grammatik“) exemplarisch aufgezeigt werden, welche terminologischen und konzeptionellen Probleme sich bei bisherigen Darstellungen zur Syntax gesprochener Sprache in Kodizes ergeben haben.

Im ersten Kapitel gehe ich zunächst auf den Begriff des Kodex ein, der hier zugrunde gelegt wird, bevor im zweiten die generelle methodologische Frage diskutiert wird, wie sich ein Sprachkodex sinnvollerweise ermitteln lässt. In Abschnitt 3 diskutiere ich Spezifika der Kodifizierung gesprochener Sprache und plädiere für die Orientierung an subsistenten Gebrauchsnormen. Im vierten Kapitel folgen einige Beispielanalysen, die wir in unserem DFG-Projekt „Gesprochener Standard“ durchgeführt haben, bevor in Kapitel 5 am Beispiel der Adverbialklammern verdeutlicht wird, welche Inkonsistenzen in der Duden-Grammatik daraus resultieren, dass die Frage der Standardsprachlichkeit gesprochener Sprache bislang ungeklärt geblieben ist. Im sechsten Kapitel werden abschließend Konsequenzen für die DaF- und die DaM-Didaktik angesprochen, bevor ich in Kapitel 7 zu einem Fazit gelange.

## 1 Sprachkodex: Begriff und Nutzen

Wie lassen sich die Begriffe ‚Kodex‘ und ‚Kodifizierung‘ heute sinnvollerweise verstehen? Hierzu hat Wolf Peter Klein folgende Definition vorgeschlagen, in der er den Ammon’schen Begriff der ‚Normautorität‘ aufgreift (vgl. Ammon 2005):

„Zum Sprachkodex einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden.“ (Klein 2014: 222)

Der Sprachkodex kann sich dabei nach Klein auf unterschiedliche Ebenen und Instanzen der Sprache beziehen: Aussprache, Schreibung, Grammatik, Lexik, Semantik, Pragmatik (vgl. ebd.). Darüber hinaus unterscheidet Klein zwischen Kern- und Parakodex (vgl. ebd., 224). Zum Kernkodex zählt er dabei alle diejenigen „Kodextexte, die primär für formelle Gebrauchssituationen“ – er nennt hier Schule und Verwaltung als Beispiele – bestimmt sind („verfügt werden“) und die „direkt oder indirekt offiziell (ggf. ‚staatlich‘) legitimiert sein können“. Alle anderen Kodextexte, die nach dieser Definition nicht zum Kernkodex zählen, rechnet Klein dem Parakodex zu. Zum Kernkodex gehören sicherlich u.a. die verschiedenen Duden-Bände, die auch bei Lehrkräften in Zweifelsfragen nach wie vor ein hohes Ansehen als Normautorität genießen – allen voran der Rechtschreibduden. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen aber auch schulische Deutschlehrbücher und andere Unterrichtsmaterialien.

An dem Kodexbegriff von Klein kann man sich als Linguist gut orientieren, da er das geeignete Kriterium, was als Normautorität *wahrgenommen* wird, was also de facto als solche

wirkt, in den Mittelpunkt rückt (wobei m.E. auf die etwas zu enge Charakterisierung des „verfügt werden“ als Definitionsmerkmal verzichtet werden kann). Zudem macht die Differenzierung zwischen Kern- und Parakodex klar, dass nicht nur die Texte des Kernkodex als Kodexte wirksam sind und es auch immer möglich ist, dass neue Texte in den Kernkodex aufgenommen werden.

Aber warum überhaupt Kodifizierung? Hierauf möchte ich hier nur kurz und insbesondere aus Sicht der Didaktik antworten:

- Wir brauchen sie zur Orientierung in sprachlichen Zweifelsfragen (z.B. auch für Lehrerinnen und Lehrer).
- Wir brauchen sie auch, um gerade in der Sprachvermittlung generell für den ratsuchenden Sprachnutzer eine gewisse Einheitlichkeit und überregionale Verständlichkeit von Sprache zu sichern.
- Und wir brauchen sie auch insbesondere im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“, um DaF-LehrerInnen und -LernerInnen<sup>1</sup> einen – wenn auch veränderlichen und unscharfen – Bereich dessen anzubieten, was im DaF-Unterricht als ‚Standarddeutsch‘ vermittelt werden kann. (Auch wenn der Ausdruck *Standarddeutsch* in manchen DaF-Werken gar nicht genannt wird, orientiert sich die Auswahl des zu Lernenden doch zumeist implizit am überregionalen Standarddeutsch, oder daran, was man dafür hält, und nicht etwa an Dialekten oder anderen Varietäten.)

## 2 Wie lässt sich ein Sprachkodex sinnvollerweise konzipieren und formulieren?

Früher bildeten das Wissen und die Intuition einzelner Normsetzer in der Regel die Grundlage bei der Erstellung von Sprachkodizes. Es wurde häufig mit selbsterfundene Beispielsätzen, zum Teil auch mit älteren Beispielen aus der Belletristik (etwa in der Duden-Grammatik) sowie mit tradierten Festlegungen operiert. Heute ist die Wörterbuch- und Grammatikschreibung – insbesondere auch beim Duden – empirischer geworden: Man denke hierbei insbesondere an das Zweifelsfälle-Wörterbuch (Duden 9: „Richtiges und gutes Deutsch“) und an die Duden-Grammatik (Duden 4). Es gibt mittlerweile das deutliche Bemühen, Korpora heranzuziehen, um den heutigen, realen Sprachgebrauch und das implizite Sprachwissen kompetenter Sprecher mit den Kodizes in Einklang zu bringen und ‚realistische‘ Gebrauchsnormen zu rekonstruieren.

In einem 2007 erschienenen Beitrag für die Zeitschrift APTUM beschreibt Peter Eisenberg, an welchen Leitlinien er sich bei der Überarbeitung von Duden 9 (6. Auflage) orientiert hat. Die Frage, was „richtiges und gutes Deutsch“ ist (so ja nach wie vor der Haupttitel von Duden 9) sei irreführend. Was wir sagen können, sei nur, ob etwas zum geschriebenen Standarddeutsch der Gegenwart zählt oder nicht. Als Korpus hierfür empfiehlt er überregionale Zeitungen wie die FAZ und die Süddeutsche. Die Orientierung an einzelnen Modellsprechern lehnt Eisenberg ab, u.a. da jede Auswahl viel zu willkürlich sei. Ebenso lehnt er die Orientierung an Belletristik ab, da Schriftsteller und Dichter oft absichtlich von Konventionen und Standard abweichen und dies auch zu ihrer künstlerischen Freiheit gehöre.

---

<sup>1</sup> Im Folgenden verwende ich der Einfachheit halber das generische Maskulinum, womit weibliche und männliche Personen gleichermaßen gemeint sind.

Desweiteren betont Eisenberg in dem besagten Aufsatz mit Nachdruck, dass diese Ermittlung eines Gebrauchsstandards keineswegs bedeute, dass Nonstandardformen damit abgewertet oder aus der deutschen Sprache ausgeschlossen würden. Vielmehr empfiehlt er dem Orientierung suchenden Sprachnutzer folgende Maxime:

„Der Standard wird nicht als etwas hingestellt, das man durch Vorschriften und Verbote durchsetzen müsse, sondern als die Varietät, die der Sprecher unter bestimmten Umständen verwendet. Normative Aussagen haben prinzipiell die Form von Implikationen: Wenn du den Standard verwenden willst, dann kannst du es auf folgende Weise tun.“ (Eisenberg 2007, 226)

Dem referierten Argumentationsgang Eisenbergs stimme ich vollständig zu, möchte seine Überlegungen aber in Bezug auf Medialität erweitern: Nicht nur die kommunikative Domäne, sondern auch die Sprachmedialität ist wichtig und sollte z.B. in der Duden-Grammatik<sup>2</sup>, aber auch in Duden 9 stärker bzw. etwas anders als bislang berücksichtigt werden.

Duden 9 enthält nach wie vor Formulierungen der Art ‚In der gesprochenen Sprache kommt das Phänomen x recht häufig vor, im geschriebenen Standarddeutsch wird in der Regel y verwendet‘ (vgl. etwa Duden 2011, 87: *an was/woran*). Solche Formulierungen beruhen auf einer Kategorienvermischung: Hier wird eine allgemeine *mediale Ausformung* von Sprache (gesprochene Sprache, also lautlich realisierte Sprache, im Gegensatz zur geschriebenen, also visuell realisierten Sprache) mit einer bestimmten *Varietät*, die in bestimmten kommunikativen Praktiken/Domänen relevant ist, nämlich: geschriebenes *Standarddeutsch*, verglichen.

Es fehlen hier offensichtlich passende Kategorien zur Beschreibung verschiedener Formalitätsgrade in der Mündlichkeit. Hierzu passt auch, dass gesprochensprachliche Phänomene in Duden 9 an vielen Stellen mit ‚Umgangssprache‘ gleichgesetzt werden. So wird z.B. der Ausdruck *Da kann ich nichts für* als umgangssprachlich charakterisiert und dem – wie es dort heißt – ‚besseren‘ Ausdruck *Dafür kann ich nichts* gegenübergestellt, der der geschriebenen Standardsprache zugerechnet wird (Duden 2011, 758; vgl. auch: 218 f.: *dran, drauf, draus* = ugs.).

Durch solche Formulierungen wird der Eindruck vermittelt, gesprochene Sprache sei generell mit Umgangssprache, geschriebene mit Standardsprache gleichzusetzen, womit man weder der Variabilität der gesprochenen noch der Variabilität der geschriebenen Sprache gerecht wird, denn: Die geschriebene Sprache hat ja auch verschiedene Formalitätsgrade und kann ebenfalls interaktional verwendet werden, z.B. in der Chatkommunikation.

Um Kategorienvermischungen zu vermeiden und gleichzeitig dem realen Sprachgebrauch und seiner schriftlichen wie mündlichen Ausdifferenzierung gerecht zu werden, benötigen wir m.E. ein Pendant zum geschriebenen Standarddeutsch für das Mündliche. *Wenn wir den Begriff ‚Standard‘ also überhaupt verwenden möchten, dann ist an bestimmten Stellen eine Differenzierung zwischen geschriebenem und gesprochenem Gebrauchsstandard sinnvoll.* Diese These soll im weiteren Verlauf dieses Beitrags genauer erläutert und begründet sowie mit dem Problem der Kodifizierung in Verbindung gebracht werden.

Der hier zugrunde liegende Standard- und Kodexbegriff teilt Sprache nicht in richtig und falsch, gut und schlecht, schön und hässlich usw. ein, sondern orientiert sich an Gebrauchsnormen. Diesbezüglich ist fachhistorisch daran zu erinnern, dass der Standardbegriff in der

<sup>2</sup> Vgl. unten Kapitel 5.

Linguistik ja auch gerade deshalb eingeführt wurde,<sup>3</sup> weil man sich von den extrem wertenden Bezeichnungen *Hochdeutsch* und *Hochsprache* lösen wollte, die sehr stark präskriptiv gebraucht wurden und werden.

### 3 Zur Kodifizierung der Syntax gesprochener Sprache: Beschreibung von Gebrauchsnormen

Die Suche nach einem Gebrauchsstandard im Sinne bestimmter subsistenter Gebrauchsnormen lässt sich in analoger Form auf die gesprochene Sprache übertragen. Dies ist eine Grundannahme unseres DFG-Projekts „Gesprochener Standard“, das seit Oktober 2013 läuft.

Um Missverständnissen vorzubeugen, sei zunächst expliziert, was wir mit dieser Grundannahme *nicht* sagen wollen:

- Wir behaupten nicht, dass es sich bei geschriebenem und gesprochenem Standard um zwei getrennte Systeme handelt.
- Wir bestreiten nicht, dass das *geschriebene* Standarddeutsch der Gegenwart – an dem Eisenberg sich orientiert – vor allem im Schulkontext, die herausragende Varietät ist, die man souverän beherrschen lernen soll.
- Wir bestreiten außerdem nicht, dass die Varianz der gesprochenen Sprache besonders ausgeprägt ist. Jedwede Kodifizierung des Mündlichen ist daher nicht unproblematisch – insbesondere, was die Aussprache angeht. In der Aussprache ist die Varianz besonders ausgeprägt und die Orthoepie, in der Tradition von Siebs u.a., ist traditionell sehr normativ und relativ empiriefrem.<sup>4</sup> Die Aussprache ist aber nicht Untersuchungsgegenstand unseres Projekts, sondern wir konzentrieren uns auf die Syntax.

Hier möchte ich nun folgende Hypothese vorstellen, die im nächsten Kapitel mit Hilfe von Beispielen aus unserem Korpus plausibel gemacht werden soll:

Auch in formelleren Kontexten unterscheidet sich die Syntax des gesprochenen Deutsch von der des geschriebenen: Es gibt Konstruktionen im gesprochenen Deutsch, die auch in formelleren Situationen überregional unmarkiert sind, im geschriebenen Standard jedoch als abweichend gelten (vgl. Schneider 2011, Schneider/Albert 2013, Staffeldt/Ott 2014, Klug/Rödel 2013). Wenn man auf die Beschreibung von Gebrauchsnormen des gesprochenen Standards verzichtet, besteht u.E. die Tendenz, gesprochene Sprache in formelleren Kontexten nach den Normen des geschriebenen Standards zu beurteilen („written language bias“, Linell 2005, Fiehler 2000). Es gibt aber spezifische syntaktische Konstruktionen des gesprochenen Standards: z.B. Referenz-Aussage-Strukturen, Apokoinu-Konstruktionen, bestimmte Arten von Expansionen, Adverbialklammern, die Verwendung bestimmter Konjunktionen mit Verb-Zweit-Stellung: etwa mit *weil*, *obwohl* und *wobei*.

Unser Untersuchungskorpus setzt sich einerseits aus Tonaufnahmen und Transkriptionen überregionaler Talkshows (insbesondere „Anne Will“, ca. 20 Folgen) zusammen, andererseits aus Tonaufnahmen und Transkriptionen schulischer Unterrichtsgespräche aller Stufen (ca. 80

---

<sup>3</sup> Eine differenzierte Darstellung des Standardbegriffs, die sich – wie bei Eisenberg (2007) – eher am Geschriebenen orientiert, aber auch die Möglichkeit eines gesprochenen (Gebrauchs-)Standards berücksichtigt, findet sich in Klein (2013).

<sup>4</sup> Eine instruktive neue Publikation hierzu ist Seifert (2015).

Zeitstunden), insbesondere Deutschkurse der Oberstufe.<sup>5</sup> Wichtig ist dabei auch, dass unsere (Re-)Konstruktion eines syntaktischen Gebrauchsstandards – ebenso wie bei Eisenberg – keine Abwertung von Nonstandardformen impliziert. Unser Fokus liegt auch nicht auf einem Vergleich zwischen Standardsprache und Dialekt, sondern auf einem Vergleich zwischen geschriebener und gesprochener Sprache in formelleren und überregionalen Kontexten. Hierbei muss es also insbesondere darum gehen, medialitätsbedingte Konstruktionen herauszufiltern.

Wir legen dabei einen relativ weiten Medialitäts- und Medienbegriff zugrunde: Medien sind nicht nur technische Hilfsmittel, sondern „Verfahren der Zeichenprozessierung“ (vgl. Schneider 2008 und i.Dr.). Der Begriff ‚Medium‘ betrifft die Art und Weise, wie Zeichen prozessiert werden: d.h., wie sie konstituiert, produziert, in Umlauf gebracht und rezipiert werden. Der Ausdruck *Medialität (eines Mediums)* bezieht sich auf die spezifischen medialen Eigenschaften, die das jeweilige Medium ausmachen. So ist z.B. die sprachliche Face-to-Face-Kommunikation lautlich und visuell (Mimik, Gestik); die Medialität ermöglicht hier direkte Unterbrechungen, Rückfragen usw.; Produktion und Rezeption der sprachlichen Zeichen sind synchron. Die Zeichenproduktion erfolgt in der Regel „online“ im Sinne von Auer (2000), d.h. ungeplant und eher spontan. Die E-Mail-Kommunikation z.B. ist dagegen visuell, asynchron und offline. Man kann den Mailentwurf abspeichern und vor der Verschickungshandlung, d.h. der Freigabe für die Rezeption, überarbeiten.

Medien sind also für uns keine bloßen Transportmittel, sondern sie haben einen maßgeblichen Einfluss auf die Kommunikation (vgl. hierzu Krämer 1998, Jäger 2004 und 2007, Münker 2013, Stetter 2005, Schneider 2008 und i.Dr.). Sie sind keine Dinge, sondern Verfahren bzw. Prozesse. Die Frage ist daher nicht, welche Gegenstände unter den Begriff ‚Medium‘ fallen; vielmehr geht es darum, die medialen, strukturellen Bedingungen zu erfassen, unter denen die Zeichen jeweils prozessiert werden. Wenn man die Medialität eines Mediums untersuchen will, ist es nötig, die medialen Aspekte des Verfahrens phänomenologisch genau zu beschreiben.

Wie oben schon gesagt, geht es in unserem Projekt darum, medialitätsbedingte Konstruktionen herauszufiltern. Wir legen drei Kriterien für eine spezifische syntaktische Konstruktion des gesprochenen Standards zugrunde:

- a) Es handelt sich um eine schematisierte Einheit (= Konstruktion) und nicht um ein reines Performanzphänomen.<sup>6</sup>
- b) Die Konstruktion ist aus den medialen Grundbedingungen der gesprochenen Sprache erklär- und funktional beschreibbar („Online-Syntax“).
- c) Die Konstruktion ist c.1) im Gesprochenen auch in überregionalen, formelleren Kontexten regelhaft und unmarkiert, obwohl sie c.2) keine strukturelle Entsprechung im geschriebenen Standard hat.

<sup>5</sup> Analog zu Eisenbergs Gedanken, dass die überregionale Presse eine geeignete Domäne bildet, in der eine Standardkompetenz und -orientierung in Bezug auf geschriebene Sprache zu erwarten ist, halten wir insbesondere die Abendtalkshows für eine geeignete Domäne gesprochenen Standardsprache, da es sich hier um öffentliches, überregional orientiertes Sprechen handelt. Im Schulkorpus ist die Überregionalität weniger ausgeprägt, dafür aber eine Normorientierung und eine ausgeprägtere Tendenz zu Selbst- und Fremdkorrekturen (seitens der Lehrkräfte) zu erwarten. Diese Hypothese wird durch unsere Korpusanalysen bestätigt.

<sup>6</sup> Dies impliziert im übrigen – im Gegensatz zur Generativen Grammatik – keine Abwertung von Performanzphänomenen; es wird auch nicht gesagt, dass Performanzphänomene, wie z.B. spontane Verzögerungssignale und Wiederholungen, nicht zum Standard gehören, sondern nur, dass sie keine Konstruktionen sind.

Diese Formulierung zu c.2) erscheint uns am treffendsten, denn sie lässt die Möglichkeit offen, dass es auch Konstruktionen geben kann, die im gesprochenen und im geschriebenen Standard zwar strukturell (d.h. hier syntaktisch und morphologisch) analog, aber dennoch medialitätsspezifisch sind, da sie aufgrund der jeweiligen medialen Bedingungen im Gesprochenen und Geschriebenen ganz unterschiedlich funktionieren. Diese Frage betreffe dann aber Kriterium b).<sup>7</sup> Kriterium c.2) unterscheidet *spezifische* Konstruktionen des gesprochenen Standards von nicht spezifischen, die im gesprochenen *und* im geschriebenen Standard vorkommen. Und diese unspezifischen sind übrigens die weitaus meisten. (Bei den spezifischen geht es also nur um eine relativ kleine Gruppe.) Dies macht klar, dass wir nicht von zwei getrennten Systemen ausgehen, sondern nur sagen, dass es einzelne Konstruktionstypen gibt, die für den gesprochenen Standard spezifisch sind.

#### 4 Beispielanalysen

Im Folgenden sollen die vorgestellten Kriterien anhand einzelner Transkriptionen aus unserem Korpus überprüft und veranschaulicht werden. Das erste Beispiel stammt aus unserem Talkshow-Korpus. Ein Rechtsanwalt äußert sich hier zum Verhältnis von Rechtsanwendung und Sachverhalt:

Beispiel 1 („Rechtsanwendung“)

01 **die RECHTSanwendung (.) die** kann (-) EInwandfrei sein; (-)  
 02 **aber wenn der SACHverhalt auf den das recht Angewendet**  
**wird,**  
 03 **wenn DER** nicht richtig festgestellt ist,  
 04 DANN kommt es zur katastrOphe.

Das Beispiel enthält zwei sogenannte Referenz-Aussage-Strukturen. Diese sind dadurch gekennzeichnet, dass sie aus einem referierenden Ausdruck (in Zeile 01: *die Rechtsanwendung*) und einem präzisierenden (in Zeile 01: *die kann einwandfrei sein*) bestehen. Als Kohäsionsmittel dienen dabei in der Regel Pronomina, hier das anaphorisch-deiktische Pronomen *die*, das auf den Referenzausdruck Bezug nimmt. In Zeile 01 findet sich ein prototypischer Fall, in Zeile 02-03 eine Variante, bei der sowohl der Referenz- als auch der Aussage- oder Prädikationsteil mit der Konjunktion *wenn* eingeleitet werden. Es handelt sich also um eine strukturell beschreibbare Einheit, d.h. um eine *Konstruktion*, womit Kriterium a) erfüllt ist. Auch Kriterium b) lässt sich hier eindeutig anwenden, denn die beiden Referenz-Aussage-Strukturen sind aus den medialen Grundbedingungen der gesprochenen Sprache, genauer gesagt: aus denen der Face-to-Face-Kommunikation, erklär- und funktional beschreibbar. In der spontanen ‚Online‘-Interaktion dient die pragmatische Trennung von Referenz und Prädikation der Verständnissicherung: Durch die Separierung der beiden Teilhandlungen wird deutlich, worüber geredet wird und was darüber gesagt wird. Dies ist insofern adressatenfreundlich, als die Zeitlichkeit sowie die Audio-Visualität der Face-to-Face-Kommunikation pragmatisch genutzt werden. Die deiktische Funktion des Referenzausdrucks kann durch die Verwendung solcher Konstruktionen, häufig in Verbindung mit Zeigegesten, gestärkt werden: „Das Fenster da – können Sie das mal schließen?“ Und auch die Umkehrung der Bestandteile ist möglich,

<sup>7</sup> Vgl. hierzu auch die Ausführungen zu den Beispielanalysen im nächsten Abschnitt.

sodass wir in diesem Fall von Aussage-Referenz-Strukturen sprechen können: „Können Sie das mal schließen – das Fenster da?“

Strukturen beider Art kommen in unseren Korpora häufig vor. Sie sind dort völlig unauffällig und werden auch in formelleren, überregionalen Gebrauchssituationen (z.B. Abend-Talkshows) regelmäßig verwendet. In der geschriebenen Standardsprache, sprich: vor allem in der überregionalen Presse (vgl. hierzu Eisenberg 2007: 217), sind solche Konstruktionen jedoch nicht üblich, auch wenn sie mitunter, z.B. im Feuilleton, als besonderes Stilmittel eingesetzt werden können, dort also eine andere, eher „literarische“ Funktion (vgl. ebd.) – jedenfalls nicht die der spontanen Verständnissicherung – erfüllen.<sup>8</sup> Insgesamt gelten solche Konstruktionen im geschriebenen Standarddeutsch eher als markiert. Alle Kriterien für eine spezifische Konstruktion des gesprochenen Standards sind hier also erfüllt.

Als zweites Beispiel sei hier eine Apokoinu-Konstruktion, ebenfalls aus unserem Talkshow-Korpus, angeführt. Hier äußert sich ein Studiogast über einen Ausspruch Goethes anlässlich eines Erdbebens in Lissabon.

Beispiel 2 („Erdbeben in Lissabon“)

```
01  goethe hat damals gesagt als °h das ERDbeben war,
02  in in in äh LISSabon,=
03  =HAT er gesagt, (0.62)
04  EInen gOtt kann es gar nicht geben,
05  der SO etwas zulässt.
```

Apokoinu-Konstruktionen wurden in verschiedenen Forschungsarbeiten der germanistischen Linguistik bereits präzise beschrieben und in Unterarten kategorisiert (vgl. insbesondere Poncin 2000). Sie bestehen aus drei Teilen (A, B und C), wobei das Gemeinsame, das Koinon B, sowohl zusammen mit A als auch zusammen mit C jeweils ein Syntagma bildet, das strukturell auch im geschriebenen Standard korrekt ist. Die *gesamte* Kette (A-B-C) gilt dort jedoch als korrekturbedürftige Struktur. Im Gesprochenen kommen solche Konstruktionen dagegen auch in formelleren, überregionalen Situationen recht häufig vor. Auch Apokoinukonstruktionen lassen sich aus den medialen Grundbedingungen der spontanen Mündlichkeit gut erklären und funktional beschreiben. Vor allem bei sehr langem Koinon kann die Wiederaufnahme des Verbs der Verständnissicherung und der Selbstvergewisserung in der Interaktion dienen. In unserem Beispiel wird nach der Wiederholung der Präposition *in* und dem Verzögerungssignal *äh* der rote Faden mit *hat er gesagt* wieder aufgenommen. Daher ist diese Konstruktion ebenfalls adressatenorientiert und in der Gesprächssituation hochfunktional. Auch Apokoinu-Konstruktionen erfüllen also alle drei Kriterien.

Als letztes Beispiel seien hier Adverbialklammern angeführt, die in unseren Korpora sehr frequent vorkommen, insbesondere im Talkshow-Korpus:

<sup>8</sup> Manche Referenz-Aussage-Strukturen dieser Art sind Beispiele für die im letzten Kapitel erwogene Möglichkeit, dass auch Konstruktionen, die im geschriebenen Standard syntaktisch strukturgleich vorkommen, im Gesprochenen insofern medialitätsspezifisch sind, als sie dort aufgrund der medialen Prozessierungsbedingungen spezifische Funktionen erfüllen.



## Beispiel 3 („Lohnuntergrenzen“)

01 Gast: wir brauchen lohnUNtergrenzen,  
 02 da sind wir uns EINig.  
 03 an[sonsten gibts (.)  
 anSONSten gibts übrigens auch ] tarif-  
 04 Mod: [neuer↑DINGS. (-)  
 05 **DA waren sie auch nicht immer für.]**  
 06 Gast: **also ICH war dA immer dafür.**

In diesem Gesprächsausschnitt finden sich gleich zwei einschlägige Beispiele (Z. 05 und 06). In beiden Fällen wird das Präpositional- oder Pronominaladverb *dafür* sozusagen aufgespalten und es entsteht eine Adverbialklammer. Der Adverb-Teil *da* rückt jeweils allein ins Vorfeld, in Z. 05 wird die Präposition *für* am Ende der Äußerung alleine realisiert; in Z. 06 wird der Adverb-Teil *da* verdoppelt. In beiden Fällen wird die deiktische bzw. anaphorische Funktion des Bestandteils *da* durch die Aufspaltung gestärkt. Man könnte auch sagen: Das *da* erhält eine Doppelrolle. Einerseits ist es Bestandteil der Adverbialklammer, andererseits hat es auch eine deiktisch-anaphorische Funktion. Diese kann in der gesprochensprachlichen Interaktion besonders gut genutzt werden. Wie bereits erwähnt, sind Konstruktionen dieser Art klare Kandidaten für gesprochenen Standard und können nicht einfach – wie z.B. in der Duden-Grammatik (Duden 2009: 872) – als regionale oder dialektale Phänomene eingeordnet werden.<sup>9</sup> Im geschriebenen Standard sind solche Konstruktionen aber nicht üblich.

Zum Abschluss noch ein weiteres sehr typisches Beispiel für eine Adverbialklammer mit Verdopplung, welche in unseren Korpora sehr frequent vorkommt:

## Beispiel 4 („Interessanter Punkt“)

01 Gast: und AUCH ein interessanter punkt,  
 02 vielleicht reden wir **DA** auch nochmal **drüber**.

Der für unser Thema äußerst interessante Konstruktionstyp ‚Adverbialklammer‘ soll im folgenden Kapitel, in dem es um die Kodifizierung in der Duden-Grammatik geht, wieder aufgegriffen werden.

## 5 Kodifizierung in der Duden-Grammatik

Die letzten beiden Auflagen der Duden-Grammatik enthalten ein umfangreiches angehängtes Kapitel „Gesprochene Sprache“, das von Reinhard Fiehler verfasst wurde. Dieses Kapitel behandelt verschiedenste Eigenschaften gesprochener Sprache, nicht nur, aber auch grammatische. Es enthält z.B. Beschreibungen einiger syntaktischer Konstruktionen des Gesproche-

<sup>9</sup> Es soll hier nicht verschwiegen werden, dass Adverbialklammern nach wie vor z.B. in Bayern weniger verbreitet zu sein scheinen als etwa in Nord-West-Deutschland. Jedoch zeigen neuere Umfragen, dass dieser Konstruktionstyp sich im Mündlichen geographisch weit ausbreitet. Zusätzlich muss hier allerdings zwischen den einzelnen Ausdrücken differenziert werden: *da ... drauf* ist nach den Umfragen noch verbreiteter als *da ... mit* (<http://www.atlas-alltagssprache.de>). Auch die Verbreitung betreffend gibt es also Anzeichen dafür, dass Adverbialklammern – neben der nach wie vor üblichen Verwendung von ‚nicht aufgespaltenen‘ Präpositionaladverbien – mindestens auf dem Wege sind, im Gesprochenen bundesdeutscher Standard zu werden. Hierbei ist allerdings auch zu berücksichtigen, dass die Erhebungen beim „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ im Gegensatz z.B. zu unseren Korpusanalysen auf Umfragen basieren und keine empirischen Differenzierungen zum tatsächlichen Gebrauch in standardaffinen Gesprächssituationen (überregionaler Adressatenkreis, formelle Kontexte) beinhalten.

nen, u.a. Referenz-Aussage-Strukturen und Apokouinukonstruktionen, die im letzten Kapitel ja auch besprochen wurden. Unser DFG-Projekt orientiert sich zum Teil an diesen Beschreibungen (der Terminus *Referenz-Aussage-Struktur* z.B. stammt von Fiehler). Allerdings wird im gesamten Duden-Kapitel das Normativitätsproblem mehr oder weniger außen vor gelassen und überhaupt nicht zwischen Standard und Nonstandard differenziert.

Auch im vorderen Teil der Duden-Grammatik, der sich ohne Zweifel an der Standardsprache orientiert, finden sich vereinzelt Bezugnahmen auf gesprochene Sprache. Als Beispiel greife ich hier wieder die Adverbialklammer auf, die u.a. im Kapitel über Wortstellung diskutiert wird (Duden 2009: 872; vgl. auch 580f.). Dort heißt es:

„In vielen regionalen Varietäten des Deutschen können Präpositionaladverbien aufgespalten werden [...]. Dabei steht die Präposition allein im rechten Teil des Mittelfelds.“

In den dort angeführten Beispielen wird nun – für unser Thema interessant – zwischen „standardsprachlich“ und „aufgespalten“ dichotom unterschieden; z.B.:

„(Standardsprachlich:) Er wollte [sie] [auf keinen Fall] [*damit*] konfrontieren.

(Aufgespalten:) Er wollte [sie] [*da*] [auf keinen Fall] [*mit*] konfrontieren.

(Standardsprachlich:) Er wollte [sie] [auf keinen Fall] [*daran*] erinnern.

(Aufgespalten, verdoppelt:) Er wollte [sie] [*da*] [auf keinen Fall] [*dran*] erinnern.“

Die mit „aufgespalten“ charakterisierten Beispiele werden also hier offensichtlich als nicht „standardsprachlich“ betrachtet. Unsere empirische Projektarbeit zeigt aber, dass Konstruktionen dieser Art (sowohl mit als auch ohne Verdopplung) in unserem Talkshow-Korpus sehr häufig vorkommen, und wir sehen klare Anzeichen dafür, dass sie die Kriterien des gesprochenen Standards erfüllen.

Die Differenzierung zwischen Gebrauchsnormen des gesprochenen und des geschriebenen Standards würde uns hier die Möglichkeit geben, gesprochene Sprache nicht undifferenziert als Nonstandard anzusehen, solange sie nicht strukturell mit dem geschriebenen Standard übereinstimmt. In diesem Sinne halten wir es für diskussionswürdig, mehr Erkenntnisse der Gesprochene-Sprache-Forschung in den vorderen, medialitätsübergreifenden Teil der Duden-Grammatik aufzunehmen, diese teilweise gegebenenfalls auch aus dem angehängten Kapitel von Fiehler in den vorderen Teil zu verlagern.

## 6 Konsequenzen für die DaF- und DaM-Didaktik

Die Tendenz, gesprochene Sprache dem Standard generell gegenüberzustellen, findet sich auch in gängigen DaF-Lehrwerken. So zum Beispiel in dem Buch „Grammatik mit Sinn und Verstand“ von Wolfgang Rug und Andreas Tomaszewski. (Es ist allerdings positiv, dass Besonderheiten der Syntax gesprochener Sprache in diesem Grammatik-Buch überhaupt behandelt werden – dies ist keineswegs selbstverständlich, oft geschieht dies nämlich gar nicht.)

„ ‚Sprache‘ kommt von ‚sprechen‘. Grammatiken (auch diese hier) und Wörterbücher beschreiben vor allem die ‚Geschriebene Sprache‘ ( ‚Schriftsprache‘). Die ‚Gesprochene Sprache‘ (oder ‚Umgangssprache‘) wird nur am Rande behandelt.“ (Rug/Tomaszewski 2008: 212)

In den darauffolgenden Ausführungen von Rug/Tomaszewski (2008: 212) werden ‚Gesprochene‘ und ‚Geschriebene Sprache‘ dann als „Stilformen (man sagt auch ‚Register‘)“ der deutschen Sprache bezeichnet. Diese Charakterisierung erfolgt vermutlich in Anlehnung an

Koch/Oesterreicher und deren Unterscheidung zwischen konzeptionell mündlichen und konzeptionell schriftlichen Äußerungen, wobei Koch/Oesterreicher (1985: 18; kritisch hierzu Schneider i.Dr.) erstere auch missverständlich ‚gesprochen‘ nennen, zweite ‚geschrieben‘. Missverständlich ist eine solche Terminologie u.a. deshalb, weil gesprochene und geschriebene Sprache – wie in Kapitel 2 bereits ausgeführt wurde – zunächst einmal und ganz wesentlich mediale Ausformungen von Sprache (= sprachliche Medien) sind, keine Varietäten, Register oder Stile. ‚Schriftsprache‘ und ‚Umgangssprache‘ dagegen kann man (wenn man diese Termini verwenden möchte) als Stile oder Register ansehen. Bei Rug/Tomaszewski findet sich also eine starke Vermischung von Medialität einerseits und Register/Stil andererseits, was sich m.E. analog zu der Kategorienvermischung in Duden 9 (gesprochene Sprache = Umgangssprache) verhält, die oben im zweiten Kapitel angesprochen und kritisiert wurde.

Das Fehlen von angemessenen Kategorien zur Beschreibung von Mündlichkeitsphänomenen zeigt sich bei Rug/Tomaszewski z.B. darin, dass sie Konstruktionen mit *weil* + Verb-Zweit-Stellung als „umgangssprachliche Wortstellung“ bezeichnen (216). Dabei zeigt die Empirie eindeutig, dass dieser Konstruktionstyp in der gesprochenen Sprache auch in formelleren, überregionalen Kontexten sehr verbreitet und völlig unauffällig ist und nach unserer Definition eindeutig zum gesprochenen Standard zu rechnen ist.

Die starre Gegenüberstellung von geschriebener Schrift- oder Standardsprache einerseits und gesprochener Umgangssprache steht einer angemessenen Würdigung von Medialität im Wege. Diese Gegenüberstellung hat ihr Korrelat m.E. im Skriptizismus der populären Sprachkritik, der davon ausgeht, dass man im Idealfall in formelleren Situationen genauso sprechen sollte, wie man schreibt. Gesprochene Sprache wird dadurch prima facie unter den Verdacht gestellt, defizitär zu sein (vgl. auch Durrell 2006, Günthner/Wegner/Weidner 2013, Davies/Langer 2014).

Die Gebrauchsnormen des gesprochenen Standards unterscheiden sich aber, wie in Kapitel 4 erläutert wurde, auch in syntaktischer Hinsicht zum Teil signifikant von denen des geschriebenen, und dies sollte sich auch in der DaF-Didaktik niederschlagen: Referenz-Aussage-Strukturen und Adverbialklammern z.B. können durchaus Gegenstand des DaF-Unterrichts sein, mit entsprechenden Hinweisen zum Gebrauch (vgl. hierzu Moraldo/Missaglia 2013). Auf diese Weise ließe sich ein noch realistischeres Bild der deutschen Sprache im Unterricht vermitteln, wobei nicht verschwiegen werden soll, dass sich – trotz der zum Teil irreführenden konzeptionellen Darstellungen – gerade bei Rug/Tomaszewski durchaus Ansätze dazu finden.<sup>10</sup>

In Bezug auf den DaM-Unterricht dagegen geht es uns vor allem um das Fachwissen der Lehrkräfte. Die Lehrkräfte sollten über genügend Wissen in Bezug auf Sprachvariation, aber auch in Bezug auf Sprachmedialität verfügen, um die Äußerungen von Schülern in diesen Hinsichten richtig einschätzen zu können. Eine Unterrichtsreihe hierzu habe ich zusammen mit der Gymnasiallehrerin Astrid Hackländer in der fachdidaktischen Zeitschrift „Deutschunterricht“ publiziert (Schneider/Hackländer 2012).

Die *einseitige* Orientierung am Standard führt aber – das soll hier auch betont werden – nicht zu einer wirklich ausgeprägten Sprachkompetenz. Diese besteht darin, situationsangemessen kommunizieren und in der sprachlichen Performanz variieren zu können. Eine Fähig-

---

<sup>10</sup> Vgl. etwa Rug/Tomaszewski 2008: 216f., wo gesprochensprachliche Konstruktionen, die den Referenz-Aussage-Strukturen ähneln, unter dem Titel „Frontierung“ erwähnt und eingeübt werden.

keit, die man im Anschluss an den späten Wittgenstein als „Sprachspielkompetenz“ bezeichnen kann (vgl. Schneider 2008).

## 7 Fazit

Viele Sprachwissenschaftler reagieren mit Ablehnung, sobald man gesprochene Sprache mit Kodifizierung überhaupt nur in Verbindung bringt. Dies scheint auch insofern nachvollziehbar, als die gesprochene Sprache, noch stärker als die geschriebene, durch ein hohes Maß an Variation gekennzeichnet ist. Durchaus zu Recht wittert man die Gefahr, die Vielfalt des Sprechens könnte in das Korsett einer Kodifizierung oder Standardisierung gezwängt werden. – Vor diesem Hintergrund lautete die These des vorliegenden Beitrags: Der starre Standard- und Kodexbegriff, der diese Ablehnung berechtigt erscheinen lässt (und ihr wohl oft auch zugrunde liegt), ist heute weder in Bezug auf die gesprochene noch in Bezug auf die geschriebene Sprache angemessen. Wir benötigen daher auch bei der Erstellung und Weiterentwicklung des Sprachkodex einen Standardbegriff, der Sprache nicht in richtig und falsch, gut und schlecht, schön und hässlich usw. einteilt, sondern sich an Gebrauchsnormen orientiert (vgl. Eisenberg 2007) und Varianz sowie Medialität, d.h. hier mediale Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, berücksichtigt. Der eingangs vorgestellte, von Wolf Peter Klein entwickelte Kodexbegriff, bietet hierfür einen passenden Bezugspunkt.

Wenn wir also überhaupt von ‚Standard‘ sprechen wollen, dann ist eine Differenzierung zwischen ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘ angebracht. Die Kriterien ‚überregional gebräuchlich‘ und ‚auch in formelleren Kontexten unmarkiert‘ lassen sich – wie im Beitrag argumentiert wurde – nicht nur für den geschriebenen, sondern auch für den gesprochenen Standard geltend machen (vgl. auch Schneider/Albert 2013, Staffeldt/Ott 2014; Deppermann/Helmer 2013). Die Kodifizierung von Gebrauchsnormen des Gesprochenen ist zum einen für die Sprachdidaktik wichtig, zum anderen kann sie dabei helfen, der skriptizistischen Sprachkritik etwas Konstruktives entgegenzusetzen, anstatt ihr ‚kampflos‘ das Feld zu überlassen.

## 8 Zitierte Literatur

- Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. – In: Eichinger, Ludwig M., Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2004). Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Auer, Peter (2000): On line-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. – In: Sprache und Literatur 85/2000. S. 43-56.
- Davies, Winifred und Nils Langer (2014): Die Sprachnormfrage im Deutschunterricht: das Dilemma der Lehrenden. In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin/Boston: de Gruyter. 299-321.
- Deppermann, Arnulf und Henrike Helmer (2013): Standard des gesprochenen Deutsch: Begriff, Methoden und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht. – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg. S. 111-141.
- Duden (2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim u.a.: Dudenverlag (Duden 4).
- Duden (2011): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 7., überarbeitete Auflage. Mannheim/Zürich: Dudenverlag (Duden 9).
- Durrell, Martin (2006): Deutsche Standardsprache und Registervielfalt im DaF-Unterricht. – In: Eva Neuland (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. (= Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge 4). Bern u.a. S. 111-122.

- Eisenberg, Peter (2007): Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm. – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3/2007. S. 209-228.
- Fiehler, Reinhard (2000): Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache. – In: *Sprache und Literatur* 85 (2000). S. 23-42.
- Günthner, Susanne, Lars Wegner und Beate Weidner (2013): Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht – Möglichkeit der Vernetzung der Gesprochene-Sprache-Forschung mit der Fremdsprachenvermittlung. – In: Moraldo, Sandro M., und Federica Missaglia (Hrsg.): *Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht. Grundlagen – Ansätze – Praxis*. Heidelberg: Winter. S. 113-150.
- Jäger, Ludwig (2004): Der Schriftmythos. Zu den Grenzen der Literalitätshypothese. – In: Jäger, Ludwi, und Erika Linz (Hrsg.): *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München: Fink. S. 327-345.
- Jäger, Ludwig (2007): Medium Sprache. Anmerkungen zum theoretischen Status der Sprachmedialität. – In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54. S. 8-24.
- Klein, Wolf Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg S. 14-33.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und, wenn ja, wie viele? Oder: Ein Plädoyer für die Sprachkodexforschung. – In: Albrecht Plewnia & Andreas Witt (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Klug, Christian und Michael Rödel (2013): Zur Anwendungsrelevanz eines gesprochenen Standards: Die Perspektive des Schulunterrichts. – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg. S. 331-343.
- Koch, Peter und Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. – In: *Romanistisches Jahrbuch* 36. S. 15-43.
- Krämer, Sybille (1998): Das Medium als Spur und als Apparat. – In: Krämer, Sybille (Hrsg.): *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 73-94.
- Linell, Per (2005): *The Written Language Bias in Linguistics: Its nature, origins and transformations*. London/New York: Routledge.
- Moraldo, Sandro M., und Federica Missaglia (Hrsg.) (2013): *Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht. Grundlagen – Ansätze – Praxis*. Heidelberg: Winter.
- Münker, Stefan (2013), Media in use. How the practise shapes the mediality of media. – In: *Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory* 14/3. S. 246-253.
- Poncin, Kristina (2000): *Apokoinukonstruktionen: Empirische Untersuchung ihrer Verwendung in aufgabenorientierten Dialogen und Diskussion ihrer grammatischen Modellierbarkeit in einer Unifikationsgrammatik* (Dissertation an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft der Universität Bielefeld). <http://bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2003/321/index.html>
- Rug, Wolfgang und Andreas Tomaszewski (2008): *Grammatik mit Sinn und Verstand. Übungsgrammatik Mittel- und Oberstufe*. Stuttgart: Klett.
- Schneider, Jan Georg (2008): *Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schneider, Jan Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘. – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 39/2011. S. 165-187.
- Schneider, Jan Georg und Astrid Hackländer (2012): „Korrektes Deutsch“? Eine Spracherkundung im Unterricht. – In: *Deutschunterricht* 4/2012. S. 38-44.

- Schneider, Jan Georg (2013): „die war letztes mal (-) war die länger“ – Überlegungen zur linguistischen Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘ und zu ihrer Relevanz für die DaF-Didaktik. – In: Moraldo, Sandro M., und Federica Missaglia (Hrsg.): *Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht. Grundlagen – Ansätze – Praxis*. Heidelberg: Winter. S. 83-111.
- Schneider, Jan Georg und Georg Albert (2013): *Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist*. – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenburg S. 49-60.
- Schneider, Jan Georg (i.Dr.): *Nähe, Distanz und Medientheorie*. Erscheint in: Mathilde Hennig / Helmut Feilke (Hrsg.): *Zur Karriere von Nähe und Distanz*. Berlin / Boston: de Gruyter.
- Seifert, Jan (2015): *Sprachmeister und Sprachbeobachter*. Anmerkungen zur Kodifikation der deutschen Aussprache im 19. Jahrhundert. – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3/2015. S. 209-229.
- Staffeldt, Sven und Christine Ott (2014): *Sprechen als kommunikative Ressource*. Was die linguistische Pragmatik für den Kompetenzbereich ‚Sprechen‘ zu bieten hat. – In: Michael Rödel (Hrsg.): *Deutschunterricht am Gymnasium – Was kann die Sprachwissenschaft leisten?* Hohengehren: Schneider. S. 66-83.
- Stetter, Christian (2005): *System und Performanz*. Symboltheoretische Grundlagen von Medientheorie und Sprachwissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

# Emissionsverben und Argumentstrukturmuster Empirie und lexikographische Kodifizierung im DaF-Umfeld<sup>1</sup>

MEIKE MELISS

## 1 Einleitung

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit einigen *Emissionsverben* (EV) und ihrer lexikographischen Kodifizierung. Anhand von empirischen Daten aus dem deutschen Referenzkorpus DEREKO sollen die unterschiedlichen Argumentstrukturmuster (ASTRM) und Argumentrealisierungsmuster (ARM) dieser Verben genauer untersucht und ihre entsprechende lexikographische Kodifizierung sowohl in zwei allgemeinsprachlichen Wörterbüchern (AWB) des Deutschen als auch in drei einsprachigen Lernerwörterbüchern (LWB) für DaF überprüft werden. Von Interesse sind im besonderen Maße die Fragen, ob die ausgewählten Wörterbücher (WB) den empirisch belegten Sprachgebrauch kodifizieren und welche der lexikographischen Funktionen (Sprachdokumentation, Sprachkonsultation u.a. für das Umfeld Deutsch als Fremdsprache) sie erfüllen.

Beide AWB sollen in dieser Studie als Beispiele für metasprachliche Schriften verstanden werden<sup>2</sup>, die zum Sprachkodex der deutschen Gegenwartssprache im Sinne von Klein (2014: 220, 223) gehören, ebenso wie die drei LWB<sup>3</sup>, denn

„Zum Sprachkodex einer Sprache gehören alle metasprachlichen Schriften, die für eine Sprachgemeinschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt als Normautoritäten zur Verfügung stehen und von ihr auch als Normautoritäten wahrgenommen werden“ (Klein 2014: 222) und „Im Sprachkodex manifestiert sich der institutionell gefestigte Teil des kollektiven Sprachbewusstseins einer Zeit.“ (Klein 2014: 225)

Wenn wir den Begriff „Kodifizierung“ nach Klein als „Umstand, dass eine bestimmte Form einer Sprache ausdrücklich in schriftlichen Regelwerken beschrieben bzw. normiert wird“ (Klein 2014: 220) verstehen und davon ausgehen, dass der Sprachkodex sich auf „eine funktional besonders leistungsfähige und prestigebehaftete Varietät einer Sprache ('Standardvarietät') bezieht“ (Klein 2014: 221), dann stellen sich folgende Fragen: (i) Was gehört zur Standardsprache? Mit welchen Korpora kann sie ermittelt werden? (ii) Wie definieren die WB i.A. ihren Gegenstandsbereich und ihre Datengrundlage? (iii) Ist all das, was nicht in einem AWB lexikographisch kodifiziert wird, nicht als Bestandteil der deutschen Standardvarietät zu verstehen? (iv) Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Informationsauswahl der DaF-LWB?

Ziel des Beitrages ist es, diesen Fragen nachzugehen. Dafür werden zunächst die Ergebnisse einer exemplarisch angelegten Korpusstudie zu einigen ausgewählten Geruchsemissionsverben und deren Realisierungsformen durch unterschiedliche Argumentstrukturmuster denen einer lexikographischen Konsultation gegenübergestellt, um eventuelle Diskrepanzen zwi-

<sup>1</sup> Der Beitrag ist in Zusammenhang mit den Forschungsprojekten DICONALE-online (MINECO + FEDER: FFI-2012-32658), COMBIDIGILEX (MINECO: FFI2015-64476-P) und dem wissenschaftlichen Netzwerk RELEX (Xunta de Galicia: 2014-2015: Ref. R/2014/042) entstanden. Vgl. dazu auch:

[<https://www.usc.es/gl/proxectos/diconale/aleman/>] und [<http://relex.udc.es/es/misc/presentacion.html>];

<sup>2</sup> Siehe dazu eine genauere Begründung in Abschnitt 3.

<sup>3</sup> Obwohl die LWB, z.B. für den DaF-Bereich, nur eine benutzerorientierte Auswahl der Lexik anbieten, zähle ich sie ebenfalls zu den metasprachlichen Schriften, die zum Sprachkodex gehören, denn sie gelten der Sprachgemeinschaft der DaF-Lerner als Normautoritäten.

schen belegtem Sprachgebrauch und bestehender lexikographischer Kodifizierung aufzudecken. Abschließend soll ein Vorschlag für ein neuartiges grammatiko-lexikographisches Konsultationssystem nicht nur für den DaF-Bereich thematisiert werden, welches Häufiges und Seltenes anbietet und dem Benutzer die Auswahl über geeignete benutzergerechte Einstellungen überlässt.

## 2 Untersuchungsgegenstand

Der Untersuchungsgegenstand dieser Studie ist einem Teilparadigma der Emissionsverben ('Verbs of Emission') zuzuordnen, die nach der Verbklassifizierung von Levin wie folgt definiert werden:

„The verbs in this class involve the emission of a stimulus or substance that is particular to some entity, and consequently, these verbs take a very limited range of subjects. [...] There is a sense in which verbs in this class describe intrinsic properties of their subjects. [...] Verbs of emission typically take inanimate subjects.“ (Levin 1993: 233 ff.)

Es handelt sich um Verben, die die Aus- bzw. Verbreitung und/oder das Ausstrahlen von GERÜCHEN (1a, 1b), GERÄUSCHEN (1c, 1d), LICHTSTRAHLEN (1e, 1f) und SUBSTANZEN (1g) in flüssigem und gasförmigem Aggregatzustand lexikalisieren (vgl. Abbildung 1).

(1a) Da hat **es** im Lift plötzlich fürchterlich *gestunken*. (Salzburger Nachr., 29.11.2000)

(1b) In der Altenkirchener Innenstadt *duftete es* am Freitag nach gebratenen Mandeln [...] (Mannh. Morgen, 08.12.2009, S. 15)

(1c) Das Laub der Bäume *raschelt* im Wind, [...] (Mannh. Morgen, 30.06.2001)

(1d) Hier und da *klappert* Geschirr, in den Pfannen und Töpfen brutzelt es. (Braunsch. Z., 10.03.2007)

(1e) Der Asphalt *flimmert*. Auf vierzehn Spuren quält sich der Verkehr durch die Hitze [...]. (Z10/OKT.03697)

(1f) Rund 15.000 Fackeln wurden bereits verkauft, auch Kerzen, Taschenlampen, Lampions und alles, was sonst noch *leuchtet*, ist erwünscht. (taz, 26.02.2009, S. 22)

(1g) Die Berliner sind gewohnt, dass der Strom immer *fließt*. Die Stromversorgung ist eine Infrastruktur, die auf höchstem Niveau funktioniert. (taz, 25.04.2013, S. 23)

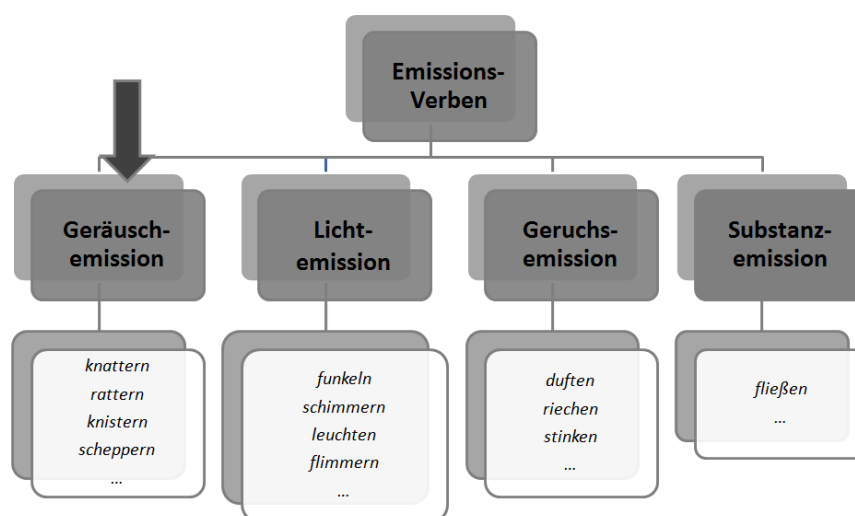


Abbildung 1: Gegenstandsbereich: Emissionsverben



Auffällig ist, dass diese Emissionsverben mittels ihrer Argumentstrukturmuster (ASTRM) und Argumentrealisierungsmuster (ARM) ein vielfältiges Ausdruckspotenzial aufweisen, aber auch die Beobachtung, dass viele der lexikographischen Werke diese Ausdrucksvielfalt wenig bis gar nicht reflektieren (vgl. Meliss 2005, 2012). Obwohl die Emission z.B. durch eine unpersönliche Struktur ausgedrückt werden kann (vgl. Belege 1a, 1b), bieten die gängigen WB der deutschen Sprache wenig und die spezifischen DaF-Lernerwörterbücher kaum Information zu dieser möglichen Ausdrucksform an. Auch die Möglichkeit einer Emissionsrichtungsvariante (explizite Schall-, Geruchs- und Lichtemissionsausbreitung durch ein adverbiales Direktivum mit Herkunfts- bzw. Richtungs- und Path-Bedeutung) (vgl. Belege unter (2)), wird in lexikographischen Werken nur selten kodifiziert.

(2a) Das Gas in den Röhren wird zur Bewegung gebracht und *strahlt in* den Ausstellungsraum. (NN, 20.05.2014, S. 26)

(2b) Hundert Lämpchen *funkeln über* die Spree. (Berliner Morgenpost, 27.08.1999, S. 39)

(2c) Die Sonne *leuchtet durch* bunte Glasmosaiken, die Jungfrau Maria mit gefalteten Händen, Jesus am Kreuz. (Braunsch. Z., 20.11.2010)

(2d) Die Salzburger Nockerln *duften aus* dem Rohr [...] (MOPO, 29.12.2007, S. 1-4-5)

(2e) Das Produkt *riecht auch durch* die Verpackung, egal wie oft sie es verpacken, das ist durchaus üblich [...] (taz, 23.08.1989, S. 17)

(2f) Marschmusik *scheppert in* die Kneipe [...]. (NN, 24.12.1990, S. 21)

Ähnliche Beobachtungen lassen sich bezüglich der (Fort)bewegungsvariante (vgl. Belege unter (3) und (4)) anführen.

(3a) Er *donnert* den Ball **gegen** die Decke, sieht, bevor der Ball wieder den Boden berührt, die ausgestreckten zwei Finger des Schiedsrichters. (RZ, 06.05.2002)

(3b) Sie *knallt* ihren Verhandlungspartnern ein Forderungspaket **auf** den Tisch [...] (Die Presse, 15.09.1999)

(4a) Eine vierspännige Kutsche *klappert über* den Schlosshof [...]. (Mannh. Morgen, 16.07.2007)

(4b) Ein junger Mann in Straßenkleidung kommt zu spät zur Vorstellung in den Kammerspielen und *poltert durch* die Sitzreihen. (RZ, 20.06.2000)

Es stellen sich demnach folgende konkrete Fragen, denen in dieser Studie in Zusammenhang mit ausgewählten Emissionsverben nachgegangen werden soll:

- (i) Welche WB legen Wert auf ein möglichst vielfältiges syntagmatisches Informationsangebot und kodifizieren die Vielfalt der möglichen ASTRM entsprechend?
- (ii) Welche Gründe gibt es für die seltenere lexikographische Kodifizierung bestimmter ASTRM?
- (iii) Welche Kriterien sind überhaupt ausschlaggebend für die lexikographische Kodifizierung?
- (iv) Bildet das Informationsangebot der LWB wirklich einen reduzierten Ausschnitt der Information der AWB? Auf welchen Kriterien beruht die Auswahl des Informationsangebots der LWB?

In der Fachliteratur finden wir zahlreiche Hinweise zu Studien, die die Emissionsverben und ihre Konstruktionsmöglichkeiten behandeln und z.B. den Argumentstatus des direktiven Satzgliedes von Belegen wie unter (2), (3) und (4) in Frage stellen bzw. ihn entweder unter valenztheoretischer oder konstruktionstheoretischer Perspektive betrachten.<sup>4</sup> An dieser Stelle soll nicht die Diskussion darüber aufgenommen werden, ob die hier angenommenen adverbialen Satzglieder valenzgebunden oder konstruktionsgebunden sind. Es soll vielmehr die Frage interessieren, ob ein Lerner des Deutschen als Fremdsprache in einer fortgeschrittenen fremdsprachigen Rezeptions- oder Produktionssituation Zugang zu der Vielfalt der möglichen Muster der besagten Emissionsverben hat, bzw. wie er zu der lexikologischen Information bezüglich derartiger Strukturen und Muster gelangt.

Der anwendungsorientierte Hintergrund des dargelegten Interesses steht in Zusammenhang mit der Arbeit im Rahmen des lexikographischen Forschungsprojektes DICONALE und COMBIDIGILEX<sup>5</sup>. Es geht um die Erstellung eines onomasiologisch-konzeptuell organisierten, bilateral-zweisprachigen Produktionslernerwörterbuches für deutsche und spanische Verben und andere deverbale Wortklassen mit Online-Zugriff, welches auf unterschiedlichen, modular organisierten Stufen das Informationsangebot für die fremdsprachige Produktion in den Bereichen DaF und Ele (Spanisch als Fremdsprache) anbietet. Der anvisierte Benutzerkreis greift auf das geplante Wörterbuch zu, indem er ausgehend von einem konzeptuell- und szenenorientierten Bezugsrahmen Versprachlichungsmöglichkeiten sucht und im Normalfall verschiedene Lexikalisierungen, die als Bestandteil eines lexikalisch-semanticen Paradigmas angeboten werden, auffindet. Es scheint – zumindest im fortgeschrittenen L2-Kontext – nützlich, ausreichende lexikologische Information über die Vielfalt an Ausdrucksmöglichkeiten für die fremdsprachige Produktion bereitzustellen.

### 3 Empirie und lexikographische Kodifizierung

Die empirisch angelegte Pilotstudie zu den Argumentstrukturmustern ausgewählter Emissionsverben basiert auf dem deutschen Referenzkorpus DEREKO.<sup>6</sup> Der Vergleich der empirischen Daten erfolgt einerseits mit der kodifizierten Information aus zwei AWB der deutschen Sprache, dem Verlagswörterbuch Duden-online (DU-o) und dem Akademiewörterbuch DWDS, und andererseits mit drei DaF-LWB (LGWB-DaF, KdG-DaF, Pons-DaF). Die ausgewählten AWB gelten allgemein als repräsentative Nachschlagewerke, in denen die deutsche Gegenwartssprache kodifiziert wird, und können in diesem Sinne zu dem Sprachkodex der deutschen Gegenwartssprache gezählt werden, da nach Klein Gegenstand der Sprachkodexforschung „eine Reihe von Texten (= Sprachkodex), die für das kommunikative Orientie-

<sup>4</sup> Siehe dazu u.a. die Studien von Ágel (2015), Engelberg (2009), Goldberg (1995), Goscher (2011), Jacobs (2008, 2009) und Welke (2009a, 2009b, 2015).

<sup>5</sup> Siehe dazu u.a. Meliss (2014) und weitere Publikationen unter:

[<https://www.usc.es/gl/proxectos/diconale/aleman/publicacions.html>].

<sup>6</sup> Für die Analyse wurden alle öffentlichen Korpora des gesamten Archivs (W) der geschriebenen Sprache konsultiert. An dieser Stelle sei jedoch bemerkt, dass das Gesamtextkorpus von DEREKO nicht unbedingt die Sprachgebrauchskontexte widerspiegelt, die nach Klein (2013: 24) „konstitutiv einen überregionalen, stilistisch neutralen und distanz-orientierten Charakter besitzen“ und somit nicht vorbehaltlos als Index der Standardsprachlichkeit gelten kann. Da in diesem Rahmen nicht weiter auf die Frage eingegangen werden konnte, wie eigentlich ein Korpus zur Untersuchung der deutschen Standardsprache zusammengesetzt werden sollte, verstehen sich die hier vorgelegten empirischen Analyseergebnisse nur als Ansatzpunkt. Erst die Arbeit mit einem eindeutig vordefinierten Korpus, das als repräsentativ für die Standardsprachlichkeit gelten kann, kann die hier vorgelegten Ergebnisse validieren.

rungsbewusstsein einer Sprachgemeinschaft eine maßgebliche Rolle spielen“ (Klein 2014: 225) ist. Eine ausgewogene Mischung aus normativ-präskriptivem und deskriptivem Charakter sollte eins der Grundprinzipien derjenigen WB sein, die als Bestandteil des Sprachkodexes gelten. So fasst Duden-online seinen Gegenstandsbereich wie folgt zusammen:

„Duden online‘ erfasst den für die deutsche Sprachgemeinschaft bedeutsamen Wortschatz des Deutschen: Es enthält Erbwörter, Lehnwörter und Fremdwörter, umgangssprachliche Ausdrücke und landschaftlich verbreitetes Wortgut sowie Wörter aus Fach-, Gruppen- und Sondersprachen [...] ‚Duden online‘ stellt den aktuellen deutschen Wortschatz so umfassend wie möglich dar [...]“ ([<http://www.duden.de/hilfe>])

Der Kern des Akademiewörterbuches DWDS besteht aus der digitalisierten Fassung dreier Akademiewörterbücher, wobei die Version von 1972 des Wörterbuches der Deutschen Gegenwartssprache (WDG) der Akademie der Wissenschaften der DDR die Substanz bildet. Seit 2010 wird die Information durch die DWDS-Projektgruppe erweitert, vervollständigt und aktualisiert.<sup>7</sup>

Als Datengrundlage wird für Duden-online das Dudenkorpus<sup>8</sup> und für das DWDS umfangreiche Information aus verschiedenen Korpora<sup>9</sup> genutzt, die hauptsächlich die geschriebene Sprache der Belletristik und der Presse wiederspiegeln. Bezüglich der Sprachkodexforschung ist insgesamt allerdings folgende Feststellung von Klein zu bestätigen:

„Relativ selten kommt es vor, dass Autoren, die als Verfasser oder Überarbeiter bei maßgeblichen Kodifizierungen mitgewirkt haben, ausführlich über ihre Arbeit berichten und die Grundsätze ihrer Entscheidungen erläutern.“ (Klein 2014: 226)

Im Unterschied zu den zwei allgemeinsprachlichen WB der deutschen Gegenwartssprache bieten die drei ausgewählten einsprachigen LWB für DaF einen benutzerorientierten Wortschatzausschnitt an. In den ausgewählten LWB wird jedoch kaum explizit auf die entsprechenden Auswahlkriterien hingewiesen. Das LGWB-DaF verweist zwar in seiner Neuauflage von 2015 auf die verschiedenen Grund- und Aufbauwortschätze, insbesondere auf die Zertifikatswortschätze des Goethe-Instituts und auf die Häufigkeitslisten DeReWo des IDS-Mannheim und die Rangliste des Projekts Deutscher Wortschatz der Universität Leipzig hin (2015: 8). Aber bezüglich der beiden anderen DaF-LWB bleibt unklar, ob das Informationsangebot häufigkeitsorientiert ist oder eventuell in Verbindung mit offiziellen L2-Wortschatzlisten steht. Alle drei LWB verstehen sich als WB der modernen/aktuellen deutschen Standardsprache<sup>10</sup>. Pons-DaF deckt die aktuelle deutsche Standardsprache ab und versteht darunter „[...] jenes Deutsch, das heute tatsächlich gesprochen und geschrieben wird“ (Pons-DaF 2015: 8). Das LGWB-DaF will "[...] neben dem Standard auch die alltägliche Umgangssprache [...] (insbesondere die Sprache der jüngeren Leute)" (LGWB-DaF 2015: Vorwort) verfügbar machen. Dem Benutzer werden allerdings keine Kriterien der Abgrenzung angeboten. Kempcke (KdG-DaF 2000: ix) fokussiert den ausgewählten Wortschatzausschnitt auf die Bedürfnisse der Lernenden und visiert die wichtigsten, in der Alltagskommunikation am häufigsten vertretenen Bedeutungen an, meint damit aber in diesem Sinne hauptsächlich das stilistisch Neutrale, was vor dem Umgangssprachlichen und Fachsprachlichen

<sup>7</sup> Zu weiteren Informationen bezüglich der Datengrundlage siehe:

[<http://www.dwds.de/ressourcen/woerterbuecher/>].

<sup>8</sup> Duden-online: [<http://www.duden.de/hilfe>]

<sup>9</sup> DWDS: [<http://www.dwds.de/ressourcen/korpora/>]

<sup>10</sup> Damit ist die „überregionale Variante“ gemeint. Allerdings berücksichtigen die ausgewählten LWB auch in gewissem Umfang den regional bedingten Gebrauch des Wortschatzes.

rangiert. In jedem Fall ist anzunehmen, dass der Kern der drei ausgewählten LWB einen Teilbereich, bzw. Ausschnitt des Wortschatzes der deutschen Standardsprache i.w.S. darstellt und in dem Sinne eine Teilmenge des Informationsangebotes der AWB – oder mit anderen Worten – einen Ausschnitt des Sprachkodexes der deutschen Sprache bilden.

Von Interesse ist nun zu untersuchen, welchen Selektionsprinzipien das dargebotene Informationsmaterial der LWB folgt. Daher sollen sowohl die Ergebnisse der empirischen Studie bezüglich der ASTRM der Emissionsverben mit dem Informationsangebot der AWB einerseits und mit dem der LWB andererseits verglichen, als auch die Kodifizierungsergebnisse der AWB mit denen der LWB gegenübergestellt werden.

## 4 Geruchsemissionsverben

### 4.1 Bestandsaufnahme

Den Untersuchungsgegenstand dieser Studie bildet eine Auswahl von Geruchssinnesempfindungsverben (auch Geruchsemissionsverben i.w.S.), die als Subparadigma der Geruchsverben zu verstehen sind. Unter Geruchsverben (GV) werden in dieser Studie die Verben verstanden, die in Verbindung mit der olfaktorischen Sinneswahrnehmung und Sinnesempfindung stehen, also sowohl die Geruchswahrnehmungsverben (= GWV: *riechen1*, *schnüffeln*, *schnuppern*, *wittern...*), als auch die Geruchssinnesempfindungsverben (= GSEV: *riechen2*, *duften*, *stinken*, *miefen*, *müffeln...*) (vgl. Meliss 2015b). Die besagten Verben bilden zunächst zwei lexikalisch-semantiche Subparadigmen, die sich jeweils durch einen gemeinsamen, konzeptuell- und szenenorientierten Bezugsrahmen definieren lassen. Das Subparadigma der Verben der Geruchssinnesempfindung (GSEV), welches in der vorliegenden Studie genauer untersucht werden soll, referiert auf folgende konzeptuelle Einheiten: SINNE & EMPFINDUNG & GERUCH und auf drei unterschiedliche Szenarien. Daher wird hier eine weitere Subklassifizierung in (i) 'Geruchsstimulussubjektverben' (GSTSV), (ii) 'Geruchsemissionsverben i.e.S.' (GEV) und (iii) 'Geruchsemission-als-(Fort)bewegungsverben' (GFBV) vorgeschlagen, die jeweils ein Teilparadigma (TP) bilden (Abb. 2).

- (i) TP1: Die **GSTSV** referieren auf das Szenarium: „jemand/etwas (R3) löst einen bestimmten Geruch (R2) aus, der einen bestimmten Emissionsbereich hat (R7/R8) und der von jemandem (R1) irgendwie/auf eine bestimmte Art und Weise (R5) empfunden wird“. Levin spricht in diesem Zusammenhang von „Stimulus Subjekt Perception Verbs“ (1993: 187 f.), da nicht der Wahrnehmende, sondern der Geruchsträger oder Stimulus in Aktivsätzen die Subjektfunktion einnimmt. Folgende mögliche Rollen sind an diesem Verbalgeschehen explizit beteiligt: R2 = Geruch, R3 = Geruchsträger (Auslöser/Stimulus), R5 = Art der Geruchsempfindung, R7 = Emissionsbereich-situativ-lokal, A8 = Emissionsbereich direktiv (vgl. Beispiele unter 5). Die Rolle<sup>3</sup> nimmt in diesen Fällen in Aktivsätzen die Subjektfunktion (A3), R2 die Funktion einer Präpositivergänzung (A2), R5 die einer Modalergänzung (A5) und R7/8 die einer situativ-lokalen/direktiven Adverbialergänzung (A7/A8) ein. Daraus ergeben sich die entsprechenden Argumentstrukturmuster (ASTRM) und Argumentrealisierungsmuster (ARM):

(5a) Die kleinen Energiebündel aus naturbelassenem Restholz verbrennen CO<sub>x</sub>-neutral und *duften* wunderbar nach frischem Holz. (RZ, 02.05.2012, S. 15)

→ ARM: | A<sub>3sub</sub> A<sub>5Emod</sub> A<sub>2Epräp\_nach</sub> |

(5b) Die Salzburger Nockerln *duften* **aus** dem Rohr [...]. (MOPO, 29.12.2007, S. 1-4-5)  
 → ARM: | A3<sub>sub</sub> A8<sub>Edir</sub> |

(5c) In den Vasen *duften* frische Blumen. (Frankf. Rundschau, 30.04.1999, S. 1)  
 → ARM: | A3<sub>sub</sub> A7<sub>Elok</sub> |

- (ii) TP2: Die Geruchsemissionsverben i.e.S. (**GEV**), die das zweite Teilparadigma bilden, referieren auf das folgende Szenarium: ein unbestimmter, unbekannter Geruchsträger/-emissor (R3) gibt einen bestimmten Geruch (R2) ab, der sich an/in einem Ort/Bereich ausbreitet (R7/R8) und von jemandem (R1) auf eine bestimmte Art empfunden (R5) wird. Levin spricht in diesem Zusammenhang von „Verbs of Smell Emission“ und definiert sie wie folgt:

„These verbs relate to the emission of smell. The set of verbs of smell emission is much smaller than the other subsets of the verbs of emission. These verbs also show a much more limited range of properties. Although they allow both the emitter of the smell and the location of the smell to turn up as their subject [...].“ (Levin 1993: 236f.)

Folgende Rollen können explizit am verbalen Geschehen beteiligt sein<sup>11</sup>: R2 = Geruch (als Präpositivergänzung realisiert: A2), R5 = Geruchsempfindung (als Modalerergänzung realisiert: A5), R7 = Geruchsemissionsbereich: situativ-lokal (als situativ-lokale Adverbialergänzung realisiert: A7), R8 = Geruchsemissionsbereich: direktiv (als direktive Adverbialergänzung realisiert: A8). Die Beispiele unter (6) illustrieren, dass bei diesen Lesarten entweder ein unpersönliches Subjekt (*es*) (6a, 6b, 6c) oder der lokale Emissionsbereich (6d) in Subjektposition auftreten können, nicht aber der Geruchsträger/-auslöser/-sender (R3).

(6a) In der Altenkirchener Innenstadt *duftete* **es** am Freitag nach gebratenen Mandeln [...]  
 (Mannh. Morgen, 08.12.2009, S. 15)  
 → | *es* A2<sub>Epräp\_nach</sub> A7<sub>Elok</sub> |

(6b) Da hat **es** im Lift plötzlich fürchterlich *gestunken*. (Salzburger Nachr., 29.11.2000)  
 → ARM: | *es* A5<sub>Emod</sub> A7<sub>Elok</sub> |

(6c) **Aus** dem neuen elektrischen Herd der Schulküche wird **es** bald nach Brot, Plätzchen und anderen Leckereien *duften*, die im Projektunterricht hergestellt werden. (RZ, 18.05.2007)  
 → ARM: | *es* A2 A8<sub>Edir</sub> |

(6d) Unser Abteileckchen *riecht* wie beim Friseur. (taz, 10.01.2012, S. 24)  
 → ARM: | A7<sub>sub</sub> A5<sub>Emod</sub> |

- (iii) TP3: Vereinzelt können die 'Emissionsverben' auch für ein (Fort)Bewegungsszenarium (**GFBV**) genutzt werden, wobei der Geruchsträger/-auslöser/-sender (R3) die Subjektfunktion (A3) einnimmt und der Emissionsbereich mit der Fortbewegungsrichtung (R8) zusammenfällt und durch eine direktive Adverbialergänzung (A8) realisiert wird (vgl. Beleg 7):

(7) Hunderttausende Mopeds japanischer Herkunft heulen und *stinken* **durch** die Gegend und ersetzen allmählich das traditionelle Fahrrad. (Salzburger Nachr., 11.03.1995)  
 → ARM: | A3<sub>sub</sub> A8<sub>Edir</sub> |

<sup>11</sup> Die Wahrnehmerrolle und der Geruch sind im konzeptuellen und szenischen Wissen verankert, werden aber in der Lesart der Verben dieses Subparadigmas nicht aktantifiziert.

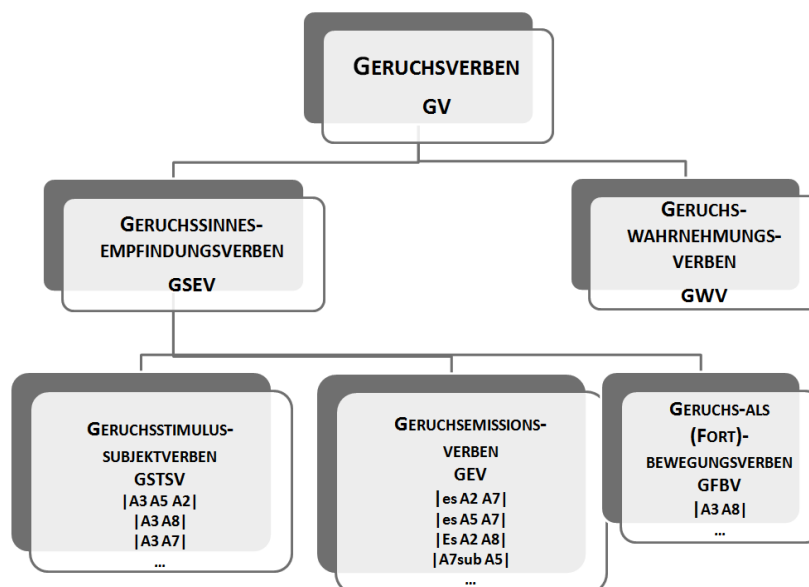


Abbildung 2: Das Paradigma der Geruchsverben und verschiedene Teilparadigmen;

Als repräsentative Beispiele der 'Geruchssinnesempfindungsverben' (= **GSEV**) werden im Folgenden die Lexeme *riechen2*, *stinken* und *duften* näher untersucht.

## 4.2 Korpusanalyse und lexikographische Information

### 4.2.1 *riechen2*

GSEV <i>riechen2</i>	Teilparadigmen	Anzahl d. kod. ASTRM	Vorkommenshäufigkeit
TP1	GSTSV	3	56%
TP2	GEV <sub>i.e.S.</sub> :	4	44%
TP3	GFBV	∅	∅

Tabelle 1: Teilparadigmen von *riechen2*, Anzahl und Verteilung der kodierten ASTRM und Häufigkeit

Eine exemplarisch angelegte Korpusanalyse zu den ASTRM von *riechen2* konnte sieben verschiedene Argumentstrukturmuster aufweisen (vgl. Abb. 3). Die Verteilung auf die drei Teilparadigmen ist aus Tabelle 1 zu entnehmen. Das TP1 vereint drei verschiedene ASTRM (56%), wobei etwas mehr als die Hälfte der Belege zwei Muster einnehmen. Die restlichen 44% verteilen sich auf das TP2, welches zwei verschiedene Muster für unpersönliche Strukturen und zwei Muster für eine Struktur mit lokalem Emissionsbereich in Subjektposition aufweist, wobei eins der ASTRM mit einer unpersönlichen Struktur relativ frequent ist (32%).

Es ist anzunehmen, dass zumindest die drei häufigsten Muster, die zusammen 84% der Belege ausmachen und sich zu 52% auf das TP1 und zu 32% auf das TP2 verteilen, auch in den entsprechenden lexikographischen Werken kodifiziert sind. Die entsprechende Analyse der drei DaF-LWB und der zwei ausgewählten AWB der deutschen Sprache zeigen folgende Ergebnisse (vgl. Tabelle 2):

- (i) Die zwei häufigsten ASTRM von TP1 (|A3 A2| und |A3 A5|) werden in allen 5 konsultierten WB aufgeführt.
- (ii) Das häufigste Muster von TP2 (|es A2 A7|) wird in allen WB außer in LGWB-DaF aufgeführt.

- (iii) Das selten auftretende ASTRM |A3 (A7)| (4%) von TP1 wird in keinem konsultierten WB explizit kodifiziert.
- (iv) Das LGWB-DaF verzeichnet keinen einzigen Eintrag zu unpersönlich gebrauchten Emissionsverben von TP2, obwohl sie insgesamt 40% der Belege ausmachen. Im Gegensatz dazu verzeichnen die 4 anderen WB diese Möglichkeit zumindest teilweise.
- (v) Das Muster |es A5 (A7)| (TP2) wurde ebenfalls nur selten kodiert (8%), wird aber in 3 der 5 WB mit/ohne A7 kodifiziert.
- (vi) Aus der exemplarischen Korpusanalyse ergaben sich keine Belege für Verben von TP3 mit dem Muster |A3 A8| (vgl. Beleg 7) und auch in den konsultierten WB ist diese mögliche Variante nicht kodifiziert.

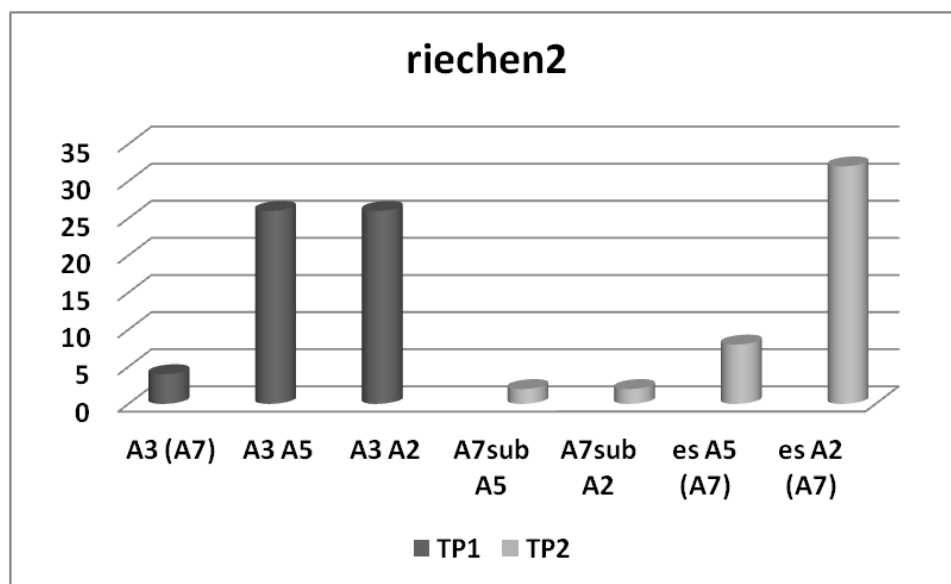


Abbildung 3: ASTRM für *riechen2*: relative Werte für Teilparadigma 1 und 2 (TP1 und TP2)

TP	ASTRM	Belege: DEREKO <i>riechen2</i>	%	LG WB- DaF	KdG- DaF	Pons- DaF	DU-o	DW DS
TP1	A3 (A7)	Ein Spieler kann seine Sucht verbergen. Er <i>riecht</i> nicht, torkelt nicht. Spieler sind Schauspieler. (taz, 09.12.2006, S. 26) Die Sachen und auch der Körper <i>riechen</i> in den Familien, wo wirklich viel geraucht wird. (Protokoll der Sitzung des Parlaments Landtag Mecklenburg-Vorpommern am 01.02.2007)	4	-	(+)	-	? gut	-
	A3 A2	Als die Polizei bei ihr klingelte, öffnete die Frau mit rußgeschwärzten Händen. Sie war leicht verletzt und <i>roch nach</i> Benzin. (MOPO, 28.02.2011, S. 12)	26	+	+	+	+	+
	A3 A5	„Ich bin immer wieder begeistert, wie gut frischer Fenchel <i>riecht</i> “, strahlt Kuddel. (RZ, 06.09.2006)	26	+	+	+	+	+

TP2	A7 <sub>sub</sub> A5	Unser Abteileckchen <i>riecht</i> wie beim Friseur. (taz, 10.01.2012, S. 24)	2	(+)	+	-	-	-
	A7 <sub>sub</sub> A2	Schon fährt Jacques los wie Villeneuve, und wenn die Luft in der Gegend um Montauban nicht immer <u>nach</u> Gummi <i>riecht</i> , dann sind es wohl die Reifen von Jacques' BMW. (Frankf. Rundschau, 22.06.1998, S. 29)	2	+	-	-	+	+
	es A5 (A7)	Vom Elektroskalpell steigt feiner Rauch auf. Es <i>riecht</i> fürchterlich. (Zeit, 26.05.2005) Dennoch hat man Mitgefühl für die Mitreisenden, und so lächle ich seit 1. September bei einem Toiletten-gang kurz vor Nürnberg regelmäßig, weil es dort sehr verdächtig <i>riecht</i> . (NZ, 07.11.2007, S. 3)	8	-	+	+	-	+
	es A2 (A7)	Es rumpelt und <i>riecht nach</i> Kerosin, Polar 2 und 4 donnern mit 200 Sachen in 130 Metern Höhe im Formationsflug die Bremerhavener Kajen entlang. (taz, 17.11.2001, S. 32) Überall <i>roch</i> es <u>nach</u> Bratwurst vom Grill, frischem Backfisch oder gebrannten Mandeln. (RZ, 13.10.2003)	32	-	+	+	+	+
	Gesamt		100					

Tabelle 2: Korpusanalyse: ASTRM für *riechen2* und lexikographische Kodifizierung;

#### 4.2.2 *stinken*

GSEV <i>stinken</i>	Teilparadigmen	Anzahl d. kod. ASTRM	Vorkommens- häufigkeit
TP1	GSTSV	4	40%
TP2	GEV <sub>i.e.S.</sub> :	7	60%
TP3	GFBV	∅	∅

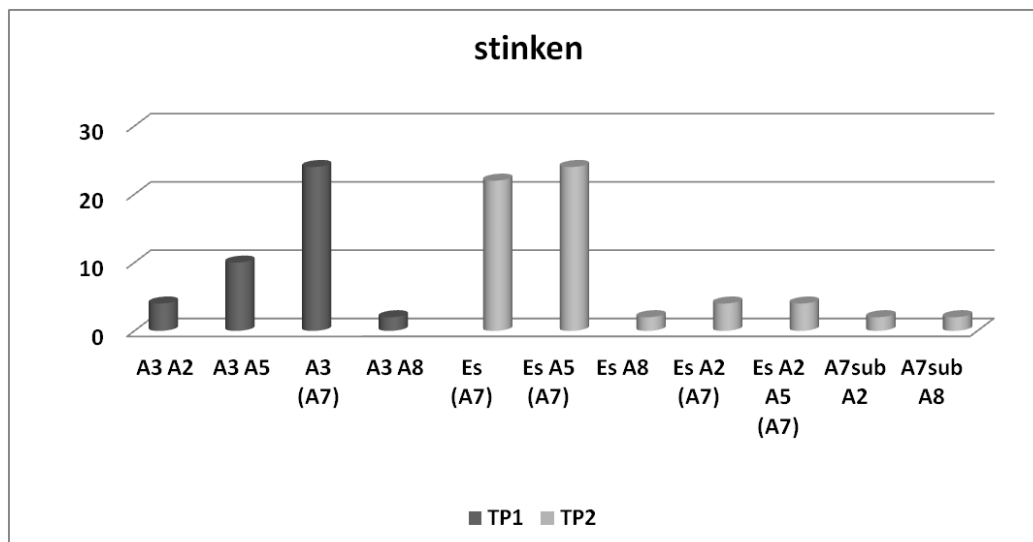
Tabelle 3: Teilparadigmen von *stinken*, Anzahl und Verteilung der kodierten ASTRM und Häufigkeit;

Die Korpusanalyse zu *stinken* zeigt eine leichte Präferenz für die Realisierung in Verbindung mit dem TP2 (vgl. Tabelle 3), die aber die lexikographische Kodifizierung in keiner Weise reflektiert und folgende Kommentare erlaubt (vgl. Abbildung 6 und Tabelle 4):

- (i) 40% der Belege konnten dem TP1 und 60% dem TP2 zugeordnet werden.
- (ii) Das am häufigsten belegte ASTRM von TP1: |A3 (A7)| (24%) wird in allen 5 WB kodifiziert.
- (iii) Die zwei am häufigsten belegten ASTRM von TP2: |es (A7)| (22%) und |es A5 (A7)| (24%) werden hingegen in keinem der WB kodifiziert<sup>12</sup>
- (iv) Von den 7 unterschiedlichen ASTRM von TP2 werden 6, die jeweils nur eine Häufigkeitsrate von 2% aufweisen konnten, in keinem WB aufgeführt und nur das ASTRM |es A2 (A7)| mit 4% wird in drei der fünf WB kodifiziert.
- (v) Die ASTRM mit einem direktiven Argument A8 (TP1: |A3 A8| (2%) und TP2: |A7<sub>sub</sub> A8| (2%) und |es A8| (2%) werden von keinem WB kodifiziert.

<sup>12</sup> Eine Ausnahme bildet DWDS, welches für dieses Muster eine idiomatische Wendung anführt: "sieben Meilen gegen den Wind stinken" / "wie die Pest stinken".



Abbildung 4: ASTRM für *stinken*: relative Werte für Teilparadigma 1 und 2 (TP1 und TP2)

TP	ASTRM	Belege: DEREKO <i>stinken</i>	%	LG WB-DaF	KdG-DaF	Pons-DaF	DU-o	DW DS
TP1	A3A2	Endlich <i>stinken</i> Klamotten und Haare nicht mehr nach Rauch. (RZ, 04.07.2008)	4	+	+	-	+	+
	A3 A5	Was nicht in die wenigen Klärgruben floss, landete ohne Umwege in den Bächen, die zu Kloaken verkamen und entsetzlich <i>stanken</i> . (St. Galler Tagbl., 16.07.2008, S. 39)	10	-	-	-	+	+
	A3 (A7)	Sie sind sauberer als manches andere Haustier, was auch die Mutter von Jacqueline bestätigt. „Sie putzen sich mehrmals täglich, <i>stinken</i> nicht, [...] (Vorarlberger Nachr., 12.11.1998, S. U8) Der Fisch beginnt am Kopf zu <i>stinken</i> . (NN, 25.06.1993, S. 17)	24	+	+	+	+	+
	A3 A8	Der Rhein <i>stinkt</i> zum Himmel. (St. Galler Tagbl., 04.06.2012, S. 9)	2	-	-	-	-	-
TP2	A7 <sub>sub</sub> A2	Als Altona noch nach Fisch <i>stank</i> . (MOPO, 21.06.2009, S. 8-9)	2	-	-	-	-	-
	A7 <sub>sub</sub> A8	Der einzige Treppenaufgang auf den Marktplatz <i>stinkt</i> im wahrsten Sinne des Wortes zum Himmel. (RZ, 19.11.2004)	2	-	-	-	-	-
	es (A7)	Es <i>stinkt</i> nicht, es riecht. (Frankf. Rundschau, 22.02.1999, S. 2) Wichtig ist, bei einem Anruf genau zu nennen, wann und wo es <i>stinkt</i> und den Geruch zu beschreiben [...] (NN, 19.09.2007, S. 1)	22	-	-	-	-	-

es A5 (A7)	Nach nur vier Wochen habe es trotz neuer Anlage wieder so stark <i>gestunken</i> wie vorher. (Südostschweiz, 15.08.2012, S. 3) Vor allem bei Windstille <i>stinke</i> es schon jetzt in seinem Schlaf- und Wohnzimmer erbärmlich. (Neue Kronen-Ztg., 18.03.1996, S. 14)	24	-	-	-	-	+
es A8	„Oft <i>stinkt</i> es nicht vom Humuswerk, sondern von den Feldern!“ (RZ, 14.01.2011, S. 5)	2	-	-	-	-	-
es A2 (A7)	In Browns Buch [...] heisse es, in den Krankenhäusern Sevillas <i>stinke</i> es nach Urin, die Polizisten seien leicht zu bestechen und die Telefonkabinen funktionierten meist nicht. (Südostschweiz, 25.08.2005)	4	-	+	-	(+) wie nach	+
es A2 A5 (A7)	Es <i>stank</i> erbarmungslos nach Gummi. (HAZ, 21.01.2008, S. 6)	4	-	-	-	-	-
Gesamt		100					

Tabelle 4: Korpusanalyse: ASTRM für *stinken* und lexikographische Kodifizierung

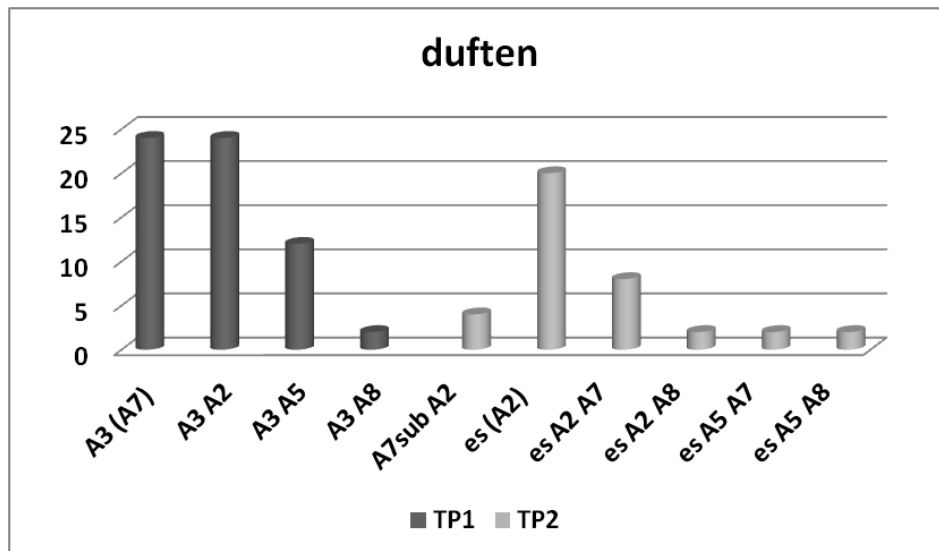
#### 4.2.3 duften

GSEV duften	Teilparadigmen	Anzahl d. kod. ASTRM	Vorkommenshäufigkeit
TP1	GSTSV	4	62%
TP2	GEV <sub>i.e.S.</sub> :	6	38%
TP3	GFBV	∅	∅

Tabelle 5: Teilparadigmen von *duften*, Anzahl und Verteilung der kodierten ASTRM und Häufigkeit

Die Kodierungsergebnisse der empirischen Analyse zu *duften* erlauben folgende Kommentare (vgl. Tabelle 5 und 6, Abbildung 5)

- (i) 62% der Belege konnten dem TP1 und 38% dem TP2 zugeordnet werden.
- (ii) Die am häufigsten belegten Muster in TP1: |A3 (A7)| (24%) und |A3 A2| (24%) werden nicht in allen WB kodifiziert. Besonders auffällig ist, dass das Muster |A3 A2| nur von DWDS und LGWB-DaF aufgeführt wird.
- (iii) Die registrierten Muster für TP2 werden von keinem WB kodifiziert, mit Ausnahme des Musters |es A2 (A7)| (26%), welches von allen, außer Duden-online, aufgeführt wird.
- (iv) Die wenig belegten ASTRM mit einer Direktivkomponente in TP1: |A3 A8| (2%) bzw. TP2: |es A5 A8| (2%) und |es A2 A8| (2%) werden in keinem WB aufgeführt.

Abbildung 5: ASTRM für *duften*: relative Werte für Teilparadigma 1 und 2 (TP1 und TP2)

TP	ASTRM	Belege: DEREKO <i>duften</i>	%	LG WB- DaF	KdG- DaF	Pons- DaF	DU -o	DW DS
TP 1	A3 (A7)	Die äußere Schale ist bei der Reife gelb und <i>duftet</i> , darunter befindet sich das dicke weiße Mesokarp. (DEREKO) Da <i>dufteten</i> Backesbrot und Hefekuchen, da konnte man Hausmacher Wurstsuppe probieren oder Kräuterlikör und Fruchtwein kosten. (RZ, 11.10.1997)	24	+	+	-	+	+
	A3 A5	Glühwein, Waffeln und Würstchen <i>dufteten</i> ganz verführerisch und kamen bei der knackigen Kälte sehr gelegen. Das alles war aber noch nicht genug des Guten: Der Gewerbeverein verlor obendrein drei Ballonfahrten. (RZ, 17.12.2007) Man braucht aber kein Dauerbrenner am Sternenhimmel zu sein, wenn man gut <i>duften</i> will. (Kleine Ztg., 23.09.1997)	12	-	-	+	+	+
	A3 A8	Die Salzburger Nockerln <i>duften</i> aus dem Rohr, in der Empfangshalle knistert der Kamin. (MOPO, 29.12.2007, S. 1-4-5)	2	-	-	-	-	-
	A3 A2	Nickend rührte er in der dicken, milchigen Suppe, die nach Kümmel, Koriander und Cumin <i>duftete</i> und in der neben dem gequollenen Schrot Bohnen und Möhrenstücke schwammen. (HAZ, 19.11.2008, S. 8)	24	+	-	-	-	+
TP2	A7sub A2	Das ganze Städtchen <i>duftet</i> nach Pfefferkuchen. (Braunsch. Z., 15.12.2007)	4	-	-	-	-	-
	es	Schon fängt es an zu <i>duften</i> , als läge man in einem Meer voller Rosen. (NN, 27.02.2010, S. 3)	2	-	-	-	-	-
	es A2 (A7)	Auf dem Andreasplatz stehen Bänke und Tische, es <i>duftet</i> nach Cur-	26	+	+	+	-	+

		rywurst. (RZ, 05.09.2005) Etwa den Gewürzgarten „Le Jardin du Roi“ im Südosten der Insel, in der Bucht Royale. Madame George herrscht über dieses schöne Reich, wo es nach Zimt, Nelken und Muskatnuss duftet.						
	es A2 A8	Aus dem neuen elektrischen Herd der Schulküche wird es bald nach Brot, Plätzchen und anderen Leckereien <i>duften</i> , die im Projektunterricht hergestellt werden. (RZ, 18.05.2007)	2	-	-	-	-	-
	es A5 A7	Bald <i>duftet</i> es wohl in der einfachen Unterkunft. (taz, 20.10.2001, S. 18)	2	-	-	-	-	-
	es A5 A8	Alle schwärmen von [...] und von den Stockwerksküchen, aus denen es exotisch <i>duftet</i> und beim gemeinsamen Kochen die Verständigung durch den Magen geht. (NZ, 09.06.2004)	2	-	-	-	-	-
	<b>Gesamt</b>		<b>100</b>					

Tabelle 6: Korpusanalyse: ASTRM für *duften* und lexikographische Kodifizierung

### 4.3 Zwischenfazit

Zusammenfassend kann allgemein festgestellt werden, dass das DWDS und das DaF-WB von Kempcke das höchste Angebot an ASTRM-Vielfalt aufweisen. Diese Beobachtung weist darauf hin, dass z.B. ein AWB wie Duden-online, welcher den Anspruch auf relative Vollständigkeit erhebt, auch nur als Teilmenge der deutschen Gegenwartssprache und seiner Variationsmöglichkeiten zu verstehen sein sollte.<sup>13</sup> Andererseits stellen LWB, wie z.B. KdG-DaF einen recht umfangreichen Ausschnitt des Gesamtwortschatzes in Verbindung mit einer Vielfalt an Realisierungsmöglichkeiten dar.

Eine detaillierte Analyse der Daten zu den einzelnen Teilparadigmen erlaubt folgende Gesamtbeobachtungen, die alle auf unklare Kriterien der einzelnen WB bezüglich der dargebotenen Informationsauswahl verweisen:

- (i) Für das **TP1** konnten folgende drei ASTRM für die drei analysierten Verben empirisch kodiert werden (vgl. Abbildung 6):
  - a. Das ASTRM |A3 A5| wird in allen WB für *riechen2* kodifiziert, für *stinken* hingegen verweisen nur die beiden AWB auf das besagte Muster und für *duften* neben den zwei AWB nur eins der LWB, obwohl das ASTRM für alle drei analysierten Verben mindestens 10% der kodierten Belege ausmacht (*riechen2*: 26%, *stinken*: 10%, *duften*: 12%).
  - b. Für das ASTRM |A3 A2| konnte für *riechen2* (26%) und *duften* (24%) jeweils ca. ein Viertel der Belege kodiert werden, auffällig ist hingegen, dass zwar alle fünf WB dieses Muster für *riechen2* kodifizieren, keins hingegen für *duften*. Obwohl für *stinken* nur 4% der Belege mit diesem Muster kodiert werden konnten, weisen die zwei AWB und zwei der LWB Information diesbezüglich auf.

<sup>13</sup> In dem Sinne soll der weit verbreiteten Meinung entgegengetreten werden, dass das, was nicht im Duden steht, nicht korrekt oder nicht sprecherüblich sei.

- c. Für das Muster |A3 (A7)| weisen die fünf konsultierten WB bezüglich *riechen*2 keine (oder nur unklare) Information auf. Hingegen wird für *stinken* das Muster in allen fünf WB und für *duften* in vier (2+2) der fünf konsultierten WB kodifiziert.
- d. Ein weiteres Muster (|A3 A8|) wurde nur für zwei der drei Verben kodiert (*stinken* 2%, *duften* 2%), aber in keinem der konsultierten WB kodifiziert.

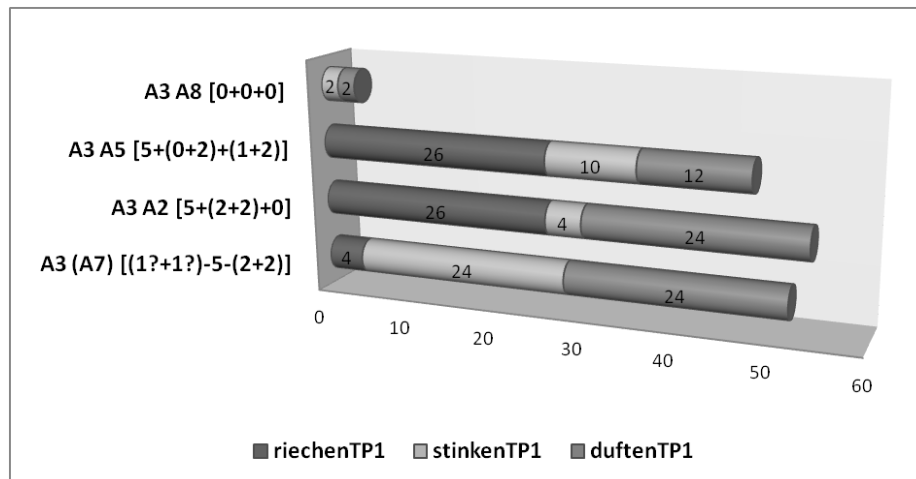


Abbildung 6: TP1 und ASTRM in Verbindung mit Anzahl der WB, in denen das ASTRM für jedes der Verben kodifiziert wird [Z (Z+Z)+Z]<sup>14</sup>

- (ii) Für das **TP2** konnten elf verschiedene ASTRM belegt werden (vgl. Abbildung 7), wobei folgende Kommentare anzuführen sind:
- Sieben von den elf ASTRM sind in keinem der konsultierten WB kodifiziert. Es handelt sich dabei einerseits um empirisch wenig belegte ASTRM mit der direktiven Komponente A8 (|es A5 A8| *riechen* (2%), |es A2 A8| *riechen* (2%), |es A8 | *stinken* (2%) und |A7sub A8| *riechen* (2%), *stinken* (2%)) und andererseits um das ebenfalls eher selten belegte ASTRM |es A2 A5 (A7)| für *stinken* (4%). Aber auch ASTRM wie |es (A7)| (*stinken* 22%) und |es (A2)| (*duften* 20%), die empirisch mit ca. einem Fünftel der Belege kodiert werden konnten, sind für die untersuchten Verben nicht lexikographisch kodifiziert.
  - Keins der übrigen vier ASTRM ist für alle drei Verben in allen fünf konsultierten WB kodifiziert. Das ASTRM |es A2 (A7)| konnte mit 32% für *riechen* belegt werden und wird dementsprechend in den beiden AWB und zumindest in zwei der drei LWB kodifiziert. Die Verben *stinken* (6%) und *duften* (8%) weisen eine geringe Belegfrequenz mit diesem ASTRM auf, werden aber dennoch in einem bzw. drei der LWB und zwei bzw. einem AWB aufgenommen.
  - Trotz der relativ hohen Belegfrequenz von *stinken* (24%) mit dem ASTRM |es A5 (A7)| wird das 'Emissionsverb' mit diesem Muster nur in einem der AWB kodifiziert, während das Muster aber für *riechen* mit einer geringeren Belegfrequenz (8%) in

<sup>14</sup> Die Information, die nach den ASTRM in eckigen Klammern erscheint, bezieht sich jeweils auf die Anzahl der WB, die diese ASTRM-Information für jedes der drei Verben kodifizieren. Die in runden Klammern angeführte Information ist wie folgt aufzuschlüsseln: von den 5 konsultierten WB werden die beiden AWB zuerst genannt und im Anschluss die LWB. So ist die folgende Information: A3 A2 [5+(2+2)+0] wie folgt zu verstehen: das ASTRM wird für *riechen* in allen 5 WB, für *stinken* in beiden AWB und in 2 LWB und für *duften* in keinem der 5 WB kodifiziert. Mit einem Fragezeichen '?' wird nur wenig explizite bzw. unklare Information zu den ASTRM markiert.

zwei der LWB und in einem der AWB, hingegen *duften* (2%) in keinem der WB kodifiziert wurde.

- d. Für die ASTRM mit einem lokalen Argument als Subjekt  $|A7_{\text{sub}} A2|$  und  $|A7_{\text{sub}} A5|$  konnte nur für *riechen* (2%+2%) in beschränktem Maße Information in den WB aufgedeckt werden.
- e. Aus den Beobachtungen zu der lexikographischen Kodifizierung der unterschiedlichen ASTRM zu TP2 lässt sich schließen, dass die Elemente dieses Teilparadigmas mit ihrer Argumentstrukturvielfalt im Allgemeinen weniger als die von TP1 in den untersuchten WB aufgenommen werden, obwohl z.B. für *stinken* mit dem Muster  $|es (A7)|$  und für *duften* mit dem Muster  $|es (A2)|$  22% bzw. 20% der empirischen Befunde vorliegen. Selbst bei Mustern wie  $|es A2 (A7)|$ , das für *riechen2* zu 32% belegt werden konnte, weisen zwar die AWB, aber nur zwei der drei LWB eine entsprechende Kodifizierung auf.

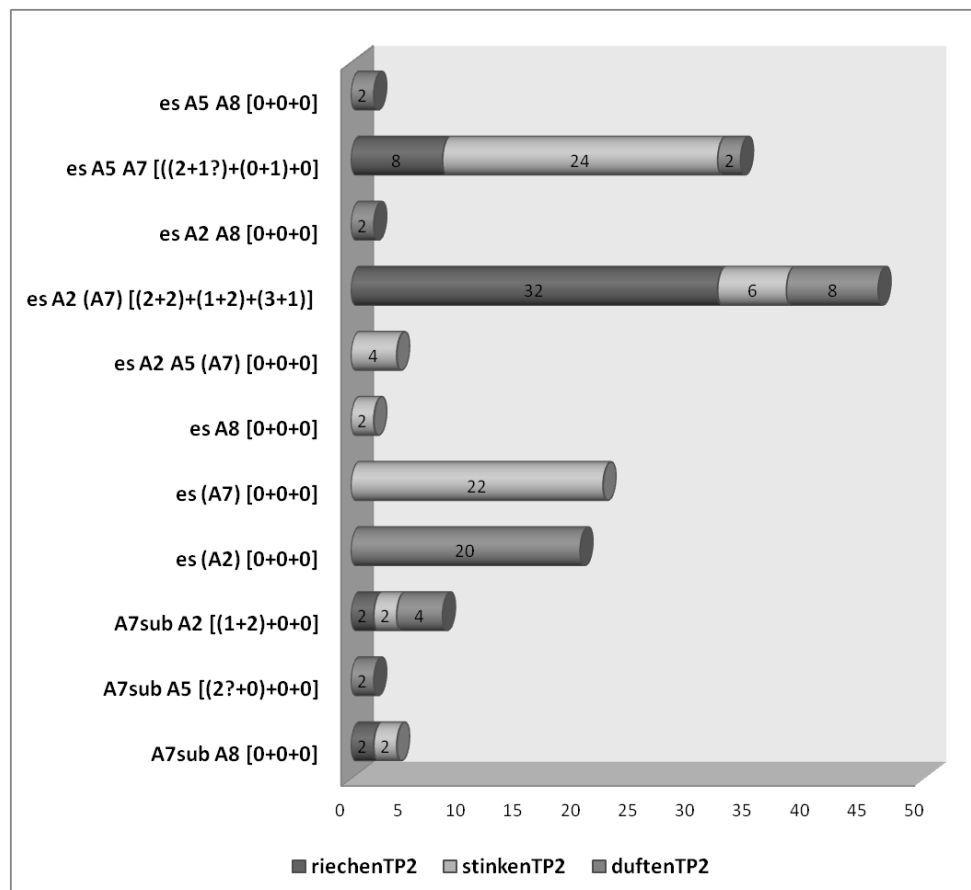


Abbildung 7: ASRM von TP2 und Anzahl der WB, in denen das ASTRM für jedes der Verben kodifiziert wird

Aus den hier präsentierten Daten lässt sich allgemein entnehmen, dass bei einer empirischen Kodierungshäufigkeit ab ca. 25% eine direkte Relation zu der entsprechenden Kodifizierung in AWB und LWB existiert. Bei geringerer Kodierungshäufigkeit sind die Ergebnisse bezüglich der lexikographischen Kodifizierung hingegen sehr variabel. In keinem Fall konnte jedoch in den LWB Information registriert werden, die nicht auch wenigstens in einem der AWB kodifiziert ist. Es lässt sich demnach bestätigen, dass die Informationen der LWB einen Teilausschnitt aus dem Angebot der AWB darstellen und diese in dem Sinne einem Ausschnitt des Sprachkodexes entsprechen, wobei allerdings die Auswahlkriterien zu ungenau

dargelegt werden, da die zugrundeliegenden Datenquellen und der zu beschreibende Gegenstandsbereich nicht deutlich genug definiert werden. Beide AWB bieten ebenfalls nur einen Ausschnitt aus der empirisch kodierten Vielfalt an, wobei die Kriterien der Auswahl auch hier unklar sind. Somit bleibt die Frage offen, wo die „Gesamtheit der Vielfalt“ kodifiziert wird und auf welchen Korpora die empirischen Grundlagen derjenigen WB beruhen sollten, die zum Sprachkodex gerechnet werden.

## 5 Desiderata und Ausblick

Für die Sprachkodexforschung allgemein und die Auswahl der repräsentativen Ausschnitte aus diesem zum Nutzen für das DaF-Umfeld sollen folgende Desiderata formuliert werden:

- (i) Zwecks Erstellung eines Sprachkodexes der deutschen Gegenwartssprache sollte die Vielfalt einer Sprache so ausführlich und umfangreich wie möglich kodifiziert werden, denn:

„Ein Wörterbuch, das [...] sich auf die Darstellung des Gebräuchlichen beschränkt, ist in dem Maße, in dem es seine Aufgabe in der Erfassung der grundlegenden Strukturen des lexikalischen Systems sieht, unvollständig oder – genauer gesagt – falsch.“ (Engelberg 2014: 249)

In dem Sinne wäre es wünschenswert, die Frage des Gegenstandsbereiches der Sprachkodexforschung genauer zu bestimmen. Zu den sieben Dimensionen der Sprachkodexforschung, die z.B. Klein (2014: 227) vorschlägt, sollte daher u.a. eine weitere Dimension, die der „Bestandsaufnahme der standardsprachlichen Vielfalt“ hinzugefügt werden. Dabei sollte über die lexikographische Kodifizierung als 'Beschreibung' des Ist-Zustandes einer Sprache reflektiert werden bzw. der Begriff „Standardsprache“ genauer definiert werden (vgl. Elspaß 2010, Klein 2013, Spiekermann 2010).

- (ii) In direkter Verbindung dazu wäre es sinnvoll, die empirische Datengrundlage zur Erstellung eines Sprachkodexes in der wissenschaftlichen Diskussion ausgiebiger zu diskutieren (vgl. Klein 2013).
- (iii) Es ergibt sich somit auch die Forderung an die Wörterbücher – sowohl an die AWB als auch an die LWB – ihre Datengrundlage und die entsprechenden Auswahlkriterien dem Benutzer offen darzulegen. Nur so kann der interessierte Benutzer das Informationsangebot angemessen einstufen.
- (iv) Konkret für das DaF-Umfeld und den hier exemplarisch untersuchten Gegenstandsbereich ergibt sich die Forderung, verstärkt die Information zu der Ausdrucksvielfalt des verbalen Konstruktionspotenzials lexikographisch explizit zu machen und dabei neben dem Häufigen – auch für einen fortgeschrittenen fremdsprachigen Kontext – das Seltene anzubieten (vgl. Engelberg 2010, 2015; Meliss 2015a, 2015b, 2016). Hinzu kommen dann für die Abfrage die unterschiedlichen Tools, die dem Benutzer automatisch generierte Information zu Wortprofilen, Kookkurrenzen etc. anbieten (vgl. Belica 2011, Didakowski/Geyken 2014, González Ribao/Meliss 2016).

Neuartig konzipierte lexikographische Online-Informationssysteme ermöglichen das Angebot der sprachlichen Vielfalt und dessen Auswahl je nach Benutzerbedürfnis. Mit den Worten von Wolfgang Klein: „Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch“ (2015) wird das zukünftige lexikographische Produkt, welches Bestandteil oder Grundlage des deutschen Sprachkodexes bilden kann, nicht mehr ein Wörterbuch sein, sondern viel mehr als das. In der hybriden

Form eines lexiko-grammatikographischem Informations- und Konsultationssystems könnte die Vielfalt einer Sprache (auf der Basis verschieden umfangreicher und entsprechend vordefinierter Korpora) besser festgehalten werden. Durch unterschiedliche Auszeichnungen der Varietäten (Stil- und Register Ebenen etc.), dem Häufigen/Seltenen etc. könnte die sprachliche Vielfalt über verschiedene Einstellungen, die auch die diversen Textsorten und die Medialität (Schriftlichkeit - Mündlichkeit) berücksichtigen, konsultiert werden.

Lexikographische Kodifizierung sollte sich in dem Sinne verstehen als das Festhalten von all dem, was durch vordefinierte Korpora belegt werden kann und in einem bestimmten sprachlichen Kontext (wobei der fremdsprachige Kontext nur eine der Möglichkeiten darstellt) relevant sein könnte. Da dies je nach Benutzer ganz unterschiedlich sein kann, bietet sich ein modulares, nach Benutzerbedürfnissen orientiertes Konsultations- und Informationsangebot an.

## 6 Literatur

### Wörterbücher

Cyffka, Anreas (2006): Pons Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Stuttgart: Pons. → Pons-DaF und Pons-DaF-O: [<http://de.pons.com/>].

Duden-o: Duden-online: [<http://www.duden.de/>].

DWDS: Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache: [<http://www.dwds.de/>].

Götz, Dieter / Haensch, Günther / Wellmann, Hans (2010): Langenscheidt. Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin/München: Langenscheidt. → LGWB-DaF und LGWB-DaF-online (2009): [<http://de.thefreedictionary.com/>].

KdG-DaF → Kempcke, G. (2000)

Kempcke, Günter (2000): Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin/New York: de Gruyter. → KdG-DaF

LGWB-DaF → Götz, D. et al. (2010)

Pons-DaF / Pons-DaF-O → Cyffka, A. (2006)

### Forschungsliteratur

Abel, Andrea / Zanin, Renata (Hrsg.) (2011): Korpora in Lehre und Forschung. Bozen: Bozen University Press.

Ágel, Vilmos (2015): Brisante Gegenstände. Zur valenztheoretischen Integrierbarkeit von Konstruktionen. – In: Engelberg Stefan et al. (Hrsg.). S. 61-87.

Belica, Cyril (2011): Semantische Nähe als Ähnlichkeit von Kookkurrenzprofilen. – In: Abel, Andrea et al. (Hrsg.). S. 155-178.

Didakowski, Jörg / Geyken, Alexander (2014): From DWDS Corpora to a German Word Profile. – In: Abel, Andrea und Lothar Lemnitzer (Hrsg.). Vernetzungsstrategien, Zugriffsstrukturen und automatisch ermittelte Angaben in Internetwörterbüchern. OPAL [Online publizierte Arbeiten zur Linguistik 2]. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. S. 39-47.

[<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/opal/opal14-2.html>]. [01.02.2015]

Elspaß, Stephan (2010): Altagsdeutsch. – In: Krumm et al. (Hrsg.). S. 418-424.

Engelberg, Stefan (2009): Blätter knistern über den Beton. Zwischenbericht aus einer korpuslinguistischen Studie zur Bewegungsinterpretation bei Geräuschverben. – In: OPAL [Online publizierte Arbeiten zur Linguistik 4]. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. S. 74-97. [<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/opal/opal09-4.html>]. [01.02.2015]



- Engelberg, Stefan (2010): Die lexikographische Behandlung von Argumentstrukturvarianten in Valenz- und Lernerwörterbüchern. – In: Schierholz, Stefan J., Klaus Fischer und Eilika Fobbe (Hrsg.): Valenz und Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt/M. S. 113-141.
- Engelberg, Stefan (2014): Gegenwart und Zukunft der Abteilung Lexik am IDS: Plädoyer für eine Lexikographie der Sprachdynamik. – In: Steinle, Melanie und Franz J. Berens (Hrsg.): Ansichten und Einsichten. 50 Jahre Institut für Deutsche Sprache. Mannheim. S. 243-253.
- Engelberg, Stefan (2015): Gespaltene Stimuli bei Psych-Verben. Kombinatorische Mustersuchen in Korpora zur Ermittlung von Argumentstrukturverteilungen. – In: Engelberg, Stefan et al. (Hrsg.). S. 469-491.
- Engelberg, Stefan / Meliss, Meike / Proost, Kristel / Winkler, Edeltraud (Hrsg.) (2015): Argumentstruktur zwischen Valenz und Konstruktion. (= Studien zur deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 68). Tübingen: Narr Verlag.
- Geyken, Alexander (2011): Statistische Wortprofile zur schnellen Analyse der Syntagmatik in Textkorpora – In: Andrea Abel und Renata Zanin (Hrsg.). S. 115-137.
- Goldberg, Adele (1995): Constructions: a construction grammar approach to argument structure. Chicago: University of Chicago Press.
- González Ribao / Meliss (2016 i.Dr.): Wortprofile, Kookkurrenzen und Konkordanzen in Forschung und Lehre im hispanophonen DaF-Umfeld: Bestandsaufnahme und –beschreibung für kontrastive Aufgabenstellungen. – In: Robles i Sabater, Ferrán et al. (Hrsg.): Angewandte Linguistik Iberoromanisch – Deutsch. Studien zu Grammatik, Lexikographie, interkultureller Pragmatik und Textlinguistik (Reihe: Romanistische Fremdsprachenforschung und Unterrichtsentwicklung, Bd. 5) Tübingen: Narr.
- Goscher, Juliana (2011): Geräuschverben mit direktonaler Erweiterung im Deutschen. – In: Lasch, Alexander und Alexander Ziem (Hrsg.): Konstruktionsgrammatik III. Aktuelle Fragen und Lösungsansätze. Tübingen: Stauffenburg. S. 27-41.
- Jacobs, Joachim (2008): Wozu Konstruktionen? – In: Linguistische Berichte 213. S. 3–44.
- Jacobs, Joachim (2009): Valenzbindung oder Konstruktionsbindung? – In: ZGL 37/3 S. 490-513.
- Klein, Wolf Peter (2013): Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? – In: Hagemann, Jörg, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg Verlag. S. 15-33.
- Klein, Wolf Peter (2014): Gibt es einen Kodex für die Grammatik des Neuhochdeutschen und wenn ja, wie viele? Oder: ein Plädoyer für Sprachkodexforschung. – In: Plewnia, Albrecht und Andreas Witt (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Jahrbuch IDS 2013. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 219-242.
- Klein, Wolfgang (2015): Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch. – In: Eichinger, Ludwig M. (Hrsg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmung und Perspektiven. Jahrbuch IDS 2014. Berlin/München/Boston: de Gruyter. S. 277-295.
- Krumm, Hans-Jürgen / Fandrych, Christian / Hufeisen, Britta / Riemer, Claudia (Hrsg.) (2010): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Bd. 1. Berlin/ New York: de Gruyter Mouton.
- Levin, Beth (1993): English verb classes and alternations. A Preliminary Investigation. Chicago.
- Meliss, Meike (2005): Recursos lingüísticos alemanes relativos a „GERÄUSCH“ y sus posibles correspondencias en español. Un estudio lexicológico modular-integrativo. (= Studien zur romanischen Sprachwissenschaft und interkulturellen Kommunikation, Bd. 16) Frankfurt: P. Lang.
- Meliss, Meike (2012): Der Wagen scheppert um die Ecke. Geräuschverben als Direktiva? – In: Sprachwissenschaft 37/3. S. 309-332.

- Meliss, Meike (2014): Die fremdsprachige Produktionssituation im Fokus eines onomasiologisch-konzeptuell orientierten, zweisprachig-bilateralen Wörterbuches für das Sprachenpaar Deutsch - Spanisch: Theoretische und methodologische Grundlagen von DICONALE. – In: Abel, Andrea, Chiara Vettori und Natascia Ralli (Hrsg.): Proceedings of the XVI EURALEX International Congress: The User in Focus. Bolzano: Institute for Specialised Communication and Multilingualism. S. 1119-1134. [[http://www.euralex.org/proceedings-toc/euralex\\_2014/](http://www.euralex.org/proceedings-toc/euralex_2014/)] [01.02.2015]
- Meliss, Meike (2015a): Das verbale Kombinationspotenzial in einsprachigen DaF-Lernerwörterbüchern: Kritische Bestandsaufnahme – Neue Anforderungen. – In: Zeitschrift für DaF 1. S. 14-27.
- Meliss, Meike (2015b): Argumentstrukturen, Valenz und Konstruktionen. Eine kopusbasierte Studie deutscher und spanischer „Geruchsverben“ im Kontrast. – In: Engelberg, Stefan et al. (Hrsg.). S. 317-339.
- Meliss, Meike (2016): Lexikalische Vielfalt und Varianz aus kontrastiver Perspektive. Überlegungen zu einem Produktionswörterbuch aus der Sicht des Deutschen und Spanischen. – In: Borek, Luise und Andrea Rapp (Hrsg.): Varianz und Vielfalt interdisziplinär: Wörter und Strukturen. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache. (= OPAL 2/2016). S. 28-49. [<http://pub.ids-mannheim.de/laufend/opal/opal16-2.html>] [01.05.2016]).
- Spiekermann, Helmut (2010): Variation in der deutschen Gegenwartssprache. – In: Krumm et al. (Hrsg.). S. 343-359.
- Welke, Klaus (2009a): Valenztheorie und Konstruktionsgrammatik. – In: ZGL 37/1. S. 81-124.
- Welke, Klaus (2009b): Konstruktionsvererbung, Valenzvererbung und die Reichweite von Konstruktionen. – In: ZGL 37.3. S. 514-543.
- Welke, Klaus (2015): Wechselseitigkeit von Valenz und Konstruktion: Valenz als Grundvalenz. – In: Engelberg, Stefan et al. (Hrsg.). S. 35-59.